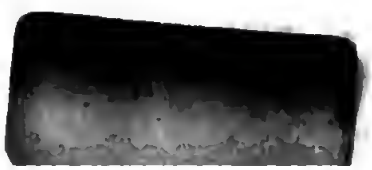

Maria Thereſia

nach dem Erbfolgekriege.

1748—1756.

Von

Alfred Ritter von Arneth.

Wien, 1870.

Wilhelm Braumüller

Hiſtoriſche Werke

aus dem Verlage von

Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler in **Wien**.

Von demſelben Verfaſſer:

Geſchichte Maria Thereſia's. 1.—3. Band. A. u. d. T. **Maria Thereſia's erſte Regierungsjahre.** 1740—1748. 3 Bände. gr. 8. 1865—1868. 13 fl. 50 kr. — 9 Thlr.

Prinz Eugen von Savoyen. Nach den handſchriftlichen Quellen der kaiſerlichen Archive. 1663—1736. Mit Porträts und Schlachtplänen. Neue Ausgabe. 3 Bände. gr. 8. 1864. 10 fl. — 6 Thlr. 20 Ngr.

Maria Thereſia und Marie Antoinette. Ihr Briefwechſel. Zweite vermehrte Auflage. Mit Briefen des Abbé Vermond an den Grafen Mercy. gr. 8. 1866. 4 fl. — 2 Thlr. 20 Ngr.

Marie Antoinette, Joſef II. und Leopold II. Ihr Briefwechſel. gr. 8. 1866. 3 fl. — 2 Thlr.

Beaumarchais und Sonnenfels. gr. 8. 1868. 1 fl. — 20 Ngr.

Joſef II. und Katharina von Rußland. Ihr Briefwechſel. gr. 8. 1869. 5 fl. — 3 Thlr. 10 Ngr.

Brunner, Dr. Seb. Die theologiſche Dienerſchaft am Hofe Joſef's II. Geheime Correſpondenzen und Enthüllungen zum Verſtändniß der Kirchen- und Profangeſchichte in Oeſterreich von 1770—1800, aus bisher unedirten Quellen der k. k. Haus-, Hof-, Staats- und Miniſterialarchive. gr. 8. 1868. 4 fl. 50 kr. — 3 Thlr.

Czerwenka, Bernh., Pfarrer in Ramſau in Steiermark. **Die Khevenhüller.** Geſchichte des Geſchlechtes mit beſonderer Berückſichtigung des XVII. Jahrhunderts. Nach archivaliſchen Quellen. Mit einem Porträt und zwei xylografirten Anſichten. gr. 8. 1867. 6 fl. 50 kr. — 4 Thlr. 10 Ngr.

Falke, Jac., fürſtlich Liechtenſtein'ſcher Bibliothekar und Gallerie-Director. **Geſchichte des fürſtlichen Hauſes Liechtenſtein.** (2 Bände.) 1. Band. gr. 8. 1868. 5 fl. — 3 Thlr. 10 Ngr.

Hellwald, Friedrich von. Maximilian I., Kaiſer von Mexiko. Sein Leben, Wirken und ſein Tod, nebſt einem Abriß der Geſchichte Mexiko's. 2 Bände. 8. 1869. 4 fl. — 2 Thlr. 20 Ngr.

Hurter, Friedrich von, k. k. wirklicher Hofrath und Reichshiſtoriograph. **Franzöſiſche Feindſeligkeiten gegen das Haus Oeſterreich** zur Zeit Kaiſer Ferdinand's II. gr. 8. 1859. 75 kr. — 15 Ngr.

— — **Friedensbeſtrebungen Kaiſer Ferdinand' II.** Nebſt des apoſtoliſchen Nuntius Carl Carafa Bericht über Ferdinand's Lebensweiſe, Familie, Hof, Räthe und Politik. gr. 8. 1860. 2 fl. — 1 Thlr. 10 Ngr.

— — **Wallenſtein's vier letzte Lebensjahre.** gr. 8. 1862. 5 fl. — 3 Thlr. 10 Ngr.

Janko, W. Edler von. Wallenſtein. Ein Charakterbild im Sinne neuerer Geſchichtsforſchung auf Grundlage der angegebenen Quellen. In 3 Büchern. gr. 8. 1867. 2 fl. — 1 Thlr. 10 Ngr.

Maria Thereſia

nach dem Erbfolgekriege.

Geſchichte

Maria Thereſia's

von

Alfred Ritter von Arneth.

Vierter Band.

1748—1756.

Wien, 1870.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

F. 10 394

Maria Thereſia

nach dem Erbfolgekriege.

1748—1756.

Von

Alfred Ritter von Arneth.

Wien, 1870.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Seite

Der Staat und die Stände 1
Aufzeichnungen der Kaiserin 2
Die Finanzwirthschaft ihrer Vorfahren 3
Uebergewicht der Minister 4
Graf Sinzendorff 6
Starhemberg, Kinsky und Bartenstein 7
Bartenstein 8
Graf Haugwitz 10
Militärcontribution 13
Widerstreben der Stände 14
Graf Friedrich Harrach 15
Unterhandlungen mit den Ständen 18
Conflict mit Harrach 23
Harrachs Tod 24
Graf Philipp Kinsky 25
Verwaltung und Rechtspflege 27
Die Hofkanzleien 28
Gründung des Directoriums 29
Errichtung der Obersten Justizstelle 30
Codification des Civilrechtes 31
Rückblick der Kaiserin auf ihr Werk 33
Bedeutung der neuen Einrichtungen 36

Zweites Capitel.

Confessionelle Angelegenheiten 38
Die Kreisämter 39
Die Juden in Böhmen 42
Die Protestanten 51
Die katholische Geistlichkeit 55

Seite
Verhältniß zur römischen Curie 56
Abschaffung katholischer Feiertage 57
Andere kirchliche Anordnungen 60
Hirtenbriefe der Bischöfe 61

Drittes Capitel.

Finanzen und Handel 62
Die Steuern 63
Ersparungen 66
Ausgaben 67
Ordnung des Staatshaushaltes 68
Bergwerke und Münzwesen 69
Indirecte Abgaben 70
Lotto und Post 71
Die Zölle 72
Graf Rudolf Chotek 73
Reformen im Zollwesen 74
Förderung der Industrie 76
Die Bodenproduction 78
Der Handel 79
Der Hafen von Triest 80
Freiherr von Wiesenhütter 81
Wiesenhütter in Triest 83
Aufschwung von Triest 84
Finme 85

Viertes Capitel.

Kriegswesen 86
Prinz Karl von Lothringen 87
Reformen im Kriegswesen 88
Hofkriegsrath von Wöber 89
Graf Joseph Harrach 90
Graf Leopold Daun 91
Errichtung einer Militäracademie 92
Gründung der Ingenieuracademie 93
Genieweſen und Artillerie 94
Die Militärgrenze 95
Versorgung der Invaliden 98
Beurlaubung der Soldaten 100
Bedienung der Offiziere 101
Duelle und Begräbnisse 102
Bestrafung der Excesse 103
Franz von der Trenck 105

Fünftes Capitel.

Seite
Unterricht und Wissenschaft 109
Rohheit und Aberglaube 110
Die Volksschule 111
Das Waisenhaus in Wien 112
Pater Ignaz Parhamer 113
Die Gymnasien 114
Realschulen 115
Die Wiener Universität 116
Gerhard van Swieten 117
Die medicinische Facultät 118
Theologie und Philosophie 119
Die juridische Facultät 120
Das Universitätsgebäude 122
Das Theresianum 124
Die orientalische Academie 126
Die Interessen der Wissenschaft 127
Academie der Wissenschaften 129
Haus-, Hof- und Staatsarchiv 132

Sechstes Capitel.

Maria Theresia und ihre Familie 136
Die Kaiserin 137
Ihre Vergnügungen 141
Schönbrunn 142
Reisen der Kaiserin 144
Kaiser Franz 145
Die Prinzessin Charlotte von Lothringen 150
Die Kaiserin-Witwe Elisabeth 151
Maria Theresia's Kinder 152
Die Erzherzoginnen Marianne und Marie 153
Erzherzog Joseph 154
Josephs Erziehung 157
Instruction für Batthyany 159
Instruction für die Kammerherren 162
Josephs Lehrer 163
Lehrplan für Joseph 167
Der Erzieher Philipp La Mine 168
Geschichtlicher Unterricht 170
Historische Arbeiten Bartensteins 171
Andere Lehrgegenstände 176
Erzherzog Karl 178

Siebentes Capitel

Seite
Ungarn und der Landtag von 1751 180
Das Königreich Ungarn 181
Einberufung des Landtages 184
Eröffnung des Landtages 185
Die königlichen Propositionen 186
Wahl des Palatins 187
Die Magnatentafel 188
Die Tafel der Stände 189
Die Beschwerden des Landes 190
Die Erhöhung der Contribution 193
Die Gravamina 205
Unzufriedenheit der Kaiserin 207
Erwiederung auf die Gravamina 208
Mißvergnügen der Stände 210
Aufstand in Croatien 211
Reise der Kaiserin nach Pest 212
Besuch in Gödöllö 213
Fernere Landtagsverhandlungen 215
Creirung königlicher Freistädte 216
Schluß des Landtages 219

Achtes Capitel.

Die Lombardie 221
Verschwörung gegen Oesterreich 222
Gräfin Clelia Borromeo 223
Graf Julius Biancani 226
Biancani's Hinrichtung 227
Unterwerfung der Gräfin Borromeo 228
Rainoldi 229
Congreß zu Nizza 231
Graf Ferdinand Harrach 232
Graf Pallavicini 233
Graf Beltrame Cristiani 236
Vertrag mit Sardinien 238
Successionsvertrag mit Modena 239
Provinzial- und Gemeindeverwaltung 243
Aufhebung des italienischen Rathes 245
Cristiani's Tod 246

Neuntes Capitel.

Die Niederlande 247
Rückkehr Karls von Lothringen 248

Seite
Marchese Botta d'Adorno 249
Verwaltung der Niederlande 250
Der Barrierevertrag 252
Verhandlungen wegen Aenderung des Barrierevertrages 254
Excesse holländischer Truppen 257
Förderung der Landwirthschaft 259
Widerstand gegen Neuerungen 260

Zehntes Capitel.

Die äußere Politik 262
Feldmarschall Graf Königsegg 263
Graf Rudolph Colloredo 264
Graf Joseph Khevenhüller 265
Das künftige politische System 266
Das Gutachten des Kaisers 267
Meinung des Grafen Harrach 270
Tadel gegen Bartenstein 271
Gutachten des Grafen Kaunitz 272
Ansicht der übrigen Minister 280
Entscheidung der Kaiserin 282
Annäherung an England 285
Instruction für den Grafen Richecourt 286
Gewährleistung des Dresdner Friedens 288
Beitritt Englands zur Petersburger Allianz 289
Antrag auf Wahl eines römischen Königs 290
Vertrag mit Baiern 293
Verhandlungen mit Kurpfalz 294
Forderungen des Kurfürsten von Köln 296
Dessen Bündniß mit Frankreich 297
Vertrag mit Sachsen 298
Die Haltung Preußens 299

Eilftes Capitel.

Oesterreich und Preußen 300
Friedrichs Stimmung gegen Oesterreich 301
Die Reichsgarantie für Schlesien 303
Die schlesische Schuld 307
Friedrichs Aeußerung über die Kaiserin 310
Sendung des Herrn von Dewitz nach Wien 311
Mission des Karl Joseph von Fürst 313
Die Wahl eines römischen Königs 314
Sir Charles Hanbury Williams in Wien 317

Digitized by Google

Zwölftes Capitel.

Seite
Kaunitz in Paris 318
Der französische Geschäftsträger Blondel 319
Graf Wenzel Kaunitz 320
Marquis Hautefort in Wien 323
Instruction für Kaunitz 324
Berichte des Grafen Kaunitz aus Frankreich 326
Neue Vorschläge des Grafen Kaunitz 331
Die Marquise von Pompadour 334
Verhandlungen mit Spanien 336
Vertrag von Aranjuez 340
Rückkehr des Grafen Kaunitz aus Frankreich 342

Dreizehntes Capitel.

Kaunitz als Staatskanzler 343
Ulfeld und Bartenstein 344
Ein fremdes Urtheil über Kaunitz 350
Instruction für den Marquis d'Aubeterre 353
Starhembergs Instruction 354
Beziehungen zu Frankreich 359
Verhältniß zu England 365
Verhandlungen mit England und Rußland 367

Vierzehntes Capitel.

Wandlungen der Politik 371
Englands Begehren an Oesterreich 372
Antwort des Wiener Hofes 373
Fernere Forderungen Englands 375
Zwiespalt der Meinungen hierüber 376
Oesterreichs Erklärung an England 379
Kaunitz Denkschrift über sein Verfahren 383
Die Haltung Englands 386
Plan zu einer Allianz mit Frankreich 388
Genehmigung dieses Planes 393
Instruction für Starhemberg 394

Fünfzehntes Capitel.

Verhandlungen mit Frankreich 397
Starhembergs erste Anträge 398
Die Antwort Frankreichs 399
Neue Berathungen in Wien 400
Zweites Rescript an Starhemberg 401
Französische Antwort 402

Digitized by Google

Seite
Berathungen hierüber 403
Dritte Weisung an Starhemberg 404
Die Antwort Frankreichs 405
Erwägungen des Kaiserhofes 407
Instruction für Starhemberg 410
Vertrag von Westminster 416
Veränderte Haltung Frankreichs 417
Fortsetzung der Verhandlungen 420
Betrachtungen Starhembergs 426
Bedenklichkeiten des Kaiserhofes 427
Erklärungen desselben 429

Sechzehntes Capitel.

Der Vertrag von Versailles 432
Zwiespalt zwischen Rußland und Preußen 433
Zusicherung russischer Hülfe für Oesterreich 435
Spannung zwischen Oesterreich und England 436
Fortsetzung der Verhandlung mit Frankreich 439
Parteistellung im französischen Ministerium 440
Berathung zu Versailles 441
Abschluß des Vertrages 442
Inhalt desselben 443
Erklärung der französischen Regierung 445
Wunsch nach gänzlicher Abtretung der Niederlande 447
Beweggründe zur Gewährung dieses Begehrens 450
Oesterreichs Gegenbedingungen 453
Keith's Audienz bei der Kaiserin 456
Keith's Urtheil über Kaunitz 458
Preußische Rüstungen 459
Die Haltung Rußlands 460

Siebzehntes Capitel.

Der Ausbruch des Krieges 462
Brief des Grafen Kaunitz an Frau von Pompadour 463
Ihre Zusammenkunft mit Starhemberg 464
Die Fortführung der Verhandlungen 465
Der Abbé von Bernis 466
Streitpunkte zwischen Oesterreich und Frankreich 467
Die Rüstungen Preußens 473
Weingartens Verrath 475
König Friedrichs Anfragen in Wien 479
Die Antwort des Kaiserhofes 483
Friedrichs Einbruch in Sachsen 486

Achtzehntes Capitel.

Seite
Maria Thereſia und Friedrich II. 487
Sachſen und Preußen 488
Menzels Verrath 489
Die Handlungsweiſe Friedrichs 490
Das Verfahren der Kaiſerin 493

Anmerkungen 507

Erſtes Capitel.

Der Staat und die Stände.

Für ſich ſelbſt und den Staat aus den gemachten Erfahrungen den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, iſt ohne Zweifel eines der untrüglichſten Kennzeichen eines weiſen Regenten. Denn daß wirklich Weisheit dazu gehört, ſich die eigenen Erlebniſſe zur Lehre dienen zu laſſen, dafür iſt wohl die Seltenheit der Fälle, in denen dieß geſchieht, der beſte Beweis. Wenn man die Zeit ſich vergegenwärtigt, in welcher zum letzten Male eine langdauernde, verheerende Kriegsepoche zum Abſchluſſe gelangte, die Zeit der Beendigung der napoleoniſchen Kämpfe durch die Verträge von Wien, ſo wird man wohl zugeben müſſen, daß damals in ganz Europa nur wenig geſchah, um die Wunden zu heilen, welche der Krieg geſchlagen, um die Staaten zu kräftigen, die ſich faſt verblutet hatten in den ſtets ſich erneuernden Kämpfen, um die Völker ſchadlos zu halten für die Leiden, die ſie hatten erdulden müſſen. Anders als in unſerem eigenen war dieß im verfloſſenen Jahrhundert, anders als in unſerer Zeit war es in derjenigen Maria Thereſia's und Friedrichs von Preußen der Fall. Hat doch der Letztere gleich nach Abſchluß des Friedens von Dresden um nichts ſo ſehr ſich bemüht, als das ererbte ſo wie das neu erworbene Beſitzthum zu ſtärken und zu kräftigen und aus den früher ſo ungleichartigen Beſtandtheilen einen Staat zu ſchaffen, der nicht nur jedem künftigen Angriffe mit Ausſicht auf Erfolg zu widerſtehen vermöchte, ſondern die Mittel an die Hand gab, bei günſtigem Anlaſſe neue Erwerbungen, neue Vergrößerung zu ſuchen.

So ziemlich das Gleiche war auch zu der Zeit, als der Friede von Aachen zu Stande kam, mit Maria Thereſia der Fall. Man kennt die Erbitterung, mit welcher der Verluſt von Schleſien ſie erfüllte; man weiß, wie ungemein ſchwer ſie der Nothwendigkeit ſich fügte, weder Schleſien wieder zu erlangen noch anderswo, ſei es in Deutſchland durch die Erwerbung Baierns, ſei es in Italien durch diejenige Neapels und Siciliens den erſehnten Erſatz für Schleſien zu erhalten. Den Urſachen nachforſchend, weßhalb die hierauf abzielenden Entwürfe geſcheitert ſeien, fand ſie Maria Thereſia in der Unzuverläſſigkeit ihrer früheren Verbündeten und in der Unzulänglichkeit der eigenen Macht. Was die Erſteren betraf, ſo war ihr von denſelben, insbeſondere von England während des Kampfes gegen Preußen und mehr noch während der Friedensverhandlungen zu Aachen unleugbar gar arg mitgeſpielt worden. Und es ließ ſich nicht erwarten, daß bei einem etwaigen neuen Zuſammenſtoße mit den früheren Gegnern auf kräftigere Unterſtützung von Seite der bisherigen Alliirten zu rechnen ſei. Es blieb daher nichts übrig als die Steigerung, die Vermehrung der eigenen Kraft; eine ſolche aber konnte vorerſt in nichts Anderem erblickt werden als in der Aufſtellung einer anſehnlichen Kriegsmacht und in der Einführung eines neuen Syſtems, durch welches in die völlig zerrütteten Finanzen Ordnung gebracht wurde. Denn der Unzulänglichkeit ihrer Streitkraft und der Leere ihrer Kaſſen ſchrieb Maria Thereſia zunächſt und wohl mit Recht ihr Unterliegen in dem Kampfe zu, welcher mit dem Einmarſche Friedrichs in Schleſien begonnen, mit dem Verluſte dieſer Provinz aber ſein Ende gefunden hatte.

Erſt vor ganz kurzer Zeit ſind Aufzeichnungen an's Licht gezogen worden, welche von Maria Thereſia ſelbſt herrühren und ihre eigenen Anſchauungen kundgeben über die Urſachen und Wirkungen der Ereigniſſe während ihrer erſten Regierungsjahre [1]). Wenn hiedurch auch das bereits Bekannte größtentheils nur beſtätigt wird, ſo haben jene Mittheilungen doch ſchon um der Perſon willen, von welcher ſie ausgehen, einen ganz eigenthümlichen Werth. Und zur Charakteriſirung ihrer ſelbſt und ihrer Meinung über den Zuſtand, in welchem ihr Vater ihr das Reich hinterließ, über die Unzulänglichkeit der Hülfsquellen, welche ſie

vorfand, über die Ereigniſſe, die bald darauf eintraten, und über das Ausmaß der Schuld, das ſie an dem unglücklichen Ausgange derſelben den Verhältniſſen im Allgemeinen ſo wie einzelnen Perſonen insbeſondere beimaß, gewähren jene Aufzeichnungen doch auch wieder neuen und oft überraſchenden Aufſchluß.

So wird es gewiß mit Intereſſe vernommen werden, wenn die Kaiſerin, auf den Zuſtand der öſterreichiſchen Monarchie unter ihren Vorfahren zurückgehend, die Haupturſache der immerwährenden Geldverlegenheiten, in denen ſich dieſelben befanden, deren allzuweit gehender Freigebigkeit zu Gunſten der Geiſtlichkeit und des Adels zuſchreibt. „Meine Vorfahren „haben aus großer Pietät," ſo lauten Maria Thereſia's eigene Worte, „viel und zwar die meiſten Cameralgüter und Einkünfte verſchenkt, was „in jener Zeit zur Unterſtützung der Religion und zur Förderung der „Geiſtlichkeit wohl hat geſchehen können. Da aber Gott uns jetzt in „den deutſchen Erblanden ſo geſegnet hat, daß ſowohl die katholiſche „Religion die blühendſte, als die Geiſtlichkeit genugſam und wohl fun„dirt iſt, ſo fällt dieſer Grundſatz hinweg, und es wäre nicht allein „nicht löblich, ſondern ich hielte es vielmehr für ſchädlich, wenn an die „Geiſtlichkeit noch mehr gegeben und abgetreten würde, weil ſie einer„ſeits ſolches nicht bedarf, andererſeits aber das, was ſie beſitzt, leider „nicht ſo verwendet wie ſie ſollte, und dabei das Publicum ſehr bedrückt, „indem kein Kloſter in den Schranken der Stiftung verbleibt und viele „Müßiggänger angenommen werden, welches Alles eine große Remedur „noch erfordern wird, wo mit der Zeit und nach guter Ueberlegung „die Sache weiters auszuführen gedenke. Jedoch nehme ich," fügt die Kaiſerin hinzu, „von dießfälligen Maßregeln das Königreich Ungarn „aus, wo wegen der Religion noch viel Gutes zu bewirken wäre, wozu „der dortige Clerus wohl beizuziehen, keineswegs aber allein mit ihm, „ſondern hauptſächlich mit Weltlichen die dießfälligen Grundſätze zu „vereinbaren ſein werden."

„Um aber wieder auf meine Vorfahren zurückzukommen," läßt die Kaiſerin, der übermäßigen Begünſtigung des Adels ſich zuwendend, ſich weiter vernehmen, „ſo haben dieſelben nicht allein die „meiſten Cameralgüter verſchenkt, ſondern noch dazu von den in Re-

„bellionszeiten confiscirten Gütern die Schulden auf sich genommen, „die noch wirklich dem Staatsschatze zur Last fallen. Kaiser Leopold „fand nicht so viel mehr zu verschenken, allein die von ihm geführten „schweren Kriege haben vermuthlich verursacht, daß die noch übrigen „Cameralgüter versetzt und verpfändet, auch solches durch die Nachfolger „nicht erleichtert worden ist, so daß die vorgefundenen Cameralerträgnisse „kaum achtzigtausend Gulden erreichen. Wie denn auch bei meinen „Vorfahren die Minister große Regalien von den Kaisern selbst und „den Ländern erhielten, weil sie nicht allein der Milde, der Gnade „und österreichischen Munificenz gar einschmeichelnd sich zu bedienen „gewußt, sondern weil sie nebst der Geistlichkeit allein das Ohr des „Landesfürsten besaßen, weßhalb sie Alles erlangten, was sie nur be„gehrten. Auch hat sich ihre Macht so weit erstreckt, daß sie in den „Ländern mehr gefürchtet und verehrt wurden als selbst der Monarch. „Und da endlich die Mittel der Landesfürsten sich verringerten, so haben „sich derlei Minister, um sich remmeriren zu lassen, an die Länder „gewendet, woraus sodann ihr großes Uebergewicht erwuchs. Obgleich „zuletzt die Klagen hierüber bis vor den Landesfürsten kamen, so ist „doch solches aus Gnade und Langmuth noch durch einige Zeit zu„gelassen worden. Und obwohl die Gelegenheit zu schenken durch diese „Vorgänge größtentheils hinweg fiel, so wußten doch auch unter Joseph „und Karl sich die Minister alle Anlässe zu Nutzen zu machen, um „neue Gnaden für sich oder die Ihrigen zu erlangen."

„Bei all diesen Kaisern konnte es den Ministern unmöglich an „Ansehen und Credit gebrechen, weil Jeder in dem ihm zugetheilten „Departement wie der Kaiser selbst regierte. Darum hatten die Minister „in fast allen Ländern die Stände völlig zu ihrer freien Verfügung, „indem jeder Minister, der einem Lande vorstand, dort gewöhnlich am „stärksten begütert war, mithin in der Versammlung der Stände das „höchste Ansehen besaß. Wollte nun der Landesfürst zum Unterhalt „seiner Armeen und zur Rettung des Staates die erforderlichen Sub„sidien von den Ländern erhalten, so mußte er nothgedrungener Weise „den Ministern, die allein ihm solches zu verschaffen vermochten, die „von ihnen verlangten Vortheile auch wirklich gewähren."

„Gewiß ist," heißt es in der Denkschrift der Kaiserin weiter, „daß in keinem Lande die Stände ihre Freiheiten jemals so sehr betont „haben würden, wenn sie nicht von den Ministern, deren Autorität „und Ansehen lediglich davon abhing, darin kräftigst unterstützt worden „wären, woran aber hauptsächlich der Hof selber die Schuld trug, weil „nie in irgend etwas gehörige Vorkehrung getroffen war, und um nur „Geld zu erlangen, immer Alles sogleich weggegeben und gewährt worden „ist. Denn wäre der Landesfürst nicht jederzeit der willkürlichen Will„fahrung seiner Begehren von Seite der Stände unterworfen gewesen, „dann hätte er nicht nöthig gehabt, sich des Ansehens der Minister zur „Verwirklichung seiner Absichten zu bedienen."

„Dieß ist die wahre Quelle," fügt die Kaiserin hinzu, „warum „unter meinen Vorfahren zur Schwächung der landesfürstlichen Autorität „das Ansehen und die Macht der Minister so hoch und über alle „billigen Gränzen gestiegen ist, und warum, so lang diese Verhältnisse „bestanden, eine Beeinträchtigung oder Schmälerung derselben nicht als „räthlich befunden ward."

„Diese Minister haben den bei dem Landesfürsten erworbenen „Credit auch dahin angewendet, um jenes Land, dem sie vorgesetzt und „darin begütert waren, dermaßen zu begünstigen, daß die anderen Erb„lande dadurch bedrückt und gleichsam angesehen wurden, als wenn sie „fremde Länder wären und nicht einem und demselben Herrscher gehörten."

„Der unter den Ministern allzeit vorwaltende Neid, die Miß„gunst und die Verläumdungen haben zu den schädlichsten Entzweiungen, „folglich zu unheilbarem Nachtheil Anlaß gegeben, wodurch die heil„samsten Maßregeln unterbrochen, die ertheilten Rathschläge aber meistens „von unzähligen eigensinnigen Vorurtheilen begleitet wurden, so daß „dadurch der Landesfürst mehrmals in die äußerste Verlegenheit gerieth. „Und gleich wie man viele meiner Vorfahren eines allzu langsamen „Verfahrens und der Unentschlossenheit in den Landes- und Staats„geschäften beschuldigte, so lag die wahre Ursache hievon nur in dem „unter den Ministern stets bestandenen Zwiespalt und der hartnäckigen „Vertheidigung der eigenen Meinung, wodurch natürlich ein Monarch

„um ſo unſchlüſſiger werden muß, als er ſeine perſönliche Anſicht auch „für eine irrige halten kann. Dieſe unter allen Kaiſern gleichmäßig „andauernde Uneinigkeit des Miniſteriums aber hat oftmals Land und „Leute in die äußerſte Gefahr gebracht."

Sie ſei daher von der Ueberzeugung durchdrungen, ſo ſchließt Maria Thereſia dieſen Theil ihrer Betrachtungen, daß die Miniſter ihrer Vorfahren ſich ihres allzu hoch geſteigerten Anſehens keineswegs zur pflichtmäßigen Beſorgung des öffentlichen Dienſtes, ſondern nur zur Förderung ihres eigenen Wohles und dazu bedient hätten, um ſich ſelbſt, ihre Familien und Freunde in immer fortdauerndem Beſitze ihrer einträglichen Poſten zu erhalten.

Eine tiefer einſchneidende Verdammung des bis in unſere Tage herabreichenden Syſtems, die einflußreichſten Stellen im Staate immer nur den Mitgliedern der vornehmſten Adelsfamilien zu Theil werden zu laſſen, und eine ſchärfere Widerlegung des Vorurtheils, daß dieſe Familien nur in Folge der Verdienſte ihrer Vorfahren um das Kaiſerhaus und die unter deſſen Scepter vereinigten Länder zu Reichthum und Macht, zu der von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich vererbenden bevorzugten Stellung im Staate gelangt ſeien, als ſie hier durch Maria Thereſia ſelbſt in unzweideutigſter Weiſe ausgeſprochen wird, kann in der That nicht gedacht werden.

Nachdem wir im Allgemeinen die Anſchauung der Kaiſerin über die Miniſter ihrer Vorfahren vernommen, wird es von Wichtigkeit ſein, ihre Meinung über die einzelnen Perſonen zu hören, welche in dem Augenblicke das Staatsruder lenkten, als ſie zur Regierung kam.

Nachdem ſie ihr Bedauern darüber ausgeſprochen, daß ihr Vater ſie niemals in die Geſchäfte eingeführt, ſondern ſie ſtets in völligſter Unkenntniß derſelben erhalten habe, weßhalb ſie Anfangs voll Mißtrauen gegen ſich ſelbſt und ihre eigene Befähigung zur Regierung geweſen ſei, fährt die Kaiſerin, den Mitgliedern des damaligen Miniſteriums ſich zuwendend, fort:

„Graf Sinzendorff war ein großer Miniſter, und ich habe erſt „ſpäter ſeinen Verluſt noch mehr empfunden, allein er hatte mein

„Vertrauen nicht. Graf Starhemberg hingegen besaß es völlig und „verehrte ich ihn sehr, obgleich er nicht so große politische Einsicht als „Ersterer hatte. Sinzendorff verfügte und unterrichtete mich Anfangs „von Allem, Starhemberg aber besaß mein ganzes Vertrauen; dieß „ging ruhig und gut, bis Kinsky kam, der mich selbst mit bester „Meinung so irre gemacht und in solche Unruhe und Verwirrung „gestürzt hat, daß ich völlig aus meiner Ruhe gekommen bin, und „großen Kummer mir zuzog."

„Bei diesem Anlasse lernte ich, und zwar auf Starhembergs und „Herbersteins Anregung Bartenstein kennen, gegen den ich Anfangs „recht übel gestimmt war. Aber ich habe ihn so gefunden, wie die ganze „Welt, die ihn wirklich kennt, ihn ansieht, daß er ein großer Staatsmann „ist. Seiner habe ich mich später viel bedient, um die Zwietracht im „Ministerium beizulegen. Dennoch gerieth ich immer tiefer und tiefer „in das Labyrinth, so daß ich oft unentschlossen und mißtrauisch wider „mich selbst wurde, und wenn nicht Gott selber dadurch einen Strich „gemacht hätte, daß sie Alle starben, so wäre ich niemals im Stande „gewesen, Abhülfe zu treffen, indem ich lieber selbst gelitten habe als „zu äußersten Entschlüssen zu schreiten wagte, welche der Ehre und „Reputation eines Andern nachtheilig waren. Doch ließ ich dadurch in „Sachen von entscheidender Wichtigkeit niemals mich abhalten, auch „gegen das Einrathen der Minister Beschlüsse zu fassen, worin mich „Bartenstein unvergleichlich unterstützte, weßhalb ich mich völlig seines „Rathes und seiner Anleitung bediente, daher er so viel Credit bei „mir bekommen, den er auch niemals mißbrauchte."

„In diesen Verhältnissen befand ich mich, ohne Geld, ohne Credit, „ohne Armee, ohne eigene Erfahrung und Wissenschaft, und endlich „auch ohne allen Rath, weil jeder Minister vorerst zu erspähen sich „bemühte, wohin die Sachen sich wenden würden. So war meine Lage „beschaffen, als ich von dem Könige von Preußen angegriffen wurde. „Seine süßen Worte und Versprechungen machten sogar meine Minister „irre, indem man nicht glauben konnte und wollte, daß der König „feindlich gegen mich handeln würde. Dieses Vertrauen der Minister, „und insbesondere Sinzendorffs, dann meine Unerfahrenheit und mein

„guter Glaube waren Ursache, daß die Vertheidigungsanstalten in „Schlesien und die Nachrückung der Regimenter größtentheils ver„nachlässigt wurden und dem Könige freie Hand blieb, sich binnen sechs „Wochen Schlesiens zu bemächtigen."

Nun erst brach, wie die Kaiserin des Weiteren erzählt, über das Verfahren, welches dem Könige von Preußen gegenüber zu beobachten war, der Zwiespalt im Ministerium mit verdoppelter Heftigkeit los. Sinzendorff, Harrach und Kinsky [2]) waren für die Nachgiebigkeit gestimmt, Starhemberg aber und Bartenstein riethen zum Widerstand; ihrer Meinung trat auch Maria Theresia bei, und obwohl bekanntlich dieser Entschluß nicht von glücklichem Erfolge gekrönt ward, so hielt ihn doch die Kaiserin auch in viel späterer Zeit noch für den einzig richtigen; sie versichert, daß sie Bartenstein, der sie hierin bestärkte, einzig und allein die Erhaltung ihres Reiches verdanke, daß ohne ihn Alles zu Grunde gegangen wäre.

„Bis zum Dresdner Frieden habe ich," fährt die Kaiserin später fort, „herzhaft agirt, Alles hazardirt und alle Kräfte angespannt, weil „ja meinen armen Erblanden nichts Unglückseligeres geschehen könnte „als in preußische Hände zu fallen, wie dann, wenn ich nicht immer „gesegneten Leibes gewesen wäre, gewiß Niemand mich abgehalten hätte, „diesem so meineidigen Feinde selbst entgegen zu ziehen. Wie ich jedoch „gesehen, daß ich zum Dresdner Frieden die Hand bieten mußte, so „habe ich auf einmal meine Denkungsart geändert und dieselbe allein „nur auf den inneren Zustand meiner Länder gerichtet, um die erfor„derlichen Maßregeln zu ergreifen, durch welche die deutschen Erblande [3]) „gegen ihre zwei mächtigsten Feinde, gegen Preußen und die Pforte, „trotz des Mangels an Geld und an Festungen, trotz der Schwächung „der Heere erhalten und beschützt werden könnten."

„Das System unseres Hauses ändert sich nun völlig, indem „dasselbe früher das Gleichgewicht gegen Frankreich bildete, jetzt aber „hieran nicht mehr, sondern nur an seine innerliche Erhaltung zu denken „ist. Daher war schon seit dem Dresdner Frieden mein einziges Trachten, „mich von der Lage der Länder und ihrer Leistungsfähigkeit zu unter-

„richten und die überall eingeriſſenen Mißbräuche, welche Alles in die „ärgſte Verwirrung gebracht, zu ergründen. Diejenigen aber, welche „mir hievon hätten Kenntniß geben ſollen, konnten oder wollten ſolches „nicht thun. Auch darin bin ich Bartenſtein Alles ſchuldig, welcher „mir viel an die Hand gegeben und das wahre Licht angezündet, wie „ich dann auch einige Privatperſonen gefunden, die mir durch Vermitt„lung des Cabinetsſecretärs Koch Vieles beibringen ließen. Deſſen Ver„ſchwiegenheit hat wenig ihres Gleichen, wobei er ungemein ehrlich, „chriſtlich und ohne Intriguen iſt. Er war mit mir faſt auf dem Fuß „wie Taroucа, welchen ich nach Herberſteins Tod zu meinem beſon„deren Vertrauten und Rathgeber gemacht. In Staatsſachen habe ich „ihn jedoch niemals gebraucht, ſondern bin hierin allzeit Bartenſtein „gefolgt. Dieſer und Haugwitz gaben mir für den Staat und die Er„haltung der Monarchie das Nöthige an die Hand, Taroucа und Koch „aber dienten mir zu meinem Troſt und Rath, zur Erkenntniß und „Beſſerung meiner ſelbſt. So lang ich lebe, werde ich dieſen vier Per„ſonen, ihren Kindern und Kindeskindern für die Dienſte erkenntlich „ſein, welche ſie mir und dem Staate geleiſtet haben. Auch verpflichte „ich meine Nachfolger das Gleiche an den Nachkommen jener Männer „zu thun, ſo lang deren vorhanden ſind, indem außer der Belehrung „meiner Nachfolger dieſe vier Perſonen die Haupturſache ſind, weßhalb „ich die vorliegende Schrift verfaßte, damit ihre Namen bei der Nach„welt verewigt und ihnen an den Ihrigen dasjenige erſetzt werde, wofür „ich nicht genug erkenntlich ſein konnte."

Was nun die Nothwendigkeit betraf, die Kräftigung der Monarchie zunächſt durch eine Umgeſtaltung des Kriegsweſens und des Finanzſyſtems zu bewirken, demzufolge die Niederlande, die Lombardie und die Militärgränze ungerechnet, eine Armee von mehr als hunderttauſend Mann auf den Beinen gehalten und gleichzeitig Vorſorge für die Beſtreitung der übrigen Staatsausgaben getroffen werden ſollte, ſo wurde hiegegen von keinem der Miniſter Einſprache erhoben. Aber der Auftrag der Kaiſerin, ihr ſchriftlich Vorſchläge über die Art und Weiſe zu erſtatten, in welcher dieſer Gedanke verwirklicht werden könnte, blieb gleichwohl unerfüllt. Sie glaubte zu bemerken, daß es Niemand Ernſt

ſei mit jenem Werke, welches, ſtatt es kräftig anzugreifen, nur zu lee-
rem Wortgezänk und Widerſpruch den nicht ungern ergriffenen Anlaß
gab. „Da iſt jedoch“, ſagt die Kaiſerin ſelbſt, „durch die beſondere
„Vorſehung Gottes und zum Heile dieſer Länder Graf Haugwitz mir
„bekannt geworden, welcher aus Treue und Eifer für mich Alles in
„Schleſien verlaſſen und hier üble Zeiten mit mir ausgeſtanden hat.
„Der Kaiſer zuerſt hat mich mit Haugwitz bekannt gemacht, und nach
„ihm Graf Taroucа, welch Letzterer allzeit in dem was mich perſönlich
„anging, wie in den italieniſchen und niederländiſchen Angelegenheiten
„mein Rathgeber war und von dem ich in meiner Unerfahrenheit viel
„gute Rathſchläge und Ermahnungen erhielt. Auch hat er mich die
„Perſonen und Sachen recht kennen gelehrt, wobei er ſich jedoch in die
„Staatsangelegenheiten niemals gemiſcht, indem er nur mir allein zur
„Richtſchnur diente, um mir meine Fehler zu zeigen und ſie mich er-
„kennen zu machen. Dieß iſt aber höchſt nöthig für einen Regenten,
„indem nur Wenige, ja Keiner ſich findet, der es thut, weil gewöhnlich
„es Alle aus Ehrfurcht oder aus Eigennutz unterlaſſen. Ich wünſchte
„daher allen meinen Kindern, daß ſie dergleichen Männer fänden, die
„ihnen in ſolcher Weiſe an die Hand giengen, indem ich hiefür Taroucа
„gar Vieles ſchulde, was ich ſeinen Kindern zu vergelten allzeit befliſſen
„ſein werde und darum auch meine Nachfolger erſuche.“

„Um aber wieder auf Haugwitz zu kommen,“ fährt die Kaiſerin
fort, „ſo iſt mir derſelbe wahrhaftig durch die Vorſehung zugeſandt
„worden, indem ich, um durchbrechen zu können, gerade eines ſolchen
„Mannes bedurfte, welcher ehrlich, ohne Nebenabſicht, ohne Voreinge-
„nommenheit, ohne Ehrgeiz und ohne Anhang iſt, der das Gute, weil
„er es als gut erkennt, unterſtützt, der die größte Uneigennützigkeit mit
„unerſchütterlicher Anhänglichkeit an ſeinen Landesfürſten, die umfaſ-
„ſendſte Begabung mit Freude und Fleiß zur Arbeit verbindet, der das
„Licht nicht ſcheut und noch weniger ſich fürchtet vor dem ungerechten
„Haſſe derjenigen, welche durch ihn ihre Privatintereſſen gefährdet
„glauben.“

Graf Friedrich Wilhelm von Haugwitz zählte zu der Zeit, von
welcher jetzt die Rede iſt, nahe an fünfzig Jahre. Der älteſte Sohn

des sächsischen Generals Grafen Georg Karl von Haugwitz, war er schon in seiner Jugend zum Katholicismus übergetreten. Als Beisitzer des Breslauer Amtes und nachher als Oberamtsrath von Schlesien zeichnete er sich, wie ein verläßlicher Gewährsmann uns berichtet [4]), dadurch vor seinen Genossen aus, daß er selbst arbeitete und nicht wie Andere nur die Arbeiten eines Secretärs mit seinem Namen versah. Bald gab es kein wichtiges Geschäft in der Provinz, bei welchem man ihn nicht zu Rathe zog, und er wurde mit der Leitung des neuen Contributionssystems beauftragt, das noch Karl VI. in Schlesien einführen wollte. Auch nach dem widerrechtlichen Einfalle der Preußen in diese Provinz blieb Haugwitz der Sache Oesterreichs treu. Arm an Geld und nicht viel reicher an Hoffnungen begab er sich nach Wien. Er selbst hat erzählt, daß er längere Zeit hindurch von einer Summe von zweihundert Dukaten leben mußte, die ein Freund ihm lieh. Aber er blieb nicht lang im Verborgenen. Nach dem Frieden von Breslau und Berlin wurde er Präsident des Theiles von Schlesien, welcher Maria Theresia noch geblieben war. In dieser Stellung und vielleicht mehr noch durch glückliche Geschäfte, die er für eigene Rechnung machte, erwarb er sich den Ruf eines bedeutenden finanziellen und organisatorischen Talentes. Auch sein Äußeres, so wenig einnehmend es war, deutete doch auf die rastlose Arbeit, in der seine geistigen Kräfte sich immer befanden. Ja es trug dieß in gewissem Sinne sogar den Stempel der Übertreibung an sich, wie denn selbst Leute, die seiner hervorragenden Begabung die vollste Anerkennung zollten, das Geständniß nicht unterdrücken konnten, er sehe einem Narren ähnlicher als einem großen Manne [5]).

Es war schon im Hochsommer des Jahres 1742, kurz nach dem Abschlusse der Breslauer Friedenspräliminarien, daß Haugwitz in einer Denkschrift, welche er an Maria Theresia richtete, die Behauptung aussprach, er setze seinen Kopf zum Pfande, daß wenn man dem Könige von Preußen drei oder vier Jahre Zeit und Ruhe lasse, er mit der Eroberung Schlesiens nicht zufrieden sein, sondern sich bemühen werde, sich auch Böhmens zu bemächtigen. Schon zwei Jahre später erfolgte jener Einbruch Friedrichs in Böhmen, dessen wahren Endzweck, die

Eroberung eines großen Theiles dieses Landes für Preußen, schon damals einsichtsvollere Köpfe, ungeblendet durch Friedrichs phrasenhafte Betheuerungen, nur zu Gunsten und zum Schutze des Reichsoberhauptes die Waffen ergreifen zu wollen, ganz richtig durchschauten. Weil Haugwitz sich damals nicht getäuscht, fand er auch jetzt bei Maria Theresia bereitwilligen Glauben, wenn er immer und immer wiederholte, Schlesien sei nur darum verloren gegangen, weil sich nicht genug Truppen im Lande befunden hätten, weil die übrigen Streitkräfte in die am weitesten entfernten Gegenden Ungarns verlegt gewesen seien, und es monatelanger Märsche bedurfte, um sie von dort auf den Kriegsschauplatz zu ziehen. Ja auch dann noch hätte man, nur um die Länder zu schonen, welche zunächst es anging, der Herbeiziehung einer ausreichenden Truppenzahl nach Böhmen und Mähren nur Hindernisse bereitet. Binnen nicht allzuferner Frist würden diese Länder Schlesiens Schicksal unrettbar theilen, wenn nicht eine genügende Kriegsmacht aufgestellt werde, um sie zu schützen. Überdieß müsse diese Streitkraft auch jederzeit gleich bei der Hand sein, um ihre Bestimmung wirklich erfüllen zu können. Daher dürfe sie nicht wieder wie zuvor in das tiefere Ungarn, sondern sie müsse wenigstens zum großen Theile in jene Länder verlegt werden, zu deren Vertheidigung sie zunächst bestimmt sei. Zur Erreichung dieses Zieles müßten aber genügende Summen aufgebracht werden zum Unterhalte einer zureichenden Kriegsmacht. Dieß werde jedoch nimmermehr geschehen können, wenn immer nur der zum Gutsherrn im Verhältnisse der Unterthänigkeit stehende Landmann und nicht auch der Gutsherr selbst zur Theilnahme an der Steuerzahlung herangezogen und wenigstens in dieser Beziehung eine gleichartigere Behandlung aller Staatsangehörigen herbeigeführt werde. Überdieß müßten alle Verfügungen, welche auf das Militärwesen sich bezögen, aus den Händen der Landstände genommen und in diejenigen der Regierung gelegt werden.

Es konnte Haugwitz nicht schwer fallen, die Kaiserin für seine Meinung zu gewinnen, denn sie fand ja in derselben zumeist nur ihre eigenen Anschauungen wieder. Durch Vermittlung des Cabinetssecretärs Koch ertheilte sie dem Grafen Haugwitz den Auftrag, einen Plan aus-

zuarbeiten, deſſen Verwirklichung die Beſtreitung des Unterhaltes von einmalhundert achttauſend Mann Truppen herbeiführen würde. Der Betrag von vierzehn Millionen jährlich ſei hiezu nöthig, zu deſſen Aufbringung die öſterreichiſchen Länder, jedoch ohne die Lombardie und die Niederlande, aufzufordern wären [6]). Wenn ſie ſich dazu herbeiließen, ſo ſollten mit alleiniger Ausnahme der Einquartierung alle übrigen Leiſtungen der Länder für die Truppen, insbeſondere aber die ſo häufigen Erpreſſungen der Commandanten für alle Zukunft hinwegfallen.

Haugwitz war bald mit ſeiner Aufgabe fertig, und die Art, wie er ſie durchführte, erhielt den ungetheilten Beifall der Kaiſerin und ihres Gemals, welch Letzterer bekanntlich in Geldſachen ihr erſter Rathgeber war. Aber mit der Zuſtimmung des kaiſerlichen Ehepaares waren bei weitem noch nicht alle Hinderniſſe beſiegt, welche der Verwirklichung der Plane des Grafen Haugwitz im Wege ſtanden. Der Kernpunkt ſeiner Vorſchläge lag darin, daß dem bisherigen Rechte der Stände, der Regierung alljährlich dasjenige an Truppen und Geld zu bewilligen, wozu ſie ſich herbeilaſſen zu können glaubten, wenigſtens in gewiſſem Sinne ein Ende zu machen ſei. An die Stelle dieſer jährlichen Bewilligungen, welche bis dahin eine ungefähre Geſammtſumme von neun Millionen erreicht hatten, ſollte nun ein Vertrag mit den Ständen treten, kraft deſſen ſie ſich auf zehn Jahre zur Zahlung einer um fünf Millionen höheren Summe verpflichteten, wofür ſie freilich wieder anderer Obliegenheiten für die Truppen enthoben ſein ſollten. Jede ſogenannte Naturalleiſtung, die Rationen, die Fourage, die Lieferung von Pferden und dergleichen, Alles dieß ſei nach ſeinem Geldwerthe zu ſchätzen und in dem letzteren zu entrichten. Jede Beſorgung dieſes Theiles der Militärangelegenheiten, welche bisher den Ständen oblag, habe zu entfallen und auf die von der Staatsregierung aufgeſtellten Behörden überzugehen. Die hiezu nöthigen Geldſummen ſeien von den Ständen in monatlichen Raten abzuliefern, zu deren Aufbringung aber müſſe ein völlig neuer Maßſtab gewonnen werden. Derſelbe beſtehe darin, daß der Werth jedes unbeweglichen Gutes ſowohl als deſſen Rente durch beeidete Schätzleute feſtgeſtellt, die letztere aber als fünfprocentiges Erträgniß einer Capitalſumme angenommen werde, von welcher der be-

ſitzende Adel den hundertſten, der Landmann aber den fünfzigſten Theil entrichte. Jede Steuerbefreiung, auf welchem Titel dieſelbe auch beruhen möge, ſomit vor Allem diejenige des Adels, der Geiſtlichkeit oder einzelner Städte, wie z. B. von Wiener-Neuſtadt werde beſeitigt.

Man ſieht wohl, daß die Vorſchläge des Grafen Haugwitz bei denen, welche zunächſt durch ſie betroffen wurden, in zweifacher Richtung Anſtoß erregen mußten[7]). Einmal war es die ſehr beträchtliche Erhöhung der Abgaben, welche immer und überall Widerſtand findet, und die zu einer Zeit, in der ein großer Theil der öſterreichiſchen Länder durch den eben beendeten Krieg hart mitgenommen war, doppelt empfindlich erſchien. Bei den Mitgliedern der Stände, dem Adel und der Geiſtlichkeit aber kam noch die Abneigung gegen die ihnen zugemuthete Beſeitigung ihres ſeit Jahrhunderten unangefochtenen Rechtes auf die jährliche Bewilligung der Steuern und Truppen hinzu. Es war eben, das läßt ſich nicht leugnen, ein Zuſammenſtoß der ernſteſten Art zwiſchen den Rechten der Stände und der Staatsgewalt, welch Letztere mit unwiderſtehlichem Nachdruck auf immer weiter gehende Ausdehnung ihrer Befugniſſe drang.

Daß ſie durch Urſachen von entſcheidendem Gewichte und nicht etwa durch bloße Herrſchſucht dazu getrieben wurde, kann wohl in keiner Weiſe beſtritten werden. Die höchſten Intereſſen des Staates ſchienen es unabweislich zu fordern, daß die Hülfsmittel desſelben mehr als bisher vereinigt würden in einer einzigen, kraftvollen Hand, daß ihre Wirkſamkeit nicht fürder gelähmt werde durch die Unmöglichkeit, dieſer Hülfsmittel zu rechter Zeit und in ausreichendem Maße ſich bedienen zu können. Was eine ſolche Concentration der Kraft des Staates ſelbſt in einem noch ungleich kleineren Gemeinweſen zu leiſten vermöge, das hatte ja noch eben in den jüngſten Kriegen Preußen in anſchaulichſter Weiſe gezeigt.

Für Maria Thereſia wenigſtens war, wie ſie ſelbſt es geſteht, in dieſer Sache das Beiſpiel Friedrichs entſcheidend. Bei ihm ſei Alles in fortwährender Bereitſchaft und die dortige Staatsverfaſſung laſſe es zu, daß jeder Wink des Königs nicht nur befolgt, ſondern allſogleich

befolgt werde, während bei den in Oesterreich bestehenden ständischen Institutionen Alles, wenn überhaupt, so doch gewiß nur mit ungeheurem Zeitverluste zu Stande gebracht werden könne.

Die Lage Oesterreichs neben dem unruhigen und eroberungslustigen Nachbar erfordere jedoch auch hier gebieterisch eine Kräftigung der Regierungsgewalt, welche mit den bisherigen Staatseinrichtungen ganz unvereinbar erscheine. Eine Aenderung derselben sei daher unvermeidlich geworden. Und um gleichsam ihr Gewissen zu beschwichtigen und sich selbst zu überreden, daß es sich hiebei um keine Rechtsverletzung handle, behauptet die Kaiserin, die so hoch gerühmten Privilegien der Stände seien auf nicht viel Anderes als auf die nach und nach von den Landesfürsten zugelassenen und bestätigten Gewohnheiten gegründet. Doch habe diese Bestätigung immer nur in den Worten „die wohlhergebrachten Gewohnheiten" Ausdruck gefunden, können also nur, wie Maria Theresia es nennt, auf die „gut" und nicht auch auf die „übel hergebrachten" Gewohnheiten Anwendung finden.

Dieß war der Standpunkt der Kaiserin; ihm entgegengesetzt natürlicher Weise derjenige der Stände, am meisten derer, welche in ihrem Namen das Wort führen zu müssen glaubten. Unter ihnen ist Graf Friedrich Harrach in erster Linie zu nennen. Er bekleidete damals an Kinsky's Stelle, der nach des alten Starhemberg Tode an die Spitze der österreichischen Finanzverwaltung getreten war, den Posten eines obersten Kanzlers von Böhmen. Außerdem fungirte er statt seines Bruders Ferdinand, der zu jener Zeit als Statthalter der Lombardie in Mailand sich befand, als Landmarschall des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns. Der geistreiche und geschmeidige Unterhändler des Dresdner Friedens war somit nicht nur seiner persönlichen Eigenschaften, sondern auch seiner amtlichen Stellung wegen ein ziemlich furchtbarer Gegner, und die in Wien von jeher so viel geltenden verwandtschaftlichen und geselligen Beziehungen zu den vornehmsten Familien des Staates machten, daß Harrach — er war mit einer Fürstin Liechtenstein vermählt — in gewissem Sinne als Haupt und Stimmführer des österreichischen Adels angesehen wurde. Und er besaß auch die Eigenschaften hiezu in nicht gewöhnlichem Maße [1]), vor Allem die so

ſeltene und darum gewiß nicht gering anzuſchlagende Feſtigkeit, auch dort offen mit ſeiner Meinung hervorzutreten und ſtandhaft auf ihr zu beharren, wo ſie ſogar mit der Anſchauung und dem Willen der Kaiſerin ſelbſt nicht in Uebereinſtimmung war.

Maria Thereſia behauptet, daß Harrach, als ihm auf ihren Befehl Graf Haugwitz von ſeinen Vorſchlägen vertrauliche Mittheilung machte, ſich wenigſtens mit den Hauptgrundſätzen einverſtanden erklärte. Auch von Seite der übrigen Miniſter ſei das Gleiche geſchehen, nur hätten Einige gezweifelt, ob jedes der einzelnen Länder die ihm angeſonnene Steuerſumme auch wirklich aufzubringen vermöge. Freilich ſuchte Graf Haugwitz mittelſt eigener Tabellen darzuthun, daß wenn man all die bisherigen, ſo verſchiedenartigen Leiſtungen zuſammenzähle, dieß ſich auf eine höhere Summe als die jetzt verlangte Geſammtſteuer belaufe. Aber er fand mit dieſer Behauptung doch nur ungläubige Zuhörer. Wenn man auch die Richtigkeit der angeſtellten Berechnung nicht beſtritt, ſo meinte man doch, daß jetzt, nach dem Aufhören des Krieges, auch die während desſelben und nur zur Beſtreitung ſeiner Koſten erhobenen Auflagen gänzlich hinwegfallen ſollten. Und endlich traute man der Zuſage der Kaiſerin nicht recht, daß wenn die Stände ihrem Begehren ſich fügen würden, die Länder für alle Zukunft mit jeder anderen Abgabe verſchont zu bleiben hätten. Neue Bedürfniſſe würden, ſo meinte man wohl nicht mit Unrecht, auch wieder neue Forderungen hervorrufen.

Die größte Schwierigkeit beſtand jedoch in der Vertheilung der Totalſumme auf die einzelnen Länder. Insbeſondere ſoll Harrach einen Maßſtab befürwortet haben, demzufolge gerade die größte Laſt auf die ärmſten Provinzen fiel, während Böhmen geſchont wurde. Der Streit hierüber führte endlich ſo weit, daß Harrach mit einem ganz anderen Plane hervortrat. Derſelbe bezweckte ſämmtliche Cameral- und indirecte Steuern, welche bis jetzt beſtanden, daher die Abgaben, die ſchon unmittelbar dem Staatsſchatze zufloſſen, hauptſächlich die Monopole von Tabak und Salz ſo wie die eigentlichen Verzehrungsſteuern aufzuheben und dagegen von den Ständen die Verwilligung all der Summen in Anſpruch zu nehmen, welche nicht nur zur Erhaltung der

hundert achttausend Mann, sondern auch zur Bestreitung aller übrigen Ausgaben des Staates und der Zinsen für die öffentliche Schuld erforderlich wären.

Man sieht wohl, daß es Harrach darum zu thun war, die Sache umzukehren und statt der beabsichtigten Beschränkung der ständischen Macht eine bisher nicht dagewesene Ausdehnung derselben herbeizuführen. Und allerdings ging eine solche Zumuthung gerade für die damalige Zeit etwas weit und war ganz dazu geeignet, von Seite der Kaiserin ein entschiedenes Veto hervorzurufen. Sie hätte es für unverantwortlich gehalten, so sagt sie selbst, die schon unter ihren Vorfahren festgestellten und ungehindert eingehobenen Steuern wieder aus den Händen zu geben und an deren Stelle nichts Anderes als die an die Landtage zu richtenden Postulate treten zu lassen. Das hieße fürwahr das ganze Wesen der landesfürstlichen Hoheit, Wohl und Wehe der Regenten und ihrer Länder der Willkür der Stände völlig anheimstellen. Ja wenn es sich nur um sie selbst und um ihre Nachfolger gehandelt hätte, das Wohl des Reiches aber wirklich durch die Herrschaft der Stände ausgiebiger gefördert worden wäre, so würde sie gern, erklärt Maria Theresia, nachgegeben haben. Weil sie aber nur zu sehr von dem Gegentheile und davon überzeugt gewesen sei, daß es sich hiebei um nichts anderes als den Vortheil und die Vermehrung der Macht der vornehmsten Adelsfamilien handle, welche sich in Zukunft eine Art von Schiedsrichteramt zwischen dem Landesfürsten und den Ständen anmaßen und Alles nur von ihrem eigenen Gutdünken abhängig machen wollten, so hätte sie niemals auf solche Ideen eingehen können.

Daß noch so manches Mitglied der Staatsconferenz, welche damals außer Harrach noch aus dem greisen Feldmarschall Königsegg, dem obersten Hofkanzler Ulfeld, aus Philipp Kinsky, dem Reichsvicekanzler Rudolph Colloredo und dem Oberstkämmerer Grafen Joseph Khevenhüller bestand, in seinem Innern mit den Vorschlägen Harrachs sympathisirte, läßt sich wohl vermuthen, aber nicht mit Bestimmtheit behaupten. Selbst wenn dieß aus Vorliebe für die Aufrechthaltung und die Erweiterung der ständischen Gewalt der Fall sein mochte, so konnten

sie sich doch nicht verhehlen, daß das plötzliche Aufhören jedweder auf der Consumtion liegenden Steuer und die Belastung der Production mit sämmtlichen Abgaben die letztere allzu sehr bedrücken und in ihrer Ausführung nichts als eben das Ausbleiben der Steuerzahlung überhaupt zur Folge haben müsse. Diese und ähnliche Betrachtungen, vielleicht mehr aber noch die sehr entschiedenen Aeußerungen der Kaiserin mögen wohl Ursache gewesen sein, daß im Schoße des Ministeriums Niemand den Vorschlägen Harrachs zustimmte und er mit denselben allein blieb. Da aber auch Keiner zur Verwirklichung der Absicht der Kaiserin einen anderen oder besseren Weg anzugeben wußte als in dem Entwurfe des Grafen Haugwitz lag, so wurde derselbe, den Maria Theresia mit alleinigem Vorwissen Bartensteins schon mit ihrer Genehmigung versehen hatte, auch wirklich angenommen. Allsogleich sandte die Kaiserin, nachdem Harrach und nach ihm Philipp Kinsky es abgelehnt hatten, sich in dieser Sache verwenden zu lassen[9]), den Grafen Haugwitz nach Mähren und Böhmen, um die dortigen Stände darüber auszuholen, in wie weit sie geneigt wären, den Absichten der Regierung Folge zu leisten.

Die Minister und insbesondere Harrach waren der festen Ueberzeugung, die Stände würden es ablehnen, die ihnen gemachten Anträge dem Wunsche der Kaiserin gemäß auch wirklich anzunehmen. Ja sie gingen so weit, ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um diese Entwürfe scheitern zu machen, und es ist jedenfalls ein eigenthümliches Schauspiel zu sehen, wie gerade diejenigen, welche zu Vertrauensmännern der Kaiserin bestellt waren, Alles thaten, um einen Lieblingsplan derselben zu vereiteln[10]). Aber ihre Bemühungen blieben ohne Erfolg; Haugwitz gelang es zuerst in Mähren und hierauf in Böhmen, die Stände für seinen Vorschlag zu gewinnen. Sie sandten Abgeordnete nach Wien, um dort die nothwendig werdenden Rezesse zum Abschlusse zu bringen. Und als dieß mit den Abgeordneten Mährens zuerst geschah, schrieb Maria Theresia auf den ihr hierüber erstatteten Bericht eigenhändig die Worte: „Ist zu meinem besonderen Vergnügen; sie sind die Ersten „gewesen in Allem die sich erklärt, also ihnen den Rezeß bis morgen ein„zuhändigen, ohne auf die Böhmen zu warten.“ Und eine zweite Bemer-

kung von der Hand der Kaiserin schließt mit den Worten: „Sehe zu „meinem großen Vergnügen wie wohl Alles ausgearbeitet und wie eifrig „die Stände zu Werke gehen mir zu helfen.“[11])

Die Kaiserin blieb jedoch nicht bei diesen Worten stehen, um den mährischen Ständen ihre Zufriedenheit zu bezeigen. Die einflußreichen Mitglieder derselben und zwar der Oberstlandrichter Graf Heißler, insbesondere aber der Kanzler des königlichen Tribunals zu Brünn, Freiher von Blümegen, dem die Kaiserin nächst Haugwitz den günstigen Ausgang der Verhandlungen hauptsächlich zuschrieb, erhielten, der Erstere durch seine Ernennung zum Landeshauptmann, der Letztere aber durch diejenige zum Landesoberstkämmerer den besten Beweis der Anerkennung Maria Theresia's. Und in Blümegens Hände wurde ausschließlich die Fortführung der ganzen Sache gelegt, so weit sie Mähren betraf.

„Placet wie vorgeschlagen,“ lautet der Kaiserin eigenhändige Resolution, „und sehr wohl die Sache ausgearbeitet und Blümegen in „Wahrheit ein großes Merite sich gemacht mit selber. Liegt alles in der „Handhaltung dieses neuen Systems, wo nicht allein alles neue schwer „und odios, aber auch Viele darinnen betroffen werden, welche alles „dawider mit Fleiß, daß es keinen Bestand haben solle, werden an„wenden und also der Unterthan nicht bestehen und die Gaben nicht „geben können und die alten Bedrückungen wieder und mehr sich er„geben. Um diesem abzuhelfen, bis also die Rectification mehr kann „vor sich gehen und einen Effect erreichen, von welchem auf keine „Weise in keinem Land abweichen thue, soll Blümegen ohne Depen„denz des Guberniums oder Tribunals mit einem Gehalt von 8000 fl. „alle publica, cameralia, contributionalia, die in dieß System ein„schlagen, besonders aber um die alten und neuen Ordnungen zwischen „Obrigkeit und Unterthanen zu separiren, aufgetragen werden. Ich werde „etwelche Assessores ihm beigeben, welche ihm zu helfen und bei „dieser Deputation, wie schon oben gemeldet, unabhängig vom Tribunal „direct gerade an mich ihre Berichte abstatten sollen, so werden alle „Weitschichtigkeiten und Canäle dort und hier auf einmal behoben „werden.“

Größere Schwierigkeiten als in Mähren und Böhmen, hatten die Entwürfe des Grafen Haugwitz in Niederösterreich zu besiegen. Denn hier standen die Brüder Harrach amtlich an der Spitze der Stände, und der ältere aus ihnen, Graf Friedrich, weigerte sich nicht nur seinen Einfluß zu Gunsten der Regierungsvorlage geltend zu machen, sondern er that alles Mögliche, um ihre Ablehnung herbeizuführen. Ja zur Kaiserin selbst sprach er mit so weitgehender Heftigkeit, daß Maria Theresia ihm sagte, er vergesse offenbar, es sei seine Landesfürstin, an die er das Wort richte [12]). Sie brach diesen Widerstand endlich dadurch, daß sie Harrach seines Postens eines Stellvertreters des Landmarschalls von Niederösterreich enthob. Haugwitz wurde zum landesfürstlichen Commissär bei den Ständen ernannt und Graf Breuner ihm substituirt [13]). In solcher Weise kam auch mit dem Lande Niederösterreich der zehnjährige Rezeß zu Stande.

Das Gleiche war nach längerer Zögerung mit Oberösterreich der Fall, für dessen Stände der Prälat von Kremsmünster, Alexander Fixlmillner, Graf Hohenfeld, Freiherr von Hohenegg und der ständische Secretär Kirchstätter in Wien die Verhandlungen führten. Sie endigten damit, daß auch für die oberösterreichischen Stände ein kaiserlicher Commissär und zwar Graf Franz von Andler ernannt wurde. Der Prälat von Kremsmünster aber streckte mit „seinem gewohnten besonderen patriotischen Eifer", wie Maria Theresia eigenhändig bemerkte, hunderttausend Gulden zur Bestreitung der dringendsten Auslagen vor [14]).

Am schwersten war das Widerstreben der innerösterreichischen Länder zu überwinden. Den Hauptgrund ihrer langdauernden Weigerung fand Maria Theresia in der üblen Wirthschaft, welche die Stände dort früher getrieben und die nun eine neue Belastung der Länder sehr empfindlich erscheinen ließ. So kam in Steiermark, wohin Graf Anton Gaisruck als Commissär abgesendet wurde, und in Krain der Rezeß nur auf drei Jahre zu Stande; in Kärnten aber bewog zwar Anfangs Graf Rudolph Chotek, welcher zu diesem Ende dorthin geeilt war, die Stände zur Unterzeichnung des Rezesses. Drei Wochen später aber widerriefen sie dieselbe und schlugen, da sie selbst sich keiner größeren Last unterziehen wollten, der Kaiserin vor, sie einzig und

allein dem Landmanne aufzubürden. Dieser Antrag aber, von welchem Maria Theresia sagt, daß er nur in Unwissenheit oder Bosheit seinen Ursprung haben könne, veranlaßte die Kaiserin zu dem allerdings willkürlichen Vorgange, die neuen Einrichtungen auch in Kärnten, obgleich ohne Einwilligung der Stände, somit nur durch landesfürstliche Machtvollkommenheit ins Leben rufen und die Abgaben jure regio, wie sie sich ausdrückte, einheben zu lassen.

Es ist wohl nicht schwer zu begreifen, daß ein so entschiedener Charakter, wie die Kaiserin ihn besaß, welche noch dazu von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß sie nicht aus Rücksicht auf sich selbst, sondern nur zum Wohle des Staates handle, durch den vielfachen und oft nicht zu beseitigenden Widerspruch, den sie bei der Durchführung des ihr heilsam erscheinenden Werkes erfuhr, aufs äußerste gereizt, durch das Gelingen ihrer Plane aber zu noch weiterer Ausdehnung derselben verlockt wurde. In den Rechten und Privilegien der Stände sah sie nicht viel anderes als den Anspruch einer Anzahl bevorzugter Familien, sich den öffentlichen Lasten zu entziehen und dieselben auf die ärmeren Classen, somit gerade diejenigen zu überwälzen, welche ihnen am wenigsten gewachsen waren. Einzelne Individuen, welche mit den Ministern Einverständnisse unterhielten, hätten, so behauptet sie selbst, durch ihren überwiegenden Einfluß die Stände zu Allem vermocht, was sie selber wollten. Und obwohl ihnen vieles davon sogar zum Schaden gereichte, so hätten die Stände sich doch um so mehr erpicht darauf gezeigt, als die meisten ihrer Mitglieder nur geringe geistige Befähigung besaßen und sich leicht durch Blendwerke, wenn sie ihnen nur von ihres Gleichen vorgespiegelt wurden, irre leiten ließen.

Sie begehre nicht, wiederholt die Kaiserin auch hier, die Stände in nützlichen und wohlerworbenen Privilegien zu kränken. Ihr liege nichts als das Wohl ihrer Länder am Herzen, so zwar, daß wenn sie jene Privilegien so klar gefunden, oder sich überzeugt hätte, daß die Stände die Verwaltung des Landes gerechter und zweckmäßiger führten als der Landesfürst, sie gern ihre eigene Macht und die ihrer Nachfolger ihnen untergeordnet hätte. Allein übel hergebrachte und durch Mitschuld des Ministeriums eingewurzelte Mißbräuche dürften nicht

dem Regenten und noch weniger dem Volke zu unverbesserlichem Nachtheil gereichen, daher die Bestätigung solcher vermeintlicher Vorrechte die äußerste Behutsamkeit und reifliche Ueberlegung erheische. Denn es zeige sich nur allzu klar, daß die Stichhältigkeit jener behaupteten Rechte gar sehr zu bezweifeln und Alles nur darauf abgesehen sei, dem Landesfürsten immer mehr und mehr die Hände zu binden und an Stelle seiner nöthigen Autorität die Allmacht der Stände zu setzen.

Darum sei es vor Allem unerläßlich, das Recht des Staates zur Oberaufsicht über die Verwaltung des Einkommens der Stände auch wirklich in Kraft treten zu lassen, und in den einzelnen Ländern die „zu Gott gefälliger Gleichheit" und zum Besten des ganzen Gemeinwesens vorzunehmende Ausgleichung der allzu verschiedenartigen Belastung durchzuführen.

Hiebei stieß jedoch die Kaiserin auf den erneuerten und dießmal noch heftigeren Widerspruch der Stände, welche sich eine solche Beschränkung ihrer bisherigen Macht, eine solche Unterordnung unter die Regierungsbehörden nicht gefallen lassen wollten. Am lebhaftesten war in Niederösterreich die Einsprache, denn hier seien ja, so meint die Kaiserin, die Stände von den Ministern immer am meisten verwöhnt worden. Doch lasse sie durch nichts sich abhalten, ihr Ziel zu erreichen, und nicht nur den Ständen bei der Verwaltung ihres Einkommens engere Schranken zu ziehen, sondern auch die gleichmäßigere Vertheilung der öffentlichen Lasten, die „Rectification und Peräquation" wie man dieß damals nannte, ins Leben zu rufen, weil solches schon durch das Wohl des im Verhältnisse der Unterthänigkeit gegen den Gutsherrn stehenden Landmannes unabweislich gefordert werde.

Ein Widerstand mußte jedoch beseitigt werden, wenn die Kaiserin das erwünschte Ziel zu erreichen sich vornahm, und das war der, den Graf Harrach ihren Absichten entgegensetzte. Im Mai 1748 richtete er ein Schreiben an sie, welches nicht mehr vorhanden ist, in dem er jedoch neue Gegenvorstellungen erhoben, und wenn denselben nicht willfahrt werde, mit seinem Austritte aus dem Ministerium gedroht zu haben scheint. „Gewundert hat mich nicht so viel das

„Billet", ſchreibt Maria Thereſia darüber eigenhändig an Ulfeld, „als ich „bedaure, daß Harrach ſich ſelbſt verlieren will. Ich laſſe ihm alſo noch „zehn Tage Zeit zu dem Entſchluſſe, als ein getreuer Unterthan ſeiner „Frau [15]) zu gehorſamen, oder ob er verbleiben will auf ſeiner Mei- „nung. In dieſem Fall weiß ich kein anderes Mittel, als daß er ſeine „Reiſe nach Spaa zum Vorwande nimmt, wie er mir ſelbſt einmal „angetragen, und daß ich nachher meine Intention wegen der Nieder- „lande ausführe [16]). Mithin gewinnt man das erſte Jahr, und ſeine „Abweſenheit benimmt mir alle widrigen Soupçons, die, wie ich nicht „leugnen kann, ich mich nicht entbrechen könnte zu haben, wenn er „hier verbliebe. Doch halte ich ihn für ſo ehrlich, daß wenn er ſich „beſſer begreifen wird, er weder direct noch indirect das Mindeſte da- „gegen verſpüren, ſondern es pünktlich vollführen laſſen wird."

„Das, was er von der Nachwelt ſagt," ſchrieb Maria Thereſia ferner an Ulfeld, durchſtrich es jedoch wieder, „kommt mir ſehr arg, „und daß ſogar der Plan, auf welchem meine Handſchrift iſt, zurück „gewieſen wird, fürwahr ſehr ſtark vor. Ihm wird dieſer Name in „allen Zeiten zur Ehre gereichen, wo er wird gefunden werden, „und ich habe nicht geglaubt, daß die Harrach ſelben ſo geſchwind „vergeſſen würden. Es mag aber geſchehen, was immer will, ich „bleibe bei meiner Reſolution; wer nicht gehorſamen kann, der „laſſe es bleiben, allein hier und vor meinen Augen ſoll kein ſolcher „mehr erſcheinen."

„Ich habe wollen dem Harrach ſelbſt antworten, habe aber „beſſer gefunden, es bleiben zu laſſen, indem auch meine Handſchrift „nicht einer neuen Avanie ausſetzen wollen. Er, als ſein guter Freund, „mache von dieſem den Gebrauch, den Er will, aber klar ihm zu reden „iſt nothwendig, denn die Sache ſich nicht verzögern läßt und ich weiß, „was ich thun kann und will.

Maria Thereſia [17])."

Wenn gleich die Kaiſerin bei der wirklichen Ausfertigung dieſes Schreibens die letzten und ſtärkſten Stellen wieder wegließ, ſo ſieht man doch aus dem Tone, welchen ſie anſchlug, wie weit die Gereizt-

heit zwiſchen ihr ſelbſt und einem ihrer vornehmſten Rathgeber ſchon gediehen war. Es fehlen leider die näheren Anhaltspunkte, um in völlig verläßlicher Weiſe über die Geſtaltung zu urtheilen, welche ihre Beziehungen zu Harrach von nun an gewannen. Darüber ſcheint jedoch kein Zweifel zu beſtehen, daß Ulfelds Bemühungen zur Beilegung der Sache ziemlich erfolglos blieben. Harrach legte die Würde eines Oberſten Kanzlers des Königreiches Böhmen nieder[18]), und er verlor zwar nicht ſeine Stellung in der geheimen Conferenz, aber bald darauf das Leben, denn er ſtarb ſchon am 4. Juni 1749 nach bloß dreitägiger Krankheit an den Blattern, und man darf wohl annehmen, daß der raſche Tod dieſes Mannes, der ſich damals noch in der Vollkraft ſeiner Jahre befand, durch die Ungnade der Kaiſerin wenn auch nicht herbeigeführt, ſo doch beſchleunigt wurde.

Ein Schreiben, welches Maria Thereſia an den Vetter des Verſtorbenen, den greiſen Präſidenten des Hofkriegsrathes Grafen Joſeph Harrach richtete, enthält wohl deutliche Anklänge an das Zerwürfniß mit ihm; es dient jedoch auch zum Beweiſe, wie der Groll der Kaiſerin nicht hinüberreichte über das Grab, und wie lebhaft ſie wünſchte, die Familie Harrach davon zu überzeugen, daß ſie ihr um des Geſchehenen willen keineswegs zürne.

„Wie ſchmerzlich mir", ſo lautet dieſer Brief an Joſeph Harrach, „der Tod ſeines Vetters fällt, brauche ich Ihm nicht zu wieder„holen, weil er ein großer Mann und Miniſter geweſen und es für „das Publicum ein großer Verluſt iſt. Meine Denkungsart kennt Er „genug; ſeine Familie hat viel und Alles an ihm verloren; wenn aber „ſelbe, wie ich nicht zweifeln will, ſich meritirt machen werden, ſo kann „Er Alle verſichern in meinem Namen, daß ſie nicht allein eine Frau, „ſondern eine Mutter und Freundin des Verſtorbenen allzeit finden „und ſicher und aufrichtig an mich recurriren können. Dieß befehle ich „Ihm, ihnen allen zu verſichern. Der Witwe weiß ich keinen Troſt zu „geben, indem ſie Alles verloren und es nicht kann erſetzt werden. „Wenn ihr mein herzliches Mitleid dienen kann, ſo kann ſie deſſen „vollkommen verſichert ſein. Ich ſchicke nicht zu ihr, um ihren Schmerz

„nicht zu vermehren, gebe Ihm also die Commission, selbes in meinem „Namen zu thun."

„Harrach hat viel wichtige, sehr geheime und mir sehr angelegene „Schriften von mir selbst gehabt, auch in viel Privatsachen, wo mir „also daran liegt, daß Niemand als Koch es weiß. Ich verlasse mich „auf Ihn, er wolle selbes mit ihm ehestens ausmachen [20])."

Von demselben Schicksal wie Harrach, wurde auch Graf Philipp Kinsky getroffen, der um jene Zeit von allen seinen Aemtern zurücktrat und noch vor Harrach, im Jänner 1749 starb[21]). Die Ursache seines Ausscheidens aus dem Ministerium lag aber, wie es scheint, nicht so sehr in seinem Widerstreben gegen die Anträge des Grafen Haugwitz und die daran geknüpften Beschlüsse der Kaiserin, als in der Unzufriedenheit, welche die Letztere in ziemlich deutlicher Weise wider ihn kundgab. Denn obwohl sie ihn seiner Zeit gegen die Meinung der übrigen Minister, und um dem Königreiche Böhmen, dessen Oberster Kanzler er vor Harrach war, einen Beweis ihrer Gnade zu geben, in die Staatsconferenz berufen, so hatte Maria Theresia doch bald begonnen, diesen Schritt wieder lebhaft zu bedauern. Ja sie erklärt ohne Rückhalt, daß eigentlich Kinsky an dem Verluste Schlesiens die Hauptschuld zur Last falle. Denn er habe die ihm obliegenden Vorkehrungen zur Vertheidigung der Erblande nur lässig betrieben, und sich, um ja nur Böhmen zu schonen, mit all dem Ungestüm und der rücksichtslosen Heftigkeit, welche das hervorstechendste Merkmal seines Charakters bildeten, jederzeit wider die Leistungen aufgelehnt, die man Böhmen zumuthen wollte. Er sei es gewesen, der Neipperg zum Commando verhalf, ihn aber dann selbst wieder nur unzureichend unterstützte und dadurch den Grund legte zu allen nachfolgenden Uebeln. Ja als Neipperg schon geschlagen war und König Friedrich sich anschickte, in Böhmen einzubrechen, da habe Kinsky, um nur ja dieses Land nicht zu überlasten, mit allen möglichen offenen und versteckten Mitteln die Absendung einer ausreichenden Truppenzahl nach Böhmen hintertrieben.

Auch sonst wird wider Kinsky von der Kaiserin selbst schwere Anklage erhoben. Seiner Rücksichtslosigkeit und Unverträglichkeit wegen sei der persönliche Verkehr mit ihm so peinlich gewesen, daß er nicht nur das ganze Ministerium in Streit und Zwietracht versetzte, sondern ihr selbst das Leben verbitterte.

Gegen die neuen Reformvorschläge aber verhielt sich Kinsky wenigstens in einer Beziehung nicht in gleichem Maße ablehnend, wie es von Seite Harrachs der Fall war. Begegneten sie doch in gewissem Sinne seinen eigenen Gedanken, denn er selbst hatte in früherer Zeit schon darauf hingewiesen, daß das Interesse des Staates es fordere, nicht nur die Besorgung aller auf das Militärwesen bezüglichen Geschäfte aus den Händen der Stände zu nehmen, sondern auch durch Einführung eines Katasters, nach welchem ein Verzeichniß der Zahl und des Werthes der Grundstücke angelegt werden sollte, um auf dieser Grundlage die Besteuerung der Besitzer vorzunehmen, das Steuerbewilligungsrecht zu beschränken. Das war so ziemlich dasselbe, was Haugwitz wollte; Kinsky und Haugwitz unterschieden sich jedoch darin, daß Letzterer dasjenige, was die Erbländer auf zehn Jahre zu leisten sich verbindlich machen sollten, auf vierzehn Millionen jährlich veranschlagte, während Kinsky diese Last für die Erbländer zu hoch fand. Auch mochte es ihn peinlich berühren, daß nun Haugwitz, den er als einen Fremden und Emporkömmling ansah, dasjenige durchführen sollte, was er selbst nicht vermocht hatte. Daß in Finanzsachen der Rath eines Andern mehr gelte als der seine, schien ihm unerträglich zu sein; er schied aus dem Staatsdienste und bald darauf aus dem Leben. So gehörten nun auch Harrach und Kinsky zu denjenigen, in deren raschem Tode Maria Theresia so eigenthümlicher Weise eine Fügung der Vorsehung erblickte, welche sie von den Männern befreite, die ein Hinderniß waren jener Maßregeln, welche sie zum Heile des Staates und zum Wohl ihrer Völker ergreifen zu müssen glaubte.

In erster Linie befand sich hiebei die vollständige Durchführung der Werthbestimmung der gutsherrlichen und der bäuerlichen Besitzungen in den österreichischen und den böhmischen Ländern, um sie einer gerechteren und gleichartigeren Besteuerung zu unterziehen. Umsonst

waren Unwiſſenheit, übler Wille und Eigennutz wahrhaft erfinderiſch in viel tauſend kleinlichen Mitteln und Ränken, um das bedeutſame Werk entweder völlig mißlingen zu machen, oder es doch in ſeinen Ergebniſſen möglichſt zu fälſchen. Alle ſcheiterten ſie an der Beharrlichkeit, mit welcher die Kaiſerin ſelbſt den einmal eingeſchlagenen Weg unverdroſſen verfolgte. Viele in entſchiedenſtem Ton gehaltene Anordnungen, welche von Maria Thereſia perſönlich ausgehen, geben davon Zeugniß. So erklärt ſie, um nur ein einziges Beiſpiel zu erwähnen, in einer eigenhändigen Entſchließung, daß ihr die Kreishauptleute in Mähren, welche die ihnen ertheilte Inſtruction nicht in allen Punkten erfüllten, namhaft zu machen ſeien. Sie hätten nicht allein ihre Ungnade, ſondern die Strafe der Caſſation zu gewärtigen [22]).

So wurde denn das große Werk vollſtändig durchgeführt, und nicht nur die Steuerfreiheit des Adels, welche in Frankreich bis zur Revolution, ja in Preußen ſogar bis auf unſere Zeiten ſich erhielt, vollſtändig beſeitigt, ſondern eine Aufzeichnung und Schätzung des in Oeſterreich befindlichen unbeweglichen Gutes gewonnen, welche ſich damals als ungemein nutzbringend erwies und die ſelbſt noch heut zu Tage nicht ohne allen praktiſchen Werth iſt.

Verwaltung und Rechtspflege.

In engſtem Zuſammenhange mit dieſen Reformen ſtand auch die veränderte Geſtalt, welche die Kaiſerin den oberſten Verwaltungsbehörden des Staates zu geben beſchloß. Denn ſie hielt es, und wohl mit Recht, für eines der weſentlichſten Gebrechen der bisherigen Einrichtung, daß ſich jede derſelben als etwas ganz Abgeſondertes anſah, viel mehr um die Ausdehnung ihrer eigenen Macht als das allgemeine Wohl ſich bekümmerte, nichts in höherem Grade als den Vortheil derer, welche zu ihren Mitgliedern zählten, in's Auge faßte, und daher, ſtatt Gutes zu wirken, in nutzloſem Streit und unfruchtbarer Rivalität mit den übrigen Behörden Zeit und Kräfte verſplitterte. Vor Allem aber habe ſich, erklärt die Kaiſerin, die ſeit undenklicher Zeit beſtehende Gewohnheit ſchädlich

erwiesen, die österreichischen und die böhmischen Länder durch abgesonderte Kanzleien regieren zu lassen, deren Vorsteher immer aus den vornehmsten Familien dieser Provinzen gewählt wurden. Darum habe jeder von ihnen stets nur an die Erleichterung der ihm anvertrauten Länder gedacht, Einer dem Andern die Lasten zuzuschieben getrachtet, und in nichts seien sie einig gewesen als in dem Widerspruche, den sie jederzeit erhoben, wenn ihnen, sei es zu Gunsten der Finanzen, des Militärs oder sonst im Interesse des Staates irgend eine Leistung zugemuthet wurde. Daraus sei aber auch eine fast gefährliche Eifersucht zwischen den Ländern selbst entsprungen, indem regelmäßig die Böhmen behaupteten, zu Gunsten der Oesterreicher, diese aber wieder zum Vortheile der Böhmen überlastet zu werden.

Der österreichischen Hofkanzlei waren damals sämmtliche Länder untergeordnet, welche man vorzugsweise österreichische nannte, und zwar nicht allein die Erzherzogthümer Oesterreich ob und unter der Enns, sondern auch Steiermark, Kärnten und Krain, welche die innerösterreichischen, dann Tirol, Vorarlberg und die Besitzungen in Schwaben, welche die vorderösterreichischen Länder hießen. Unter der böhmischen Hofkanzlei standen Böhmen, Mähren und Schlesien. Beide Hofkanzleien übten nicht nur die Verwaltung, sondern auch die Justizpflege in den ihnen zugewiesenen Ländern, und man wird wohl dem Zeugnisse der Kaiserin selbst nicht mißtrauen, wenn sie behauptet, daß insbesondere die österreichische Hofkanzlei den ihr obliegenden Verpflichtungen nur in einer Weise nachkam, welche zu schärfstem und gegründetstem Tadel den immer wiederkehrenden Anlaß bot.

Besser war es um die Geschäftsbesorgung bei der böhmischen Hofkanzlei bestellt, und diese Behörde habe, sagt Maria Theresia von ihr, nicht leicht es gestattet, daß ihrer Autorität von Seite der Stände zu nahe getreten werde. Dagegen habe sie unter dem Vorwande, eine zu weit gehende Einmengung der Hofkammer in die inneren Angelegenheiten der böhmischen Länder zu hintertreiben, dem Landesfürsten selbst jeden näheren Einblick in dieselben ganz unmöglich gemacht. Insbesondere war es die in's Unglaubliche gestiegene Machtvollkommenheit, die mit der Stelle eines Obersten Kanzlers verbunden war, welche

Gründe genug bot, um den Entſchluß zu erwecken und zu rechtfertigen, den daraus hervorgehenden Uebelſtänden durch Beſeitigung dieſes Poſtens ein für allemal ein Ende zu machen. So weit ſei es gekommen, ſagt Maria Thereſia ſelbſt, daß der Landesfürſt, wenn er etwa aus eigenem Antrieb oder auf den Rath ſeiner übrigen Miniſter in den böhmiſchen Ländern etwas zu erreichen wünſchte, gegen den Willen des Oberſten Kanzlers damit ſchwerlich durchzudringen vermochte. Ja die ganze Hofkanzlei ſelbſt ſei zur Befolgung der Anordnungen des Oberſten Kanzlers jederzeit ungleich bereitwilliger, als zur Vollziehung der Befehle des Landesfürſten geweſen. Dieſe immer weiter gehende Ausdehnung der Macht des Oberſten Kanzlers habe ſich zuletzt mit der nothwendigen Aufrechthaltung des Anſehens der königlichen Würde, und zwar in um ſo höherem Maße unvereinbar gezeigt, als gewiſſe Familien es durch ihren Einfluß ſo weit gebracht hätten, daß ſo lang nur irgend eines ihrer Mitglieder dazu vorhanden war, die Beſetzung jenes Poſtens immer wieder aus ihrer Mitte geſchah. Dadurch aber ſeien, ſo drückt die Kaiſerin ſich aus, dieſe „präpotenten Principien" vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt worden, was endlich die gänzliche Aufhebung der Stelle eines Oberſten Kanzlers nothwendig machte.

Maria Thereſia knüpfte hieran noch die übrigen Maßregeln, durch welche ſie die Umgeſtaltung der Oberſten Staatsbehörden in's Werk zu ſetzen dachte. Der leitende Gedanke dabei war, eine größere Verſchmelzung in Bezug auf die einzelnen Ländergruppen, um die es ſich handelte, dagegen eine ſchärfere Trennung der Geſchäfte, welche die Hofkanzleien bisher beſorgt hatten, eintreten zu laſſen. Freilich wurde die letztere dadurch wieder einigermaßen aufgewogen, daß dem neuen Directorium in politicis et cameralibus, das nun die Kaiſerin an Stelle der öſterreichiſchen und der böhmiſchen Hofkanzlei gründete, auch die Finanzgeſchäfte, inſoweit ſie die böhmiſchen und öſterreichiſchen Länder angingen, zugewieſen wurden, während die Finanzangelegenheiten der ungariſchen Länder, ſo wie dasjenige, was mit dem Unterhalte des Hofſtaates zuſammenhing, nach wie vor bei der Hofkammer blieb. Dagegen wurde das Juſtizweſen, welches früher in den Geſchäftskreis der Hofkanzleien gehört hatte, davon getrennt und zu deſſen

Beſorgung eine eigene Oberſte Juſtizſtelle errichtet. Die vielfachen und nicht unbegründeten Klagen über die Handhabung der Rechtspflege in ihren Ländern hätten ſie, ſo erklärt die Kaiſerin ſelbſt, zu dieſem Schritte vermocht [23]). Zum Präſidenten der neuen Behörde ernannte Maria Thereſia den früheren öſterreichiſchen Hofkanzler Grafen Seilern, wohl zunächſt, um ihm eine Entſchädigung für den ihm entzogenen Poſten zu bieten, denn es ließ ſich kaum annehmen, daß der hochbetagte, ſchwerfällige und förmliche Mann [24]) der neuen Behörde, der er jetzt vorſtand, jenen Geiſt der Thätigkeit und des ſchaffensfreudigen Wirkens einhauchen werde, welchen man, und zumeiſt durch ſein eigenes Verſchulden, an der von ihm früher geleiteten Hofkanzlei in ſo hohem Grade vermißt hatte. Aber trotz ihres Eifers für die nöthigen Reformen konnte doch auch Maria Thereſia ſich dem in Oeſterreich ſeit Jahrhunderten eingewurzelten verderblichen Mißbrauche nicht völlig entziehen, demzufolge es immer wieder den Anſchein gewann, als ob die Aemter nur für beſtimmte Perſonen geſchaffen würden, ſtatt daß man nach nichts Anderem getrachtet hätte, als nur die tauglichen Männer für die zu beſetzenden Aemter ausfindig zu machen.

Glücklicher als in Bezug auf die Oberſte Juſtizſtelle war die Kaiſerin hinſichtlich der Wahl des Chefs des neuen Directoriums in politicis et cameralibus, an deſſen Spitze Graf Haugwitz, jedoch gleichfalls nur mit dem Titel eines Präſidenten, und nicht mit demjenigen eines Kanzlers trat. Sie habe ihn darum gewählt, erklärt Maria Thereſia, weil er das neue Werk mit eben ſo viel Unerſchrockenheit begonnen als durchgeführt habe, ohne ſich an dem Haſſe zu ſtoßen, den er ſich dadurch allgemein zuzog. Bartenſtein aber, dem ſie ſpäter gleichfalls eine, der oberſten Stellen bei dem Directorium, die des Vicekanzlers verlieh, habe ihr auch in dieſen inneren Angelegenheiten durch ſeine erfahrenen Rathſchläge und reiche Sachkenntniß die meiſte Erleuchtung gegeben. „Ich rathe daher auch und erſuche meine Nachfolger," fügt die Kaiſerin auch hier wieder hinzu, „den hiedurch ihnen ſelbſt und „der Monarchie von dieſen beiden Männern geleiſteten ſo nützlichen „als wichtigen Dienſt zu keiner Zeit in Vergeſſenheit zu ſetzen und ihn „nach Beider Tod auch in ihren Kindern zu erkennen!"

Auch ſonſt ſuchte Maria Thereſia für die zwei neuen Oberbehörden, das Directorium und die Oberſte Juſtizſtelle die beſten Arbeitskräfte zu gewinnen, welche ſie unter den verfügbaren Staatsdienern nur aufzufinden vermochte [25]). Und um die Sache raſch in geregelten Gang zu bringen und bald die Früchte reifen zu ſehen, die ſie von dieſen Einrichtungen ſich verſprach, ließ ſie ſich ſelbſt die wichtigeren Sachen, die nun zu dem Geſchäftskreiſe des Directoriums gehörten, an einem dazu beſtimmten Tage der Woche, dem Freitage vortragen, und veranlaßte auch ihren Gemal, bei dieſen Sitzungen regelmäßig anweſend zu ſein.

Nicht allein in den Angelegenheiten der Verwaltung, ſondern auch in denen der Rechtspflege und der Geſetzgebung traten jene Vortheile deutlich zu Tage. Hinſichtlich der letzteren möge hier nur der Arbeiten Erwähnung geſchehen, welche kurze Zeit nach Errichtung der Oberſten Juſtizſtelle und auf Anregung derſelben begannen, um eine Codification des öſterreichiſchen Civilrechtes zu Stande zu bringen. Freilich machte auch in dieſer Beziehung die geſonderte Stellung ſich geltend, welche damals die verſchiedenen Beſtandtheile des öſterreichiſchen Staates, auch Ungarn nicht mitgerechnet, noch von einander ſchied. So beſtand ſowohl in Prag als in Brünn eine eigene Compilations-Commiſſion, und nun wurde im Jahre 1751 auch eine ſolche für Nieder-Oeſterreich errichtet. So wie in der erſteren jener Profeſſor Joſeph Azzoni, welcher bei den im Jahre 1743 in Prag angeſtellten Hochverrathsproceſſen als Vertheidiger fungirt hatte, ſo ſpielte bei der letzteren der Regierungsrath Joſeph Holger die hervorragendſte Rolle [26]).

Je weiter dieſe Arbeiten jedoch gediehen, um ſo mehr befeſtigte ſich bei denjenigen, die daran betheiligt waren, die Ueberzeugung, daß nur dann eine gedeihliche Wirkung von denſelben zu erwarten ſei, wenn die bisherigen Verſchiedenheiten der Provinzialrechte beſeitigt, und die neu zu formulirenden Rechtsgrundſätze auf alle deutſch-öſterreichiſchen Provinzen gleichmäßig angewendet würden. Es exiſtirt eine Denkſchrift aus jener Zeit, in welcher die Rechtseinheit der Einheit Gottes und derjenigen des Landesfürſten an die Seite geſetzt wird. Auch der Rechtspflege geſchieht darin Erwähnung, und der Erleichterung, welche ihr

dadurch zu Theil würde, wenn die Rechtskundigen des einen Landes auch in allen übrigen Ländern gebraucht werden könnten [27]).

Diese Gedanken entsprachen zu sehr den damals herrschenden Ansichten, als daß nicht Maria Theresia allsogleich an ihre Verwirklichung geschritten wäre. Schon im Februar 1753 ordnete sie die Einsetzung der Commission an, welche mit der Ausarbeitung des neuen Civilgesetzbuches für sämmtliche deutsch-österreichische Provinzen betraut werden sollte. Unter dem Präsidium des Vicepräsidenten der obersten Justizstelle, des Grafen Frankenberg hatte sie aus je einem Mitgliede für Böhmen, Mähren, Oesterreich und Steiermark zu bestehen; später traten noch Abgeordnete für Schlesien und Tirol hinzu. Azzoni und Holger waren auch jetzt wieder die eifrigsten Mitglieder; weniger bemerkbar war die Thätigkeit, welche der Tribunalskanzler Heinrich Hayek von Waldstetten für Mähren, und der Regierungsrath von Thinnfeld für Steiermark entwickelten. Die Delegirten für Schlesien und Tirol, von Burmeister und von Hormayr [28]) werden in den Protokollen fast gar nicht genannt [29]).

Es war ein schwer zu verwindender Schlag für diese Commission, daß noch vor ihrem Zusammentreten ihr Präsident Graf Frankenberg starb, und sie nun trotz ihrer Einsprache nach Brünn verlegt wurde, weil Frankenbergs Nachfolger, Freiherr von Blümegen, dort seinen Sitz hatte. Dennoch schritt sie voll guten Muthes an die Erfüllung ihrer Aufgabe, welche Maria Theresia, ihren eigenhändig niedergeschriebenen Worten zufolge darin erblickte, daß nebst einer Gleichförmigkeit der Gesetze auch die rasche Handhabung derselben und die Beseitigung der eingewurzelten Mißbräuche herbeizuführen sei. Außerdem habe die Commission die Mittel zu finden, „wie abzuthun wären die Vorurtheile, „der Schlendrian der sogenannten abusiven Gerichtsordnung, und wie „die Aufzüge und die angefochtene Unschuld wider die gewöhnlichen Advo„catenkünste vor das Künftige können geschützt werden, und wie die gott„losen Leut und Pest eines Staates und einer christlichen Gemeinde „können angesehen und bestraft werden [30]).

Drei Jahre hindurch tagte die Compilations-Commission in Brünn, bis sie im Jahre 1756 aufgelöst, die Fortsetzung ihrer Arbeit aber der in Wien gebildeten Gesetzgebungs-Commission übertragen wurde. Erst nach zehnjähriger Arbeit, im Jahre 1766, brachte die letztere den Codex Theresianus auch wirklich zu Stande. Und zwei Jahre später erfolgte das Gleiche hinsichtlich des Gesetzbuches für Verbrechen, der Constitutio criminalis Theresiana, zu deren Verfassung die Kaiserin gleichfalls eine eigene Commission zusammengesetzt hatte.

Während in solcher Weise für die Umgestaltung der Gesetzgebung Sorge getragen wurde, ließ Maria Theresia auch die bessere Handhabung der Rechtspflege nicht außer Acht. Zu diesem Ende und zur Erleichterung und Vervollkommnung der Administration wurde die Trennung des Justizwesens von der Verwaltung auch in der zweiten Instanz, das ist in den einzelnen Provinzen vollzogen. Dort wurden sogenannte Repräsentationen eingesetzt, welchen in Bezug auf die Länder dieselben Geschäfte oblagen wie dem Directorium in Wien für die deutsch-österreichischen Provinzen. Die Repräsentationen standen daher auch nur unter dem Directorium und hatten bloß an dasselbe zu berichten, während die gleichfalls neu eingesetzten Justizinstanzen der Obersten Justizstelle untergeordnet wurden.

„Diese fest stabilirte Einrichtung sehe ich," sagt die Kaiserin selbst, indem sie einen Rückblick auf ihr Werk wirft, „als den „wahren Grundstein an, wodurch sich die mir von Gott anvertraute „Monarchie mit dessen anhoffenden kräftigsten ferneren Beistand zu „conteniren und zum Besten und Nutzen meiner Nachkommen zu con„serviren vermag, indem sie dem Landesfürsten die Gelegenheit ver„schafft, die wahre Kenntniß von der Beschaffenheit seiner Länder für „sich selbst zu gewinnen, deren Beschwerden zu erörtern und zu prüfen, „mithin einen justizmäßigen, Gott gefälligen Vorgang zwischen Obrig„keiten und Unterthanen zu fördern, insbesondere aber ein wachsames „Auge zu führen, damit die Armen und hauptsächlich die Unterthanen „von den Reichen und Obrigkeiten nicht unterdrückt werden."

„Und gleichwie dieses System der früheren allzu großen Autori„tät der Minister und Hofstellen viel engere Schranken setzt, also ist

„leicht zu erachten, daß deren größter Theil nebst den Großen des „Landes solche Maßregeln als unerträglich ansieht und sich hierin nicht „eher als durch die Länge der Zeit und die Erkenntniß der Wahrheit „beruhigen lassen wird. Jetzt aber suchen sie dieses System bei dem „Publicum nur verhaßt zu machen und werden dagegen unverständige „und ärgerliche Reden geführt, welche ich bis jetzt noch verachtete, doch „dürfte es nöthig sein, solchem doch wenigstens für die Zukunft Ein„halt zu thun, weil es von dem schädlichsten Einflusse auf die Be„völkerung ist."

„Das Militär," fährt die Kaiserin fort, „welches durch das „neue System in Ordnung und billige Schranken gesetzt worden, klagte „anfänglich um so mehr dagegen, als den Officieren damit alle Gele„genheit benommen ist, sich in den Ländern einige Douceurs beizu„legen. Doch müssen alle vernünftigen Officiere selbst gestehen, daß in „Folge der allmonatlich richtig geschehenden Bezahlung sie keine Ursache „haben zu klagen. Meine Hauptbefürchtung war, daß die bei meinen „Truppen eingewurzelten Excesse sehr schwer würden abzustellen sein. „Gerade darum nahm ich mir vor, hierin mit der äußersten Schärfe „vorzugehen, allein zu meinem größten Troste habe ich es dahin ge„bracht, daß die Länder gar keine Klagen über Excesse der Truppen „führen, sondern vielmehr bitten, daß zur Verwerthung ihrer Erzeug„nisse noch mehrere Regimenter dorthin verlegt werden."

Nächst dem Militär waren es, wie die Kaiserin erzählt, die Mitglieder der Stände, der Adel und dessen Beamte, welche sich in den lebhaftesten Klagen ergingen wider das neue System. „Das größte „Geschrei war jedoch," fährt Maria Theresia fort, „an dem Hofe „selbst und von Seite Jener, die theils von meiner Gnade leben, „theils durch die ihren Voreltern von meinen Vorfahren erwiesene „Milde und Großmuth zu dem Reichthum und Ansehen gekommen sind, „in welchem sie und die Ihrigen sich befinden, weßhalb sie freilich auch „durch Abstellung der unerlaubten Mißbräuche und durch das Be„streben, geordnetere Zustände und eine gleichere Vertheilung der Lasten „herbeizuführen, am meisten betroffen wurden."

„Wer das aus des Allmächtigen Gnade mir zu Theil gewordene „nicht üble Gemüth kennt, der wird unschwer sich vorstellen, wie sehr „es mir zu Herzen gegangen sein müsse, statt einer Belohnung dafür, „daß ich Jahre hindurch Tag und Nacht für die Wohlfahrt meiner „Unterthanen mich abgemüht habe, deren Neigung gegen mich so merk„lich vermindert und mir gerade von denjenigen mit so viel Undank „begegnet zu sehen, welche mehr als Andere Ursache hatten, mir ihre „Ehrfurcht und Erkenntlichkeit zu bezeigen. Alles dissimulirte ich jedoch „in der Hoffnung, die Vernünftigeren würden nach und nach selber „erkennen, daß Alles nur zu des Vaterlandes, mithin nur zu ihrem „eigenen Besten geschehen ist. Auch ließ ich durch das mir nur allzu „wohl bekannt gewordene Geschrei mich nicht irre noch abwendig ma„chen, dasjenige auszuführen, was ich durch Gottes Beistand unter„nommen, nachdem ich von dessen Billigkeit und Unentbehrlichkeit in „mir fest überzeugt war."

So tief wurzelte diese Anschauung in Maria Theresia, daß sie ihre Nachfolger auffordert, zu ihrem eigenen Besten und zur Erhaltung der Monarchie in den von ihr getroffenen Einrichtungen nichts zu verändern, sondern sie „wie einen Augapfel" sorgsam zu bewahren.

Wer jetzt die Maßregeln der Kaiserin mit vorurtheilslosem Blicke und an der Hand der Erfahrung überschaut, welche der seither abgelaufene Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert gewährt, der kann wohl der Mehrzahl derselben seine Billigung nicht versagen. Unbedingt wird sie der Beseitigung der in keiner Weise zu rechtfertigenden Suprematie jener Männer zu Theil werden, welche in fast erblicher, gewiß aber nur auf einen kleinen Kreis von Personen und Familien beschränkter Reihe in dem Besitze der obersten Posten im Staate sich befanden, ihr Amt aber, statt es zum Wohle desselben zu verwalten, fast immer nur zur Ausbeutung für sich selbst und die Ihrigen benützten. Auch die Erzielung einer größeren Gleichartigkeit in der Administration der einzelnen Länder und die wenigstens in den oberen Instanzen durchgeführte Trennung der Justiz von der Verwaltung wird nur Zustimmung finden. Endlich läßt es sich nicht leugnen, daß die frühere entscheidende Einflußnahme der Stände auf das Militärwesen unter so ganz ver-

ſchiedenen Verhältniſſen, und hauptſächlich bei der ſteten Gefahr, welche das raſche Anwachſen Preußens und die Concentration einer ſo furchtbaren Macht in den Händen König Friedrichs für Oeſterreich mit ſich brachte, nicht länger beſtehen konnte. Auch hier mußten die hierauf ſich beziehenden Verfügungen ganz und vollſtändig in die Hände der Regierung gelegt werden.

Was aber die Einſchränkung der ſtändiſchen Gerechtſame überhaupt angeht, welche zunächſt durch die neuen Einrichtungen im Kriegsweſen und in den Steuerſachen veranlaßt, dann immer weiter und weiter ausgedehnt wurde, bis endlich das Ständeweſen in Oeſterreich zu einem Schattenbilde herabſank, das von dem immer mehr Boden gewinnenden, auf den ausſchließlichen Dienſt der Bureaukratie ſich ſtützenden Abſolutismus nur noch der Form nach geduldet wurde [31]), ſo kann man nur lebhaft bedauern, daß es ſo kommen mußte. Aber man darf gleichzeitig nicht leugnen, daß die Stände ſich dieß Schickſal zumeiſt durch eigenes Verſchulden bereiteten. Faſt jede Maßregel, zur Kräftigung des Staates nicht nur, ſondern auch zum Wohle der Bevölkerung überhaupt fand beharrlichſten Widerſpruch bei ihnen. Nicht viel anderes war maßgebend bei ihren Berathungen als der eigene Vortheil, das Intereſſe ihrer ſelbſt und der privilegirten Familien, welche ſie bildeten; nichts aber wurde heftiger bekämpft, als wenn es auf Koſten der Stände die Verbeſſerung der Lage derjenigen galt, welche zu ihnen in dem Verhältniſſe der Unterthänigkeit ſtanden. Gerade darin aber erblickten Maria Thereſia und die Männer, welche ihres Vertrauens ſich erfreuten, nicht nur eine Forderung der Gerechtigkeit, ſondern auch ein Gebot der Nothwendigkeit zur Erhaltung des Staates. Da nun die Stände ſich jederzeit ſträubten, zu demjenigen die Hände zu bieten, wodurch eine größere Herbeiziehung ihres eigenen Beſitzthums zur Beſtreitung der Staatserforderniſſe, hingegen aber eine gewiſſe Erleichterung der Landbevölkerung und ſomit eine billigere Ausgleichung der Laſten herbeigeführt werden ſollte, ſo war es begreiflich, daß man nicht ſelten ſich anſchickte, dieſe Verfügungen zuletzt auch ohne ſie und gegen ihren Willen zu vollziehen. An dieſer entſchloſſenen Haltung der Regierung brach ſich aber auch überall das Widerſtreben der

Stände, und sie boten am Ende selbst zur Durchführung desjenigen die Hand, das sie früher aufs entschiedenste bekämpft hatten. Freilich gruben sie damit nur selber mit an ihrem eigenem Grabe.

Es läßt sich nicht im Entferntesten bezweifeln, daß es ungleich heilsamer gewesen wäre, wenn statt an Stelle der Macht der Stände die Allmacht des Staates treten zu lassen, diejenigen, welche gleich Maria Theresia mit redlichem Eifer sich bemühten, die Bedürfnisse der Bevölkerung des Reiches zu ergründen und deren Lage nach Kräften zu verbessern, vorerst diese Bevölkerung selbst darnach gefragt und sie herangezogen hätten zur Mitwirkung an dem Werke, welches nur durch gemeinschaftliche Bemühung in Wahrheit durchzuführen war. Aber das kam auch den wohlwollendsten und aufgeklärtesten Fürsten des vergangenen Jahrhunderts nicht in den Sinn. Wohl gaben sie mehr oder weniger rückhaltslos der mächtigen Strömung humaner Zeitideen sich hin, und sie meinten nur ihre Pflicht zu thun, ja sie thaten dieselbe auch wirklich, wenn sie den Widerstand derer beseitigten, welche ihnen dabei Hindernisse zu bereiten sich bemühten. Aber sie nahmen doch auch die für sie selbst sich ergebende Vergrößerung der eigenen Machtvollkommenheit gern in den Kauf, und nirgends, weder in Oesterreich noch in Preußen oder anderswo geschah etwas, um das Volk selbst mitwirken zu lassen bei der Ordnung der Verhältnisse, an der es am meisten betheiligt war. Nirgends geschah in dieser Richtung auch nur ein Schritt, bis endlich in Frankreich, in jenem Lande, in welchem allerdings zum Wohle des Volkes am wenigsten, zu seiner Ausbeutung und Bedrückung aber am meisten gethan worden war, als furchtbare Rache für das Geschehene und das Versäumte jenes Ereigniß eintrat, welches in ganz Europa die erschütterndste Wirkung nach sich zog.

Zweites Capitel.

Confessionelle Angelegenheiten.

Durch die tief einschneidenden Maßregeln, deren jetzt Erwähnung geschah, waren die Grundzüge zu einer vollständigen Umgestaltung der bisherigen Verhältnisse der Bevölkerung der deutsch-österreichischen Provinzen gegeben. Die Einführung einer für lange Zeit hinaus festgesetzten, nicht mehr von der Bewilligung der Stände abhängigen Contribution, die Heranziehung aller Volksclassen zur Bezahlung derselben, die Uebertragung einer Menge bisher von den Ständen geübter Gerechtsame auf die Staatsbehörde führte eine gänzliche Veränderung der Beziehungen nach sich, in denen früher die „Herrschaften" zu ihren „Unterthanen" gestanden waren. Beide Theile vermochten nur schwer sich in die neuen Verhältnisse zu finden und zu fügen. Die Ersteren, weil sie höchst ungern den früher geübten Vorrechten und den für sie daraus entspringenden Vortheilen entsagten; die Letzteren, weil sie ihre jetzige Stellung nicht begriffen, und entweder, an die bisherige Bevormundung gewöhnt, aus Unkenntniß oder Apathie freiwillig an dem Althergebrachten festhielten, oder in entschiedenem Gegensatze hiezu aus Habgier und Streben nach noch Mehrerem mit den ihnen von der Regierung bewilligten Zugeständnissen nicht zufrieden waren, und zu Uebergriffen und Rechtsverletzungen den Herrschaften gegenüber sich nur allzu geneigt zeigten. Eine Unzahl von Streitigkeiten war die Folge davon; bei ihnen aber lag der Vortheil zumeist auf Seite der Herrschaften, denen Macht und Reichthum tausend Mittel an die Hand gaben, den Unterthanen gegenüber ihren Willen zu verwirklichen. Hiedurch aber wurde

die Absicht der Kaiserin, die Lage des Bauernstandes wesentlich zu verbessern und ihn dadurch immer mehr an die Regierung zu fesseln, hauptsächlich aber ihn zu ausgiebigerer Betheiligung an den öffentlichen Lasten geeigneter zu machen, großentheils wieder vereitelt. Endlich mußte man von Tag zu Tag sich mehr überzeugen, daß alle Beschlüsse und Anordnungen der Regierung zu Gunsten des Landmannes so lang nur von geringer Wirkung sein konnten, als es ihr an geeigneten Organen fehlte, um sie in der Mitte des Volkes in Vollzug zu setzen. Denn bisher standen ja den Landesbehörden keine anderen Werkzeuge als eben wieder nur die Stände, und in zweiter Linie die Herrschaften selbst zu Gebote, von denen die Ausführung der Anordnungen, die ihrem Vortheil widersprachen, kaum zu erwarten war und auch thatsächlich unterblieb. Die Schaffung solcher Organe wurde daher als nothwendig erkannt, und unter der Bezeichnung von Kreisämtern traten sie in's Leben. Ihre Wirksamkeit hatten sie über einen bestimmten Landestheil zu erstrecken, in dessen ungefährem Mittelpunkte das neue Amt seinen Sitz aufschlagen sollte. So wurde, um nur ein Beispiel zu erwähnen, in Nieder-Oesterreich das Kreisamt des Viertels unter dem Wienerwalde nach Traiskirchen, des Viertels unter dem Manhartsberge aber nach Gaunersdorf gelegt. St. Pölten wurde der Sitz des Kreisamtes des Viertels ober dem Wiener Walde, und nur hinsichtlich des Viertels ober dem Manhartsberge ging man von dem allgemeinen Grundsatze ab und legte das Kreisamt in die an der Donau und somit der natürlichen Grenzlinie des Viertels gelegene Stadt Krems [32]).

Ungleich wichtiger als der Standort war natürlicher Weise der Wirkungskreis der neuen Behörden. Aus der ihnen ertheilten Instruction läßt sich derselbe am besten entnehmen.

Nachdem die Beförderung der Ehre Gottes, so heißt es darin, und die unverfälschte Aufrechthaltung des katholischen Glaubens als die wahre Grundfeste einer glücklichen Regierung anzusehen seien, so wird jeder Kreishauptmann in dem ihm anvertrauten Kreise auf die reine Beibehaltung und Fortpflanzung der katholischen Religion sorgfältig sein Augenmerk zu richten und der Verbreitung von Irrlehren nachdrücklich entgegen zu wirken haben. Alles ärgerliche und lasterhafte Leben, „wodurch

„Gott billig zum Zorn und zur Strafe bewogen wird", sei allen Ernstes abzustellen, die sogenannte Christenlehre, religiöse Vorträge für die reifere Jugend in den Kirchen öfter zu halten, den Pfarrern die eigenmächtige Entfernung von ihren Gemeinden und die Einführung neuer Processionen, insbesondere wenn dadurch die Abhaltung der Christenlehre gehindert würde, im Einvernehmen mit den geistlichen Oberen zu untersagen, die wirthschaftliche Gebahrung mit dem Erträgnisse der frommen Stiftungen und mit den Kirchengeldern hauptsächlich durch Vermeidung unnöthiger Auslagen, wie auf Gastmale und dergleichen kräftig zu fördern, der Sonn- und Feiertag zu heiligen. Doch könne insbesondere zur Erntezeit den Knechten und Taglöhnern nach Beendigung des vormittägigen Gottesdienstes die Verrichtung landwirthschaftlicher Arbeiten, Abends aber eine gemeinsame Lustbarkeit gestattet werden. Weder geistliche noch weltliche Personen dürfen aus übermäßigem Andachtseifer sich Aeußerungen erlauben, durch welche die Akatholiken in ihrem Irrglauben bestärkt werden könnten, doch sei den Letzteren nirgends die öffentliche Ausübung ihrer Religion zu gestatten, und bei der geringsten Anzeige hievon ihnen auf's Entschiedenste entgegenzutreten. Insbesondere müsse für die christliche und ehrbare Erziehung der Jugend emsige Sorgfalt getragen werden. Zur Erreichung dieses Zweckes sei es nöthig, Vorkehrung zu treffen, daß nirgends fremde Lehrer, Lehrerinnen oder Kindermädchen, am allerwenigsten aber ungeprüfte Schulmeister Aufnahme fänden. Doch habe in allen diesen und ähnlichen Dingen der Kreishauptmann nicht eigenmächtig vorzugehen, sondern vorerst an die Landesregierung Bericht zu erstatten, welche sodann nöthigenfalls im Einvernehmen mit der geistlichen Behörde das Erforderliche veranlassen wird.

Von den geistlichen auf die weltlichen Dinge übergehend, schreibt die Instruction den Kreishauptleuten die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, die persönliche Aufsicht über den Zustand der Kerker, welche einerseits wohl verwahrt, um Entweichungen zu verhindern, andererseits aber wenigstens erträgliche Aufenthaltsorte sein sollen, endlich die beschleunigte Durchführung aller ihnen aufgetragenen Untersuchungen vor. Die Sorge für Straßen und Wege, für Hintanhaltung von

Feuersgefahr, von Störungen der nächtlichen Ruhe, von Betrug durch falsches Maß und Gewicht wird ihnen empfohlen. Juden dürfen außer gewissen Jahrmarktszeiten, oder wenn sie sonst etwa eine authentische Erlaubniß nachweisen können, nicht im Lande geduldet werden, Akatholiken ohne ausdrückliche Erlaubniß der Kaiserin sich nicht daselbst ansäßig machen. Die „armen" Unterthanen gegen die wider sie von den herrschaftlichen Beamten verhängten übermäßigen Geldstrafen zu schützen, wird den Kreishauptleuten ausdrücklich empfohlen, das Hauptgewicht aber auf die Verpflichtung der letzteren gelegt, die pünktliche Durchführung aller von der Landesregierung ausgehenden Anordnungen zu überwachen und jedes dagegen auftauchende Hinderniß rasch und mit Nachdruck zu beseitigen. Schließlich wird ihnen aufgetragen, mit Allen, mit denen sie in Berührung treten, bescheidentlich umzugehen, Niemand mit unnöthigen Einberufungen von seinen sonstigen Verrichtungen abzuhalten und ihm dadurch Reisekosten zu verursachen, im Falle der Nothwendigkeit einer solchen Vorladung aber das hiezu Anlaß gebende Geschäft mit Beschleunigung zu Ende zu führen.

Da in dieser Instruction so viel von geistlichen und confessionellen Dingen die Rede ist, möge es gestattet sein, hier auch der Lage der nichtkatholischen Christen, so wie der Juden in Oesterreich zu jener Zeit wenigstens im Vorbeigehen Erwähnung zu thun.

Was zunächst die letzteren betrifft, so muß vor Allem die lebhafte Abneigung hervorgehoben werden, welche Maria Theresia immer gegen sie an den Tag legte. Am heftigsten trat dieselbe zur Zeit der Wiedereinnahme von Prag im Jahre 1744 hervor. Damals erließ die Kaiserin die härtesten Edicte gegen die Juden, und nur schwer und allmälig gelang es, sie, wenn nicht zu milderer Anschauung, doch wenigstens zu milderen Maßregeln zu vermögen.

Kaum war die Nachricht von der Wiedereroberung der Hauptstadt Böhmens in Wien eingetroffen, als schon Maria Theresia dem Obersten Kanzler dieses Königreiches, welche Stelle damals noch Philipp Kinsky bekleidete, ihren Willen zu erkennen gab, daß schon mit kommendem Neujahr die Judenschaft aus Prag entfernt werden solle. Den Anstoß zu

dieſem Beſchluſſe der Kaiſerin hat wohl ohne Zweifel die Behauptung gegeben, die Juden in Prag hätten es wider die öſterreichiſche Regierung mit dem Feinde gehalten. Freilich wurde dieſer Anklage ſpäter, und wie es ſcheint nicht mit Unrecht, lebhaft widerſprochen, aber der Glaube an ſie hatte einmal in dem Gemüthe der Kaiſerin tiefe Wurzel gefaßt. Darum blieben auch die Vorſtellungen, welche ihr wider den von ihr erlaſſenen Befehl gemacht wurden, ohne allen Eindruck auf ſie. Dem Grafen Kinsky gebührt das Verdienſt, deren zuerſt erhoben zu haben. Allerdings ſandte er ſeiner Verwendung zu Gunſten der Juden die Erklärung voraus, die von Maria Thereſia beſchloſſene Maßregel ſei ohne Zweifel im Rechte begründet, indem ja die Vorfahren der Kaiſerin ſich jederzeit die Befugniß zur Ausweiſung der Juden gewahrt hätten. Unbegreiflich ſeien ihm die Beweggründe der Hofkammer, welche ſich ſtets allen Schritten widerſetzte, durch die man eine Schmälerung der den Juden früher gemachten Zugeſtändniſſe habe herbeiführen wollen. Er müſſe es als ein Verdienſt für die Hofkanzlei in Anſpruch nehmen, in alter und neuer Zeit genug Proben gegeben zu haben, daß ſie in die Judenſchaft „gar nicht verliebt ſei", ſondern in ihr vielmehr ein beträchtliches Hemmniß eines größeren Aufſchwunges in den öffentlichen und Handelsangelegenheiten erblicke. Gar viele Urſachen walteten ob, welche die Juden, hauptſächlich aber dort, wo ſie in größerer Anzahl vorhanden ſeien, zum „Abſcheu" der bürgerlichen Geſellſchaft machten. Nur die Reichſten und ſomit auch die Wenigſten aus ihnen ernährten ſich redlich, die Aermeren aber nur durch Falſchheit und Betrug; wer mit ihnen zu thun habe, müſſe ſich ſorgfältig hüten, nicht zu Schaden zu kommen. Denn obgleich ſie dem eifrig widerſprächen, ſo beſtehe doch ihr Hauptgrundſatz in nichts Anderem als in der Ueberzeugung, es ſei nicht ſündhaft das Gut der Chriſten auch in ſonſt ungerechter Weiſe an ſich zu bringen.

Man wird mit der Vermuthung nicht fehlgreifen, daß Kinsky durch dieſe Auseinanderſetzung nicht ſo ſehr ſeine eigene Meinung darlegen, als der Kaiſerin den Beweis liefern wollte, ſie habe es in ſeiner Perſon mit keinem im Voraus parteiiſchen Judenfreunde zu thun. Dadurch hoffte er wohl für dasjenige günſtigere Aufnahme zu erlangen,

was er nun schließlich doch zu Gunsten der Juden in Antrag zu bringen dachte. Denn so wenig sie auch im Allgemeinen Rücksicht verdienten, so müsse er sich doch, fuhr Kinsky fort, wenigstens gegen die Kürze des Termines erklären, innerhalb dessen die Ausweisung der Juden aus Prag vollzogen werden sollte. Die Rauheit der Jahreszeit, die große Anzahl der Prager Juden, die sich auf zwanzigtausend belaufe und unter welchen sich viele Kranke, Gebrechliche, Altersschwache und Kinder befänden, erheische gebieterisch einen Aufschub. Da sie zu Fuß durch Regen und Schnee unmöglich vorwärts zu kommen, auch ihr Gepäck nicht fortzuschaffen vermöchten, bedürften sie einer unglaublich großen Anzahl von Wagen, für welche so kurz nach dem Abzuge des Feindes die Pferde nicht aufzutreiben wären. Sie würden somit kaum eine große Strecke Weges zurücklegen können, sondern entweder auf der Straße umkommen müssen, oder das obdachlose Gesindel im Lande bedenklich vermehren. Endlich hafteten sie ja dem Staatsschatze sowohl als unzähligen Privatleuten gegenüber mit beträchtlichen Summen. Diese Forderungen würden verloren gehen, wenn man auf der plötzlichen Austreibung der Juden bestände. Ueberhaupt sollten die Reicheren aus ihnen von jener Maßregel völlig ausgenommen werden, denn durch deren Anwendung auf sie würde auch dem Handel Böhmens, den sie größtentheils betrieben, unberechenbarer Schaden verursacht, indem keine Christen vorhanden wären, welche auch in dieser Beziehung so rasch an ihre Stelle zu treten vermöchten[33]).

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Vorstellung Kinsky's ganz darauf angelegt war, bei Maria Theresia Eingang zu finden. Das Mitleid mit dem unermeßlichen Elende, welches in Folge einer solchen Verfügung über eine zahlreiche Menschenmenge hereinbreche, werde, so mochte Kinsky sich schmeicheln, das Herz einer Frau nicht ungerührt lassen, während die Hinweisung auf den beträchtlichen Schaden, den die Vertreibung der Juden dem Staatsschatze und dem Lande verursachen würde, auf den scharfen Verstand der Monarchin nicht ohne Wirkung bleiben könne. Aber so klug diese Berechnung auch sein mochte, so zeigte sie sich dennoch als Täuschung, denn offenbar war jene Stärke der Empfindungen der Kaiserin, welche nicht selten in Leidenschaftlich-

keit und in einen dann ſchwer zu beugenden Starrſinn ausartete, dabei allzu wenig in Anſchlag gebracht. Jetzt aber wirkten in Maria Thereſia zwei gleich lebhafte Gefühle zuſammen: die in ihren religiöſen Ueberzeugungen begründete Idee, durch Austreibung der Juden aus ihren Ländern eine Gott gefällige Sache zu thun, und die Genugthuung über die ihrer Meinung nach wohlverdiente Beſtrafung der Juden für ihr Einverſtändniß mit dem verhaßten Gegner, dem Könige von Preußen. Darum verfehlte auch Kinsky's Vorſtellung völlig ihre Wirkung bei Maria Thereſia. Ja es wurde das Ausweiſungsgebot jetzt auf ſämmtliche in Böhmen befindliche Juden erſtreckt. Nur hinſichtlich des Termines zur Vollziehung ihres Befehles ließ ſich Maria Thereſia zu dem gewiß nur geringen Zugeſtändniſſe herbei, daß erſt mit Ende Jänner 1745 Prag von den Juden geräumt werden müſſe. In Böhmen ſelbſt dürften ſie noch bis Ende Juni dieſes Jahres verbleiben. Eigenhändig fügte die Kaiſerin dem Reſcripte an die böhmiſche Statthalterei die Bemerkung hinzu, daß kein böhmiſcher Jude in einem der übrigen öſterreichiſchen Länder ſich niederlaſſen dürfe [34]). An die Behörden der Letzteren, insbeſondere an die ungariſche Statthalterei erging in dieſem Sinne ein ſtrenger Befehl [35]). Und der Vicepräſident der böhmiſchen Kammer, Graf Philipp Kolowrat, wurde perſönlich mit dem Vollzuge des kaiſerlichen Beſchluſſes betraut. Er präſidirte der zu dieſem Zwecke eingeſetzten Commiſſion, als deren übrige Mitglieder Graf Franz Leopold Bouquoy, der Altſtädter Hauptmann Graf Breda, der Appellationsrath Hennet, der Kammerrath Textor, endlich für den Altſtädter Magiſtrat die Herren von Gamſenfeld und von Kraſeneck erſcheinen.

Die Art und Weiſe, in welcher die Commiſſion ihre Aufgabe vollzog, gereicht ihren Mitgliedern zur Ehre. Da war nichts von ſchmeichleriſcher Wohldienerei, welche, um dem Sinne der Herrſcherin zu entſprechen, die von ihr ertheilten Befehle mit Härte vollzog. Allerdings war bei der leidenſchaftlichen Erregtheit der Kaiſerin an eine Zurücknahme ihrer Anordnungen wenigſtens vor der Hand nicht zu denken, und ein Antrag, der dieß bezweckte, wurde von ihr mit der eigenhändigen Erklärung abgelehnt: „Die Juden müſſen Alle hinaus

„und es ſchon öfter poſitiv gemeldet[36])." Auch die angelegentliche Verwendung fremder Regierungen zu Gunſten der Juden hatte kein günſtigeres Reſultat. England und Holland, Dänemark, ja ſogar die Pforte richteten Vorſtellungen an Maria Thereſia, aber die Kaiſerin wollte deren Einmiſchung in eine Sache nicht dulden, die ſie als eine innere Staatsangelegenheit anſah. „Denn ſie iſt eine Fürſtin," ſagt bei dieſem Anlaſſe der venetianiſche Botſchafter Erizzo von ihr, „welche „zwar herablaſſend und voll der beſten und gewinnendſten Umgangs- „formen, aber doch durchdrungen von dem Gefühle ihrer hohen Stellung „und ungemein eiferſüchtig auf ihre Machtvollkommenheit iſt[37])."

Unter ſolchen Umſtänden konnte auch die Commiſſion bei dem beſten Willen nichts anderes thun, als vor der Hand wenigſtens Aufſchub der Vollziehung der wider die Juden angeordneten Maßregeln erwirken. Solches gelang auch; zuerſt wurde die Friſt der Räumung Prags bis Ende Februar, hierauf bis Ende März verlängert, dann aber mußten die Prager Juden die Hauptſtadt wirklich verlaſſen. Natürlich ſiedelten ſie ſich einſtweilen in den um Prag gelegenen Ortſchaften an. In Lieben, Werſoweez, Nußl, Koſſirz, Smichow waren nicht nur die Häuſer und Hütten, ſondern auch die Scheuern und Ställe von ihnen überfüllt. Dieſe Zuſammendrängung einer zahlreichen, nicht gerade an Reinlichkeit gewohnten Volksmaſſe in ſchlecht verwahrten Räumen mußte aber im höchſten Grade gefährlich für den Geſundheitszuſtand, und zwar nicht blos der Juden ſelbſt, ſondern auch der chriſtlichen Bevölkerung erſcheinen. Außerdem machte ſie ſogar vom Standpunkte der Regierung die ganze Maßregel der Austreibung der Juden aus Prag illuſoriſch. Denn jeden Morgen ſtrömten ſie ſchaarenweiſe nach der Hauptſtadt und gingen dort nach wie vor dem Handel und Schacher nach. Und wenn man ſchon früher darüber geklagt hatte, daß die Juden der Regierung nicht anhänglich geſinnt und darum für dieſelbe gefährlich ſeien, ſo mußten ſie durch die Härte der über ſie verhängten Maßregeln erſt recht und aufs Aeußerſte erbittert werden. Darum kam die böhmiſche Statthalterei der Kaiſerin gegenüber unabläſſig auf dieſe Angelegenheit zurück. In einem Berichte vom 5. October 1745[38]) ſchilderte ſie neuerdings die troſtloſe Lage der Juden. Fern von Prag

könnten sie nicht wohnen, weil ihr Eigenthum und ihre Geschäfte sich in der Hauptstadt befänden. In Prag aber dürften sie nicht sein, und in der Umgebung dieser Stadt, in ihren jetzigen Aufenthaltsorten müßten sie zu Grunde gehen. Das Beste wäre daher, ihnen wenigstens für einige Zeit die Rückkehr in ihre leer stehenden Häuser in Prag zu gestatten.

Es scheint fast, als ob während des nachfolgenden Winters eine solche Zulassung der Prager Juden in ihre Häuser ausnahmsweise bewilligt worden wäre. Das aber ist gewiß, daß im Jahre 1746 die Ausweisung der Juden aus Prag neuerdings angeordnet und zur raschesten Ueberwindung jeden Hindernisses ihrer Durchführung auch die Mitwirkung des Militärs in Anspruch genommen wurde. Und um gleich von vorneherein die Uebelstände zu beseitigen, welche im vergangenen Jahre aus der übergroßen Anhäufung der Juden um Prag entstanden waren, wurde befohlen, ihnen nicht nur in Prag, sondern zwei Stunden im Umkreise der Hauptstadt den Aufenthalt nicht mehr zu erlauben. Bei Strafe von hundert Ducaten wurde verboten, einen Juden in einem geschlossenen Orte übernachten zu lassen[39]). Und dem Feldzeugmeister Grafen Wallis, welchem befohlen worden war, streng darüber zu wachen, daß bis längstens Ende Juli kein Jude mehr innerhalb zwei Stunden von Prag anzutreffen sei, wurde auf seine Anfrage, ob darunter nur die Prager Juden allein oder nebst ihnen auch diejenigen zu verstehen seien, welche in den um Prag gelegenen Ortschaften ansässig waren, eröffnet, daß nur die letztere Auslegung der kaiserlichen Anordnung entspreche. „Sie müssen auch fort," schrieb Maria Theresia auf den Bericht der Hofkanzlei[40]), „weilen aber ihnen noch „nichts beordert worden ist, selben bis Ende August Termin zu geben."

So kategorisch lauteten die Befehle der Kaiserin, daß endlich auch der böhmischen Statthalterei nichts übrig blieb als die Versicherung, sie werde das „allermildeste Rescript" pünktlich befolgen. So geschah es denn auch in der That, und Anfangs August konnte die Anzeige erstattet werden, daß kein einziger Jude sich mehr in Prag befinde, indem selbst ihre Kinder, Greise und Wöchnerinnen, so elend ihr Zustand auch sein mochte, in das jüdische Lazareth unweit Prag gebracht wor-

den seien, um von dort zu Ende des Monats August neuerdings und noch weiter entfernt zu werden. Auch zur Tageszeit werde kein Jude, außer wegen der allertristigsten Ursachen in die Judenstadt gelassen. Die Statthalterei habe somit die Befehle der Kaiserin buchstäblich erfüllt. Sie sehe sich aber auch in ihrem Gewissen verpflichtet, die empfindlichen Nachtheile darzustellen, welche die Ausweisung der Juden aus Prag schon herbeigeführt habe und die ihre Vertreibung aus Böhmen, wenn auf derselben bestanden würde, noch verursachen müßte [41]).

Denn die letztere war, so entschieden auch die Kaiserin ihren Willen kundgegeben hatte, noch immer nicht ausgeführt worden. Zu mächtig waren die Hindernisse, welche sich ihr allseitig entgegenthürmten, zu lebhaft die Vorstellungen, die dawider erhoben wurden. Und es ist merkwürdig, daß gerade die Christen, in deren Interesse Maria Theresia zu handeln glaubte, wenn sie die Austreibung der Juden befahl, sich am eifrigsten für sie verwendeten. So wie für die Prager Juden Bürgermeister und Rath der dortigen Altstadt, so traten für die Juden von ganz Böhmen die Stände des Königreiches in die Schranken. Die ersteren erklärten sich für ruinirt, wenn es bei der Austreibung verbliebe, die Letzteren gaben ähnliche Erklärungen ab. Statistische Berechnungen wurden angestellt, um der Kaiserin den unermeßlichen Schaden zu zeigen, den sie selbst und ihr Land durch die Durchführung jener Maßregel erleiden müßten. Bei Heller und Pfennig wurde berechnet, wie viel an Zoll, an Verzehrungssteuer, an Salzverkauf und Postporto für den Staatsschatz verloren gehen müßte. Eine Summe hätten die Juden alljährlich in Umlauf gebracht, welche sich auf wenigstens eine Million veranschlagen lasse. Wenn schon die Kaiserin sich zu einer Zurücknahme ihrer Anordnung durchaus nicht entschließen könne, so möge sie doch von deren allsogleicher Durchführung abstehen und dieselbe nur nach und nach in Ausführung bringen.

Zeit gewonnen, Alles gewonnen, dachten sich wohl diejenigen, welche zu Gunsten der Juden bei Maria Theresia sprachen. Darum wurde es schon wie ein Gewinn betrachtet, als die Kaiserin befahl, ihr einen Plan vorzulegen, nach welchem binnen sechs Jahren die ganze Judenschaft aus Böhmen abgeschafft würde [42]). Denn was konnte nicht

Alles binnen ſechs Jahren geſchehen und daran vielleicht die ganze Maßregel ſcheitern. Und ſo kam es denn auch in der That, ja ſogar raſcher, als man darauf zu hoffen gewagt hatte.

Es ſcheint daß Haugwitz, der zu jener Zeit über Maria Thereſia Alles vermochte, ſie auch allmälig zu einem milderen Verfahren gegen die Juden in Böhmen und Mähren beſtimmte. Denn ein ganz ähnlicher Vorgang wie in Böhmen war gegen ſie auch in Mähren beobachtet worden. Sowie in Prag, durften ſie auch in Brünn und Olmütz nicht eingelaſſen werden, und jede Vorſtellung dagegen hatte ſich gleichfalls als fruchtlos erwieſen [43]). Das wurde nun anders, als Haugwitz ſich nach Mähren und Böhmen begab, um mit den Ständen wegen des Abſchluſſes des Rezeſſes in Verhandlung zu treten, den ſie wegen Bezahlung der zehnjährigen Contribution eingehen ſollten. Um ſie zu ſolchem Opfer zu vermögen, mußte die Regierung ſich gleichfalls zu Zugeſtändniſſen an ſie herbeilaſſen, unter ihren Begehren aber ſtand das Verbleiben der Juden im Lande in vorderſter Reihe. Darum wurde ſchon in der Inſtruction, welche die Kaiſerin dem Grafen Haugwitz mit auf den Weg gab, demſelben der Auftrag ertheilt, ſich genau davon zu unterrichten, ob ſeit der Abſchaffung der Juden aus Prag der Preis der Waaren daſelbſt geſtiegen und welche Vorkehrung getroffen worden ſei, um das Publicum vor allzu großer Uebervortheilung durch die chriſtlichen Kaufleute zu ſchützen. Es ſei deßhalb zu überlegen, ob nicht doch etwa das Beſte des Landes es fordere, wenigſtens die reicheren jüdiſchen Familien beizubehalten und ſie irgend wohin außerhalb Prag zu verlegen, wie viel jede Familie bezahlen ſolle und wie die übrigen am beſten außer Landes geſchafft werden könnten.

Dieſer Punkt ſeiner Inſtruction gewährte dem Grafen Haugwitz den paſſendſten Anlaß, die erneuerten Vorſtellungen der Commiſſion gegen die Austreibung der Juden aus Böhmen und die Bitte um die Bewilligung ihrer Rückkehr nach Prag der Kaiſerin vorzulegen. Faſt ausſchließlich habe der Handel von Böhmen, ſo heißt es in dem Berichte der Commiſſion, ſich in den Händen der Prager Judenſchaft befunden. Sie ſei es geweſen, welche durch ihre Verbindungen mit ihren Glaubensgenoſſen auf dem Lande ſämmtliche Producte desſelben,

welcher Art ſie auch ſein mochten, im Kleinen an ſich brachte, um ſie wieder im Großen und theilweiſe außer Landes zu verkaufen, wodurch ſie äußerſt beträchtliche Summen in dasſelbe zog. Die Chriſten aber könnten dieſes Geſchäft nicht ſo betreiben wie die Juden, weil ihnen das Geld dazu mangle, der eigentliche Handelsgeiſt abgehe und ſie ſich auch nicht einer gleich ſparſamen Lebensweiſe wie die Juden befleißen.

Dieſe Vorſtellung der Commiſſion wurde auch von Haugwitz eifrig unterſtützt. Die Rückkehr der Juden nach Prag werde, ſo ſchrieb er der Kaiſerin, ſelbſt von den dortigen chriſtlichen Handwerkern lebhaft gewünſcht. Alles bezeuge, wie hoch ſeit ihrer Abſchaffung der Preis der Waaren geſtiegen ſei, und bald werde man der nothwendigſten Artikel entbehren, was bei der Anweſenheit der Juden niemals geſchehen wäre. Dürften ſie nicht mehr nach Prag zurückkehren, ſo müßte die Stadt verarmen und der Reichthum ſich dorthin ziehen, wo die Juden ihren Wohnſitz aufſchlagen würden.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß Maria Thereſia trotz dieſer und ähnlicher Vorſtellungen, die nun von allen Seiten auf ſie einſtürmten, ihre Anſichten über die Juden und über das Wünſchenswerthe ihrer Rückkehr nach Prag und ihres Verbleibens in Böhmen durchaus nicht änderte[44]). Aber der Rezeß mit den Ständen von Böhmen und Mähren durfte keinen längeren Aufſchub erleiden, und um ihn ins Werk zu ſetzen, mußte eines ihrer wichtigſten Begehren, die Zurücknahme der gegen die Juden erlaſſenen Anordnungen zugeſtanden werden. „Pur allein", ſchrieb Maria Thereſia eigenhändig auf das Referat der Hofkanzlei, „pur allein, weil ſo inſtändigſt die Länder es verlangen und „ihre äußerſten Kräfte anſpannen, ſo will wegen der Juden, aber „poſitive nicht länger als auf die zehn Rezeßjahre, wo nachgehends es „bei meiner vorigen Reſolution ſein Bleiben haben ſolle, accordiren." Doch verlangte die Kaiſerin ausdrücklich, daß die Juden in Böhmen, Mähren und Schleſien für dieſe Vergünſtigung eine Contribution von wenigſtens dreimalhunderttauſend Gulden auf ſich nehmen ſollten, wovon die Hälfte dieſen Ländern, die Hälfte aber dem Staatsſchatze zu Gute komme, „wo ſonſten ſelbe", lautet es weiter, „gewiß abge„ſchafft werden ſollen und ſelbe als pure Kammerknechte, daß das

„Land gar nichts mit ſelben ſolle zu thun haben, erkannt und beſchützt „werden.“

Es mag dahin geſtellt bleiben, ob Maria Thereſia damals noch im Ernſte daran dachte, nach Ablauf der zehnjährigen Friſt auf die Austreibung der Juden zurückzukommen, oder ob ſie dieſes Termines ſich nur als eines Vorwandes bediente, um vor ſich ſelbſt und der Bevölkerung ihres Reiches die Aenderung ihrer früher ſo laut und ſo entſchieden ausgeſprochenen Beſchlüſſe minder ſchroff hervortreten zu laſſen. Gewiß iſt nur, daß ſeither die Sache niemals wieder in Anregung kam, durch die Erlaſſung von Judenordnungen aber wurden, ſo ſtrenge und eng beſchränkende Beſtimmungen dieſelben auch enthalten mochten, doch wenigſtens die Juden der drückenden Beſorgniß enthoben, jeden Augenblick aus ihren Wohnorten verjagt, und gleich einer rechtloſen Horde aus dem Lande ihrer Geburt oder ihrer Anſiedlung vertrieben werden zu können.

Daß aber Maria Thereſia, wenn ſie gleich mit dem Gedanken einer völligen Austreibung der Juden aus den öſterreichiſchen Ländern ſich nicht mehr beſchäftigte, ihnen doch perſönlich immer im höchſten Grade abgeneigt blieb, dafür beſitzen wir zahlreiche Beweiſe. Auch in dieſer Beziehung erwies ſich die Wahrheit der Worte des venetianiſchen Botſchafters Diedo, welcher einmal über Maria Thereſia ſchreibt: „Obwohl die Kaiſerin reich ausgeſtattet iſt mit den vorzüg„lichſten Eigenſchaften, ſo darf man doch, wenn ſie einmal von irgend „etwas eine ungünſtige Meinung gefaßt hat, nicht darauf hoffen, ſie ihr „jemals benehmen zu können“ [45]). Auch in Bezug auf die Juden war dieß der Fall. So konnte ſie im Jahre 1741, während ihres längeren Aufenthaltes in Preßburg den Widerwillen nicht verbergen, den ſie empfand, wenn ſie die aus der Stadt zum Schloſſe führende Gaſſe durchfuhr, welche ſchon damals ſowie jetzt die Juden vorzugsweiſe bewohnten [46]). Und wie ſie noch während ihrer letzten Lebenszeit über die Juden dachte, zeigt eine aus dem Jahre 1777 herrührende Aufzeichnung der Kaiſerin. Sie lautet: „Wegen Götzel hat es auf die „drei Jahr ſein Bewenden. Künftig ſolle keinen Juden, wie ſie Namen „haben, zu erlauben hier zu ſein ohne meiner ſchriftlichen Erlaubniß.

„Ich kenne keine ärgere Pest von Staat als diese Nation wegen Betrug, „Wucher und Geldvertragen, Leut in Bettelstand zu bringen, all üble „Handlungen ausüben, die ein anderer ehrlicher Mann verabschenete, „mithin sie, so viel sein kann, von hier abzuhalten und zu vermindern; „mir eine Tabelle einzuhändigen, wie viel Juden hier sind, wo sie woh„nen; alle Quatember selbe wiederholen, was zu oder abgefallen."

Obgleich nicht in so grellem Maße, wie gegen die Juden, machte sich die Abneigung Maria Theresia's auch gegen die Protestanten bei jedem Anlasse deutlich bemerkbar. Aus der den Kreishauptleuten ertheilten Instruction ist die Strenge zu ersehen, mit welcher sie jeder öffentlichen Ausübung der protestantischen Religion entgegen zu treten hatten. Die Verbindung, in welche dort dieses Verbot mit der Nothwendigkeit einer christlichen und ehrbaren Erziehung der Jugend gebracht wird, läßt fast vermuthen, die Verfasser der Instruction hätten eine solche Erziehung überhaupt für unvereinbar mit dem Protestantismus gehalten. Das ganze Verfahren der Regierung gegen die Protestanten entsprach dieser Anschauung, wobei sich freilich zur Entschuldigung anführen läßt, daß zu jener Zeit auch in vielen protestantischen Ländern die Katholiken nicht besser, ja oft noch schlechter behandelt wurden als die Protestanten in Oesterreich.

Was die deutschen Provinzen Oesterreichs betrifft, so befanden sich die meisten Protestanten in dem Lande ob der Enns, in Steiermark, Kärnten und Krain. Den Rathschlägen des Beichtvaters der Kaiserin, des Jesuiten Ignaz Kampmüller, wurde die Härte zugeschrieben, mit der man wider sie vorging. Unbeachtet blieben die Vorstellungen des Gewissensrathes des Kaisers, Ignaz Pitterman, welcher, obwohl ebenfalls Jesuit, doch zu milderem Auftreten rieth[47]). Die Religionscommissionen in den genannten Provinzen wurden aus den unduldsamsten Katholiken zusammengesetzt; sie entzogen den Protestanten ihre Bücher, hinderten sie an der Unterweisung ihrer Kinder in den Lehren ihres Glaubens und ließen kein Mittel unversucht, um sie entweder zum Uebertritt zum Katholizismus zu bewegen oder aus dem Lande zu entfernen. Wer das letztere wählte, wurde meistens nach Siebenbürgen geschafft, um dort der sächsischen Nation beigesellt zu

werden, welche sich des Rechtes der freien Religionsübung erfreute. Aber das Schicksal dieser Auswanderer war nicht selten ein trauriges. In ihrer Heimath waren sie gezwungen, ihren Grundbesitz und ihre Habseligkeiten zu Spottpreisen zu veräußern, um nur die Reise antreten zu können; im siebenbürgischen Sachsenlande aber waren nur wenige Ländereien verkäuflich, so daß sie sich in der Regel nicht ansäßig zu machen vermochten, und nicht selten in Elend versanken [48]).

Aus dem Umstande, daß die Protestanten aus den deutsch-österreichischen Ländern häufig nach Siebenbürgen sich wandten, um sich dort der ungehinderten Ausübung ihrer Confession zu erfreuen, darf man jedoch nicht den Schluß ziehen, daß etwa den Protestanten in den ungarischen Ländern in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig geblieben wäre. Im Gegentheile, gerade in Ungarn waren die Protestanten aufs Aeußerste unzufrieden mit der Behandlung, die sie erfuhren, für welche freilich Maria Theresia selbst nur in geringstem Maße verantwortlich gemacht werden kann. Gerade bei ihr war es vielmehr, wo die ungarischen Protestanten um Schutz sich bewarben gegen die Bedrückungen, über welche sie Beschwerde führen zu können glaubten. Im Juli 1749 begab sich zu diesem Ende eine Deputation ungarischer Edelleute nach Wien. Gabriel Pronay, Alexander Podmaniczky, Stephan Szirmay waren unter den Vertretern der Lutheraner, Abraham Vay und Gedeon Raday unter denen der Calviniſten. Im Ganzen bestand die Deputation aus elf Personen. Als sie bei dem ungarischen Hofkanzler Grafen Leopold Nadasdy sich meldeten, wurden sie gar hart von ihm angelassen. Ja sie behaupteten, er habe die Drohung ausgesprochen, daß wenn auch ihre Bitten von der Kaiserin gewährt werden sollten, er schon wissen werde, sie dennoch zu nichte zu machen.

Ungleich huldreicher als bei dem Hofkanzler war der Empfang, welchen die Deputation bei der Kaiserin fand. Pronay hielt die Anrede an sie. Maria Theresia beantwortete dieselbe mit der Versicherung, jederzeit werde sie die gesetzlich feststehenden Rechte der Protestanten achten und nicht wider sie handeln. Immer sollten sie ihrer Gnade theilhaftig werden, wenn sie sich nur auch so betrügen, wie es treuen

Unterthanen ziemt. Hiezu gehöre vor Allem, sich nicht an die fremden Gesandten zu wenden, sondern ihre Angelegenheiten in Wien nur durch die ungarischen Behörden zu betreiben, keine Tumulte zu erregen und das Volk nicht wider die Regierung zu hetzen. Sollte von dieser etwas ihnen Mißfälliges geschehen, so hätten sie nur in sich selbst und ihrem Benehmen die Ursache davon zu suchen.

Es ist wohl selbstverständlich, daß die Mitglieder der Deputation sich in emphatischen Versicherungen ihrer unwandelbaren Treue ergingen. Nie sei ihnen auch nur der Gedanke gekommen, sich an einen fremden Gesandten zu wenden. Hätten sie jemals an eine so abscheuliche That auch nur gedacht, so wären sie nicht werth, daß sie der Erdboden trüge.

„Wie, Ihr seid nicht bei den fremden Gesandten gewesen," rief Maria Theresia mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit dazwischen, „Ihr „habt Euch nicht an ihre Vermittlung gewendet? War ja doch der „holländische Gesandte Burmania Euretwegen bei mir, und hat sich „auch der hannover'sche, ja sogar der preußische Gesandte für Euch „verwendet." Und als hierauf das Mitglied der Deputation, Alexander Berczeviczy entgegnete, sie seien zwar schon seit zwei Wochen in Wien, hätten aber keinen Gesandten gesehen, ja nicht einmal ihren eigenen Gottesdienst besucht, da gab Maria Theresia die charakteristische Antwort: „Da habt Ihr übel gethan, Ihr hättet recht gut Eurem Gottes- „dienste beiwohnen können." Sie wolle wohl glauben, fuhr die Kaiserin fort, daß die Mitglieder der Deputation nicht bei den fremden Gesandten gewesen seien, destomehr aber geschehe dieß von den Agenten und Sachwaltern der Protestanten in Ungarn. Nicht an die fremden Minister, ja nicht einmal an das deutsche Ministerium sollten sie sich wenden, sondern ihre Beschwerden nur im Wege der ungarischen Behörden vorbringen. Würden ihnen diese nicht Recht schaffen, so wüßten sie ja wohl, daß die Thüre zur Kaiserin Niemand, also auch ihnen niemals verschlossen sei.

Als aber Berczeviczy erwiederte, daß gerade der Weg durch die ungarischen Behörden für sie der „fatalste" wäre, indem dieselben viele ihnen günstige Entschließungen der Kaiserin eigenmächtig geändert und

also verfälscht in den Comitaten veröffentlicht hätten, mußte Maria Theresia die Richtigkeit dieser Anklage zugeben. Huldreich nahm sie die Bittschrift der Deputation aus den Händen Pronay's entgegen, der sich der Kaiserin gegenüber auf die Kniee geworfen hatte. Ueber eine Stunde währte die Audienz [49]), doch kann nicht gesagt werden, daß sie irgend welche Resultate nach sich gezogen hätte. Nach wie vor wurden die Protestanten in Ungarn nicht nur streng innerhalb der ihnen gesetzlich zustehenden Rechte gehalten, sondern nicht selten sogar in dem Genusse derselben beeinträchtigt. Ja gerade aus der Resultatlosigkeit der Audienz, welche die ungarischen Protestanten bei Maria Theresia gehabt hatten, schöpfte der Veszprimer Bischof Martin Biro den Anlaß und den Muth zu einer Schrift, in welcher er die ungarischen Protestanten mit argen Schmähungen überhäufte und die Rechtsgiltigkeit ihrer Begehren bestritt.

Die Aufregung, welche durch diese Schrift unter den Protestanten Ungarns entstand, bot dem Könige von Preußen die erwünschte Gelegenheit, sich in jene Händel zu mischen, von denen er eine Schwächung des Ansehens der österreichischen Regierung in Ungarn nicht mit Unrecht erwartete. Auch in fremden Ländern zum Schutzherrn der Protestanten sich aufwerfend, beauftragte er den Bischof von Breslau, Grafen Schaffgotsch, der katholischen Geistlichkeit in Ungarn größere Mäßigung gegen die Protestanten zu empfehlen. Schaffgotsch aber legte, wie es wohl zuvor schon mit dem Könige abgemacht war, da er weder einen gesetzlichen noch einen sonstigen Einfluß auf den katholischen Clerus in Ungarn besaß, das Schreiben des Königs dem Papste Benedikt XIV. vor. Durch seine Vermittlung gelangte es an Maria Theresia, welche denn auch die Einziehung der Schrift des Veszprimer Bischofs befahl [50]).

Man sieht aus diesem Beispiele, daß die Hauptschuld der harten Behandlung der Protestanten in Oesterreich die katholische Geistlichkeit trifft, deren Ansehen bei der glaubenseifrigen Kaiserin immer ein hochgehaltenes war. Aber man sieht auch, daß der aufgeklärte, nicht aber der zelotische Theil der Geistlichkeit ihre Sympathien besaß, wie denn gerade die freisinnigeren Bischöfe, vor Allem aber der Wiener Erzbischof

Johann Joſeph Graf Trautſon der Gunſt der Kaiſerin ſich erfreuten. Und am ärgſten würde man ſich täuſchen, wenn man annähme, daß Maria Thereſia ſich durch ihre Vorliebe für die katholiſche Geiſtlichkeit etwa dazu hätte verleiten laſſen, derſelben irgend welche Zugeſtändniſſe zu machen, durch die ihre eigene Machtvollkommenheit beeinträchtigt worden wäre. Weder dem Clerus in Oeſterreich, noch dem heiligen Stuhle gegenüber geſchah dieß, mit welch Letzterem bekanntlich Maria Thereſia faſt während der ganzen Dauer des Erbfolgekrieges auf ſehr geſpanntem Fuße ſich befand. Ja man kann wohl ſagen, daß Oeſterreich längere Zeit hindurch mit Rom in faſt gar keinem diplomatiſchen Verkehr ſtand. Denn als im November 1744 der bisherige Bevollmächtigte Oeſterreichs, Graf Joſeph Maria von Thun, Rom verließ, wurde ſein Poſten einſtweilen nicht wieder beſetzt, ſondern die Beſorgung der Geſchäfte des Wiener Hofes in Rom wenigſtens der Form nach dem Comproteetor der öſterreichiſchen Erbländer, Cardinal Aleſſandro Albani übertragen. Da nun auch der heilige Stuhl ſeit der Abreiſe des Cardinals Paolueei von Wien dort keinen Vertreter mehr beſaß, ſo drohte die Entfremdung eines der größten katholiſchen Höfe von der römiſchen Curie immer weiter zu gehen, ſo daß man endlich in Rom, insbeſondere ſeit dem Augenblicke der Erhebung des Großherzogs von Toscana auf den Kaiſerthron von Deutſchland ernſtlich darnach trachtete, eine Wiederannäherung herbeizuführen. Zu dieſem Ende bediente ſich der heilige Stuhl der Vermittlung der Königin Marianne von Portugal, welche bekanntlich eine Tante Maria Thereſia's und mit ihr einige Zeit wenigſtens in einer von beiden Theilen mit Eifer unterhaltenen Verbindung war. Die Verhandlungen hierüber wurden durch den damaligen portugieſiſchen Geſandten in Wien geführt, und es war dieß, eigenthümlich genug, kein Anderer als Sebaſtian Joſeph Carvalho Melho, der nachmals ſo berühmte Marquis von Pombal.

Es wurde ihm in Wien nicht allzuſchwer gemacht, zu dem erwünſchten Ziele zu gelangen, denn die Wiederherſtellung des guten Einvernehmens mit dem heiligen Stuhle war ja Maria Thereſia perſönlich in hohem Grade willkommen. Als daher der Papſt in der Perſon des

Erzbiſchofs Serbelloni einen Nuntius nach Wien ſandte, von dem er wußte, daß er eine am Kaiſerhofe gern geſehene Perſönlichkeit ſei[51]), erwiederte Maria Thereſia dieſen Schritt. Graf Chriſtoph Migazzi, Domherr zu Brixen und Trient, begab ſich im Auftrage der Kaiſerin nach Rom, um dort als Uditore di Rota für Oeſterreich zu fungiren, hauptſächlich aber um das Ausſöhnungswerk zwiſchen beiden Regierungen zu Ende zu führen.

Man war jedoch, in dem Augenblicke wenigſtens, als Migazzi in Rom die Unterhandlungen begann, noch ziemlich weit vom Ziele entfernt. Befand ſich ja noch immer jener Cardinal Valenti am Staatsruder, der ſich während des ganzen Erbfolgekrieges als ein erbitterter Gegner des Hauſes Oeſterreich gezeigt hatte. Es war alſo auch weniger durch den Verkehr Migazzi's mit ihm als durch die Bemühungen Carvalho's am Wiener Hofe, daß endlich die förmliche Wiederverſöhnung des Letzteren mit dem heiligen Stuhle zu Stande kam. Als äußeres Anzeichen hievon kann die Aufhebung der Beſchlagnahme, welche ſeit mehreren Jahren auf die Abteien Valenti's in der Lombardie gelegt war, andererſeits aber die ſeiner Zeit in Rom verweigerte, jetzt aber vollzogene Ernennung des Uditore di Rota, Mario Mellini, zum Cardinal angeſehen werden. Bald darauf wurde Letzterer zum bevollmächtigten Miniſter Oeſterreichs in Rom ernannt. So waren nun äußerlich wenigſtens die guten Beziehungen zwiſchen dem heiligen Stuhle und dem Wiener Hofe hergeſtellt, wie ſie zur Zeit der Thronbeſteigung Maria Thereſia's obgewaltet hatten.

Den erſten Beweis davon gab Papſt Benedikt XIV. der Kaiſerin dadurch, daß er ihrem Wunſche gemäß und trotz des lebhafteſten Widerſtrebens der Republik Venedig zur Errichtung eines Erzbisthums in Görz und zur Loslöſung ſeines Sprengels von dem des bisherigen Patriarchates von Aquileja ſich bereit finden ließ.

Die gleiche Willfährigkeit bewies der Papſt gegen das Begehren der Kaiſerin wegen Verringerung der Anzahl der katholiſchen Feiertage. Hauptſächlich war es die Rückſicht, ihre Unterthanen nicht an ſo häufig wiederkehrenden Tagen der Arbeit ſich entziehen und dafür dem

Müßiggange und Ausſchweifungen ſich hingeben zu ſehen, wodurch die Kaiſerin zu dieſem Verlangen vermocht wurde. Mehr als zwanzig Feiertage ſollten aufgehoben werden, und der Wiener Erzbiſchof Trautſon ſchickte ſich an, die Auswahl der zu unterdrückenden Feſttage vorzunehmen. Aber es fehlte nicht an Eiferern, welche durch eine ſolche Neuerung das Intereſſe der katholiſchen Kirche gefährdet glaubten, oder ſich wenigſtens den Anſchein gaben, als ob dieß wirklich ihre Meinung ſei. War ja doch Trautſon ſelbſt bei ihnen verhaßt, und ſie nannten ihn, weil er, gerade um den Uebertritt der Proteſtanten zum Katholizismus zu erleichtern, den Eid beſeitigt hatte, durch welchen ſie im Falle des Uebertrittes ihre bisherige Confeſſion förmlich abzuſchwören genöthigt waren, einen geheimen Proteſtanten. Als es ſich nun um Beſeitigung einer Anzahl katholiſcher Feiertage handelte, entbrannte die Befehdung Trautſons noch ſtärker als zuvor. Der Biſchof von Olmütz, Cardinal Troyer, ſtand an der Spitze der Gegenpartei und er eilte nach Wien, um entweder die neu beſchloſſene Maßregel rückgängig zu machen oder doch ihre Anwendung auf Mähren und Schleſien zu verhindern. Die eigenthümliche Lage ſeiner Diöceſe erfordere dieß, indem ſie meiſt an Landſtriche grenze, welche von Proteſtanten bewohnt ſeien. Sogar dieſe Letzteren feierten zur Weihnachtszeit und zu Oſtern drei Tage, ſowie ſie auch die Feſte der Apoſtel feſtlich begiengen. Würde nun, wie es im Plane ſei, die Weihnachts- und Oſterfeier von drei auf einen einzigen Tag beſchränkt, auch kein Feſt eines Apoſtels mehr mit Ausnahme desjenigen des heiligen Petrus gefeiert, ſo würde dadurch den Proteſtanten ein Vorwand zu der Behauptung geliefert, daß man in ihrer Kirche der Geburt und der Auferſtehung des Herrn ſo wie den Verbreitern des Chriſtenthums größere Verehrung als bei den Katholiken erweiſe. Es ſei dieß ein gefahrdrohendes Beginnen, vor dem nicht ernſtlich genug gewarnt werden könne [52]).

Mit außerordentlicher Schlauheit hatte Cardinal Troyer denjenigen Punkt herausgefunden und berührt, welcher ſich bei Maria Thereſia jederzeit als der empfindlichſte erwies, ihre Rivalität mit Friedrich von Preußen. Der König aber, der bekanntlich aufs eifrigſte den Zweck verfolgte, für Schleſien eine dichtere Bevölkerung zu gewinnen und es

dadurch fruchtbarer und einträglicher zu machen, hatte wohl hauptsächlich aus dieser Ursache überall erklärt, daß er auf das Religionsbekenntniß seiner Unterthanen gar kein Gewicht lege. Zunächst war diese Aeußerung wohl darauf berechnet, die Protestanten aus dem österreichischen Schlesien nach Preußen hinüberzuziehen. Nun aber eröffnete der Cardinal Troyer vor den erschreckten Augen Maria Theresia's die traurige Aussicht, daß auch das katholische Landvolk, welches fanatisch an seinen Festtagen hing, durch die Verminderung ihrer Anzahl gereizt werden und nach dem preußischen Schlesien sich wenden könnte, wo Niemand eine Schmälerung derselben beabsichtigte [53]).

Solche Betrachtungen waren wohl geeignet, die Kaiserin einen Augenblick stutzig zu machen und sie zu einer Verzögerung der Ausführung des schon feststehenden Planes zu vermögen. Andere Bischöfe, unter ihnen hauptsächlich die von Salzburg und Passau, wirkten in ähnlichem Sinne wie Cardinal Troyer, aber sie erreichten dennoch ihren Zweck nicht. Am 9. März 1754 wurde in Wien das vom 21. Jänner desselben Jahres datirte Edict der Kaiserin publicirt, demzufolge an vierundzwanzig früheren Festtagen zwar der Gottesdienst besucht [54]), nach demselben aber jedwede Arbeit erlaubt werden sollte. Nur wurde es streng untersagt, an diesen Tagen die Unterthanen zur Leistung der Robot zu zwingen.

Es ist von hohem Interesse zu sehen, wie sich gegen diese Anordnung der Kaiserin diejenigen verhielten, in deren Interesse sie zunächst erfolgte. Gleichzeitig gewährt es einen Maßstab zur Beurtheilung des geringen Bildungsgrades, welchen damals die Bevölkerung Oesterreichs besaß, wenn man sich vergegenwärtigt, in welcher Weise von derselben die ersten Schritte der Kaiserin zur Durchführung jener Maßregel aufgenommen wurden. Um sie gewisser Maßen unter ihrem eigenen Schutze zuerst in's Leben treten zu lassen, befahl Maria Theresia, daß an einem der Vollendung nahen Baue auf dem Burgplatze die Werkleute am zweiten Ostertage die Arbeit fortsetzen sollten. Als die Vorübergehenden dieß sahen und die Kunde davon in der Stadt sich verbreitete, rottete sich eine so große Volksmenge zusammen und sie nahm eine so drohende Haltung an, daß Maria Theresia befahl, mit

der Arbeit inne zu halten und sie auch am dritten Ostertage, welcher bisher gleichfalls als ein Festtag gefeiert worden war, nicht wieder aufzunehmen. Der Pöbel, stolz auf diesen leicht errungenen Sieg, zertrümmerte noch die Schaukasten eines Ladens mit Porzellanwaaren, dessen Eigenthümer ihn, im Vertrauen auf das Edict der Kaiserin, zum Verkaufe seiner Waaren geöffnet hatte, nun aber, um weitergehendem Schaden vorzubeugen, ihn eilfertig schloß.

Die Kaiserin war über diese Vorgänge in hohem Maße erzürnt, und als sie erfuhr, daß einige Personen geistlichen Standes ihren Einfluß auf die Bevölkerung benützten, um deren Aufregung zu vermehren, statt sie zu beschwichtigen und zum Gehorsam gegen die Anordnungen der Regierung zu überreden, ließ sie mit denselben kurzen Proceß machen. Einige aus ihnen wurden nach Greifenstein, jenem am Ufer der Donau und den Abhängen des Wiener Waldes malerisch gelegenen einsamen Waldschlosse abgeführt, welches man damals als Gefängniß für Geistliche benützte [55]). Gleichzeitig wurde, um nicht eine von der Regierung als heilsam erkannte Maßregel wegen des unberechtigten Widerstrebens einiger Bethörter unausgeführt zu lassen, allen Besitzern von Verkaufsladen befohlen, dieselben an den früheren Feiertagen, die von nun an nicht mehr festlich begangen werden sollten, von eilf Uhr Morgens angefangen offen zu halten. Sie erklärten sich zum Gehorsam bereit, baten aber um Schutz vor etwaigen Mißhandlungen von Seite des Pöbels. Derselbe wurde ihnen zugesagt, und am 24. April, dem Tage des heiligen Georg, waren alle Laden geöffnet, die Straßen aber wurden von eilf bis vier Uhr unabläßig von Reiterpatrouillen durchzogen, um Excesse zu verhüten. Es kamen auch keine solchen mehr vor, und nur einige Personen wurden wegen allzu heftiger Schmähreden gegen die neue Einrichtung verhaftet.

Aber damit war zwar die offene Auflehnung, jedoch noch keineswegs der passive Widerstand besiegt. Diejenigen Besitzer der Kaufladen, welche der neuen Maßregel abhold waren, ersannen ein eigenthümliches Mittel, um sich an jenen Tagen der Ausübung ihres Geschäftes möglichst zu entziehen. Sie forderten für ihre Waaren einen Preis, der um den dritten Theil höher als derjenige war, welchen sie gewöhnlich

verlangten. Dadurch aber schreckten sie die Käufer ab, an solchen Tagen ihre Einkäufe zu machen [56]).

Ungleich schwerer noch war es, die Landbevölkerung zur Arbeitsleistung an den ehemaligen Feiertagen zu vermögen. Auch hieran war hauptsächlich die Geistlichkeit Schuld, welche trotz der musterhaften Frömmigkeit der Kaiserin und der nicht spärlich bemessenen Gunstbezeugungen, welche sie gerade der Geistlichkeit zu Theil werden ließ, in ziemlich weitgehender Opposition wider ihre Regierungsmaßregeln sich befand [57]). Hiezu kam noch die Zähigkeit, mit welcher der Landmann überhaupt festhält an früherer Gewohnheit. Und da in dem gegebenen Falle auch noch Trägheit und Unlust zur Arbeit ins Spiel kamen, so ist in dem Zusammenwirken dieser verschiedenen Umstände die Ursache zu suchen, weßhalb auch jetzt noch, nach mehr als einem Jahrhundert, in den meisten Gegenden Oesterreichs an den sogenannten „abgebrachten Feiertagen" wenig oder nichts gearbeitet wird.

Aehnliche Grundsätze, wie durch die Abschaffung einer Anzahl katholischer Feiertage wurden auch durch eine Reihe anderer, von der Regierung ausgehender Maßregeln zur Geltung gebracht. Um den Unordnungen zu steuern, welche in der Verwaltung des Kirchenvermögens eingerissen waren, verlangte man die Vorlage aller Rechnungen, welche sich hierauf bezogen. Uebergriffe geistlicher Gerichte in Ehesachen wurden mit Bestimmtheit zurückgewiesen, die Asylrechte geweihter Plätze wesentlich beschränkt und bald fast gänzlich beseitigt. Kirchliche Gebräuche, welche zu abergläubischen Deutungen Anlaß gewährten, wurden Anfangs gerügt und später verboten.

Bei den meisten dieser Maßregeln fand die Kaiserin an dem durch sie besonders begünstigten freisinnigeren Theile des katholischen Clerus eifrigen Beistand. Die aufgeklärteren Bischöfe stimmten solchen Grundsätzen bei und zeichneten sie ihren Untergebenen als Richtschnur vor. So möge hier auf den Hirtenbrief Trautsons vom 1. Jänner 1752 hingewiesen werden, in welchem der Erzbischof hervorhob, daß man in den trübseligen Zeiten, als die Kirche in Deutschland so schmählich gespalten worden, es den geistlichen Rednern zum Vorwurfe

gemacht habe, daß sie meistens von Heiligen, vom Ablaß, von Rosenkränzen, Bildern, Prozessionen und dergleichen Dingen zu den Gläubigen geredet, von Christus selbst aber und den eigentlichen Glaubenswahrheiten fast gar nicht gesprochen hätten. In diese falsche Richtung gerathe man jetzt von Neuem. Man predige von Heiligen und schweige von dem Allerheiligsten, man preise Gnadenbilder und vergesse den Erlöser, die Quelle der Gnaden, man erhebe die Abläße und Bruderschaften und lasse das Nothwendige, die Lehre von der Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit Gottes, von der Sünde und der Buße, von dem Glauben, der Liebe und der Hoffnung bei Seite. Lebhaft tadelte Trautson die Prediger, welche sich entweder durch Schmähungen gegen die Regierung und deren Verordnungen oder durch Possen, Scherzreden und unziemliche Witze Zuhörer zu verschaffen suchten [58]).

In gleichem Sinne wie Trautson ließen sich auch andere Bischöfe, wie Graf Thun in Gurk, in Hirtenbriefen vernehmen. Und die Art und Weise, in welcher der Letztere über die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes sich aussprach, rief die Opposition, die er als österreichischer Bevollmächtigter in Rom der politischen Haltung des heiligen Stuhles gemacht hatte, gar lebhaft ins Gedächtniß zurück.

Drittes Capitel.

Finanzen und Handel.

Auch in anderer, und zwar in finanzieller Beziehung ist der Punkt, von welchem früher die Rede war, von hoher Bedeutung. Denn daß der Wohlstand eines Volkes zunächst durch dessen Arbeit bedingt ist, daß aber nur ein wohlhabendes Volk eine fest wurzelnde Grundlage befriedigender Finanzzustände abgeben könne, wurde schon damals und wird auch jetzt von Niemand mehr bezweifelt. Und es ist nicht zu leugnen, daß zunächst das Streben nach Herbeiführung geordneter Verhältnisse im Staatshaushalte es war, wodurch Maria Theresia zu den meisten Reformen bewogen wurde, die sie zu jener Zeit unternahm. Denn man tritt ihr gewiß nicht zu nahe, wenn man auch dasjenige, was von ihr für die Verbesserung der Lage des Bauernstandes geschah, nicht so sehr in den humanitären Ideen ihrer Zeit, denen sie im Allgemeinen nicht gerade eifrig anhing, als hauptsächlich in dem Bestreben erblickt, diesen Stand, den weitaus zahlreichsten im Staate, zu ausgiebigerer Betheiligung an der Bestreitung der öffentlichen Ausgaben immer geeigneter zu machen. Und es war in der That die drängendste Nothwendigkeit vorhanden die Steuerkraft der Bevölkerung nicht immer bloß auszubeuten, sondern sie namhaft zu kräftigen und dadurch in den Stand zu setzen, unter den immer mehr sich steigernden Anforderungen an sie nicht ganz zu erliegen. Während der Krieg noch dauerte, hatte man außer den Subsidien, die man von England bezog, und der Contrahirung beträchtlicher Schulden eben nur in den öffentlichen Auflagen die Mittel gefunden, um die Kosten der Kriegführung

zu bestreiten und die Staatsmaschine wenigstens nothdürftig im Gange zu erhalten. Jene Auflagen aber mußten in der That höchst drückende genannt werden. Im Jahre 1743 finden wir zum ersten Male eine Vermögenssteuer, welche jedoch richtiger den Namen einer Einkommensteuer hätte führen sollen. Denn Jedermann, er mochte geistlichen oder weltlichen Standes sein, hatte den zehnten Theil seines Einkommens zu bezahlen, welches nach einem sechsjährigen Durchschnittserträgniß angenommen wurde. Auf den Bauernstand und die sogenannten „armen Inleute" erstreckte diese Abgabe sich nicht. Dagegen wurde jede solche Ausnahme bei der Kopfsteuer beseitigt, welche im Anfange des Jahres 1746 in's Leben trat, und zu der Jeder nach seiner äußeren Lebensstellung beitragen mußte. Der höchste Steuersatz von sechshundert Gulden war von den Erzbischöfen oder Bischöfen, welche fürstlichen Rang besaßen, dann von den Fürsten oder Herzogen zu bezahlen, welche entweder die Häupter ihrer Familie oder doch eines selbstständigen Zweiges derselben waren. Jüngere Mitglieder solcher Familien hatten zweihundert Gulden zu entrichten. Die Obersthofmeister und Chefs der Hofstäbe, die Conferenzminister, Kanzler und Präsidenten der Hofkanzleien bezahlten vierhundertfünfzig, die Feldmarschälle, dann die Grafen, welche Häupter ihrer Familie waren und im Genusse beträchtlichen Grundbesitzes sich befanden, vierhundert, die Feldzeugmeister und Generale der Cavallerie, die geheimen Räthe und Vicepräsidenten der Hofstellen dreihundert, die Bischöfe ohne fürstlichen Rang, die Feldmarschall-Lieutenante, die Kammerherren, endlich die Freiherren, welche Häupter einer begüterten Familie waren, zweihundert Gulden. Eine Hofdame stand mit hundert Gulden, ein Generalmajor mit dem gleichen Betrage, ein Hofrath mit fünfundsiebzig Gulden auf der Liste, welch letzteren Betrag auch nach einem gewiß allzugeringen Maßstabe die Besitzer großer Handels- und Wechselgeschäfte entrichteten. Eine Kammerfrau bei Hofe zahlte zwölf Gulden, ebensoviel ein Beichtvater daselbst, ein Künstler ersten Ranges, ein Hauptmann oder Rittmeister. Ein angesessener Bauer hatte, wenn er Bespannung besaß, achtundvierzig, wenn nicht, vierundzwanzig Kreuzer zu entrichten. Den letzteren Betrag bezahlten auch alle Handwerksgesellen, während Taglöhner zwölf, Bauernknechte und Mägde aber nur vier Kreuzer steuerten.

Selbſtverſtändlich iſt es, daß bei allen dieſen Auflagen Ungarn mit ſeinen Nebenländern nicht inbegriffen war. Nach wie vor befand es ſich in glücklicher Unberührtheit von den Bedrängniſſen der öſterreichiſchen Finanzen, von den ſchwerwiegenden Opfern, welche die Bewohner derjenigen Länder zu bringen hatten, hinſichtlich deren man bei der Ausſchreibung neuer Auflagen der Zuſtimmung ihrer Vertreter entbehren zu können glaubte.

Man würde jedoch irren, wenn man der Meinung ſich hingeben wollte, daß wer in das Unvermeidliche ſich fügte, dasſelbe auch gern und ohne Widerſpruch hingenommen hätte. Allgemein war die Unzufriedenheit und laut genug der Ausdruck des Mißvergnügens, mit welchem insbeſondere die neue Kopfſteuer aufgenommen wurde [59]). Ja, ſogar der Perſon der Kaiſerin gegenüber machte die Veränderung ſich bemerkbar, welche in der Stimmung der Bevölkerung eingetreten war. Wenigſtens erzählt ein gleichzeitiger Bericht, daß man ſich nicht mehr wie früher in den Straßen drängte, um ſie im Vorüberfahren zu ſehen, und daß ihr Bildniß in den Kaufläden unbegehrt blieb [60]).

Lebhafter noch als während der Dauer des Krieges gab die allgemeine Mißſtimmung ſich kund, als nach Beendigung desſelben die öffentlichen Laſten nicht, wie Jedermann gehofft hatte, anſehnlich vermindert, ſondern noch beträchtlich erhöht wurden. Und es läßt ſich nicht leugnen, daß die Regierung ſelbſt theilweiſe Schuld trug an dem Gefühle der Enttäuſchung und Erbitterung, welches nun immer weitere Kreiſe ergriff. Denn bei jeder neuen Auflage, die ſie früher zur Ausſchreibung gebracht, hatte ſie ſich immer der Hinweiſung auf die ungeheuren Koſten der Kriegführung bedient, um die Begehren zu rechtfertigen, welche ſie an die Bevölkerung richtete. Nun war der Anlaß dazu beſeitigt, die Opfer aber wurden größer ſtatt kleiner. Ruft ſchon die Vermehrung der Laſten jederzeit Mißſtimmung hervor, ſo wird dieſelbe gewiß noch geſteigert, wenn man gerade von dem Zeitpunkte, der eine ſolche neue Bürde mit ſich bringt, eine Verringerung der früher geforderten Leiſtungen mit Zuverſicht gehofft hatte. Es iſt, als ob ein gegebenes Verſprechen gebrochen, eine feierliche Zuſage nicht erfüllt worden wäre. So geſchah es auch damals, und insbeſondere auf dem Lande; außerhalb der Städte

wuchs die Unzufriedenheit über die neuen Auflagen in bedenklichem Maße. „Viele gibt es, so erzählt uns ein wohl unterrichteter Zeitgenosse, „welche behaupten, daß diese Lasten allzu drückend seien für „das Vermögen der Bevölkerung, und daß binnen wenig Jahren die „Grundbesitzer in Oesterreich, Böhmen und Mähren, sie mögen Adelige „oder Bauern sein, gezwungen sein werden, von der Bebauung ihrer „Felder abzustehen. Schaarenweise würden die Landleute auswandern, „um anderswo ihren Unterhalt zu suchen [61])."

Man weiß wohl jetzt, daß diese Prophezeiungen sich als übertrieben herausstellten und die österreichischen Provinzen die ihnen auferlegten Lasten ohne Gefährdung des öffentlichen Wohlstandes zu ertragen vermochten. Wie sehr man aber damals daran verzweifelte, und wie unwillig man sich der schwer empfundenen Bürde unterzog, ist am besten aus den aufständischen Bewegungen ersichtlich, zu denen hie und da das Landvolk sich hinreißen ließ. Ganz nahe von Wien, unfern von Neustadt rottete es sich zusammen, drei bis vierhundert an der Zahl. Zwei Agenten eines Tabakpächters wurden ergriffen und grausam ermordet. Erst dem Einschreiten der bewaffneten Macht gelang es, die Tumultuanten zu zerstreuen [62]). Damit war aber ihre Unzufriedenheit noch nicht beschwichtigt; auch in anderen Provinzen, in Oberösterreich und in Krain trugen sich ähnliche Ereignisse zu, und erst im Laufe der Zeit und allmälig beruhigten sich die aufgeregten Gemüther wenigstens einigermaßen. Aber noch kurz vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges berichtet der damals in Wien anwesende preußische Großkanzler Fürst: „Alles schreit gegen die neuen Einrichtungen und gegen die Schlesier, „die den Plan dazu gemacht haben" [63]).

Unter den Schlesiern ist hier natürlich zunächst Graf Haugwitz verstanden, denn so wie in den Gegenständen der inneren Verwaltung, führte er auch in Finanzangelegenheiten das maßgebende Wort. Doch würde man ihm Unrecht thun, wenn man der Meinung sich hingäbe, er habe nur durch Vermehrung der Auflagen das Einkommen des Staates zu steigern, und nicht auch durch Verminderung der Ausgaben das Gleichgewicht im öffentlichen Haushalte herzustellen gesucht. Freilich vermochte er gerade bei dem beträchtlichsten Ausgabsposten, dem Militär-

weſen nichts zu erſparen, weil ja eben auf die Vermehrung der Kriegsmacht und ihre beſſere Ausrüſtung von der Kaiſerin vor Allem gedrungen wurde. Den Opfern gegenüber, welche in dieſer Beziehung gebracht werden mußten, blieben wohl die Erſparungen auf anderen Gebieten nur gering. Dennoch legte man wenigſtens den guten Willen hiezu an den Tag, und Maria Thereſia traf, wie in ſo vielen Dingen, auch hier das Richtige, indem ſie zuerſt bei ſich ſelbſt zu ſparen begann. Nicht ſo ſehr die Summe, welche hiedurch gewonnen wurde, als das war von Wichtigkeit, daß die Monarchin perſönlich mit dem guten Beiſpiele voranging. Aber auch der Betrag, um den es ſich handelte, war für die damaligen Verhältniſſe ziemlich beträchtlich. Während die ſogenannten Hofausgaben, unter denen ſich jedoch verſchiedene nicht eigentlich zu dieſer Kategorie gehörige Poſten, wie z. B. die Beſoldungen der Botſchafter und Geſandten an fremden Höfen befanden [64]), unter Joſeph I. ſich auf 3,335.000, unter Karl VI. aber auf 3,703.000 Gulden beliefen, betrugen ſie unter Maria Thereſia im Jahre 1747 nur mehr 2,780.000 Gulden. Und da muß noch ausdrücklich erwähnt werden, daß in dieſer letzteren Summe Ausgaben begriffen waren, welche in den früheren Liſten gar nicht vorkamen, deren bloße Nennung aber zu ihrer Rechtfertigung vollkommen genügt. So findet ſich für Penſionen an Witwen von Militärs ein Betrag von 45.000 Gulden, der unter Maria Thereſia zum erſten Male in der Liſte der Ausgaben erſcheint. Freilich mußte, um ſolches thun und dennoch die Geſammtſumme der Auslagen beträchtlich verringern zu können, auf anderer Seite ausgiebig geſpart werden. So wird es gewiß von Intereſſe ſein zu ſehen, wie die Auslage für Hofkapelle und Muſik von 145.000 Gulden unter Karl VI. auf 77.000, die für Küche und Keller von 361.000 auf 288.000, die zum Ankaufe von Waaren für den Hof von 244.000 auf 100.000 Gulden zuſammenſchmilzt. Für außergewöhnliche Ausgaben wurden früher 150.000 Gulden, unter Maria Thereſia aber nur mehr die Hälfte davon, für geheime Auslagen aber ſtatt 56.500 Gulden nur mehr 15.300 Gulden gefordert [65]).

Und dennoch kann für Maria Thereſia der Name einer ſparſamen Fürſtin nicht in Anſpruch genommen werden. In der erſten

Zeit ihrer Regierung, sobald nur die höchste Bedrängniß von Seite der auswärtigen Feinde vorüber war, wurden bei Hofe Ausgaben für Vergnügungen und Feste gemacht, welche mit dem bedrängten Zustande der Staatsfinanzen in argem Mißverhältnisse standen. Dem Einflusse ihres Gewissensrathes Tarouca ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, wenn die Kaiserin hievon nach und nach wieder zurückkam. Weniger rasch war eine Wirkung seiner Rathschläge hinsichtlich des hohen Spieles zu bemerken, das Maria Theresia liebte und welches ihr ziemlich theuer zu stehen kam. Aber ungleich verderblicher noch als dieß wirkte auf den Zustand der Finanzen die übergroße Freigebigkeit der Kaiserin. Sowohl die Personen, welche an den höchsten Stellen im Staatsdienste standen, als die eigentlichen Hofdiener und endlich die Armen und Hilfsbedürftigen wußten den größten Gewinn davon zu ziehen. Schon die Gehalte, welche die Ersteren empfingen, waren für die damalige Zeit unverhältnißmäßig hoch[66]), und sie wurden durch die Begehrlichkeit derer, welche sie bezogen, von Jahr zu Jahr noch gesteigert. So erhielt der Hofkanzler Ulfeld bei seiner ersten Anstellung im Jahre 1742 eine Besoldung von 24.000 Gulden; nach zwei Jahren wurde sie auf 30.000 und nach neuen zwei Jahren auf 40.000 Gulden erhöht. Dennoch finden wir schon im Dezember 1751 wieder Eingaben Ulfelds an die Kaiserin, in denen er die Unmöglichkeit schildert, mit diesem Gehalte sein Auskommen zu finden, und die Forderungen darlegt, welche er an den Staatsschatz stellen zu dürfen glaubt und die mehr als 97.000 Gulden betrugen[67]).

Noch größere Summen erforderten die Geschenke, welche die Kaiserin nach allen Richtungen hin, am meisten aber an die dem hohen Adel angehörigen vornehmsten Staatsdiener vertheilte. So schenkte sie dem Grafen Ulfeld, wahrscheinlich in Folge seiner hier erwähnten Reclamation, einmal hunderttausend, und ein zweites Mal dreißigtausend Gulden, um sich ein Haus zu kaufen. Das Haus, welches sie, so erzählt der Großkanzler Fürst, dem Grafen Kaunitz schenkte, kostete hunderttausend Gulden; für den Grafen Rudolph Chotek wird, setzt Fürst hinzu, ein anderes gebaut, das ihr wenigstens auf dreimalhunderttausend Gulden zu stehen kommt. Als Wartenstein im Jahre 1753

von dem Amte eines Staatssecretärs zurücktrat, erhielt er 100.000 Gulden; Tarouca aber im Jahre 1755 dieselbe Summe. Dem Feldmarschall Grafen Daun schenkte Maria Theresia im Jahre 1757 250.000, dem Oberstkämmerer Grafen Khevenhüller aber eine Banalobligation von 50.000 Gulden [68]). Wer eine Hofdame heirathete, erhielt eine Pension, die gewöhnlich zwischen zwei- und dreitausend Gulden betrug. Ja die Gräfin Maria Anna Schlik, welche im Jahre 1754 den Generaladjutanten Freiherrn von Hager heirathete, wurde mit einer Summe von fünfzigtausend, ihr Bräutigam aber mit einer Zulage von tausend Gulden bedacht [69]). Eine Menge von Almosen wurde täglich vertheilt, das kleinere durch den Kammerheizer Stockel, das größere durch den geheimen Zahlmeister Dier. „Wenn die Kaiserin in „solcher Weise fortfährt," so schließt Fürst seine Bemerkungen hierüber, „so wird sie wahrhaftig keine Schätze sammeln, wie ihr erlauchter „Gemal" [70]).

Denn auch in diesem wie in so manchem anderen Punkte war Franz von Lothringen, dießmal aber zu seinem Vortheile, der gerade Gegensatz zu seiner Gemalin. Ohne auch nur im Entferntesten geizig zu sein, war er doch ein sehr guter Verwalter seines Vermögens. Wie der preußische Gesandte Podewils bezeugt, bezahlte er diejenigen, die in seinen Diensten standen, besser als es sogar unter Karl VI. der Fall war. Aber alle anderen Mittel, sich auf Kosten ihres Herrn zu bereichern, waren seinen Dienern verwehrt. Die strengste Ordnung herrschte in seinem Haushalte, und das von ihm ererbte große Vermögen wußte er durch geeignete Verwaltung höchst ansehnlich zu vermehren.

Seinen Rathschlägen und denen des Grafen Haugwitz gebührt das Verdienst, daß auch Maria Theresia von nun an eifrig sich bemühte, größere Ordnung im Staatshaushalte einzuführen. Sie schlug damit den richtigen Weg ein, auf welchem es ihr gelang, so beträchtliche Resultate zu erzielen, daß kurz vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges der Großkanzler Fürst hierüber schreiben konnte: „Als die „Kaiserin die Regierung antrat, fand sie Alles in der größten Unord„nung, und ein achtjähriger Krieg konnte den Finanzen nicht aufhelfen.

„Welcher andere Souverän würde binnen ſieben Friedensjahren ver-
„mocht haben, die Dinge auf den Fuß herzuſtellen, wie wir ſie gegen-
„wärtig ſehen. Bis in die ſpäteſten Zeiten wird man anerkennen, daß
„Maria Thereſia eine der größten Fürſtinnen der Welt war. Das
„Haus Oeſterreich hat ihres Gleichen nicht gehabt“ [71]).

Der Ordnung im Staatshaushalte, welche die Kaiſerin einführte, iſt es zunächſt zu danken, daß ihr Einkommen, welches im Jahre 1745 der venetianiſche Botſchafter Mareo Contarini nur mit zwanzig Millionen berechnet [72]), neun Jahre ſpäter ſchon auf das Doppelte, auf vierzig Millionen veranſchlagt wurde [73]). Faſt die Hälfte davon, ungefähr ſiebzehn Millionen kommen auf die Contribution; die übrigen Einkünfte werden zunächſt durch die Trankſteuer und das Salzmonopol mit fünf, das Erträgniß der Zölle mit drei, der Bergwerke und des Zehnten des Clerus mit zwei, des Handgrafenamtes oder des Aufſchlages auf Lebensmittel mit anderthalb Millionen, der Domänen mit einer Million gebildet. Das Tabakmonopol trug ſiebenmalhundert, das Taxgefäll viermalhundert, das Lotto und das Sperrgeld an den Linien Wiens zweimalhundertſechzig, die Poſt nur ungefähr zweimalhunderttauſend Gulden.

Das Collegium, welchem die Bergwerke und das Münzweſen untergeordnet waren, ſtand unter dem Grafen Karl Ferdinand zu Königsegg-Erps, welcher als einer der tüchtigſten und arbeitſamſten Miniſter galt. „Ihn ſieht man nicht,“ berichtet der Großkanzler Fürſt, deſſen Angaben wir in dieſer Beziehung folgen, weil ſie die ausführlichſten und verläßlichſten ſind, „ihn ſieht man nicht gleich den übrigen Mini-
„ſtern bei Hofe, in den Abendgeſellſchaften oder auf Jagden. Er will
„überall mit eigenen Augen ſehen, und iſt darum auch der fleißigſte Depar-
„tementschef in Wien. Vicepräſident dieſes Collegiums iſt Freiherr von
„Hangwitz, ein Vetter des Kanzlers und wie dieſer zum Katholizismus
„übergetreten, obgleich ſein Vater und ſein Bruder in Schleſien Pro-
„teſtanten geblieben ſind. Er iſt einer der größten Ehrenmänner, die
„ich kenne; mit ſeinem Vetter iſt er nicht immer derſelben Meinung
„und wird darum wohl auch nicht allzu großes Glück machen.“

Sowie Graf Friedrich Wilhelm und Freiherr Heinrich Wilhelm von Haugwitz, so war auch Johann Karl von Ruffig ein Schlesier, der Director des Handgrafenamtes, bei welchem der an und für sich schon verhaßte Aufschlag auf Lebensmittel zu entrichten war. Er stand früher als Buchhalter bei dem schlesischen Generalsteueramte in Breslau und galt als ein sehr fähiger Mann. Dadurch, daß er größtentheils Landsleute als Aufseher anstellte, trug er viel dazu bei, die Schlesier in Wien ganz besonders unbeliebt zu machen.

Das Tabakmonopol war einem Generalpächter, Namens Pingitzer überlassen, welcher ein ausschließliches Privilegium genoß und fast eine halbe Million jährlich für dasselbe bezahlte. Die größte Fabrik, die er besaß, war in Hainburg, zwischen Preßburg und Wien, jedoch auf dem rechten Ufer der Donau, in einem großen Kornmagazin, welches die Kaiserin ihm einräumte. Doch hatte seine Pachtung auf Böhmen, Mähren und Schlesien nicht Ausdehnung; um ihr zu entgehen, zahlten die Stände dieser Länder eine Summe, welche sich auf ungefähr zweimalhunderttausend Gulden belief [74]).

Die Taxen wurden größtentheils für die Erlangung höherer Stellen oder auch bloßer Titel bezahlt. Die Verleihung der Würde eines geheimen Rathes, mit welcher wohl, wie auch jetzt noch, ein bestimmter und hervorragender Rang am Hofe und der Titel Excellenz, aber kein eigentliches Amt verbunden war, kostete viertausend Gulden. Ein Feldzeugmeister, welcher Feldmarschall wurde, hatte zweitausend Gulden, ein Feldmarschall-Lieutenant bei seiner Ernennung zum Feldzeugmeister tausend Gulden zu bezahlen. Als die Kaiserin im Jahre 1754 nach ihrer Niederkunft vierzehn geheime Räthe und siebenundsiebzig Kämmerer ernannte und außerdem ein zahlreiches Avancement in der Generalität stattfand, trug dieß dem Staatsschatze mehr als zweimalhunderttausend Gulden ein [75]).

Wohl die bedauerlichste finanzielle Unternehmung, obgleich gerade sie im Volke keinen Widerspruch, sondern vielmehr lebhaften Anklang fand, war das Lotto, für welches der Italiener Octavio Cataldi ein Privilegium besaß. Natürlich ließ er kein Reizmittel unversucht, um

gerade den ärmeren und unwiſſenderen Theil der Bevölkerung anzulocken. Jeder beträchtliche Gewinn wurde durch die Zeitungen ausposaunt und verfehlte nicht neue Spieler heranzuziehen. Ja es kam ſogar vor, daß Nummern in den Kirchen verſtreut oder an die Thore der Klöſter geheftet wurden, um die Abergläubigen zum Einſatz in die Lotterie zu verführen. Die Leidenſchaft zum Lottoſpiel nahm immer mehr überhand und übte die ſchädlichſten Wirkungen auf das Volk. Schon damals wie heut zu Tage erkannte man dieß wohl, aber der gleiche Beweggrund wie jetzt, der reiche Gewinn für die Finanzen, hielt ſchon zu jener Zeit wie in unſeren Tagen von der ſo wünſchenswerthen Aufhebung des Lotto zurück.

Die öſterreichiſchen Poſteinrichtungen galten damals für ausgezeichnet, und ſie nöthigen unſerem Berichterſtatter, dem preußiſchen Großkanzler Fürſt Bewunderung ab. Dem Freiherrn von Lilien ſpricht er das Verdienſt davon zu, und er nennt ihn den gewandteſten Mann in dieſem Fache, den es gibt. Die Kürze der Entfernung eines Poſthauſes zum anderen, welche in der Regel nur zwei Meilen betrug und in raſcher Fahrt binnen einer Stunde zurückgelegt werden konnte, der dadurch veranlaßte häufige Wechſel der Pferde gelten ihm als Urſache, weßhalb man in Oeſterreich ſchneller zu reiſen vermöge als anderswo. Aller Welt macht es Vergnügen, ſetzt er hinzu, viele Meilen binnen wenig Stunden zurückzulegen. Beſonders liebt man es in Wien, des Morgens nach Preßburg zu fahren, dort zu Mittag zu ſpeiſen und Abends zum Theater oder zur Geſellſchaft wieder zurück zu ſein.

Auch der Zuſtand der Straßen wird gelobt, beſonders aber die von dem Freiherrn von Lilien getroffene Einrichtung von Diligencen, bedeckten Wagen, in denen der Reiſende wenigſtens nach damaligen Begriffen ziemlich bequem ſaß und welche gleichzeitig zum Waarentransporte dienten. Sie gingen von Wien bis in die entfernteſten Theile der Monarchie; freilich bedurften ſie zu einer ſolchen Fahrt eines Zeitraumes, welcher in unſeren Tagen, in denen die Raſchheit des Verkehrs ſich ſo wunderbar entfaltet hat, mit einem gewiſſen Grauſen erfüllt. So bedurfte die „Stellfuhr“, wie man ſie damals nannte, welche im März des Jahres 1747 zur Fahrt von Wien nach

Trieſt errichtet wurde, zur Zurücklegung dieſes Weges nicht weniger als dreizehn, ſomit ebenſo viele Tage, als gegenwärtig der Eiſenbahnzug Stunden zur Durchmeſſung der gleichen Entfernung bedarf. Jeden Donnerſtag um zwei Uhr Nachmittags verließ die Stellfuhr Wien, traf Sonntags zu Mittag in Bruck an der Mur, und Montags zur ſelben Zeit in Graz ein. Mittwochs kam ſie nach Marburg, Freitags nach Cilli, Sonntags nach Laibach, und zur Mittagszeit des zweiten Mittwochs nach Trieſt, wo ſie bis zum Morgen des nächſten Sonntags blieb und zur Mittagszeit des zweiten Freitags wieder nach Wien kam. Von Wien bis Graz waren vier, bis Laibach acht, bis Trieſt aber zehn Gulden für einen Platz zu bezahlen [76]).

Eine ziemlich läſtige Abgabe, welche allerdings zumeiſt nur die Bewohner Wiens und der Umgebung der Hauptſtadt zu tragen hatten, beſtand in dem Liniengelde. Es wurde mit einem Groſchen für das Pferd bezahlt, und war insbeſondere denjenigen empfindlich, welche Lebensmittel und ſonſtige Verbrauchsartikel zu Markt brachten. Daß die reicheren Bevölkerungsclaſſen der Hauptſtadt gleichfalls davon getroffen wurden, hätte weniger zu ſagen gehabt, aber gerade ſie klagten am meiſten darüber.

Ungleich bedeutender hinſichtlich des Erträgniſſes als dieſe Abgaben und von entſcheidender Wichtigkeit für das ganze Reich waren die Zölle, obgleich auch ſie weit weniger abwarfen, als bei dem Umfange der Monarchie hätte erwartet werden können. Auch in dieſer Beziehung Veränderungen herbeizuführen, welche das Staatseinkommen anſehnlich mehrten und dennoch manches dem Handel läſtige Hemmniß beſeitigten, war nun die Aufgabe, an deren Löſung ſich ſeit dem Jahre 1749 der neue Präſident der Miniſterial-Banco-Hofdeputation und des Univerſal-Commerzdirectoriums, Graf Rudolf Chotek verſuchte.

Die letztere Behörde, das Commerzdirectorium, war erſt im Jahre 1746, und zwar, wie ſchon ihre Bezeichnung andeutet, als eine „univerſale", für das ganze Reich, Ungarn mit eingeſchloſſen, errichtet worden. Schon ihre Zuſammenſetzung zeigte dieß deutlich, indem Mitglieder der verſchiedenen Hofſtellen, und zwar für die ungariſche Hofkanzlei

Fekete, für die böhmiſche Kannegießer, für die öſterreichiſche Doblhoff und für die Banodeputation Schwandner Sitz und Stimme bei dem Commerzdirectorium erhielten [77]). Philipp Kinsky war deſſen erſter Präſident, ihm folgte nun Rudolf Chotek, welcher, im Jahre 1707 geboren, damals im kräftigſten Mannesalter ſich befand.

„Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen", ſagt der Großkanzler Fürſt von dem Grafen Chotek, „daß er einer der geſchickteſten „Miniſter der Kaiſerin iſt. Ein Mann von Welt, hat er mehr als ein „anderer Miniſter die Abſicht, höflich zu erſcheinen, doch fühlt man auch „immer einen gewiſſen Hochmuth durch. Er iſt halsſtarrig, opfert Alles „dem Zweck, den er ſich vorgeſetzt hat, und hört über eine einmal gefaßte „Entſchließung Niemand mehr an".

Ein Gegner und Rival des Grafen Haugwitz, bemühte ſich Chotek unabläſſig durch ſeine Leiſtungen denſelben wo möglich noch zu überbieten und zu verdunkeln. Mit Feuereifer widmete er ſich den Geſchäften, und es mag wohl ſein, daß dieſe raſtloſe Thätigkeit zum Theil auch in dem Beſtreben wurzelte, die Haltung vergeſſen zu machen, die er im Jahre 1741 bei dem Einmarſche der Franzoſen und Baiern in Böhmen beobachtet hatte. Gab es ja auch jetzt noch Leute, welche, unbeirrt durch die Gunſtbezeigungen der Kaiſerin und das hohe Amt, das ſie Chotek verliehen hatte, die Behauptung ausſprachen, er habe Karl VII., dem er anfänglich gehuldigt [78]), nur darum verlaſſen, weil derſelbe nicht ihm, ſondern dem Grafen Kaiſerſtein die oberſte Leitung der Geſchäfte anvertraut hatte [79]). Wie dem aber auch ſein mochte, das iſt gewiß, daß Maria Thereſia dem Grafen Chotek nicht nur völlig verzieh, ſondern daß ſie ihn noch überdieß auf einen Poſten ſtellte, der als der beſte Beweis ihres uneingeſchränkten Vertrauens angeſehen werden darf. Gerade nach München wurde er geſandt, als nach dem Abſchluſſe des Friedens zu Füſſen die diplomatiſche Verbindung mit dieſem Hofe wieder aufgenommen wurde. Hierauf ſandte ihn Maria Thereſia als Präſidenten der Commiſſion, welche die neuen Einrichtungen in der Verwaltung des Landes durchzuführen hatte, nach Böhmen. Hier aber blieb er nur kurze Zeit, denn nach Philipp Kinsky's Tode ernannte ihn die Kaiſerin zum Präſidenten der Banodeputation [80]),

und da das Erträgniß der Zölle zunächſt zur Deckung der Zinſen des Wiener Stadtbanco beſtimmt war, ſuchte Chotek auf die Vermehrung dieſes Einkommens nachdrücklich hinzuwirken. In Abſchaffung der eingeriſſenen Mißbräuche, ſo wie in Erhöhung der Zollſätze erblickte er die einfachſten Mittel hiezu.

Was die erſteren angeht, ſo ſei hier nur die Einſchränkung erwähnt, der man die Zollfreiheit der fremden Botſchafter und Geſandten unterzog. Denn ſie hatte zu einem ſo ausgedehnten Schmuggel geführt, welchen dieſelben gleichſam gewerbsmäßig führten, daß man von dem früheren päpſtlichen Nuntius, dem Cardinal Paſſionei behauptete, er habe damit jährlich gegen zehntauſend Gulden erworben [81]). Es wurde daher angeordnet, daß nur die Botſchafter die völlige Zollfreiheit behielten, hinſichtlich der Geſandten aber auch das, was ſie bei ihrer Ankunft in Oeſterreich mit ſich brachten, zollfrei paſſiren, für dasjenige aber, was ſie ſpäter aus dem Auslande bezogen, der vorgeſchriebene Zoll entrichtet werden ſollte [82]). Und was den letzteren überhaupt anging, waren die deutſch-öſterreichiſchen Provinzen, und zwar Ober- und Nieder-Oeſterreich, Böhmen, Mähren, Schleſien, Inner-Oeſterreich und Tirol damals noch durch Zolllinien in ſechs verſchiedene Zollgebiete getrennt; darum wurden ihnen auch abgeſonderte Zolltarife ertheilt. Im April 1753 erſchien der neue Tarif für Mähren und Schleſien, im folgenden Jahre derjenige für Ungarn, 1755 der Zolltarif für Oeſterreich ob und unter der Enns. Aber die hochgeſpannten Tarifſätze, die ſie enthielten, riefen die lauteſten Klagen hervor. Man ging ſo weit, den Grafen Chotek zu beſchuldigen, er habe durch die neue Zollgeſetzgebung die Unterthanen außer Stand ſetzen wollen, die Auflagen zu bezahlen, nur um dadurch das Syſtem ſeines Gegners, des Grafen Haugwitz zu ſtürzen.

Auch im Schoße des Beamtenſtandes erhob ſich Widerſpruch, und gerade die eifrigſten und geſchickteſten derſelben, wie die Hofräthe Hermann Lorenz von Kannegießer und Ferdinand Theodor Quiex erklärten ſich gegen die Maßregeln Choteks. Auch die Kaufleute widerſprachen, und auf Anregung des Prinzen Karl von Lothringen ließ endlich Maria Thereſia einen Sachverſtändigen Namens Proli [83]) aus Brüſſel

nach Wien kommen, um ſeine Anſicht zu hören. Er war ein Sohn jener ſteinreichen Witwe, welche damals in Antwerpen einem der größten europäiſchen Handelshäuſer vorſtand. Obgleich erſt wenig über dreißig Jahre zählend, galt Proli doch ſchon als einer der kenntnißreichſten Kaufleute, und die Kaiſerin mochte hoffen, daß ſeine einſichtsvollen Rathſchläge den Herren von hohem Adel, welche an der Spitze der Geſchäfte ſich befanden, die aber trotzdem von Handelsſachen nicht allzuviel verſtanden und darum in zahlreiche, oft folgenſchwere Irrthümer verfielen, als Richtſchnur dienen würden. Aber ſie täuſchte ſich mit dieſer Hoffnung, denn eine ſelbſtſtändige Anſchauung war eben jenen Herren nichtsweniger als willkommen.

Gleich bei ſeinem erſten Zuſammentreffen mit Proli nahm Chotek eine ablehnende Haltung wider ihn an, und dabei blieb es auch für die Zukunft [84]). Als Proli endlich wirklich gegen die Maßregeln Choteks ſich ausſprach und insbeſondere auf das Ueberhandnehmen des Schmuggels hinwies, welcher durch allzu hohe Zollſätze zu nie geahnter Ausdehnung ſich entwickeln werde, wurden ſeine Rathſchläge einfach zu den Akten gelegt. Chotek ſetzte ſeine Anträge durch, und er wurde bei der Ausarbeitung der Tarife am meiſten durch den Hofrath Jacob Benedict von Nefzern unterſtützt. Freilich theilte dieſer dann auch das Schickſal ſeines Chefs, daß überall heftig gegen ihn geſchmäht wurde; ja der allgemeine Haß ging ſo weit, daß man in Ungarn einen Offizier ermordete, den man für Nefzern anſah. Er ſelbſt entkam nur mit Mühe einem ähnlichen Schickſal [85]).

Die Gegner der Anſchauungen des Grafen Chotek behielten inſofern Recht, als in der That die Einkünfte aus den Zöllen ſich durchaus nicht ſo vermehrten, wie man bei der Höhe ihrer Anſätze hätte glauben ſollen. Eine fruchtbringendere Wirkung als von dieſen Maßregeln ließ ſich von den Schritten erwarten, welche geſchahen, um den Aufſchwung des Handels und der Induſtrie ausgiebig zu fördern.

Was die letztere anging, ſo ſollten eben die hohen Zölle mit dazu beitragen, unter dem Schutze derſelben eine geſteigerte Thätigkeit auf induſtriellem Gebiete in's Leben zu rufen. Nach den verſchiedenſten

Richtungen hin gedachte man dieß zu thun; ja man begnügte sich nicht mit Erhöhung der Zölle, sondern erließ auf einige Waaren ein förmliches Einfuhrverbot. So wurde, um hier nur einen Punkt zu erwähnen, die Einfuhr von Gegenständen aus Gold oder Silber, so wie der aus diesen Metallen verfertigten Stickereien streng untersagt. Man hoffte dadurch den in Wien befindlichen Fabriken von Gold- und Silberwaaren, deren Thätigkeit im Laufe der Jahre wesentlich beeinträchtigt worden war, neuerdings aufzuhelfen. Was aber die Stickereien betraf, so gab es zu jener Zeit entweder keine oder doch nicht ausreichende Fabriken in Oesterreich, um den Bedarf zu befriedigen. Man griff also zu dem Auskunftsmittel, das Tragen gestickter Kleidungsstücke zu verbieten und anzuordnen, daß die Stickereien durch Borden aus Gold oder Silberstoff ersetzt werden sollen.

Wichtiger als dieser Zweig der Industrie war ein anderer, dem man die höchste Aufmerksamkeit zuwandte. Zur Anfertigung von Porzellangeschirren war in einer der Vorstädte Wiens von Claudius du Pasquier eine Fabrik errichtet worden. Zehn Jahre später kaufte Maria Theresia die Fabrik, und um ihr Aufschwung zu verleihen, beschwerte man die Einführung fremden Porzellans mit sehr hohen Zöllen. Der beabsichtigte Zweck wurde auch wirklich erreicht; die Porzellanfabrik von Wien entfaltete sich rasch zu einem der hervorragendsten Etablissements in ihrem Fache. Durch Herabsetzung des Preises ihrer Waare erzielte sie größeren Absatz derselben [86]), durch stylvolle Muster wirkte sie auf die Hebung dieses Gewerbszweiges in der Monarchie fördernd und nutzbringend ein, und wenn sie auch nach dem Verlaufe eines Jahrhunderts anderen Anschauungen auf dem Gebiete der gewerblichen Production und den finanziellen Verlegenheiten des Staates zum Opfer fiel, so werden doch die Spuren ihres Bestandes nicht so rasch verwischt sein.

So wie für Porzellan, so wurde auch für Sammt, der damals, wo man ihn ungleich häufiger als jetzt zu Kleidungsstücken verbrauchte, ein Handelsartikel von sehr großer Wichtigkeit war, eine Fabrik errichtet. Auch ihre Erzeugnisse so wie diejenigen der Leinwandindustrie in Böhmen und Mähren wurden durch hohe Zölle geschützt. Das Gleiche war auch

mit der Tuchfabrikation, dann mit der Erzeugung von Hüten der Fall, denn nicht mit Unrecht hob man die außerordentliche Wichtigkeit der Stoffe hervor, welche von der Bevölkerung, sei es hohen oder niederen Standes, zur Bekleidung gebraucht wurden. Wenn man dieselben fortan vom Auslande bezog, so blieb man ihm immer und in drückendster Weise zinsbar. Darum faßte man auch die Erzeugung von Seidenwaaren in's Auge; um sie jedoch mit Aussicht auf Erfolg in Angriff nehmen zu können, dachte man daran, die Anpflanzung von Maulbeerbäumen in großartigem Maßstabe vorzunehmen. So wie man überhaupt darauf ausging, zur Hebung der Industrie und Bodenproduction sachverständige und unternehmungslustige Ausländer nach Oesterreich zu ziehen, so war dieß speziell hinsichtlich desjenigen der Fall, was mit der Förderung der Seidencultur zusammenhing. Ein Sicilianer, Baron Michael Lopresti wurde in dieser Beziehung am meisten gehört. Er galt als die Seele der Hofcommission, welche unter dem Präsidium des Grafen Eugen Wrbna zur Besorgung aller Geschäfte eingesetzt wurde, die auf Handel und Manufacturwesen sich bezogen. Er drang darauf, die Pflanzen zur Heranziehung der Maulbeerbäume an die Landleute zu vertheilen. Binnen zehn Jahren werde man deren genug besitzen, um den größeren Theil des Bedarfes an Seide im Inlande decken zu können.

Man sieht wohl, daß nicht allein die Producte der Industrie, sondern auch die in so inniger Verbindung mit ihnen stehenden Erzeugnisse der Landwirthschaft es waren, denen man das Augenmerk zuwandte. Von ihnen glaubte man am ehesten, daß sie auch einen Ausfuhrartikel nach dem Auslande abgeben und dadurch beträchtliche Geldsummen nach Oesterreich ziehen könnten. Darum wurde schon während des Erbfolgekrieges durch längere Zeit mit dem Engländer Porter unterhandelt, der sich im Auftrage seiner Regierung in Wien befand, um einen Handelsvertrag zwischen Oesterreich und England zu Stande zu bringen. Aber an den übertriebenen Begehren der Engländer, welche, wenn man ihnen Folge gegeben hätte, sie zu alleinigen Beherrschern des österreichischen Handels gemacht, und von demselben nicht bloß alle übrigen Völker, sondern zuletzt die Oesterreicher selbst ausgeschlossen

haben würden, ſcheiterte zuletzt dieſe Verhandlung [87]). Auch die Mißſtimmung, welche Maria Thereſia über den Verluſt Schleſiens empfand, den ſie wenigſtens zum Theile der für Preußen allzu parteiiſchen Haltung der engliſchen Regierung zuſchrieb, machte die Kaiſerin noch weniger geneigt, für die Intereſſen der Engländer irgend welche, ihren eigenen Unterthanen zum Nachtheile gereichende Opfer zu bringen. Porter ging von Wien als britiſcher Botſchafter nach Conſtantinopel; und obgleich von England aus ſchon im Jahre 1749 neue Anträge zur Wiederaufnahme der Verhandlungen geſtellt wurden, ſo führten dieſelben wohl aus den gleichen Urſachen ebenfalls nicht zum Ziele.

Darum wurde jedoch von öſterreichiſcher Seite der Zweck nicht aus den Augen gelaſſen, den man hiebei eigentlich verfolgte. Denn Choteks Glaubensbekenntniß in volkswirthſchaftlichen Dingen lag in den Worten: in der Steigerung der inländiſchen Cultur und Induſtrie, in der Hebung des Handels und daher in der Vermehrung und Verbeſſerung der Transportmittel zu Waſſer und zu Land beſtehe die eigentliche Grundlage der Wohlfahrt des Staates [88]). Und was die Bodenproduction betraf, ſo war es insbeſondere Ungarn, welches ſowohl ſeiner Größe als ſeiner Fruchtbarkeit wegen hiebei hauptſächlich in Betracht kam. Der Aufſchwung der agricolen Production in dieſem Lande hätte daher auch ohne Zweifel für das Geſammtreich die heilſamſten Wirkungen gehabt. „Aber die Ungarn," ſagt der venetianiſche Botſchafter Tron, „ſind allzu nachläſſig in der Bearbeitung ihrer eigenen „Grundſtücke, theils wegen der angebornen Trägheit der Nation, mehr „aber noch, weil ſie ihre Producte nicht zu verwerthen im Stande „ſind" [89]). Denn zu dem üblen Zuſtande ihrer Straßen kam auch noch die geographiſche Schwierigkeit, die ungariſchen Producte anderswo als in Oeſterreich zu verkaufen. Hier aber waren ſie mit hohen Zöllen belaſtet, welche ſelbſtverſtändlich wieder in der ungleichen Beſteuerung der Länder dießſeits und jenſeits der Leitha ihren Grund hatten. Denn für Mähren, Oeſterreich, Steiermark wäre es unmöglich geworden, die hochgeſpannten Steuern ferner zu entrichten, wenn die ſteuerfreien, alſo an und für ſich ungleich billigeren Naturproducte Ungarns ihre eigenen landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe von dem Markte völlig verdrängt hätten.

Man beschäftigte sich also mit dem Gedanken, für die ungarischen Producte neue Absatzwege nach dem Auslande zu eröffnen, wie einige derselben ihn schon lang und zwar zum Vortheile der Käufer wie der Verkäufer gefunden hatten. Insbesondere war dieß mit ungarischem Rindvieh der Fall, welches in großen Heerden nach dem Gebiete der venetianischen Republik getrieben wurde, um dasselbe, insbesondere aber die Hauptstadt mit Fleisch zu versehen. Diese Art des Ausfuhrhandels gedieh um so besser, als der üble Zustand der Straßen hiebei sich weniger fühlbar machte als bei Producten, die nur auf Wagen fortzubringen waren.

Mit geringerem Glücke versuchte man sich in der Ausfuhr ungarischer Weine, von denen man eine beträchtliche Partie nach Triest gebracht hatte, um sie von da zur See nach London zu verschiffen. Nicht daß die Weine die weite Reise nicht wohl überstanden hätten, sie langten vielmehr in so gutem Zustande an ihrem Bestimmungsorte an, als sie Ungarn verlassen hatten. Aber in England war der Geschmack an die rothen Weine von Portugal, Spanien und dem südlichen Frankreich gewöhnt; man vermochte mit dem gelben ungarischen Weine sich nicht recht zu befreunden, und darum brachte die ganze Unternehmung eher Verlust als Gewinn [90]).

Dennoch begriff man auch in Ungarn, daß der eingeschlagene Weg der richtige sei und man zur See den Abfluß und die Verwerthung suchen müsse für die überreiche Production der ungarischen Länder. Dazu aber war die Herstellung fahrbarer Straßen nach den Häfen des adriatischen Meeres, insbesondere nach Triest die erste Bedingung.

Auch als Stapelplatz der Erzeugnisse der deutsch-österreichischen Länder so wie für die Waaren, welche aus dem übrigen Deutschland nach der Levante gebracht werden sollten, trat Triest immer mehr in den Vordergrund. Bekanntlich hatte schon Kaiser Karl VI. dem Emporblühen dieser Stadt seine Sorgfalt zugewendet und sie mit dem Innern der Monarchie durch eine Straße verbunden, welche nach damaligen Begriffen vortrefflich erschien. Von nicht geringerer Wichtigkeit waren die übrigen Maßregeln, die er ergriff, um dem Handel von Triest einen

bisher nicht gekannten Aufſchwung zu verleihen. In den Jahren 1717 und 1719 erließ er Patente, in welchen Trieſt gleichzeitig mit Fiume zum Freihafen erklärt wurde. Auch die Gründung der orientaliſchen Handelscompagnie war für Trieſt von nachhaltiger Wirkung. Beträchtliche Bauten am Hafen wurden errichtet und die Anſtrengungen, welche Karl VI. allerdings nicht in Befolgung des Rathes des Prinzen Eugen, wie immer behauptet wird, ſondern gegen die Meinung desſelben zur Gründung einer öſterreichiſchen Kriegsmarine machte, konnten gleichfalls für Trieſt nur vortheilhaft ſein. Im Jahre 1728 kam Karl VI. ſelbſt nach Trieſt, um ſich perſönlich von dem befriedigenden Zuſtande ſeiner dortigen Schöpfungen zu überzeugen.

Beſaß auch Maria Thereſia ſelbſt nicht die ungemein große Neigung ihres Vaters für Alles, was ſich auf Handelsunternehmungen bezog, ſo verkannte ſie doch die Wichtigkeit derſelben nicht. Insbeſondere war es Trieſt, dem auch ihre Fürſorge ſich zuwandte. Nicht etwa aus Vorliebe für dieſe Stadt, ſondern nur darum geſchah es, weil man durch ihre Begünſtigung für den Handel der ganzen Monarchie vortheilhafte Wirkungen ſich verſprach. Schon im Jahre 1744 errichtete Maria Thereſia das Hafencapitanat in Trieſt zur Ausübung der Seepolizei und zur Ueberwachung der Sicherheit des Hafens. Die in den Jahren 1748 und 1749 mit Algier, Tunis und Tripolis abgeſchloſſenen Verträge zum Schutze der öſterreichiſchen Schifffahrt gegen Piraterie kamen ebenfalls zunächſt dem Trieſter Seehandel zu Statten. Und das Gleiche war mit dem kaiſerlichen Patente vom 11. Juni 1749 der Fall, demzufolge die Manufacturen der Erbſtaaten des Tranſitzolles enthoben und die Ausfuhr des überflüſſigen Rohmaterials nicht nur von jeder Zollentrichtung befreit, ſondern ſogar noch durch Prämien angeeifert wurde.

Nicht leicht iſt etwas charakteriſtiſcher für die öſterreichiſchen Zuſtände in der früheren wie in der gegenwärtigen Zeit, als die übertriebene Wichtigkeit, welche man der Schaffung neuer Behörden jederzeit beimaß. So wie, um nur ein Beiſpiel zu erwähnen, noch in unſeren Tagen diejenigen, welche die Nothwendigkeit der Hebung und Verbeſſerung der Landwirthſchaft einſahen, hiezu nichts Klügeres zu

thun wußten, als auf die Creirung eines eigenen Miniſteriums für Ackerbau zu bringen, ſo war Aehnliches auch ſchon in den Zeiten Maria Thereſia's der Fall. Wenn man nur wieder eine neue Behörde mit einem Präſidenten, einem Vicepräſidenten, ſo und ſo viel Räthen und Secretären beſaß, ſo könne es gar nicht fehlen, meinte man immer, daß der Zweck auch wirklich erreicht werde, in Anbetracht deſſen die neue Behörde geſchaffen worden war. So ging es auch in Bezug auf Handel und Induſtrie und ſpeciell hinſichtlich Trieſts. Eine eigene Hofcommiſſion wurde eingeſetzt und gleichfalls dem Grafen Rudolph Chotek untergeordnet. Der Hofrath von Kannegießer und Bartenſteins Schwiegerſohn, Franz Freiherr von Wieſenhütter waren ihre hervorragendſten Mitglieder.

Der Letztere war der Sohn eines reichen Frankfurter Banquiers und zu jener Zeit noch nicht vierzig Jahre alt. Er war groß und wohl gebaut, mit einnehmenden, ſelbſt geiſtreichen Geſichtszügen und gewinnender, ja weltmänniſcher Umgangsweiſe. Nicht eben von hervorragender Begabung, beſaß er doch unbegrenzten Ehrgeiz, und darin iſt wohl die Haupturſache zu ſuchen, weßhalb er von Frankfurt nach Wien kam, ſich um die Tochter des allmächtigen Staatsſecretärs bewarb und dann zum Katholizismus übertrat. Er ſoll ſich der Hoffnung hingegeben haben, einſt der Nachfolger ſeines Schwiegervaters in deſſen einflußreichem Amte zu werden. Inzwiſchen gewann er durch die beträchtlichen Vorſchüſſe, die er den ſchwer bedrängten Staatsfinanzen leiſtete, immer mehr Anſehen am Hofe, und erhielt bald die Stelle eines Directors der Militär- und der Schuldencaſſe, dann der montaniſtiſchen Angelegenheiten, inſofern ſie ſich auf Queckſilber und Kupfer bezogen. Denn aus den Einkünften dieſer Bergwerke ſollte er ſich für ſeine Vorſchüſſe bezahlt machen. Da aber dieſelben nur langſam und ſpärlich eingingen und nebſtbei auch der Aufwand Wieſenhütters allzu große Summen verſchlang, machte er Bankerott. Er ſelbſt bat dann die Kaiſerin, ſeiner Stellen enthoben, jedoch in derjenigen eines Hofrathes bei der Hofkammer beſtätigt zu werden.

„Obwohl mit den geleiſteten Dienſten und Eifer des Wieſen„hütter," ſchrieb Maria Thereſia auf deſſen Geſuch, „ſehr wohl zu-

„frieden, so accordire ihm, um in Stand zu bleiben weitere gute „Dienste zu leisten, das was er hier begehrt. Wegen Kupferwesen „solle die Commission selbst es führen; die Militärcassa solle Schröder „als Zahlmeister führen, des Schuldenwesens halber wird es der Kaiser „befehlen. Wiesenhütter sind zum Zeichen meiner Gnade 50.000 Gul„den zu geben, die Kammer solle vorschlagen woher“ [91]).

Man sieht, daß Maria Theresia mit Wiesenhütters Rücktritt zugleich eine ganz andere Organisation der früher von ihm verwalteten Aemter verband. Der neue Kriegszahlmeister Jacob von Schröder war eine Person ihres besonderen Vertrauens; sie warf ihm auch einen Gehalt von fünftausend Gulden aus, während die Hofkammer nur die Hälfte für ihn beantragt hatte. Auch die Einrichtung seines Amtes sowie die Aufnahme der hiebei zu beschäftigenden Personen stellte sie ihm anheim. „Des Schröders Ehrlichkeit und lange Dienste sind mir an„statt einer Caution,“ schrieb sie auf den Vortrag des Präsidenten der Hofkammer. „Alle diese Leute keinen zu nehmen; braucht er Leute, soll „er sie nehmen, aber davor stehen, nicht aber daß sie Titel oder „etwas bei mir genießen sollen. In den Ländern denke ich die Cassiere „selbst zu benennen“ [92]).

Sowie Schröder die Kriegscasse, so wurde die Staatsschuldencasse dem Vicepräsidenten der Hofkammer, Anton Hilleprand Freiherrn von Prandau untergeordnet. Die Leitung der Kupfer- und Queckfilberbergwerke fiel natürlich an das montanistische Hofcollegium unter dem Grafen von Königsegg Erps und dem Freiherrn von Haugwitz. Wiesenhütter aber machte, wie wenigstens der preußische Gesandte Podewils seinem König berichtet, binnen Jahresfrist einen zweiten Bankerott. „Allem Anscheine nach,“ fügt Podewils hinzu, „wird er sich von dem„selben niemals mehr erholen und Zeit genug haben, traurige Be„trachtungen über die Thorheiten anzustellen, zu denen seine Eitelkeit „ihn verleitete“ [93]).

Der mächtige Einfluß seines Schwiegervaters ließ jedoch Wiesenhütter auch jetzt nicht im Stiche. Im Jahre 1749 wurde er zum Commerz-Intendanten des Küstenlandes, zum Civil- und Militärhauptmann

von Triest ernannt. Als solcher war er Mitglied der Hofcommission, welche mit den Angelegenheiten dieser Hafenstadt sich zunächst zu beschäftigen hatte. Ihm wurde aufgetragen, Alles zu thun, um dem entschiedenen Willen der Kaiserin zufolge Triest zu einem blühenden Handelsplatze zu gestalten und daselbst einen Hafen zu schaffen, welcher gegen die Stürme des Meeres wie gegen feindliche Angriffe ausreichend sicher sei [94]).

Wiesenhütters Thätigkeit in Triest war jedoch nur von sehr kurzer Dauer. Schon im folgenden Jahre, 1750, ging sein Amt an den Grafen Nicolaus Hamilton über, welcher dasselbe nun durch vierzehn Jahre bekleidete. Unter seiner Einwirkung wurde all dasjenige in's Leben gerufen, was während dieses Zeitraumes Maria Theresia zu Gunsten von Triest in's Werk setzen ließ und worüber wir ziemlich genaue Berichte aus der Feder der venetianischen Botschafter am Wiener Hofe besitzen. Denn mit ängstlicher Sorgfalt beobachteten diese jeden Schritt der österreichischen Regierung, welcher Triest zum Vortheil und dadurch ihrer eigenen Vaterstadt wenigstens mittelbar zum Schaden gereichte. Klagend heben sie alles hervor, was an Hafenbauten, durch Anlegung von Straßen, durch Erleichterung der Durchfuhrzölle geschah, um nicht nur den Seehandel überhaupt, sondern insbesondere den Verkehr zwischen Deutschland und der Levante nach Triest zu ziehen. So oft neue Ansiedlungen deutscher oder griechischer Handelshäuser daselbst stattfinden, und es war dieß in jener Zeit zu häufig wiederholten Malen der Fall, wird es bedauernd gemeldet. Und als im Jahre 1753 der bisherige Botschafter am Wiener Hofe, Andrea Tron, durch Pietro Corer ersetzt wird, wählt derselbe absichtlich seinen Weg über Triest. Obgleich man bei der geringen Entfernung der beiden Städte von einander wohl annehmen sollte, daß man über Alles, was in Triest geschah, in Venedig genau unterrichtet sein konnte, so verschmäht es Corer doch nicht, das Ergebniß seiner Wahrnehmungen in einen eigenen Bericht zusammen zu fassen, den er dem Senate erstattet. Den im Bau begriffenen Molo nennt er ein prachtvolles Werk, welches lange Dauer verspreche. Er zählt die Schiffe im Hafen und betrachtet die aufgehäuften Waaren, nicht ohne einen Seufzer, daß sie

sich hier und nicht in Venedig befänden. Und er klagt, daß nicht allein nach der Levante, sondern sogar nach der Lombardie und dem übrigen Italien eine directe Handelsverbindung stattfinde, ohne die venetianischen Provinzen zu berühren [95]).

Was die in Triest begonnenen Hafenbauten anging, so begab sich Chotek, um sie zu beschleunigen, persönlich dorthin. Doch nicht allein die Hafenbauten, sondern all die Maßregeln, welche zur Entwicklung des österreichischen Seehandels getroffen werden sollten, beschäftigten ihn und seine zahlreichen Begleiter, welch letztere zum Theile der Commerzhofcommission, zum Theile aber, wie die belgischen Kaufleute de Winter und Scamp, den Kreisen der eigentlichen Sachverständigen angehörten. So ermuthigend lauteten Choteks Berichte und so sehr drängte er zu entscheidenden Schritten zu Gunsten Triests, daß Maria Theresia die ganze Summe der Taxen, welche nach ihrer Entbindung im Jahre 1754 für Beförderungen und Titelverleihungen bezahlt wurden, zur Bestreitung der Triester Hafenbauten bestimmte [96]). Ja sie faßte den Gedanken, der bei ihrer sonstigen Unlust zu ausgedehnteren Reisen von einer gewissen Bedeutung war, sich selbst nach Triest zu begeben, um sich dort durch den Augenschein von demjenigen zu unterrichten, was im Interesse dieser Stadt und des Handels im Allgemeinen schon geschehen und etwa noch zu thun war. Die Rückkehr wollte sie durch Croatien und Ungarn bewerkstelligen, und schon wurden Leute abgesandt, um den Zustand der Straßen zu prüfen und sie dort, wo es nothwendig wäre, ausbessern zu lassen [97]). Plötzlich aber wurde der schon feststehende Entschluß wieder geändert und die Reise nach Triest in's Unbestimmte verschoben [98]).

Die Beweggründe zu einer so plötzlichen Aenderung glaubte man in der Besorgniß erblicken zu sollen, die Reise nach Croatien und somit in die Nähe der türkischen Grenze könnte die Aufmerksamkeit dieser noch immer gefürchteten Nachbarn in allzu hohem Maße erregen. Denn es ließe sich bei der Anwesenheit der Majestäten unmöglich vermeiden, die erst neu gebildeten Grenzregimenter zusammen zu ziehen, ein Lager zu formiren und kriegerische Uebungen vornehmen zu lassen. Dadurch aber könnten die Türken nur allzu leicht beunruhigt und veranlaßt werden,

darin feindſelige Demonſtrationen zu erblicken, die man beſſer vermeiden ſolle.

Entſcheidender noch als dieſe Betrachtungen dürfte die von Rudolph Chotek vorgebrachte Hinweiſung auf die höchſt beträchtliche Ausgabe geweſen ſein, welche mit einer ſolchen Reiſe unausweichlich verknüpft wäre. Auf wenigſtens eine halbe Million glaubt ſie Chotek veranſchlagen zu müſſen, und er wies auf die Verlegenheiten hin, welche dem Staatsſchatze erſt vor Kurzem durch die Beſtreitung der Koſten einer ähnlichen Reiſe nach Böhmen und Mähren verurſacht worden waren. Freilich gab es wieder Leute, welche behaupteten, auch dieſe Rückſicht bilde nicht das eigentliche Motiv, durch welches Chotek vermocht werde, die Reiſe zu widerrathen. Er ſehe vielmehr ein, daß Maria Thereſia nicht nach Trieſt gehen könne, ohne auch Fiume zu beſuchen. Dort aber ſei Alles noch in unglaublicher Unordnung, und der wirkliche Zuſtand dieſes Hafens entſpreche in keiner Weiſe dem glänzenden Bilde, das er der Kaiſerin von demſelben entworfen habe. Ihre perſönliche Anweſenheit in Fiume aber müßte ihr eine für Chotek gewiß nicht willkommene Aufklärung verſchaffen [99]).

Wie dem aber auch ſein mochte, gewiß iſt nur, daß es von der beabſichtigten Reiſe der Kaiſerin nach Trieſt damals abkam und dieſelbe auch ſpäter niemals zur Ausführung gelangte.

Viertes Capitel.

Kriegswesen.

Es ist so eben der Maßregeln gedacht worden, welche Maria Theresia ergriff, um die zerrütteten Finanzen ihres Reiches in bessere Ordnung zu bringen und ein Gleichmaß zwischen den Einnahmen und Ausgaben des Staates herbeizuführen. In nicht geringerem, ja vielleicht in noch höherem Grade lag ihr die Sorge für die Vermehrung und die Verbesserung ihrer Kriegsmacht am Herzen. Denn man wird sich nicht täuschen, wenn man gerade darin das allerstärkste Motiv zu der damaligen Handlungsweise der Kaiserin sucht. Kräftigung der militärischen Hilfsmittel, um durch sie nicht nur vor jedem neuen Gebietsverluste geschützt, sondern wo möglich in den Stand gesetzt zu sein, das Verlorne ganz oder doch wenigstens zum Theile wieder zu gewinnen, darauf war zu jener Zeit Maria Theresia's Absicht wohl hauptsächlich gerichtet. Darum wurde auch, und zwar selbst noch ehe der Aachner Friede geschlossen war, eifrig Hand angelegt an die völlige Umgestaltung der Einrichtungen, welche auf das Kriegswesen sich bezogen. Denn ihnen gab man, sei es mit Recht oder Unrecht, den unbefriedigenden Ausgang der letzten Feldzüge, hauptsächlich aber die traurige Erfahrung Schuld, daß die österreichischen von den preußischen Truppen immer und überall geschlagen worden waren. Die persönliche Ueberlegenheit der preußischen Heerführer, des Königs Friedrich, des Fürsten von Dessau und Schwerins über einen Karl von Lothringen, einen Neipperg wollte man nicht zugeben; es wurde daher Alles auf die geringere Tüchtigkeit der Truppen geschoben. Hauptsächlich war es der Mangel an Disciplin und an

Schnelligkeit des Feuerns sowohl als der Bewegungen in der Schlacht, worüber man klagte [100]), und darin erblickte man die bedeutsamsten Uebelstände, deren Beseitigung durchaus geboten sei, wenn man nicht bei einem späteren Kriege einen gleich ungünstigen Ausgang gewärtigen wolle.

„Wer würde glauben", so spricht sich die Kaiserin selbst in ihrer mehrfach citirten Denkschrift über das Heerwesen aus, wie sie es bei ihrem Regierungsantritte gefunden, „wer würde glauben, daß nicht die „mindeste Regel eingeführt war bei meinen Truppen? Jeder machte ein „anderes Manöver im Marsch, im Exereiren und im Allarm; Einer „schoß geschwind, der Andere langsam; die nämlichen Worte und Be„fehle wurden bei Einem so und bei dem Andern anders ausgedrückt, „und da ist es denn kein Wunder, wenn zehn Jahre vor meiner „Regierung der Kaiser allzeit geschlagen worden, und wie ich selbst das „Militär gefunden, nicht zu beschreiben ist."

In der Reform des Heerwesens erblickte also Maria Theresia eines der allerdringendsten Bedürfnisse des Staates. Auch in dieser Beziehung stand ihr Kaiser Franz, wie es hinsichtlich der Finanzen und der Handelssachen der Fall war, hilfreich zur Seite. Freilich war nicht so sehr er selbst als sein Bruder Karl das eigentliche Haupt und der Centralpunkt der Berathungen, welche gehalten wurden, um so bald als nur immer möglich die als nothwendig erkannten Verbesserungen im Kriegswesen einzuführen. Und man würde dem Prinzen von Lothringen Unrecht thun, wenn man aus seiner maßgebenden Theilnahme an diesen Berathungen etwa schon von vorneherein auf ein unbefriedigendes Ergebniß derselben würde schließen wollen. Denn so wenig glücklich auch Prinz Karl im Felde war, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er durchaus kein unwissender, sondern ein wohlunterrichteter Soldat und jederzeit eifrig bemüht war, nicht nur seine eigenen Kenntnisse auf dem Gebiete der Kriegswissenschaften zu erweitern, sondern deren auch unter den Offizieren immer mehr zu verbreiten. Ein Hauptverdienst aber war es von ihm, daß er, wie groß auch seine persönliche Abneigung vor dem Könige von Preußen sein mochte, doch die Ueberlegenheit seines militärischen Talentes und die Vorzüglichkeit der Einrich-

tungen bereitwillig zugab, die Friedrich selbst und sein Vater im preußischen Kriegswesen getroffen hatten.

Auch damals wie in unseren Tagen staunte man insbesondere über die bis dahin unerhörte Raschheit der Preußen im Feuern. Und wer die Schwerfälligkeit der Muskete kennt, welche die preußischen Soldaten handhaben mußten, der wird zugeben, daß sie wirklich Unglaubliches leisteten, wenn sie dieselbe fünfmal in der Minute abzufeuern vermochten. Es auf diese Stufe der Vollkommenheit zu bringen, und noch überdieß den österreichischen Truppen diejenige Schnelligkeit und Präcision der Bewegungen beizubringen, welche man an den Preußen so sehr bewunderte, war nun der Zielpunkt des eifrigsten Strebens der österreichischen Kriegsmänner. Den preußischen Einrichtungen wurden daher auch diejenigen nachgeformt, welche man auf dem gleichen Gebiete in Oesterreich in's Leben rief [101]).

Am 8. Februar 1748 wurde unter dem Vorsitze des Prinzen Karl von Lothringen die erste Sitzung über das neu einzuführende System im Kriegswesen gehalten. Drei Feldmarschälle, Fürst Wenzel Liechtenstein, Graf Joseph Harrach und Graf Caspar Cordua, zwei Feldzeugmeister, Graf Wenzel Wallis und Graf Leopold Daun, der General der Cavallerie und General-Kriegscommissär Graf Franz Ludwig von Salburg, der Hofkriegsrath von Wöber und der Commissariats-Director Johann Ferdinand von der Marck nahmen daran Theil; der Hofkriegssecretär Thoren führte das Protokoll. Die Entwerfung eines neuen Reglements für die ganze Armee, die Einführung völlig gleichmäßigen Exercirens bei der gesammten Infanterie und Reiterei, endlich die Ausarbeitung von Vorschriften für das Militär-Rechnungswesen, wodurch dessen Beschleunigung, Verbesserung und Vereinfachung herbeigeführt werden sollte, wurden von dem Vorsitzenden der Commission als ihre ersten Aufgaben bezeichnet. Auszugehen habe sie von der Bestimmung, daß künftighin der Friedensstand der Armee 108.000 Mann betragen und zur Bestreitung der Ausgaben eine Gesammtsumme von vierzehn Millionen zur Verfügung stehen solle.

In zwanzig Sitzungen, an welchen später auch noch der Feldzeugmeister Graf Schulenburg Theil nahm, wurden die verschiedenen

Seiten dieſer Fragen eingehend beſprochen und die künftig zu beobachtenden Grundſätze feſtgeſtellt. Merkwürdig iſt es, daß hiebei der einzige, dem Civilſtande angehörende Theilnehmer, denn der Commiſſariats-Director von der Marck beſaß kein Stimmrecht, beſonders hervortrat. Es war dieß der Hofkriegsrath Auguſtin Thomas von Wöber.

Wöber war damals kaum fünfzig Jahre alt, ein kleiner, mißgeſtalteter Mann mit in die Länge gezogenen fahlen Geſichtszügen [102]). Aber ſeine Umgangsweiſe war einnehmend und ſein Verſtand von nicht gewöhnlicher Schärfe. Ein ganz eigenes Talent beſaß er zur Auffindung von Auskunftsmitteln, um aus ſchwierigen Lagen einen Ausweg zu bahnen. Er hatte ſeine Laufbahn als Beamter mit der unterſten Stufe begonnen, bald aber durch ſeine hervorragende Gewandtheit die Aufmerkſamkeit ſeines Chefs auf ſich gelenkt, der damals kein Geringerer war, als der ſchon hochbetagte Prinz Eugen von Savoyen. Ihm wußte ſich Wöber bald unentbehrlich zu machen, und er beſaß das Vertrauen des Prinzen in ſo hohem Grade, daß man oft behauptete, eigentlich ſei es Wöber und nicht der Prinz, der den Hofkriegsrath regiere.

Gegen die Art und Weiſe, in welcher dieß geſchah, wurden freilich gar heftige Anklagen laut, und man beſchuldigte Wöber, die militäriſchen Anſtellungen zu ſeinem eigenen Vortheile zu verkaufen. Ob dem wirklich ſo war, läßt ſich nicht beweiſen; nur das iſt gewiß, daß die Sache damals geglaubt wurde und der Haß gegen Wöber bald ſo weit ging, daß man ihn auch für Dinge verantwortlich machte, von denen ihm wenigſtens die Hauptſchuld kaum zur Laſt gelegt werden kann. Insbeſondere war dieß aus Anlaß der unglücklichen Kriegführung gegen die Türken der Fall. Wöber ſollte Schuld ſein an den Schlappen, welche die kaiſerlichen Generale erlitten, und ihm galten daher auch die erſten Exceſſe, denen in der Aufregung nach dem Tode Karls VI. der Wiener Pöbel ſich hingab. Von jener Zeit angefangen ſchwand auch zuſehends der Einfluß, welchen Wöber bisher auf die Beſetzung der Stellen und auf die Verleihung von Belohnungen ausgeübt hatte. Aber hinſichtlich der techniſchen Fragen, die auf die militäriſchen Dinge ſich bezogen, war nicht allein Wöbers Meinung noch immer von großem Gewichte,

ſondern er führte auch nach wie vor im Namen des Hofkriegsrathes die Feder. Um ſo wichtiger war dieß für ſeine Stellung, als auch jetzt wieder an der Spitze dieſer Behörde ein hochbejahrter Mann ſtand, Graf Joſeph Harrach, der ſeines vorgerückten Alters und ſeiner geringen geiſtigen Bedeutung wegen in keiner Weiſe für dieſelbe paßte. Aber ſo groß war der Einfluß der mächtigen Familienverbindungen, welche zu Gunſten Harrachs in die Wagſchale fielen, daß Maria Thereſia, ſo lebhaft ſie auch gewünſcht hätte, in der Beſetzung dieſes Poſtens eine Aenderung eintreten zu ſehen, ſich doch niemals dazu entſchloß, ſie ſelbſtſtändig vorzunehmen. Von Jahr zu Jahr wartete ſie auf Harrachs Tod oder ſein freiwilliges Ausſcheiden; erſt als keines von beiden erfolgte, der Ausbruch des Krieges es aber unaufſchiebbar erſcheinen ließ, die Leitung des Kriegsweſens in tüchtigere Hände zu legen, erſt dann griff man zu einem, freilich wieder nur unzureichenden Auskunftsmittel. Denn auch jetzt noch entfernte man den achtzigjährigen Harrach nicht von ſeiner Stelle, ſondern man beſchränkte ſich darauf, ihm den nicht viel jüngeren, auch ſchon zweiundſiebzigjährigen Neipperg an die Seite zu ſetzen. Dieſe Veränderung aber war es, durch welche Wöber aus dem Poſten verdrängt wurde, den er ſo lang beim Hofkriegsrathe inne gehabt hatte. Denn Neipperg, ſeit langer Zeit ſchon dem einflußreichen Manne feindſelig geſinnt, verlangte ſeine Entfernung. Maria Thereſia entſprach ſeinem Wunſche, freilich in der für Wöber ehrenvollſten Weiſe, denn mit dem Range eines Feldmarſchall-Lieutenants trat er in das Juſtiz-Collegium des Hofkriegsrathes, welches damals zur Entſcheidung der Rechtsangelegenheiten der Militärperſonen in's Leben gerufen wurde.

Wohl berührte die Ernennung eines Mannes, der niemals im Felde gedient hatte, ja eigentlich nie Offizier geweſen war, zum Feldmarſchall-Lieutenant überall ſeltſam. Aber Wöber ſelbſt hatte ſie lebhaft gewünſcht, indem ihm dadurch der Eintritt in die Appartements am Hofe, der Gehalt und die Ehren zu Theil wurden, die mit jener Stelle verbunden waren [103]). Bei dem Hofkriegsrathe wurde Wöber durch den Hofrath Dionys Ferdinand Gröller erſetzt. Leider war alle Welt darüber einig, daß die Befähigung, welche der neue Referent zur Erfüllung

ſeiner Pflichten mit ſich brachte, derjenigen ſeines talentvollen Vorgängers durchaus nicht gleichkam [104]).

Doch geſchah dieß Alles erſt zu Ende des Jahres 1755. In der Zeit, von welcher jetzt die Rede iſt, um mehr als ſieben Jahre früher nahm Wöber hervorragenden Antheil an den Berathungen, welche zur Reorganiſirung des Kriegsweſens gehalten wurden. Aber wichtiger noch war die Rolle, welche der Feldzeugmeiſter Graf Leopold Daun bei denſelben ſpielte. Ihm wurde denn auch die Ausarbeitung der neuen Reglements übertragen, welche als Ergebniß jener Berathungen in der öſterreichiſchen Armee eingeführt wurden. Und um ihre praktiſche Anwendung den Truppen vollſtändig einzuprägen, wurden von nun an in den verſchiedenen Provinzen Lager zu Feldübungen im Großen gehalten. Dadurch hoffte man den Truppen jene Gewandtheit und Verläßlichkeit der Bewegungen zu geben, welche den Preußen in den jüngſt vergangenen Kriegen zu ſo großem Vortheile gereichten. Denn nur die Art ihrer Einübung im Frieden ſei es geweſen, ſo hörte man in Wien oftmals verſichern, welche es möglich gemacht habe, daß Streitkräfte, die niemals einen Feind geſehen hatten, kriegsgewohnte Gegner jederzeit auf's Haupt ſchlugen [105]).

Wie tief Maria Thereſia ſelbſt von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß die häufige Abhaltung von Feldlagern das beſte Mittel ſei zur Heranbildung kriegstüchtiger Truppen, bewies ſie dadurch, daß ſie vor den beträchtlichen Ausgaben nicht zurückſchrack, welche ſie dem Staatsſchatze bereiteten. Ja ſie legte den, man möchte faſt ſagen, perſönlichen Antheil, den ſie an der Sache nahm, dadurch am klarſten an den Tag, daß ſie ziemlich weite Reiſen nicht ſcheute, zu oft wiederholten Malen die Feldlager in Böhmen und Mähren beſuchte, und ſelbſt eine vortreffliche Reiterin, zu Pferde den Uebungen folgte.

Bei ihrer Anweſenheit in den Lagern bot ſich denn auch der Kaiſerin die beſte Gelegenheit dar, in perſönlichem Verkehr mit den hervorragenderen Offizieren dieſelben immer mehr an ſich zu feſſeln. Den Beweis wollte ſie liefern, daß die Worte der Medaille, welche ihr zu Ehren geprägt worden war: „mater castrorum“, nicht bloß

eine wohldieneriſche Phraſe, ſondern Wahrheit enthielten. Den lebhafteſten Antheil zeigte ſie an Allem, was nicht nur die dienſtlichen, ſondern auch die perſönlichen Verhältniſſe der Offiziere betraf. Ungehinderten Zutritt zum Hofe geſtattete ſie ihnen [106]), und von jener Zeit an trat die Uniform immer mehr an die Stelle des ſpaniſchen Mantelkleides, welches bisher faſt ausſchließlich am Hofe getragen worden war. So unbedeutend ſolche Aeußerlichkeiten jetzt auch erſcheinen mögen, ſo trugen ſie doch nicht wenig dazu bei, den Offizier mit Stolz auf den Stand, dem er angehörte, und mit dem Beſtreben zu erfüllen, ſich desſelben auch würdig zu zeigen.

Aber nicht allein den Offizier mit militäriſchem Geiſte zu durchdringen, ſondern ihn auch in den Kriegswiſſenſchaften gehörig auszubilden, oder beſſer geſagt, ſich ein in ſolcher Weiſe ausgebildetes Offizierscorps heranzuziehen, erkannte Maria Thereſia als eine dringende und wichtige Aufgabe. Zu ihrer Erfüllung errichtete ſie im Jahre 1752 eine adelige Militäracademie, deren Oberleitung ſie dem Feldzeugmeiſter Grafen Leopold Daun übertrug; der Generalmajor Graf Ludwig Thürheim ſtand ihm zur Seite. Maria Thereſia räumte dem neuen Inſtitute die kaiſerliche Burg zu Wiener Neuſtadt ein. Das Cadettencorps ſollte aus zwei Compagnien, jede zu hundert Köpfen, und zwar eine Compagnie aus Söhnen von Mitgliedern des Herren- und des Ritterſtandes in den Erbländern, die zweite aus Söhnen von Oberoffizieren beſtehen. Sie wurden unentgeltlich verköſtigt und bewohnt. Als Unterrichtsgegenſtände waren vorerſt nur die Mathematik, die franzöſiſche, italieniſche und böhmiſche Sprache, das Tanzen, Reiten, Fechten und Exerciren bezeichnet.

Als Vorſchule für dieſe Academie errichtete die Kaiſerin in Wien ein Inſtitut für hundert arme adelige Knaben oder Söhne von Offizieren. Während des Alters von acht bis dreizehn Jahren ſollten ſie daſelbſt aufgenommen, und wenn ſie ſich tadellos verhielten, mit dem vierzehnten Lebensjahre nach Neuſtadt verſetzt werden. Um aber Alle, welche auf dieſe Begünſtigung nur immer Anſpruch zu erheben vermochten, derſelben möglichſt theilhaft werden zu laſſen, wurden auf der Kaiſerin ausdrücklichen Befehl in allen Ländern Verzeichniſſe der

Kinder aus adeligen und gleichzeitig vermögensloſen Familien, oder der Söhne verdienter Offiziere verfertigt, um ihnen derlei Freiplätze zuzuwenden, auch ohne daß ihre Eltern ausdrücklich darum baten. Hatte die Kaiſerin in ſolcher Weiſe für eine Ergänzung des Offizierscorps durch die Söhne armer Adeliger oder unbemittelter Offiziere geſorgt, ſo wollte ſie doch auch die Kinder reicherer Familien zum Soldatenſtande heranziehen. Sie ſtiftete daher im Jahre 1754 die Ingenieur-Academie in Wien, welche gleichfalls unter die oberſte Leitung des Grafen Leopold Daun geſtellt wurde; ihr eigentlicher Vorſtand war der Generalmajor Freiherr von Kleinholt. Den Zöglingen, welche, wie dieß ſchon einmal in den verkehrten Anſichten jener Zeit lag, ebenfalls alle von Adel ſein mußten, ſollte die Ingenieurkunſt, die Geſchichte und die Geographie, das Fechten, Tanzen und Exerciren beigebracht werden. In fünf Sprachen, der böhmiſchen und ungariſchen, der italieniſchen, franzöſiſchen und engliſchen wurde Unterricht ertheilt. Doch war der Zögling nicht gehalten, alle dieſe Fächer zu hören, ſondern er konnte, wenn er dieß nicht wollte, ſie nach ſeinem Belieben ſich auswählen oder an der Univerſität noch andere Lehrſtunden beſuchen. Denn es war den Zöglingen freigeſtellt, ſich auch einem anderen als dem Soldatenſtande zu widmen.

Eigenthümlich war die Beſtimmung, daß die Zöglinge ihre Hofmeiſter und Diener in das Inſtitut ſelbſt mitzubringen hatten, doch brauchte nicht Jeder einen eigenen Hofmeiſter und Diener zu halten, ſondern es konnten ſich ihrer mehrere zur Beſtreitung der Koſten dieſer Begleitung vereinigen. Ebenſo war es ihrem Belieben anheim geſtellt, an welcher der drei verſchiedenen Tafeln ſie zu ſpeiſen gedachten. An derjenigen geringſter Kategorie [107]) war ein Koſtgeld von hundert, an der zweiten ein ſolches von hundertfünfzig Gulden jährlich zu bezahlen. Die Tafel dritter Kategorie koſtete zweihundert Gulden. Der Hofmeiſter hatte immer an dem gleichen Tiſche wie ſein Zögling zu ſpeiſen, und es war daher für ihn dieſelbe Taxe wie für Jenen zu entrichten.

Es berührte die Kaiſerin peinlich, daß dieſe Stiftung bei dem wohlhabenden Adel der Monarchie nicht den Anklang fand, welchen ſie erwartet hatte. Statt daß ſie ſich beeilt hätten, ihre Kinder in großer

Anzahl an die ihnen neu eröffnete Pflanzſtätte des Unterrichtes zu ſenden, thaten ſie dieß nur in ſpärlichem Maße; es wurde eben damals ſo wie auch jetzt noch die Nothwendigkeit tüchtigen Lernens in Oeſterreich allzu wenig erkannt. „Unglaublich iſt es," ſo lautet eine Bemerkung von Maria Thereſia's eigener Hand, „daß Niemand „von dieſen Gnaden profitiren mag" [108]). Sie ließ daher eine Darſtellung der Einrichtung der neuen Academie in Druck legen und ſandte ſie zu möglichſter Verbreitung bei den adeligen Familien an die Stände der böhmiſchen und öſterreichiſchen Länder [109]). Ihren beiden Schöpfungen aber, der Academie zu Wien und derjenigen zu Wiener Neuſtadt widmete ſie ſtets die regſte Sorgfalt. Insbeſondere war es die letztere, für welche die Kaiſerin große Vorliebe zeigte; zu oft wiederholten Malen beſuchte ſie dieſelbe und mit lebhaftem Intereſſe verfolgte ſie alles, was ſich auf dieſe Lieblingsſtiftung bezog.

Schon mehrere Jahre vor der Errichtung der Ingenieuracademie, im Juli 1748 hatte die Kaiſerin das Reglement für das Ingenieurcorps erlaſſen. Es ſollte aus vier Brigaden, je eine für die deutſchen und die ungariſchen Erbländer, dann für Italien und die Niederlande beſtehen. An der Spitze jeder dieſer Brigaden befand ſich ein Oberſt, die Leitung des ganzen Corps aber ſollte ein Generaldirector führen.

So wie das Genieweſen und vielleicht mehr noch war es die Artillerie, deren zweckmäßigere Umgeſtaltung damals mit beſonderem Eifer betrieben wurde. Dem Sieger bei Piacenza, Fürſten Wenzel Liechtenſtein gebührt hievon das hauptſächlichſte Verdienſt. „Unter ſeiner Leitung bildete ſich," ſagt König Friedrich von ihm, „eine eigene „Schule der Artillerie; er brachte dieſes Corps auf ſechs Bataillone, „den Gebrauch der Kanonen aber bis zu dem früher ganz unerhörten „Grade, zu welchem er in unſeren Tagen gelangt iſt."

In engem Zuſammenhange mit der Ausbildung der Artillerie ſtand natürlich auch die Frage der Bewaffnung des Fußvolkes. Mit ganz neuen Gewehren wurde es ausgerüſtet, welche den preußiſchen nachgebildet, um zwanzig Loth leichter waren als die früheren [110]), und von denen eines ohne Bajonnett auf vier Gulden fünfundvierzig

Kreuzer, mit dem Bajonnette aber auf fünf Gulden dreißig Kreuzer zu ſtehen kam.

Auch die gleichmäßige Bekleidung der einzelnen Truppenkörper wurde nun vollſtändig durchgeführt und den Offizieren befohlen, dieſelbe Kleidung wie die Soldaten, nur von beſſerem Tuche zu tragen [111]). Am wichtigſten aber war dieſe Seite der militäriſchen Ausrüſtung bei denjenigen Kriegsvölkern, welche als irreguläre, den ſüdſlaviſchen Landſtrichen der öſterreichiſchen Monarchie angehörige Truppen die letzten Feldzüge mitgemacht hatten.

Ueberhaupt waren die Einrichtungen, welche Maria Thereſia in Bezug auf die Militärgrenze traf, ſowohl für die Bewohner jener Landſtriche als für das öſterreichiſche Kriegsweſen im Allgemeinen von höchſter Bedeutung. Sie genehmigte das Syſtem, welches Prinz Joſeph Friedrich von Sachſen Hildburgshauſen ihr vorlegte. War man Anfangs blos von der Abſicht ausgegangen, ſowohl eine tüchtige Schutzwehr gegen die türkiſchen Nachbarn zu beſitzen, als durch militäriſche Einrichtungen das wilde Grenzvolk beſſer im Zaume zu halten, ſo kam jetzt auch noch der dritte, ja faſt der wichtigſte Endzweck hinzu, die Grenzmiliz auch nach anderer Richtung hin mit Vortheil zu verwenden. Daß dieß möglich ſei, hatte ſich bereits im Erbfolgekriege ausreichend erprobt; nun galt es, auf dem ſchon betretenen Wege noch weiter zu gehen. Hiezu hielt man aber die Eintheilung der Grenzer in regelmäßige Truppenkörper für nöthig. Doch ging ſchon die Scheidung in Regimenter nicht überall ohne Aufſtand vor ſich. Die croatiſchen Grenzer wenigſtens konnten nur mit Gewalt dazu gebracht werden, ſich der ihnen gegebenen Verfaſſung auch wirklich zu unterwerfen.

Nicht weniger ſchwierig war die Durchführung der eigenthümlichen Einrichtungen, welche man den Beſitzverhältniſſen in der Militärgrenze gab. Ihnen zufolge wurden alle Grundſtücke zu freiem Genuſſe ſtatt des Soldes als Militärgrenzlehen vergeben. Dafür mußte von jedem ſolchen Lehen ein Mann zum Kriegsdienſte, ſei es innerhalb oder außerhalb des Landes geſtellt werden. Doch hätten ſich die Grenzer

noch darein gefügt; was sie aber mit Erbitterung erfüllte, war das Verlangen, daß sie ihre eigenthümliche Nationaltracht ablegen und die Militärmontur annehmen sollten.

Es war nicht etwa kleinliche Pedanterie, wodurch man zu diesem Begehren bewogen wurde, sondern die Hoffnung, daß mit der Tracht des Soldaten auch der militärische Geist, der Sinn für Ordnung und Zucht in dem Grenzer erwachen, daß er der Disciplin sich williger fügen werde als bisher, und sich nicht mehr jenen wilden Excessen überlasse, welche einer civilisirten Kriegsmacht unwürdig waren. Die Grenzer aber wollten sich von den mit ihnen verwachsenen Gewohnheiten und daher auch von der Tracht nicht trennen, die ihnen als äußeres Sinnbild derselben galt. Und als man noch den Fehler beging, ihnen die Bezahlung eines bestimmten Betrages aufzuerlegen, welcher zur Anschaffung der verhaßten Montur verwendet werden sollte, da wurde die Unzufriedenheit in der Grenze überall eine wahrhaft gefahrdrohende. Zwar gelang es dem General Petazzi in Karlstadt und dem Obersten Kleefeld in Kreutz mit unsäglicher Mühe, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen und die Grenzer zur Unterwerfung unter die Befehle der Kaiserin zu bestimmen. In Koprainitz aber, einem der Hauptorte der Warasdiner Grenze, vermochte man dieß nicht, denn dort traten zu den allgemeinen Beschwerden noch diejenigen hinzu, welche die Grenzer, dem griechischen Glaubensbekenntnisse angehörig, über die ihren Privilegien widerstreitende Bedrückung erhoben, der sie bei der Ausübung ihres Ritus ausgesetzt waren. Hiedurch auf's Höchste erbittert, erhoben sie in offenem Aufstande die Waffen, und General Guieciardi, der daselbst commandirte, wich vor ihnen nach Warasdin zurück. Arge Excesse wurden von den Grenzern verübt, bald aber fühlten sie selbst, daß sie zu weit gegangen waren, und sie baten die Kaiserin, sechzig der Ihrigen als Deputation nach Wien senden zu dürfen, um sie ihrer unverbrüchlichen Treue zu versichern, gleichzeitig aber Vorstellungen gegen dasjenige zu machen, was man ihnen auferlegen wolle und dem sie sich nimmer zu fügen vermöchten.

Maria Theresia war durch diese Ereignisse auf's Peinlichste berührt. Einerseits wollte sie die Sache nicht auf's Aeußerste ankommen

laſſen, und andererſeits war doch auch allzu weitgehende Nachgiebigkeit nicht ohne Gefahr. Das Auskunftsmittel, zu welchem in dieſer Lage die Kaiſerin ſich entſchloß, beſtand in der Abſendung des Oberſtlieutenants Beck, Commandanten eines ſlavoniſchen Grenzregimentes, nach dem Schauplatze der Unruhen. Er galt als ein Mann von vielem Verſtande, der auch bei den Grenzern große Beliebtheit genoß. Es gelang ihm, ſie in gütlichem Wege zu bewegen, die Waffen niederzulegen und ihre Beſchwerden ſchriftlich vor die Kaiſerin zu bringen. Abgeordnete der Grenzer erſchienen in Wien und legten der Kaiſerin eine Denkſchrift vor, welche ihre Klagen enthielt. Einige derſelben ſchienen nicht unbegründet zu ſein, und da die Abgeordneten erklärten, ſie hätten nur darum zu den Waffen gegriffen, weil die Grenzcommandanten ſie jederzeit verhinderten, ihre Bitten und Klagen nach Wien gelangen zu laſſen, ſo wurde Feldmarſchall Graf Neipperg beauftragt, dieſe Beſchwerde an Ort und Stelle zu unterſuchen. Er begab ſich auch zu dieſem Zwecke nach Kaniſcha, wo in der Zwiſchenzeit Truppen zuſammengezogen waren und nun auch die Repräſentanten der Grenzer erſchienen. Zu ihren früheren Beſchwerden geſellte ſich noch diejenige über die argen Bedrückungen, welche die Willkür ihrer militäriſchen Vorgeſetzten ſich ihnen gegenüber erlaubte.

Durch kluges Benehmen rechtfertigte Neipperg die Erwartung, die Maria Thereſia von ihm gehegt hatte. Mit ruhigem Ernſte trat er den Vertretern der Aufſtändiſchen entgegen, und bald hatte er ihr Vertrauen in ſo hohem Maße gewonnen, daß ſie ſelbſt unter der Bedingung, er werde ſeine Truppen nicht in ihr Land führen, ſich anheiſchig machten, die eigentlichen Unruheſtifter zu verhaften und ſie ihm auszuliefern. Pünktlich hielten ſie ihr Wort, Neipperg aber meinte zum abſchreckenden Beiſpiele wenigſtens einige der Rädelsführer hinrichten laſſen zu müſſen. Den allerdings nicht zahlreichen Beſchwerden, welche man gerecht fand, wurde Abhilfe zu Theil, den übrigen erklärte man nicht willfahren zu können. Doch ſtellte man es den Grenzern frei, wenn ſie mit ihrer militäriſchen Verfaſſung nicht zufrieden ſein ſollten, dieſelbe gegen die Provinzialverfaſſung zu vertauſchen. Einſtimmig erklärten ſie jedoch, bei der erſteren verbleiben zu wollen [112]).

Nach und nach beruhigten ſich die aufgeregten Gemüther in der Grenze; die Eintheilung derſelben in Regimenter und die Einführung der militäriſchen Tracht nicht allein, ſondern auch der militäriſchen Zucht und Disciplin wurde immer weniger angefochten, und ſchon binnen kürzeſter Zeit, während des ſiebenjährigen Krieges trugen dieſe Einrichtungen die heilſamſten Früchte.

Dort, wo von den Verbeſſerungen die Rede iſt, welche Maria Thereſia im Kriegsweſen einführte, wird auch ihrer Sorgfalt für diejenigen zu gedenken ſein, welche durch Verwundung oder in Folge der Anſtrengungen, die ſie in den Feldzügen hatten ertragen müſſen, zu ferneren Kriegsdienſten untauglich wurden. Schon Kaiſer Karl VI. hatte dem Schickſale der Invaliden ſein Augenmerk zugewendet und in Peſt ein großes Invalidenhaus gegründet, zu deſſen Errichtung verſchiedene Stiftungen beſtimmt wurden, unter welchen diejenige des Erzbiſchofs von Gran und Primas von Ungarn, Grafen Georg Szechenyi, mit einem Betrage von 157.000 Gulden die beträchtlichſte war. Außerdem wurde zu dieſem Zwecke nebſt anderen Zuflüſſen noch der Beitrag von monatlich einem Kreuzer verwendet, deſſen Bezahlung jedem Soldaten auferlegt wurde. Von dem Geſammterträgniſſe hoffte man viertauſend Invaliden erhalten zu können, doch hat ſich deren Anzahl niemals über zweitauſend belaufen. Nebſt freier Wohnung, Holz, Salz und Licht verabreichte man den Invaliden einen Jahresgehalt, der bei dem Hauptmann zweihundert, dem Lieutenant hundertfünfzig, dem Fähnrich hundert Gulden betrug. Ein Feldwebel erhielt neun, ein Corporal ſechs, ein gemeiner Soldat drei Kreuzer täglich; jeder noch überdieß eine Brodportion. Sie waren in Compagnien getheilt und ſollten zur Kriegszeit als Beſatzungen dienen. Darum ſetzten ſie auch die militäriſchen Uebungen fort.

Maria Thereſia dachte nicht daran, dieſe zweckmäßigen Einrichtungen aufzuheben, ſie wollte ſie vielmehr beibehalten und wo möglich noch verbeſſern, hauptſächlich aber auch auf diejenigen ausdehnen, welchen ſie bisher nicht zu Gute gekommen waren. Denn eigenthümlicher Weiſe war das Invalidenhaus zu Peſt nur für die Soldaten aus den Ländern der ungariſchen Krone, dann für diejenigen aus den öſterreichiſchen

Niederlanden und der Lombardie beſtimmt. Der Unterhalt der aus Böhmen, Mähren und Schleſien, dem Erzherzogthume Oeſterreich, Steiermark, Kärnten und Krain gebürtigen Invaliden aber war dieſen Ländern ſelbſt überlaſſen. Sie ſuchten ſich der unwillkommenen Pflicht ſo gut es eben ging zu entledigen. So wurden in Wien und in Graz ſo viele Invaliden in die Armenhäuſer aufgenommen, als man daſelbſt unterzubringen im Stande war, die übrigen ſandte man nach ihrer Heimat, wo ſie auf Rechnung des Landes einen Suſtentationsbetrag von vier Kreuzern täglich erhielten. Aber bei der großen Anzahl von Verwundeten, welche die langdauernden Feldzüge zurückgelaſſen hatten, wurde dieſe Zahlung, die man früher ohne Schwierigkeit trug, eine drückende Laſt, deren Erleichterung die Länder dringend verlangten. Endlich wieſen ſie auf die offenbare Ungerechtigkeit hin, welche darin lag, daß ſämmtliche Soldaten ſich einen Abzug von ihrem Lohne zu Gunſten des Invalidenhauſes in Peſt gefallen laſſen mußten, während doch daſſelbe den Soldaten aus den öſterreichiſchen und böhmiſchen Ländern verſchloſſen war.

Maria Thereſia ſah ein, daß dieſen Uebelſtänden ein Ende gemacht werden müſſe. Das Directorium, an deſſen Spitze Graf Haugwitz ſtand, ſchlug ihr vor, für die Verſorgung der Invaliden ein „Generalſyſtem“ anzunehmen, welches mit dem Jahre 1750 in's Leben treten ſolle, die Zahl der unterzubringenden Invaliden einſtweilen auf ſechstauſend Mann feſtzuſetzen, wovon je zweitauſend auf Ungarn und Böhmen, tauſend auf Mähren und tauſend auf Oeſterreich kämen. Für Ungarn bliebe das Invalidenhaus zu Peſt nach wie vor im Gebrauche; in Prag ſei man eben im Begriffe, ein gleiches zu errichten, und auch in Mähren und Oeſterreich wäre daſſelbe zu thun [113]).

Die Rückſichten der Humanität, welche den Maßregeln der Kaiſerin zu beſſerer Verſorgung der Invaliden zu Grunde lagen, traten auch in allen übrigen Anordnungen zu Tage, welche ſie hinſichtlich des Soldatenſtandes erließ. Und nicht allein im Allgemeinen, ſondern man kann faſt ſagen, auch in den einzelnen Fällen geſchah dieß; überall machte der vorſorgliche Sinn der Kaiſerin ſich geltend und ihr Bemühen, unnöthige Härte zu mildern und die Lage des Soldaten zu

verbessern und angenehmer zu gestalten. So war, um nur ein Beispiel zu erwähnen, den Commandanten der Regimenter die Beurlaubung von Soldaten nur unter persönlicher Bürgschaft gestattet, daß der Beurlaubte pünktlich wieder zu seiner Fahne zurückkehren werde. Selbstverständlich wollte, ja konnte kein einziger diese Bürgschaft übernehmen, und die Folge davon war natürlich, daß sie auch in den dringendsten Fällen die Beurlaubung eines Soldaten nicht zuließen. Ja es geschah dieß sogar dann nicht, wenn der Soldat als Caution seiner Rückkehr eine Summe zu erlegen bereit war, um welche man im Falle seines Ausbleibens einen Stellvertreter anzuwerben vermocht hätte. Auf den Vorschlag des Hofkriegsrathes, daß die Commandanten der Regimenter in solchen Fällen, und wenn sonst noch rücksichtswürdige Gründe obwalteten, den Urlaub ertheilen und einer ferneren Haftung für den Beurlaubten enthoben sein sollten, schrieb Maria Theresia: „Hart wäre es, wenn man „solche Leute als wie Sclaven hielte. Bin völlig der Meinung, daß „je mehr Freiheit gelassen wird, desto mehr man auf solche Leute trauen „kann. Wegen der Sicherheit ist es nothwendig, wenn also 40 Gulden „erlegt werden, erlaube es, doch daß allezeit bei jeder Musterung ange„zeigt werde, wo und wie lange diese Leute abwesend sind, und daß das „Geld vorfindig ist" [114]).

Einen anderen Beweis ihrer Fürsorge, für welchen ihr freilich nicht gerade alle Betheiligten dankbar gewesen sein mögen, dachte Maria Theresia dem Soldatenstande, und zwar den Subaltern-Offizieren dadurch zu geben, daß sie sich gewissermaßen zu ihrer Sparmeisterin aufwarf. Die Einberufung einer Anzahl von Obersten zu einer Berathung militärischer Angelegenheiten gab ihr den Anlaß zu folgendem eigenhändigen Billet an den Präsidenten des Hofkriegsrathes, Grafen Joseph Harrach:

„Weilen die Obristen noch hier sind, wäre mit ihnen zu über„legen, ob nicht sehr fürträglich wäre, wenn die Offiziere jährlich was er„sparten, und zwar glaubte ich, daß es ihnen nicht zu hart fallen „könnte, daß vom Hauptmann, wenn man ihnen den Beitrag, den sie „bekommen, zurück hielte, bis ein Hauptmann 400 fl. in der Casse, „ein Lieutenant 200 fl., ein Fähnrich 150 fl., nachgehends selbes ihnen „wieder frei laufen zu lassen. Dieses Geld wäre bloß, um sich in eine

„Feldequipirung setzen zu können; wenn sie stürben oder quittirten, es „ihnen bar aus der Regimentscasse zu zahlen, oder ihren Erben."

In Folge dieser Kundgebung der Kaiserin erging denn auch der Befehl des Hofkriegsrathes an die commandirenden Generale, von dem Einkommen der Offiziere einen Theilbetrag durch so lange Zeit zurückzubehalten, bis derselbe die von der Kaiserin bestimmte Summe erreicht habe. Sie sei als Ersparniß in der Regimentscasse aufzubewahren, bis der Offizier in die Lage käme, sie zu seiner Feldequipirung zu verwenden [115]).

Mit größerer Befriedigung als diese Anordnung werden die Offiziere eine andere Maßregel der Kaiserin aufgenommen haben, durch welche sie Vorsorge für die ihnen nothwendige Bedienung trug. „Es „wäre auch," heißt es in dem früher citirten eigenhändigen Billet, „den Offizieren zu erlauben, daß sie künftig zu ihrer Bedienung invalide „Leute gebrauchen können, denen gern die vier Kreuzer täglich passiren „will, doch also daß die Leute selbst gerne wollen, auch weg können „begehren, bei der Musterung selbe gleich zu entlassen ohne Anfrag, auch „nicht mit Prügeln sollen gestraft werden; daß die Obristen deren „Regimenter für selbe sorgen sollen, und selbe, so lange sie bei den „Offizieren sind, unter selbe mit Subordination gehören, hingegen die „Offiziere nicht von denen Regimentern selbst solche Leute herausnehmen „sollen, sondern allein die Wahl haben von denen, die in den Häusern „oder auf dem Lande schon abgedankt und in der Verpflegung stehen" [116]).

Man sieht, daß in dem Kopfe der Kaiserin selbst der Gedanke zu der Einrichtung entsprang, aus welchem die heutige Institution der sogenannten Privatdiener der Offiziere hervorging. Der Beweggrund hiezu war auch hier nur das Bestreben, die Lage der Offiziere behaglicher zu gestalten. Und was die Verwirklichung dieser Absicht betrifft, so läßt sich wohl kaum verkennen, daß der damals eingeschlagene Weg ein ungleich zweckmäßigerer als der jetzt befolgte war. Denn es wurde keine waffenfähige Mannschaft ihrer eigentlichen Bestimmung entzogen, dem Staate keine neue Ausgabe zugemuthet, und was wohl die Hauptsache ist, nicht das an und für sich vielleicht schon zweifelhafte Recht

des Staates, den einzelnen Bürger aus ſeinen Lebensverhältniſſen zu reißen und ihn zur Erfüllung der Wehrpflicht zu nöthigen, dazu mißbraucht, ihn zum Diener eines anderen Staatbürgers zu machen.

Auch das ſtrenge Patent, welches Maria Thereſia zur Verhütung der Duelle erließ, wurde zunächſt durch ihre Sorgfalt für das Wohl der Offiziere veranlaßt [117]). Freilich beging man auch jetzt wieder den Fehler, ſo harte Strafen über die Duellanten zu verhängen, daß man in den vorkommenden einzelnen Fällen nicht zu ihrer Anwendung ſchritt, ſondern lieber die Sache ganz ignorirte. Denn nicht nur der Herausforderer und der Geforderte, ſondern alle dabei betheiligten Perſonen ſollten ſelbſt in dem Falle, daß keiner der Duellanten verwundet wurde, durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden. Wären ſie aber flüchtig geworden, ſo ſollten ihre Güter eingezogen, zu Gunſten des Staatsſchatzes verwaltet und erſt nach dem Tode des Schuldigen deſſen rechtmäßigen Erben eingeräumt werden [118]).

Wie endlich Maria Thereſia beſtrebt war, die Offiziere auch nach dem Tode noch zu ehren, geht aus den Worten hervor, welche ſie auf den Antrag des Hofkriegsrathes [119]) ſchrieb, den in Wien geſtorbenen Offizieren, auch wenn ſie nicht zur Garniſon der Hauptſtadt gehörten, die militäriſchen Ehrenbezeugungen erweiſen zu laſſen. „Placet und „thue ich ohnedem," ſo lauten ſie, „in Allem dem Militär alle Ehren„bezeugungen gerne an, mithin auch, wenn ſie es nicht beſonders anders „begehren, allen hier Verſtorbenen nach der wohl ausgearbeiteten Norm „des Dann dieſe Ehre anzuthun, auch an alle andere commandirende „Generale dieſe Ordre ergehen zu laſſen, auch allen Stabs- und an„deren Officieren a proportion."

Auch fremde Berichterſtatter beſtätigen die Auszeichnung, mit der Maria Thereſia den Soldatenſtand behandelte. Wie der preußiſche Geſandte Graf Podewils berichtet, ſoll ſie oftmals geſagt haben, nur durch den Waffendienſt werde man unter ihrer Regierung ſein Glück machen können. Die Offiziere, welche bei ihr den Wachdienſt verſahen, zog ſie ohne Rückſicht auf ihre Geburt an die kaiſerliche Tafel, die Soldaten aber gewann ſie zunächſt durch ihre Freigebigkeit, denn ſelten

ging sie an einem Wachposten vorbei, ohne den Kriegsleuten einige Ducaten zuzuwerfen. „Auch ist sie," fährt Podewils fort, „äußerst „beliebt bei den Truppen, deren Anhänglichkeit sie sich überdieß durch „die Beweise des Muthes gewann, welchen sie im größten Unglücke „bewies. Gewiß ist es, daß sie einmal die ernstliche Absicht hegte, per„sönlich ihre Armeen zu führen" [120]).

Wenn man all die Kennzeichen des Bestrebens der Kaiserin überblickt, den Soldatenstand auszuzeichnen und die Stellung desselben zu einer ehrenvollen zu gestalten, so liegt die Besorgniß nahe, daß dieß vielleicht manchmal auf Kosten der anderen Stände im Staate geschehen sei. Man weiß ja, wie ihnen gegenüber der Soldat und insbesondere der Offizier leicht zu Uebergriffen geneigt ist, und die Geringschätzung des Beamten, sowie die Ausbeutung, ja die Mißhandlung des friedlichen Bürgers durch das Militär hat zu allen Zeiten und in fast allen Ländern eine niemals völlig versiegende Quelle zu Klagen geboten, welche gerade bei Monarchen, die dem Soldatenstande eine gewisse Vorliebe widmeten, nicht selten allzu wenig Gehör fanden. Maria Theresia aber war, so sehr sie auch den Soldatenstand in Allem begünstigte, was nur immer recht und billig erschien, von einer solchen Parteilichkeit weit entfernt. Die besten Beweise dafür wird man in den Antworten erblicken, welche die Kaiserin selbst der Militärcommission auf einige ihrer Anträge gab. Als dieselbe verlangte, daß in den gemischten Commissionen, welchen in den einzelnen Provinzen über Einquartierung, Vorspann, Verpflegung der Truppen und dergleichen die Entscheidung zustand, dem commandirenden General der Vorsitz eingeräumt werde, lehnte dieß Maria Theresia mit Entschiedenheit ab. „Dem Militär gedenket Niemand," so lauten ihre Worte, „mehrere „Gnaden und Distinctionen zu machen als ich, allein Präses von dieser „Deputation selbe zu setzen, ist nicht thunlich" [121]).

Ungleich wichtiger war die Entscheidung der Kaiserin auf die Anträge der Militärcommission, welche sich auf die Bestrafung der etwa von den Soldaten begangenen Excesse bezogen. Lebhafte Beschwerde hatte die Commission darüber geführt, daß nach dem Entwurfe des neuen Reglements auf Befehl der Kaiserin fast jeder Exceß bei dem

Offizier mit Cassation, bei dem Soldaten aber mit empfindlicher körperlicher Züchtigung bestraft werden sollte. Zudem habe die Kaiserin persönlich angeordnet, daß jede Klage über einen Excess Anfangs bei dem Hauptmann der Compagnie, welcher der Thäter angehört, dann aber bei dem Obersten des Regimentes anhängig zu machen sei. Werde von keinem der Beiden die gebührende Genugthuung allsogleich gegeben, so müsse die Sache vor den commandirenden General gebracht werden, der sie im Einverständnisse mit der Landesbehörde zur Zufriedenheit des Beleidigten schlichten solle. Im Falle einer Meinungsverschiedenheit zwischen dem General und der Landesbehörde aber sei die Entscheidung der Kaiserin selbst zu begehren.

In dieser Anordnung und in der Androhung strenger Bestrafung glaubte jedoch die Militärcommission einen Grund zu ernster Besorgniß für den Soldatenstand erblicken zu sollen. Wenn durch Kundmachung solcher Bestimmungen, ließ sie sich der Kaiserin gegenüber vernehmen, es dem Bauer bekannt werde, daß „jede Kleinigkeit" durch Cassation oder empfindliche körperliche Züchtigung zu ahnden sei, so werde derselbe dadurch „insolent" werden, dem einquartierten Soldaten tausenderlei Vorwürfe machen, und der Letztere entweder „den Muth „vollends verlieren," oder gerade dadurch zu Streit und Excessen neuer Anlaß geboten sein.

Maria Theresia kleidete ihre Anschauung über diese Frage in die folgenden, eigenhändig niedergeschriebenen Worte:

„Die Unschuldigen haben sich nicht zu beklagen, die Schuldigen „können nicht genug abgestraft werden, indem ich einen Excedenten nicht „einmal würdig ansehe, daß er in einem so venerablen Corps, welches „der Schutz der Länder sein soll, begriffen sei, also die Ehre des Mi„litärs selbst es verlangt, daß selbe ernstlich gestraft und nicht ihnen „das Wort oder Schutz gehalten wird. Ich bin Mutter von selben „und Ländern und sind mir alle gleich lieb, wenn ein jeder in seinen „Schranken bleibt."

„Bleibt bei meiner Resolution" [122]).

Einen überzeugenden Beweis davon, wie sehr sie die Excesse der Soldaten nicht nur im eigenen, sondern auch in Feindesland verabscheute, gab Maria Theresia durch ihr Verfahren gegen Franz von der Trenck. So wie früher in Baiern, und vor Allem in Cham, so hatte derselbe später auch in Schlesien furchtbar gewirthschaftet; die Städte Landshut, Hirschberg, Schmiedeberg und andere litten schrecklich unter seinen Verheerungen. Insbesondere gab man ihm gegen Frauen die ärgsten Verbrechen Schuld [123]). So dringend lauteten die Anklagen wider Trenck, daß Maria Theresia eine kriegsrechtliche Untersuchung gegen ihn einleiten ließ. In Folge derselben wurde Trenck zum Tode verurtheilt.

Man kann leicht denken, welches Aufsehen dieser Urtheilsspruch damals überall erregte. Von allen Seiten begannen nun die Anstrengungen, insbesondere der Standesgenossen Trencks, um ihn zu retten. Fast der eifrigste unter ihnen war Prinz Karl von Lothringen, denn er mochte wohl fühlen, daß ein Theil des Verschuldens, welches man so streng zu bestrafen im Begriffe stand, auf ihn als den Obercommandanten des Heeres zurückfiel, bei welchem Trenck sich ungeahndet so schwerer Verbrechen schuldig gemacht hatte. Prinz Karl gewann wieder seinen Bruder, den Kaiser, und nun drangen sie vereint in Maria Theresia, um eine Aenderung des Urtheils wider Trenck, ja wo möglich seine völlige Freilassung zu erwirken. Die Dienste, die er geleistet, und die Pflicht der Dankbarkeit, die man ihm dafür schulde, wurden natürlich vor Allem zu seinen Gunsten in die Wagschale geworfen.

Von hohem Interesse sind die Betrachtungen, welche der damalige Hofkanzler Graf Ulfeld auf Befehl der Kaiserin ihr über die ganze Angelegenheit vorlegte. Sie gewähren ein schönes Zeugniß, sowohl für den Freimuth dieses Mannes, als für das Bestreben Maria Theresia's, von ihren vertrauten Räthen die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu hören. Er halte es für seine Pflicht, erklärte ihr Ulfeld, sie darauf aufmerksam zu machen, daß viele Fehler der Mitglieder des Kaiserhauses gerade aus ihren größten Tugenden herstammten. So weit würden die letzteren nicht selten getrieben, daß daraus die

ärgſten Uebelſtände hervorgingen. Zu der Zeit, als die religiöſe Geſinnung und die Andacht der Menſchen diejenige Eigenſchaft war, nach welcher man am Wiener Hofe immer zuerſt ſich erkundigte, pflegte der Cardinal Bonviſi zu ſagen, man berufe ſtets die frömmſten Leute nach Wien, um ſie nur ja recht bald ihres Seelenheiles verluſtig zu machen. Denn man verwende ſie immer zu Dingen, durch welche ſie in weltliche Intriguen gezogen und ihrer früheren frommen Geſinnung gar bald untreu gemacht würden. So habe ferner Maria Thereſia's Vater, Kaiſer Karl VI. die Tugend der Dankbarkeit gegen die Spanier ſo weit getrieben, daß aus lauter Freigebigkeit für ſie ihm kein Geld mehr übrig geblieben ſei, um in Neapel und Sicilien, deren Einkünfte völlig von den Spaniern aufgezehrt wurden, auch noch Truppen zu beſolden, worüber dieſe Länder bei den erſten feindlichen Angriffen verloren gingen, die Spanier aber nach wie vor dem Hauſe Oeſterreich zur Laſt fielen.

So ſei es auch jetzt nur Dankbarkeit von Seite des Kaiſers und ſeines Bruders, wenn ſie ſo nachdrücklich zu Gunſten Trencks ſich verwendeten. Wie weit man darin gehe, zeige ſich am beſten dadurch, daß der Kaiſer den Auditor, der wider Trenck den Prozeß führte, zu ſich berief und zu ihm in einer Weiſe ſprach, die es als etwas Außerordentliches erſcheinen laſſe, daß der Auditor es dennoch gewagt habe, auf die Todesſtrafe anzutragen. „Denn nicht viele unter dieſen Leuten „werden ſich getrauen," ſo lauten Ulfelds Worte, „einen zum Tode „zu verurtheilen, den ein Kaiſer im Voraus unſchuldig zu ſein erklärt."

Ohne Zweifel ſei es eine Gewiſſensſache für Maria Thereſia, es zu verhindern, daß nicht ein Unſchuldiger verurtheilt werde. Aber in nicht geringerem Grade verbiete die Gewiſſenspflicht, den Anlaß zu geben, daß Richter „aus menſchlichen Abſichten" Unrecht ſtatt Recht ſprechen, um dem Willen der Kaiſerin gehorſam zu ſein. Die Geſetze könne ſie ändern, ſo lang ſie aber beſtünden, müßten ſie allein die unverrückbare Richtſchnur jedes Richterſpruches ſein [121]).

In gleichem Sinne wie Ulfeld ſprach ſich auch Bartenſtein aus. An der Gerechtigkeit des gefällten Todesurtheiles ſei nicht zu zweifeln;

ſchon durch die Verbrechen, welche Trenck gegen wehrloſe Frauen verübt habe, ſei es ausreichend begründet. Daß der Kaiſerin das Recht der Begnadigung zuſtehe, laſſe ſich gewiß nicht beſtreiten. Aber darin weiter als zur Umwandlung der Todesſtrafe in ewige Haft zu gehen, wäre durchaus nicht zu rathen.

Nach dieſer Auseinanderſetzung ſcheint es, daß das Verfahren, welches man jetzt gegen Trenck beobachtete, den Anſchauungen Bartenſteins nicht entſprach, wenn auch das Ergebniß in Gemäßheit derſelben ausfiel. Denn die Bedenken, welche man gegen die Glaubwürdigkeit einzelner Zeugen erhob, wurden als Grund oder Vorwand benützt zu einer Reviſion des Prozeſſes. Als beſondere Vergünſtigung wurde Trenck ermächtigt, ſich durch einen berühmten Advokaten, Doctor Perger vertheidigen zu laſſen. Und Prinz Karl von Lothringen ſtellte eine Erklärung aus, welche freilich für Trenck von Vortheil, für den Ausſteller ſelbſt aber dann um ſo ungünſtiger war. Denn nachdem die begangenen Thaten nicht geleugnet werden konnten, mußten ſie entweder Trenck, oder wenn nicht ihm, ſodann dem Obercommandanten zur Laſt fallen.

Der Prozeß endigte damit, daß Trenck ſeiner militäriſchen Würden verluſtig erklärt und zu lebenslänglicher Haft nach der Feſtung Spielberg bei Brünn gebracht wurde. Doch ließ man ihm zur Beſtreitung ſeines Unterhaltes täglich einen Ducaten verabfolgen und bewilligte ihm einen Diener [125]).

Zwei Jahre blieb Trenck auf dem Spielberge. Man gewährte ihm manche Erleichterung, gab ihm Schreibmaterialien und hatte nichts dagegen, daß er mit den Capuzinern aus Brünn viel verkehrte. Als ein Mann von ſeltener Begabung wird er in ihrer Hauschronik gerühmt. Durch ihren Einfluß wurde er zur Erbauung einer Kapelle am Fuße des Spielberges vermocht, welche unter Joſeph II. in eine Manthnerswohnung umgeſtaltet wurde. Daß er von Reue über die von ihm begangenen Verbrechen erfüllt war, zeigt auch ſein Teſtament, und insbeſondere die Beſtimmung desſelben, durch welche er ein Armenhaus gründete. Diejenigen Perſonen ſollten vorzugsweiſe Aufnahme in demſelben

finden, welche darzuthun vermöchten, daß sie in Cham oder dessen Umgebung während des letzten Krieges verunglückt oder verarmt seien. Denn dort war es ja, wo Trenck während des baierischen Erbfolgekrieges am ärgsten gehaust hatte [126]).

Am 4. October 1749 starb Trenck, und er wurde drei Tage später, seinem Wunsche gemäß mit dem Ordensgewande der Capuziner bekleidet, in ihrer Gruft mitten unter den Leichen der Ordensbrüder beigesetzt [127]).

Fünftes Capitel.

Unterricht und Wiſſenſchaft.

Die umbildende Thätigkeit, welche damals auf allen Gebieten des Staatslebens ſich regte, konnte natürlicher Weiſe eines der wichtigſten aus ihnen, das des öffentlichen Unterrichtes nicht unberührt laſſen. In allen Richtungen lag derſelbe gar ſehr im Argen, und nur ſchwer kann man ſagen, ob der Volksſchule, der Mittelſchule oder der Univerſität die beſſernde und neu geſtaltende Hand am meiſten Noth that. Was die erſtere, die Volksſchule betrifft, ſo war es vielleicht weniger noch die Unvollkommenheit der techniſchen Fertigkeiten des Leſens, Schreibens und Rechnens, die man in ihr ſich aneignete, ſondern die gänzliche Verwahrloſung der geiſtigen Ausbildung, worüber gerechte Klage geführt wurde. Die unglaubliche Sittenloſigkeit und Rohheit der niederen Volksclaſſen auf dem Lande und in den Städten, die thörichten Vorurtheile und der finſtere Aberglaube, die allenthalben herrſchten, ſind hiefür der beſte Beweis. Freilich ſuchte man dieſer Sittenloſigkeit und Rohheit, den Vorurtheilen und dem Aberglauben auf dem Wege ſtrenger polizeilicher Geſetzgebung entgegenzutreten. All die unanſtändigen und ausgelaſſenen Spiele, welche zu jener Zeit das Landvolk trieb, die unſittlichen Gewohnheiten, denen es ſich hingab, trachtete man durch empfindliche Strafen zu unterdrücken. Das auch jetzt noch, insbeſondere in den Gebirgsländern eifrig betriebene nächtliche Umherſchweifen junger Burſche zum Beſuche lediger Dirnen ſollte bei den erſteren mit gezwungener Einreihung in das Militär, und wenn ſie dazu körperlich untauglich wären, durch Einſperrung im Strafhauſe geahndet werden, das letztere

Schickſal aber auch die hiebei betheiligten Dirnen treffen. Die Tracht derſelben, welche in manchen Gegenden des Landes Oeſterreich ob der Enns den Anforderungen der Schicklichkeit in keiner Weiſe entſprach, wurde verändert und den Geiſtlichen unterſagt, Perſonen in ſolcher Kleidung zu trauen oder ſie an kirchlichen Feſten oder Ceremonien Theil nehmen zu laſſen.

Ungleich ſchwieriger noch war der Kampf gegen Vorurtheile und Aberglauben der verwerflichſten Art. Die tief eingewurzelte Meinung, daß das Amt des Scharfrichters und das Gewerbe des Abdeckers unehrlich mache, wurde als ein Irrthum erklärt und ſtreng unterſagt, derlei Leuten aus ihrer Beſchäftigung einen Vorwurf zu machen. Wollten ſie zum Ackerbau ſich verdingen, ſo mußten ſie zu ſolcher Bedienſtung ebenſo zugelaſſen werden, als ihnen bei Erwerbung von Bauernwirthſchaften oder bei Ausübung eines Handwerkes kein Hinderniß in den Weg zu legen war. Der Verkauf von Traumbüchern oder der mit albernen und unfläthigen Dingen angefüllten Kalender wurde verboten, die Aufnahme nützlicher Mittheilungen in die Kalender befohlen. Der Aberglaube des Landvolkes lehnte ſich gegen beſſere Belehrung vielfach auf. So gab die Meinung, daß wenn ein Selbſtmörder im Friedhofe eine geweihte Ruheſtätte finde, zur Strafe für ſolche Entheiligung jenes Ortes die Feldfrüchte durch Hagelſchlag zu Grunde gerichtet würden, nicht ſelten Anlaß zu Volksaufläufen. Der Glaube an Hexen und Geſpenſter war zu jener Zeit allgemein, und weit verbreitet der Betrug, der mit angeblich vom Teufel beſeſſenen Perſonen getrieben wurde. Alle Belehrung blieb fruchtlos, und auch in dieſer Beziehung hatte die Regierung Urſache über einen Theil der Geiſtlichkeit zu klagen, welcher das Volk in ſeiner Leichtgläubigkeit beſtärkte, ſtatt ihr entgegen zu wirken. Kam ja noch im Winter des Jahres 1755 in Mähren die Sache ſo weit, daß die Geiſtlichkeit Leichen, von denen man glaubte, daß ſie des Nachts dem Grabe entſteigen, lebenden Menſchen Blut ausſaugen und dann wieder in ihre Ruheſtätte zurückkehren, ausgraben und durch Verbrennung vernichten ließ. Darum wurde die Anordnung getroffen, in allen Rechtsfällen, in denen Geſpenſter und Hexen, Wahrſager oder Schatzgräber im Spiele waren, genaueſte Unterſuchung zu

pflegen, das Urtheil der Kaiserin selbst zur Bestätigung oder Zurückweisung vorzulegen, bei der Entdeckung eines Betruges aber denselben unnachsichtlich zu strafen. All dieß nützte jedoch so wenig, daß noch im Jahre 1766 ein ausführliches Patent zur Abstellung des Unwesens mit Zauberern und Hexen erlassen werden mußte. Und auch da noch entblödete ein Geistlicher, Pater Angelins März sich nicht, als Vertheidiger des Hexenwesens und der Zauberei öffentlich aufzutreten [125]).

Schon im Anfange der Regierung Maria Theresia's wurde erkannt, daß derlei Uebeln nicht so sehr durch Verbote und Strafen als durch Hebung der Bildung des Volkes, durch Verbesserung des Unterrichtes nachhaltig entgegen zu wirken sei. Einige Anläufe hiezu finden sich schon in der allgemeinen Anordnung, daß künftighin nur „anständige „und genugsam erfahrene" Schulmeister anzustellen seien, so wie in der Schulordnung, welche im April 1747 für Tirol erlassen wurde. Auch sonst ergingen hie und da Befehle, welche sich auf die Verbesserung der Volksschulen bezogen, wie der Auftrag zur Einführung neuer und gleichförmiger Lehrbücher in der Volksschule, oder das für Böhmen kundgemachte Patent, durch welches die bessere Pflege der czechischen neben der deutschen Sprache empfohlen wurde. Aber eigentlich begann doch die reorganisatorische Thätigkeit, welche die Kaiserin gerade auf diesem Gebiete in so ruhmvoller Weise entwickelte, erst mit dem letzten Decennium ihres Lebens. In dem Zeitraume, von welchem jetzt die Rede ist, begegnet man noch keiner systematischen, auf wohldurchdachten Grundsätzen beruhenden Thätigkeit zur Hebung der Volksschule, sondern bloß vereinzelten Bestrebungen zu ihrer Verbesserung.

Mehr als für die Volksschule im Allgemeinen, geschah zu jener Zeit wenigstens für den Unterricht an den einzelnen Anstalten, welche zur Erziehung und Heranbildung der Jugend bestimmt waren. Es sei hier nur einer der wichtigsten aus ihnen, des großen Waisenhauses auf dem Rennwege in Wien Erwähnung gethan, welches sich unter der Oberleitung des Weihbischofes Franz Anton Marxer befand. Man kann leider nicht sagen, daß diese Leitung der Anstalt zum Heile gereicht hätte. So weit kam es, daß die Kaiserin im Jahre 1750 den Zustand des Waisenhauses durch eine Commission untersuchen ließ. Graf Franz

Esterhazy stand an der Spitze derselben, die Hofräthe Karl von Doblhoff und Hermann von Kannegießer waren ihre Mitglieder. Ihr Bericht lautete in keiner Weise zu Gunsten der Anstalt und ihres Leiters. Unreinlichkeit herrschte überall, insbesondere in den Lagerstätten; außerdem waren dieselben so eng, daß in einem Bette, in welchem kaum ein Knabe Raum genug fand, deren zwei untergebracht waren. Zur Wartung von mehr als dreihundert Kindern waren nur acht Frauenzimmer vorhanden, welche weder zur Reinhaltung der Zimmer und Betten, noch zur Ausbesserung der Kleider und Wäsche irgendwie genügten. Zwei Lehrer sollten den gesammten Unterricht besorgen.

Mit Recht war Maria Theresia entrüstet über diese Vernachlässigung der Anstalt von Seite ihres Vorstandes. Um so sträflicher erschien ihr dieselbe, als es nicht etwa an den Mitteln gebrach, um sie in besseren Zustand zu versetzen. Die hierauf ausgehenden Anträge der Commission wurden von der Kaiserin genehmigt, aber nur ungern beschränkte sie aus Rücksicht auf die hervorragende geistliche Stellung des Weihbischofes sich darauf, glimpflicher gegen ihn vorzugehen, als er es nach ihrer Meinung verdient hatte. Die eigentliche Leitung des Waisenhauses übertrug sie der Hofcommission, welche zur Oberaufsicht über alle frommen Stiftungen und Spitäler eingesetzt wurde. Der Weihbischof erhielt zwar Sitz und Stimme bei derselben, in die innere Verwaltung des Hauses aber hatte er sich nicht mehr zu mengen. Hofrath von Doblhoff wurde beauftragt, dasselbe wenigstens einmal im Monate zu besuchen und über dessen Zustand zu berichten [129]).

Nicht lange nach diesen Vorgängen finden wir an der Spitze des Waisenhauses einen merkwürdigen Mann, den Jesuiten Ignaz Parhamer, welcher sein ganzes rastloses Wirken Anfangs dem Religionsunterrichte im Allgemeinen und später demjenigen der heranwachsenden Jugend insbesondere, so wie der Fürsorge für die letztere widmete.

Im Jahre 1715 zu Schwanenstadt in Oberösterreich geboren, trat Parhamer neunzehn Jahre später zu Trentschin in den Orden der Jesuiten. Vom Jahre 1747 angefangen besorgte er den Religionsunterricht in der academischen Kirche und in derjenigen des Profeßhauses

der Jesuiten in Wien, des heutigen Kriegsministeriums. Im Jahre 1750 gab er jenen Katechismus heraus, der sich binnen kürzester Zeit weit über die Grenzen der erzbischöflichen Diöcese von Wien verbreitete und in die Sprachen der verschiedenen Völker des Kaiserstaates übersetzt wurde. Vier Jahre später durchzog Parhamer als Missionär die österreichischen Länder, Steiermark, Kärnten, Krain und Tirol. Ueberall strömte das Volk ihm zu und lauschte mit Andacht seinen Predigten. Der bei dem katholischen Volke in Oesterreich auch jetzt noch eingebürgerte Gesang, welcher bei der Spendung des Segens mit dem Hochwürdigsten ertönt, wurde von Parhamer eingeführt und bildet ein schönes Denkmal seines Wirkens [130]).

Eine besondere Thätigkeit aber entwickelte Parhamer für den Religionsunterricht der Kinder in Wien und dessen Umgebung. Eine eigene Bruderschaft für die sogenannte Christenlehre wurde errichtet, und in das Verzeichniß derselben schrieben Maria Theresia, ihr Gemal und ihre Kinder sich ein. Man kann denken, wie Viele sich beeilten, diesem Beispiele zu folgen, und welch ausgiebige Unterstützung hiedurch den Bemühungen Parhamers zu Theil wurde. In so unglaublichem Maße wuchs die Kinderschaar, welche Parhamer um sich versammelte, daß sie sich auf fast sechzehntausend belief. Er hatte die eigenthümliche Idee, sie in Corporalschaften und Compagnien zu theilen und in militärischen Uebungen zu unterweisen. So führte er einmal in Laxenburg zweitausend Kinder der Kaiserin vor. Viele von ihnen wurden aus dem Katechismus geprüft, dann übergab ihnen Parhamer eine Fahne. Maria Theresia aber beschenkte die fleißigsten Knaben und bezeigte Parhamer selbst in huldvollster Weise ihre Gnade [131]).

Als das Waisenhaus unter seine Obhut gestellt wurde, gab Parhamer demselben gleichfalls eine militärische Einrichtung, und die kriegerischen Uebungen spielten daselbst von nun an eine hervorragende Rolle. Man kann über die Wirkungen dieser Methode verschiedener Meinung sein, und das übertriebene Soldatenspielen wurde auch zu Parhamers Zeiten oft und lebhaft getadelt. Aber selbst diejenigen, von denen dieß geschah, gaben doch zu, daß sich wenigstens nach einigen Richtungen hin unter Parhamers Leitung das Waiseninstitut wesentlich gebessert

habe. So ist es gerade einer der eifrigsten Tadler der Anstalt, welcher doch der musterhaften Reinlichkeit, die dort überall herrschte, und die schon an und für sich einen großen Fortschritt bekundet, sein Lob zollt [132]).

Was die Mittelschulen betrifft, als welche damals ausschließlich die Gymnasien anzusehen waren, so bestand für sie das Statut in Kraft, welches Karl VI. im Jahre 1735 erlassen hatte. An der Einrichtung selbst fand man nicht viel zu tadeln, wohl aber an der Art und Weise, wie die Vorschriften derselben von einzelnen Lehrern gehandhabt wurden. Um die Uebelstände zu beseitigen, welche dadurch sich eingeschlichen hatten, befahl die Kaiserin im Jahre 1752, daß nicht, wie es bisher nicht selten geschah, ganz junge und selbst noch nicht gehörig ausgebildete Leute, sondern nur solche als Lehrer anzustellen seien, welche ausreichende Kenntnisse besäßen, um den Unterricht der Jugend in befriedigender Weise besorgen zu können. Gründliches Wissen im Latein und fehlerloser Gebrauch der deutschen Sprache wurden vor Allem gefordert. In den beiden oberen, den sogenannten Humanitätsclassen sollten der größeren literarischen Ausbildung wegen, welche dort die Unterrichtsertheilung erforderte, die hiezu befähigten Lehrer beständig verbleiben, und nicht wie es früher der Fall war, den Lehreurs immer wieder mit der untersten Gymnasialclasse beginnen. Um nicht die tüchtigeren Schüler durch Unfähige in rascherem Fortschreiten zu hemmen, sollten Aufnahmsprüfungen vorgenommen und bei denselben nur diejenigen zugelassen werden, welche Deutsch und Latein sauber und ohne allzu grobe Fehler zu schreiben verstanden und aus der letzteren Sprache wenigstens einige Vorkenntnisse besaßen. Nach dem Ablaufe des ersten Schuljahres war eine neue Prüfung zu halten und jeder Schüler zu entlassen, der sich nicht wenigstens über die Mittelmäßigkeit erhob. Halbjährige Prüfungen wurden für sämmtliche Gymnasialclassen eingeführt, um durch sie nicht allein die tüchtigen Schüler zu erproben und die untüchtigen zum Austritte zu vermögen, sondern die gesammte Schuljugend in einer „heilsamen Furcht und Aufmerksamkeit" zu erhalten. Die Lehrer sollten die Vorschriften des Statutes vom Jahre 1735 gründlich befolgen, die Jugend nicht mit nutzlosen Gedächtnißübungen quälen, sondern sie an selbstständiges Nachdenken gewöhnen.

Neben der deutſchen, lateiniſchen und griechiſchen Sprache war in der fünften Claſſe noch Geographie, in der ſechſten aber Arithmetik zu lehren. Die Ferien durften nicht vor dem 21. September beginnen und den letzten October nicht überdauern [133]).

Hierin beſtehen im Weſentlichen die Beſtimmungen des Decretes, welches die Kaiſerin am 25. Juni 1752 an den Rector der Wiener Univerſität hinſichtlich des mit derſelben verbundenen Gymnaſiums erließ. Und drei Tage ſpäter erging an den Pater Provinzial des Ordens der frommen Schulen, der Piariſten, welche in der Joſephſtadt zu Wien, zu Horn in Niederöſterreich, dann in Böhmen, Mähren und Steiermark Gymnaſien beſaßen, der gleiche Befehl.

Genau zu derſelben Zeit begegnet man auch den erſten Schritten zur Gründung von Lehranſtalten, wie ſie in unſeren Tagen unter dem Namen von Realſchulen große Verbreitung gewannen. Bei Gelegenheit des für Mähren erlaſſenen Gewerbepatentes wurde dem dortigen Gewerbe- und Fabrikenamte von der Kaiſerin der Auftrag ertheilt, daß eine für das öffentliche Wohl ſo nöthige „mechaniſche Lehrſchule" baldigſt eingerichtet werde. In Folge deſſen überreichte der hiezu aufgeforderte Inſpector des Manufacturenamtes, Ludwig Ferdinand Prokop von Rabſtein einen Vorſchlag zur Errichtung einer ſolchen Schule für Mähren. Als Zweck derſelben wurde angegeben, die Gewerbsleute durch theoretiſche Ausbildung in den Stand zu ſetzen, dereinſt in der Praxis Tüchtiges zu leiſten. Arithmetik, Geometrie, Phyſik und Mechanik, Zeichnen, Buchhaltung und Correſpondenz, Handelswiſſenſchaft, Geſchichte und Geographie in gewerblicher und commerzieller Richtung, endlich Landwirthſchaftslehre wurden als die vorzutragenden Lehrfächer bezeichnet. In all den Orten, in welchen der Gewerbeſtand zahlreich ſich vorfinde, ſeien ſolche Schulen zu errichten, zuerſt in Brünn durch die Jeſuiten und in Nikolsburg durch die Piariſten; hierauf kämen Iglau und Neutitſchein, dann Olmütz, Znaim und andere Orte an die Reihe.

Am 26. Auguſt 1752 genehmigte Maria Thereſia dieſen Plan, doch befahl ſie mit deſſen Ausführung einſtweilen noch inne zu halten und vorerſt an die Abfaſſung der erforderlichen Lehrbücher zu ſchreiten.

Sowohl von Seite der Jesuiten als der Piaristen sollte dieß abgesondert geschehen, und bei der Errichtung der Gewerbeschulen selbst hauptsächlich daran gedacht werden, daß an denselben nicht einzig und allein Geistliche angestellt, sondern der Unterricht durch weltliche Lehrer ertheilt werden möge [134]).

Es ist zu bedauern, daß dieses schöne Unternehmen schon bei den Vorarbeiten in's Stocken gerieth. Beachtenswerth aber bleibt es immer, daß man schon damals dem Gedanken Ausdruck verlieh, den Unterricht an den gewerblichen Schulen zwar den geistlichen Orden nicht völlig zu entziehen, aber ihnen denselben doch auch nicht ausschließlich zu überlassen. Denn bisher lag ja der gesammte Unterricht in den Mittel- und Hochschulen nur in geistlichen Händen; die Lehrstühle an den letzteren aber waren zu jener Zeit durchgängig nur mit Jesuiten besetzt.

Es kann nicht gesagt werden, daß dieser Orden, obgleich er noch viele hervorragende Männer der Wissenschaft in seiner Mitte besaß, doch den fortwährend steigenden Anforderungen, die man an die Universitätslehrer stellte, völlig zu entsprechen vermochte. „Die Studien hier sind „gewiß nicht viel nutz und voller Gebrechen", so schrieb Maria Theresia selbst im Jänner 1752 an einen Mann ihres Vertrauens, den Hofrath von Doblhoff, und sie sprach damit scharfen Tadel aus über den damaligen Zustand der Wiener Universität. Die Verbesserung des Unterrichtes an derselben bildete einen Gegenstand ihrer regen Fürsorge, und sie wurde in diesem Bestreben durch einen Mann bestärkt und unterstützt, dessen Name mit dem Aufschwunge des Unterrichtswesens in Oesterreich auf's Innigste verknüpft ist. Es war dieß der Leibarzt der Kaiserin, Gerhard van Swieten.

Van Swieten war am 7. Mai des Jahres 1700 zu Leyden geboren und hatte seine ersten Studien in Löwen, die letzteren aber unter Boerhave's Leitung in seiner Vaterstadt zurückgelegt. Neun Jahre hindurch wirkte er daselbst als Lehrer, und zwar unter solchem Zudrange Lernbegieriger, daß die Eifersucht der Professoren ihn unter dem Vorwande seines katholischen Glaubensbekenntnisses von seinem Lehrstuhle verdrängte. Was ihm in Leyden zum Schaden gereichte, brachte ihm

anderswo Nutzen; wenigstens erleichterte es gewiß nicht wenig seine Berufung nach Oesterreich, zu welcher Maria Theresia schon im Jahre 1744 den Gedanken gefaßt hatte. Daß die Krankheit ihrer geliebten und einzigen Schwester Marianne, bei welcher van Swieten einer der ordinirenden Aerzte war, unglücklich ausging, änderte in keiner Weise die Absichten der Kaiserin. Keine der Intriguen, die gegen van Swieten gespielt wurden, brachte auf sie die beabsichtigte Wirkung hervor [135]), und das Schreiben, welches sie nach jenem für sie so schmerzvollen Ereignisse an van Swieten richtete, in dem sie ihm wiederholt ihren Wunsch zu erkennen gab, ihn nach Wien übersiedeln zu sehen, ist vielmehr ein neuer und schöner Beweis ihrer großherzigen Gesinnung [136]).

In Wien trat van Swieten in eine dreifache Stellung, in diejenige eines Leibarztes der Kaiserin und ihrer Familie, eines Präfecten der Hofbibliothek und eines Professors an der medicinischen Facultät. In letzterer Eigenschaft hielt er einen zweijährigen Curs; im ersten Jahre über Physiologie und Anatomie, wozu er die Präparate selbst mitgebracht hatte; im zweiten Jahre über Pathologie und Arzneimittellehre. So große Anerkennung er aber bei den Schülern fand, so lebhaft war auch die Eifersucht, welche seine Collegen empfanden. Es ging ihm hier gerade so, wie am Krankenbette der Erzherzogin, wo der Leibarzt Engel ihm hartnäckig entgegen gewirkt hatte. „Es ist wahr," schreibt van Swieten im Jänner 1749 an Maria Theresia, „daß die Facultät „mein Werk gar nicht unter den Büchern genannt hat, welche sie ihren „Mitgliedern zum Studium empfiehlt. Aber fünf Auflagen, welche mein „Buch binnen sechs Jahren erlebte, und zwei Uebersetzungen geben mir „die Ueberzeugung, daß man überall anders über dasselbe denkt, als „an der Wiener Facultät. Selbst einer der Autoren dieses Reseriptes „sagte zu einer Zeit, zu der es freilich noch gar keinen Anschein hatte, „mich in Wien zu sehen, tausend Lobsprüche darüber, was ich durch „die von ihm selbst an mich geschriebenen Briefe beweisen könnte. Aber „seit ich hier bin, haben sich allerdings die Dinge geändert" [137]).

Sie verbürge ihm, hatte Maria Theresia an van Swieten nach Brüssel geschrieben, daß die Mißgunst seines Rivals ihm keinen Kummer verursachen solle. So wie damals, so schützte sie ihn auch jetzt gegen

seine Neider und Feinde; doch mögen diese Verhältnisse die Veranlassung gewesen sein, weßhalb van Swieten, als es um die Einführung von Reformen sich handelte, nicht bloß auf Verbesserung der Lehrmethode und der arg verwahrlosten äußeren Ausstattung, sondern auch auf völlige Umgestaltung des Lehrkörpers und auf eine strenge Unterordnung desselben unter einen höheren Willen drang [13a]).

Maria Theresia hatte ihn beauftragt, einen Plan zur Reorganisation der medicinischen Studien auszuarbeiten, und van Swieten war wie in Allem, so auch in dieser Beziehung rasch an's Werk geschritten. Mit all der Entschiedenheit trat er auf, mit welcher das Bewußtsein seiner eigenen geistigen Ueberlegenheit und die Zuversicht auf den Schutz der Kaiserin ihn erfüllten. Vor Allem verlangte er, daß Maria Theresia Jemand bezeichne, welcher in ihrem Namen und in völliger Unabhängigkeit von der Facultät bei allen Prüfungen, bei den Promotionen der Doctoren und den Wahlen der Decane zugegen sei und denselben präsidire. Die bisherige Ernennung der Professoren durch das Consistorium der Universität sei ein Mißbrauch; sie müsse in die Hände der Kaiserin selbst gelegt werden. Den neu anzustellenden Professoren solle eine namhafte Erhöhung des Gehaltes zu Theil werden. Endlich lasse sich die abgesonderte Jurisdiction der Universität nicht länger aufrecht erhalten. Wolle man sie nicht vollständig abschaffen, so möge man sie wenigstens auf die wirklichen Mitglieder der Facultäten beschränken. Denn jetzt seien auch ihre Frauen, Kinder und Diener darunter begriffen. Darum geschehe es aber, daß der akademische Senat sich zweimal in der Woche versammle, um sich mit den Zänkereien der Dienerschaft der Professoren zu befassen.

Im Sinne der Vorschläge van Swieten's erfolgte denn auch die Umgestaltung der medicinischen Facultät; er selbst wurde zu ihrem Director ernannt, und eine Vorstellung, welche gegen seine Reformplane von der Facultät eingebracht wurde, blieb unberücksichtigt. Konnte ja doch van Swieten, um nur einen einzigen Punkt zu erwähnen, die Hinweisung auf die Erfolge, welche nach der Behauptung der Facultät mit dem früheren Studiensysteme erreicht worden waren, durch Anführung der Thatsache widerlegen, daß von sechshundert Kindern, welche

man in das Bürgerspital gebracht hatte, ungefähr fünfhundertachtzig daselbst starben.

Auch kein anderer Punkt der Beschwerdeschrift der Facultät fand Eingang bei der Kaiserin; in Allem folgte sie van Swietens Ansichten. Eine neue Lehrkanzel für Chemie und Botanik wurde errichtet und Doctor Laugier erhielt sie, der Vorgänger des berühmten Jacquin. Gleich dem Letzteren und van Swieten selbst war auch Anton de Haen, der im Jahre 1754 zum Professor der praktischen Heilkunde ernannt wurde, in Leyden geboren. Ein Oesterreicher aber, Ferdinand Joseph von Leber, im Jahre 1727 in Wien geboren, erhielt im Jahre 1761 die Lehrkanzel für Anatomie und Wundarzneikunde.

Aber nicht allein die Leitung der medicinischen Facultät an der Hochschule zu Wien, sondern diejenige des gesammten Medicinalwesens in Oesterreich legte Maria Theresia in van Swietens Hände. Aufs strengste befahl sie, daß nirgends ein Arzt angestellt werden dürfe, ohne Zustimmung van Swietens und ihre eigene Genehmigung [139]).

Drei Jahre nach der Umgestaltung der medicinischen kamen auch die theologische und die philosophische Facultät an die Reihe. Das Protectorat über sie wurde dem Erzbischof Trautson übertragen. In Ansehung seiner „stattlichen Gelehrsamkeit, gründlichen Einsicht und „des für die Aufnahme der Wissenschaften vielfach bezeugten ruhm-„würdigen Eifers" habe sich die Kaiserin, so hieß es in dem Reskripte an den Rector und das Consistorium der Universität, hiezu entschlossen. Gleichzeitig sei jedoch eine durchgreifende Umgestaltung der Ertheilung des Unterrichtes auf beiden Gebieten des Wissens angeordnet worden. Um sie durchzuführen, wurden eigene Directoren und Examinatoren bestellt. Für die Theologie habe künftighin Pater Debiel, von dem die Kaiserin ausdrücklich bemerkt, daß sie viel auf ihn halte [140]), für die Philosophie aber Pater Franz als Director zu fungiren. Gleich ihnen waren auch die Examinatoren an diesen zwei Facultäten ausschließlich dem Orden der Jesuiten entnommen [141]).

Die Instruction für die neuen Directoren wurde von Trautson entworfen und von der Kaiserin genehmigt. In beiden Fächern, der

Theologie und Philoſophie ſollte die frühere ſcholaſtiſche Methode verlaſſen werden, wodurch man den bisherigen ausſchließlichen Einfluß der Ordensgeiſtlichen, welche wieder von ihren Oberen abhingen, einzuſchränken dachte. Freilich wurde das Gute, das man hiedurch zu verwirklichen hoffte, durch das überall gleichmäßig hervortretende Beſtreben wieder beeinträchtigt, die freie Bewegung des Lehrers zu hemmen und ihn eigentlich nur zu einem Vorleſer gedruckter Lehrbücher zu machen. Man meinte dadurch dem Vortrage ungereimter oder unzuläſſiger Dinge zu ſteuern; daß aber dieſes Syſtem tief eingreifender Bevormundung nicht das richtige war, um der Wiſſenſchaft und ihrer Lehre wirklichen Aufſchwung zu verleihen, davon beſaß man nicht die leiſeſte Ahnung.

Fühlbarer noch machte ſich dieſer maßgebende Einfluß des Staates bei der Reorganiſation der juridiſchen Facultät. An derſelben ſollten künftighin nur ſtreng juridiſche Fächer und die Geſchichte vorgetragen, hiezu aber ausgezeichnete Gelehrte, welche entweder ſchon im Lehramte oder im Juſtizdienſte ſtanden und ſich durch verdienſtliche Schriften hervorgethan hatten, als Profeſſoren berufen werden. Die Kaiſerin erklärte, die juridiſchen Studien in Wien zu ſolcher Blüthe bringen zu wollen, daß keine Hochſchule Europa's ſich hervorragenderer Rechtsgelehrter rühmen dürfe.

Um dieſen Zweck mit ziemlicher Beſtimmtheit zu erreichen, müſſe man, ſo wurde der Kaiſerin vorgeſchlagen, den neu anzuwerbenden Profeſſoren eine hervorragende amtliche und geſellſchaftliche Stellung ſowie eine nicht kärglich bemeſſene Bezahlung zu Theil werden laſſen. In erſterer Beziehung wurde der Antrag geſtellt, ſie zu Hofräthen oder wenigſtens Regierungsräthen zu ernennen; ihre Gehalte ſollten in verſchiedenen Abſtufungen zweitauſend bis viertauſend Gulden betragen.

Es iſt charakteriſtiſch, daß dieſe Vorſchläge gerade von Männern des Faches am eifrigſten bekämpft und von einem hervorragenden Kirchenfürſten am entſchiedenſten vertheidigt wurden. Der von Prag als Studiendirector nach Wien berufene und zum Hofrath ernannte Profeſſor Johann Franz von Bourguignon wollte, wie es ſcheint, ſeinen künftigen

Collegen die gleichen Ehren und Vortheile nicht gönnen, und von ihm rührt der köſtliche Ausſpruch her, daß durch übermäßige Gehalte nur Faullenzer gemacht würden. Im Gegenſatze hiezu erklärte Trautſon, in Bezug auf die nach Wien zu berufenden Gelehrten, daß ein kaiſerlicher Hofrath freilich mehr als ein kurfürſtlicher ſei. Aber auch nur durch Erhöhung ihrer bisherigen Stellung werde man hervorragende Gelehrte bewegen können, ſie mit ihrer früheren zu vertauſchen. Und wenn man einem ſolchen auch zehntauſend Gulden Gehalt gebe, ſo werde eine derartige Ausgabe ſich auch vom wirthſchaftlichen Standpunkte aus rechtfertigen laſſen. Denn es ſei kein Zweifel, daß durch einen ſolchen Lehrer mehr als zehntauſend Gulden in's Land gezogen würden, indem eine große Anzahl von Fremden ſich einfinden werde, ihn zu hören. Auch das ſei einer der Vortheile, welche das Aufblühen der Wiſſenſchaften überall mit ſich bringe [142]).

„Ich muß bekennen, daß ich völlig dem Erzbiſchof beifalle," ſchrieb die Kaiſerin auf die Aktenſtücke, welche über dieſen und andere ähnliche Punkte die widerſtreitenden Meinungen enthielten. Als Profeſſoren wurden Hofrath Jakob Ernſt Sundermaler für das öffentliche und das Lehenrecht, Hofrath Paul Joſeph Riegger für das Kirchenrecht, Regierungsrath Peter Banniza für die Digeſten, Regierungsrath Benedict Schmidt für die Inſtitutionen und das Naturrecht, für die Geſchichte endlich Michael O' Lynch ernannt. Da Sundermaler und Schmidt ihre Lehrkanzeln nicht antraten, wurden ſtatt des Erſteren Johann Heinrich Bocris, ſtatt des Letzteren aber Karl Anton von Martini berufen [143]). Dieſer und Riegger bildeten die eigentlichen Celebritäten der juridiſchen Facultät.

Dort, wo von der neuen Einrichtung der Studien an der Wiener Hochſchule die Rede iſt, können auch die Veränderungen nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, welche man hinſichtlich der Verwaltung ihres Vermögens traf. Im Juli 1753 wurde befohlen, die Rechnungen jährlich durch den Erzbiſchof der Regierung vorzulegen. Und ſchon drei Monate ſpäter wurde die Verwaltung und Kaſſaführung der Univerſität förmlich dem Staate übertragen. Ihr Beſitzthum an liegenden Gründen wurde verkauft und dadurch die Umwandlung ihres

Einkommens aus Stiftungen in einen vom Staate zu beziehenden Betrag, mit ihr aber auch ihre Abhängigkeit von dem Letzteren vollendet. Die Stelle eines Superintendenten der Universität wurde beseitigt und die Organisation derselben derart gestaltet, daß unter dem Studienprotector, dem Erzbischofe, die Directoren der vier Facultäten standen, denen wieder die Professoren untergeordnet waren. Das Consistorium aber wurde in zwei Collegien getrennt, von welchen dem einen die Besorgung der Rechtssachen, dem anderen aber die Verwaltung der Universitätsgeschäfte oblag. Und als im Jahre 1757 Trautson starb, erhielt er als Studienprotector keinen Nachfolger mehr, sondern die Leitung der Universität wurde dem Obersten Kanzler Grafen Haugwitz und dem Kanzler Grafen Johann Chotek übertragen [144]). Sie wurde dadurch völlig zur Staatsanstalt gemacht.

So wenig dieses Verfahren zu billigen sein wird, so kann doch auch nicht geleugnet werden, daß die Wiener Universität unter Maria Theresia eine geistige Reorganisation erhielt, welche im Ganzen und Großen genommen von ungemein günstigen Folgen begleitet war. Die Kaiserin krönte dadurch ihr Werk, daß sie auch für eine würdige Unterbringung der Hochschule Sorge trug. Schon im Jahre 1752 gab sie aus eigenem Antriebe dem Grafen Haugwitz Befehl, ein zu diesem Ende passendes Haus ausfindig zu machen; der Erzbischof Trautson möge hierüber mit van Swieten eine Verabredung treffen [145]). Und im folgenden Jahre erhielt der neu ernannte Professor der deutschen Beredsamkeit, Johann Sigmund Popowitsch von der Kaiserin den Auftrag, mit dem Erzbischofe über den Bau eines neuen Universitätshauses sich zu besprechen. Im Jahre 1705 in Steiermark geboren, war Popowitsch später an der adeligen Akademie angestellt, welche im Jahre 1744 zu Kremsmünster gegründet worden war. Von hier ging er nach Regensburg und dann nach Leipzig. Der günstige Ruf, den er sich daselbst erwarb, veranlaßte seine Anstellung in Wien. Nun erklärte sich ihm gegenüber Maria Theresia bereit, zum Bau der Universität mehrere Häuser anzukaufen, welche dem Collegium der Jesuiten gegenüber sich befanden. Die oberste Leitung der Maßregeln zur Ausführung dieses

Planes übertrug sie dem Erzbischof Trautson [146]). Für diejenigen Professoren, welche nicht dem Jesuitenorden angehörten und daher nicht in dem Gebäude desselben untergebracht waren, sollten in dem neuen Universitätshause Wohnungen hergestellt werden. Auf so viele Zuhörer rechnete man, daß man Vorkehrung traf, den Hörsaal für Anatomie und für Chirurgie so geräumig zu gestalten, daß er für zweihundert Personen ausreichend Platz biete.

Da jedoch auch für die übrigen Hörsäle ansehnlicher Raum nöthig war, ging man von dem Gedanken, die Professoren der Universität in dem neuen Gebäude unterzubringen, wenigstens theilweise wieder ab. Großer Werth wurde auf die zierliche Ausschmückung des neuen Palastes, insbesondere seiner Façaden gelegt. Zweimalhunderttausend Gulden [147]) waren Anfangs für den Neubau bestimmt, doch überschritt die wirkliche Ausgabe diesen Betrag noch um achtzigtausend Gulden. Im Sommer 1755 war das neue Gebäude vollendet und harrte seiner Eröffnung. Maria Theresia selbst regelte das Ceremoniell, welches bei dieser Feierlichkeit beobachtet werden sollte, und aus der Sorgfalt, mit der sie es that, kann man wohl auf den Werth schließen, welchen sie auf die Sache legte. „Wir gedenken selber," so lauten ihre eigenen Worte, „wie in einem öffentlichen Kirchendienst dabei „zu sein. Der Gottesdienst wäre im Collegio zu halten und das Te „Deum; nachgehends gehe man zu Fuß in die Universität, wo die „Anrede geschehen müßte, die aber kurz sein und kein anderer als „der Rector Magnificus machen solle. Wegen selber Composition „wäre sich mit dem Protector zu verstehen und selbe ehender einzu„sehen."

„In diesem Plan," fährt die Kaiserin fort, indem sie von dem Vorschlage spricht, welchen ihr die zur Feststellung des Ceremoniells eingesetzte Commission vorgelegt hatte, „ist schon wiederum der Kanzler „vor dem Rector Magnificus rechter Hand gesetzt, welches nicht sein „solle, da dieser die erste Person ist" [148]).

Die Feierlichkeit hätte schon im October 1755 stattfinden sollen; die Kaiserin hatte es selbst so bestimmt. Zu Ende des Monats August

änderte sie jedoch ihren Entschluß. „All dieses erst nach der Kindbett," so lauten die kurzen Worte, mit welchen sie solches dem Grafen Haugwitz kundgab [149]). Und so geschah es auch. Am 2. November 1755 gebar Maria Theresia ihre jüngste Tochter Antonie; am 5. April 1756 erfolgte die festliche Eröffnung des Universitätsgebäudes. Der Kaiser, sein Sohn Joseph und die zwei älteren Erzherzoginnen wohnten ihr bei. Knieend empfing Haugwitz von der Kaiserin die Schlüssel der Universität und überreichte sie dem Protector der Studien, dem Erzbischof Trautson, der sie dem Rector Magnificus, Regierungsrath Johann Adam von Penz übergab. Tausend Ducaten wurden an dreihundert zwei und siebzig arme Studenten vertheilt.

Trotz dem, was durch diese Maßregeln von Seite Maria Theresia's zur Förderung der Studien geschah, kann doch nicht gesagt werden, daß sie für das Emporblühen und Gedeihen der Wissenschaften als solche rege Theilnahme gefühlt hätte. Für die höhere Aufgabe derselben besaß sie wenig Sinn und Verständniß; ihr war es, was zunächst die Volksbildung betraf, hauptsächlich um die Ausrottung der Sittenlosigkeit und die Hebung der Steuerkraft zu thun. Zu dem ersteren Wunsche trieb sie ihr religiöses Gefühl, zu dem letzteren aber die richtige Erkenntniß, daß von gebildeteren Leuten sich eine bessere Bewirthschaftung ihres Gutes und somit auch die Möglichkeit der Entrichtung einer höheren Abgabe erwarten lasse. Und was den Unterricht an den Mittelschulen und den Universitäten betrifft, so hatte man schon damals wie bis auf die neueste Zeit nicht viel Anderes als die Ausbildung brauchbarer Geistlicher und Aerzte, vor Allem aber die Heranbildung eines tüchtigen Beamtenstandes im Auge. Insbesondere war es der letztere Zweck, welcher Maria Theresia und ihre einflußreichsten Rathgeber vorzugsweise beschäftigte. Er war auch der eigentliche Beweggrund zur Errichtung einer Anstalt, welche dem österreichischen Adel und insbesondere dem weniger bemittelten Theile desselben die Möglichkeit bieten sollte, seine Söhne zu verwendbaren Staatsdienern heranziehen zu lassen [150]).

Zur Unterbringung dieser Erziehungsanstalt, welche für alle Zukunft den Namen ihrer Stifterin führen sollte, widmete Maria

Thereſia das innerhalb der Linien Wiens gelegene kaiſerliche Luſtſchloß, die Favorita, den Lieblingsaufenthalt ihres Vaters, des Kaiſers Karl VI. Nur die Söhne adeliger, um das Kaiſerhaus verdienter Eltern ſollten in das Thereſianum aufgenommen werden, jede ſolche Aufnahme aber nur mit Vorwiſſen der Kaiſerin geſchehen. Den Jünglingen ſelbſt wurde geſtattet, ſich von Zeit zu Zeit der Perſon der Kaiſerin zu nahen und Maria Thereſia verſprach, die Anſtalt manchmal, insbeſondere bei feierlichen Prüfungen mit ihrer Gegenwart zu beehren. Die Oberaufſicht über dieſelbe legte ſie in die Hände des Oberſtkämmerers Grafen Khevenhüller; die eigentliche Leitung aber in diejenigen der Jeſuiten. Einer aus ihnen, Ludwig Debiel, war der erſte Rector. Ein Jahresbetrag von viertauſend Gulden wurde ihnen zur Beſtreitung der Koſten ihres Unterhaltes einſtweilen angewieſen. Außerdem machte die Kaiſerin ſich anheiſchig, zwei berühmte Rechtslehrer aus dem Staatsſchatze zu beſolden. Der eine von ihnen werde das öffentliche, der andere aber das Civilrecht vorzutragen haben, und keine Ausgabe ſolle geſcheut werden, um hiezu der „vortrefflichſten „Männer“ habhaft zu werden, „ſo hier oder anderwärts zu bekommen „ſind.“ Auch ein Profeſſor, welcher die Grundſätze einer „ſoliden Lan „deseultur“ vorzutragen im Stande ſei, dann ein geſchickter Ingenieur ſollten angeſtellt und aus dem Staatsſchatze bezahlt werden, um diejenigen zu unterrichten, welche dieſen Zweigen des Wiſſens ſich zu widmen gedächten. Die übrigen Lehrfächer wären von den Jeſuiten der öſterreichiſchen Provinz und zwar durch deren geſchickteſte Ordensbrüder zu verſehen, zum Unterrichte in den ausländiſchen Sprachen aber fremde Patres zu berufen, für welche der Staatsſchatz die Reiſekoſten bezahlen werde. Die Ernennung und Beſoldung der Lehrer im Tanzen, Fechten und Reiten behielt ſich die Kaiſerin vor und erklärte gleichzeitig für Errichtung und Erhaltung der Reitſchule Vorſorge treffen zu wollen. Die vom Staate angekaufte Garelliſche Bibliothek wurde dem Thereſianum überlaſſen und eine Summe von zehntauſend Gulden gewidmet, um aus deren Erträgniß die Nachſchaffung der erforderlichen Bücher zu beſtreiten. Fünftauſend Gulden jährlich wurden beſtimmt, um das Koſtgeld für zehn Stipendiſten zu bezahlen. Der Verleihung eines Stipendiums ſollten jedoch nur ſolche Jünglinge theilhaftig werden,

welche die unteren Schulen bereits zurückgelegt hatten, ein „ausbündi-„ges Talentum" und dabei „einen munteren Geist" besaßen, um dereinst „zu den wichtigeren Staats- und Ländergeschäften nützlich ge-„braucht werden zu können." Nach Vollendung ihrer Studien durften sie denjenigen Zweig des öffentlichen Dienstes bezeichnen, welchem sie sich zuwenden wollten.

Diese Rücksicht auf den Staatsdienst rief auch die Gründung einer anderen Anstalt hervor, welche die Kaiserin im Jahre 1754 errichtete. Es war dieß die Academie der morgenländischen Sprachen, oder wie sie jetzt genannt wird, die orientalische Academie. Sowohl der diplomatische Verkehr mit der Pforte als die so zahlreichen und wichtigen commerziellen und sonstigen Interessen österreichischer Staats-angehöriger in der Türkei hatten es längst schon nothwendig gemacht, eine Anzahl von Jünglingen in den morgenländischen Sprachen zu unterrichten, um sich ihrer als verläßliche Dolmetsche im Verkehr mit den Türken zu bedienen. Denn die in früherer Zeit benützten, meisten-theils den eingebornen Griechenfamilien entnommenen Dolmetsche ließen zwar in Bezug auf Gewandtheit in dem Gebrauche der verschiedenen Sprachen kaum etwas zu wünschen übrig, um so schwerer aber mußte man die überall und insbesondere im Oriente so nöthigen Eigenschaften der Verläßlichkeit und Unbestechlichkeit an ihnen vermissen. Um dem zu steuern, war in Constantinopel ein sogenanntes Sprachknaben-Institut gegründet worden, welches sich unter der Oberaufsicht des kaiserlichen Internuntius befand. Aber die letztere erwies sich nicht als genügend; aus Mangel an Ueberwachung ließen die Zöglinge jenes Institutes die Vorbereitung für ihren künftigen Beruf gänzlich außer Acht. Es wurde daher dessen Aufhebung beschlossen, und es sollten künftighin in Wien, unter den Augen des kaiserlichen Hofes fähige Jünglinge in den nöthi-gen Sprachen des Orients wie des Occidents, und noch außerdem in allen Wissenschaften unterrichtet werden, deren Erlernung sie zur Wahrung der politischen und commerziellen Interessen Oesterreichs im Orient geschickt machen würde [151]).

Auch jetzt war es wieder ein Jesuit, Pater Joseph Franz, der den Plan zur Einrichtung der neuen Academie entwarf und welchem

die Leitung derselben anvertraut wurde. Man hielt ihn hiezu für besonders geeignet, denn er war früher mit Ulfeld durch längere Zeit in Constantinopel gewesen und hatte auch bei der neuen Einrichtung der Wiener Universität ersprießliche Dienste geleistet. In jeder Beziehung rechtfertigte er das Vertrauen, das die Kaiserin ihm bewies, und so hervorragende Männer, wie der gelehrte Orientalist Bernhard von Jenisch und der berühmte Staatsminister Franz Maria Thugut, welche beide unter den ersten Zöglingen der neuen Academie sich befanden, dürfen wohl nur genannt werden, um den Beweis zu liefern, daß die Anstalt wirklich den Absichten ihrer Gründerin entsprach.

Daß die letzteren nicht so sehr auf die Heranziehung von Männern der Wissenschaft als auf die Ausbildung tüchtiger, dem Kaiserhause unbedingt ergebener Staatsdiener gerichtet waren, welche als verwendbare Werkzeuge zur Durchführung der theils schon begonnenen, theils noch beabsichtigten Reformen auf diesem Gebiete dienen sollten, ist schon früher betont worden. Wissenschaftliche Bestrebungen, welche darüber hinausgingen, wurden kaum mehr gefördert, ja vielleicht sogar mit scheelen Blicken betrachtet. Denn es verrieth sich dabei eine Selbstständigkeit des Denkens und Forschens, welche nur wenig in den Alles überwachenden, Alles bevormundenden Beamtenstaat paßte. Weder bei den Regierern noch bei den Regierten erfreuten sich, und es ist dieß eine alte Klage in Oesterreich, welche auch jetzt noch keine völlig unberechtigte geworden, die Wissenschaft und ihre Träger des Ansehens und der Geltung, welche nicht allein das geistige, sondern selbst das materielle Interesse des Staates dringend erfordert. Wo nicht allein neue Erfindungen aus Mangel an Anregung selten gemacht, sondern auch später als anderswo bekannt und eingeführt werden, da darf auch das Zurückbleiben des Staates auf materiellem Gebiete nicht Wunder nehmen. Und welch greifbare Nachtheile aus dem Mangel an geistiger Ausbildung, die ja nur in dem Dienste der Wissenschaft gewonnen wird, für einen Staat erwachsen, hat Oesterreich auch in unseren Tagen noch bitter empfunden.

Freilich läßt sich nicht leugnen, daß nicht selten die wirklichen oder sogenannten Gelehrten selbst die Hauptschuld trugen an der Miß-

achtung ihrer Perſon und ihrer Beſtrebungen. Wer die wohldieneriſchen Phraſen, deren ſie ſich Männern von Rang und vor Allem den Monarchen gegenüber bedienten, wer die bombaſtiſchen Lobhudeleien überblickt, mit denen in ſolchen Fällen in wahrhaft verſchwenderiſcher Weiſe Weihrauch geſtreut wurde, der wird begreifen, daß derjenige, an welchen ſo kriechende Schmeicheleien ſich richteten, gerade dann, wenn ſeine Natur eine edlere war, ſtatt Anerkennung oder gar Bewunderung, eher eine Art von Widerſtreben, ja von Ekel empfand, und daß er über der widerlichen Form, in welcher irgend ein Geiſtesproduct ihm dargeboten wurde, den vielleicht preiswürdigen Kern desſelben völlig überſah.

Kam nun noch hinzu, daß derlei Kundgebungen von Schriftſtellern auch noch mit der Bitte um Annahme der Widmung eines Werkes begleitet waren, ſo konnte die eigennützige Abſicht, welche ſolchen Begehren entweder wirklich zu Grunde lag oder hinter ihnen wenigſtens vermuthet wurde, gleichfalls nicht beitragen, die Achtung vor demjenigen zu erhöhen, von welchem eine ſo unwillkommene Bitte geſtellt wurde. Dieſes Eindruckes konnte ſich denn auch Maria Thereſia nur ſelten erwehren, und es ſoll, um ihre Anſchauung über dieſen Punkt zu beleuchten, hier nur eines Falles Erwähnung geſchehen, welcher im Jahre 1754 ſich zutrug.

Von dem Repräſentanten Oeſterreichs in Rom, dem Cardinal Mellini ging ein Bericht ein, laut deſſen der Abbate Giovanni Domenico Giampedi, der Geheimſchreiber des Papſtes [132]), und zwei ſeiner Studiengenoſſen, Nicola Roiſeco und Giovanni Domenico Salomoni, ein von Benedict XIV. ſelbſt verfaßtes Werk über die Diöceſanſynode zum Drucke zu befördern gedachten. Sie baten es der Kaiſerin widmen und ein von ihnen vorgelegtes Dedicationsſchreiben in lateiniſcher Sprache dem Werke voranſetzen zu dürfen.

„Ich habe zwar ſonſt nicht leicht erlaubt, mir Bücher zu „dediciren," ſchrieb Maria Thereſia eigenhändig auf das Referat des Staatskanzlers, „wegen der Suite von Regalen, Impegni und den „ſo faden Lobſprüchen; ein Exempel davon iſt dieſe ſo abgeſchmackte, „lange Epiſtel. Wenn es möglich wäre, Mellini zu ſchreiben, daß zwar

„aus besonderer Distinction und allein, weil der Autor von dem Buche „ein so großer Mann ist und den so venerire, mir eine Freude und „Ehre mache, meinen Namen herzugeben. Er solle aber sehen, daß von „dieser abgeschmackten Epistel die Hälfte ausgelassen werde, und wäre „zu benennen das Regal, was diesen Leuten zu machen wäre, denn dieß „ist doch der Hauptpunkt" [153]).

So wenig der Kaiserin in diesem und in den sich häufig wiederholenden ähnlichen Fällen Unrecht gegeben werden kann, so sehr ist es doch zu bedauern, wenn derlei Erlebnisse dazu beitrugen, daß auch unter ihrer Regierung für die Förderung der Wissenschaft zu wenig geschah. Ein Merkmal hievon ist die geringe Theilnahme, mit welcher die Kaiserin selbst dem damals neuerdings auftauchenden Gedanken der Gründung einer Academie der Wissenschaften in Wien entgegenkam. Vor fast einem halben Jahrhundert hatte Leibnitz hiezu die erste Anregung gegeben, und auch jetzt ging der Anstoß zu der Sache neuerdings von einem hervorragenden deutschen Gelehrten, und zwar von dem energischen Umbildner unserer Sprache, von Gottsched aus.

Es ist bekannt, wie viel Maria Theresia im Gegensatze zu Friedrich von Preußen auf ihre Muttersprache hielt, und wie sie noch in den letzten Jahren ihres Lebens ihre in nichtdeutschen Ländern verheirateten Töchter aufforderte, das Deutsche nicht zu vernachlässigen. Darum mag sie auch für Gottscheds Bestrebungen lebhaftere Sympathien gehegt haben, als sie sonst für literarische Arbeiten zeigte. Vielleicht ist hierin der Beweggrund für den ehrenvollen Empfang zu suchen, welchen Gottsched bei seiner Anwesenheit zu Wien im Jahre 1749 bei Maria Theresia und dem Kaiserhofe fand. So sehr war er dadurch geschmeichelt, daß er mit der lebhaften Hoffnung sich trug, als Professor an der Universität oder als Präses der neu zu gründenden Academie, ja vielleicht gar als Erzieher der kaiserlichen Kinder eine glänzende Stellung zu erhalten. Aber in arger Selbsttäuschung war er befangen, wenn er glaubte, daß Maria Theresia sich jemals entschließen könnte, ein solches Amt einem Protestanten zu verleihen. Und ein Glaubenswechsel um materiellen Vortheils willen lag Niemand ferner als Gottsched selbst.

Die bisherige Vermuthung, daß Gottſched den Plan zur Gründung einer Academie der Wiſſenſchaften, welche nach dem Vorbilde der franzöſiſchen Academie ſich vorzugsweiſe die Pflege der deutſchen Sprache zur Aufgabe machen ſollte, ſchon nach Wien mitgebracht habe, ſcheint auf einem Irrthum zu beruhen. Wie aus Briefen hervorgeht, die aus Wien an ihn gerichtet wurden, ſandte Gottſched nach ſeiner Rückkehr nach Leipzig das Project, von einem Gedichte an die Kaiſerin begleitet, an die Fürſtin von Trautſon, um es auf dieſem allerdings nicht officiellen Wege an Maria Thereſia gelangen zu laſſen. Fürſt Johann Wilhelm von Trautſon war damals zweiter Oberſthofmeiſter der Kaiſerin, und ſeine Gemalin, dieſelbe, welche ſpäter Sonnenfels als ſeine Beſchützerin pries, ſtand bei Maria Thereſia in hoher Gunſt. In dem vorliegenden Falle aber ſcheint ihre Verwendung nicht von glücklicher Wirkung geweſen zu ſein, wenigſtens empfing Gottſched nur zu bald für ſeine Hoffnungen und Erwartungen die Nachricht, daß Graf Haugwitz aus Gründen, welche nicht näher angegeben werden, das Project nicht für ausführbar anſehe [154]).

Dennoch war der von Gottſched angeregte Gedanke nicht in ganz unfruchtbares Erdreich gefallen. Wenigſtens richtete zu gleicher Zeit Haugwitz ſelbſt an einen in Oeſterreich wohnhaften Freund der Wiſſenſchaften, den in Olmütz anſäßigen Freiherrn Joſeph von Petraſch die Aufforderung zur Ausarbeitung eines Entwurfes zur Gründung einer Academie.

Erſt wenige Jahre waren vergangen, ſeit Petraſch in Olmütz eine gelehrte Geſellſchaft errichtet hatte, welche den Namen führte: Societas eruditorum incognitorum in terris austriacis. Er hatte ſich alſo wenigſtens mit derlei Dingen ſchon vielfach beſchäftigt, und ſandte auch im Jänner 1750 ſeinen Plan für die neue Schöpfung an Haugwitz nach Wien. Er ſchlug vor, die Academie in zwei Abtheilungen zu trennen; die eine ſollte die Philoſophie und die Naturwiſſenſchaften, die andere die ſchönen Künſte, die Sprachen, die Rechtskunde, die Geſchichte und Erdbeſchreibung umfaſſen. Die Zahl der Mitglieder ſollte für beide Abtheilungen zuſammen genommen vierundzwanzig bis dreißig betragen, und wo möglich ein Adeliger zum Präſidenten

ernannt werden. Zu Secretären der Academie, einen für jede Abtheilung, ſeien nur höchſt gelehrte und arbeitseifrige Männer zu wählen. Die Profeſſoren der Philoſophie, der Geſchichte und einiger Zweige der Rechtsſtudien müßten Academiker ſein. Die Förderung und Erweiterung der Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit, der Ruhm, die Ehre und der Nutzen des Kaiſerhauſes, das Emporblühen und Gedeihen des Vaterlandes waren die Zwecke, deren Erreichung die Mitglieder der Academie anzuſtreben hatten. Und zur Erzielung eines Nachwuchſes ſollten etwa ſechzehn Schüler, junge Leute von beſonderer Befähigung und erprobtem Fleiße aufgenommen werden. Jeder aus ihnen hätte, unter der Vorausſetzung, daß er dürftig ſei, ein Jahrgeld von zweihundert fünfzig, ein Academiker aber ein ſolches von fünfhundert Gulden zu erhalten, doch genüge es, nicht Alle, ſondern etwa nur ſechzehn aus der Geſammtzahl der letzteren dieſer Zubuße theilhaft werden zu laſſen. Jedem Secretär wurden zweitauſend, dem Präſidenten aber viertauſend Gulden zugeſprochen. Die Totalauslage für die Academie durfte höchſtens vier und zwanzigtauſend Gulden betragen. Durch Gründung einer academiſchen Buchdruckerei ſollten dieſe Koſten aufgebracht werden [155]).

Dieß waren im Weſentlichen die Gedanken des Freiherrn von Petraſch, welche nun dem Oberſtkämmerer Grafen Khevenhüller zur Begutachtung mitgetheilt wurden. Er ſpricht ſich zwar nicht für völlige Verwerfung, aber doch auch nicht für unbedingte Annahme des Planes aus. Die wichtigſten Bedenken findet er zunächſt darin, daß nicht ſo viel wiſſenſchaftlich hervorragende Männer in Oeſterreich vorhanden wären, um die Stellen der Academiker würdig zu beſetzen. Die Koſten würden ſich ungleich höher belaufen, als der Voranſchlag angebe. So ſei in demſelben von der Anſchaffung werthvoller Inſtrumente, ohne welche neue Entdeckungen nun einmal nicht gemacht werden könnten, gar nicht die Rede. Und ob von der Gründung einer Buchdruckerei ein ſo großer, ja nur irgend welcher Gewinn zu erwarten ſei, ſtünde noch in Frage.

Mit dieſer letzteren Betrachtung hatte Khevenhüller den wunden Punkt berührt, und wenn wir durch mehr als zwanzig Jahre keiner

Andeutung über die Gründung einer Academie der Wissenschaften mehr begegnen, so wird die Ursache wohl in nichts Anderem als darin zu suchen sein, daß wie ein gleichzeitiges Schreiben sich ausdrückt, „niemals „kein Fundus, und jetzt am wenigsten vorhanden war" [176]).

Erst nach Aufhebung des Jesuitenordens kam man auf den Gedanken der Gründung einer Academie der Wissenschaften neuerdings zurück. Daß aber Maria Theresia für dieselbe sich keineswegs begeisterte, geht aus den Bemerkungen hervor, welche sie den hierauf bezüglichen Anträgen beifügte. „Das hat wohl Zeit, liegt mir nicht so am Herzen", schrieb sie einmal, „hat gute Weile", ein zweites Mal, und zeigte damit deutlich, daß sie der ganzen Einrichtung nicht gerade günstig gesinnt war. Und obgleich sich eifrige Freunde der Wissenschaften dadurch nicht abhalten ließen, auf die Gründung einer Academie mit immer neuen Vorschlägen zurückzukommen, so vermochten sie doch weder unter Maria Theresia noch unter Joseph ihren Zweck zu erreichen. Erst um die Mitte unseres Jahrhunderts kam die so lange Zeit fruchtlos begehrte Schöpfung auch wirklich zu Stande.

Wer von demjenigen spricht, was für Unterricht und Wissenschaft während eines bestimmten Zeitraumes der Regierung Maria Theresia's geschah, muß auch der in denselben fallenden Gründung eines Institutes gedenken, das wohl vorzugsweise berufen ist, wissenschaftlichen Zwecken zu dienen. Es ist dieß die Anstalt, welche im Jahre 1749 von Maria Theresia unter der Bezeichnung eines Archives ihres kaiserlichen Hauses errichtet wurde, die aber seither in Folge der Ausdehnung ihrer Bestimmung den Namen des geheimen Haus- Hof- und Staatsarchives erhielt.

Allerdings hatte es schon seit Maximilian I. eine Sammlung der österreichischen Staatsakten gegeben. Doch war sie an und für sich schon unvollständig und wurde nach seinem Tode wieder vernachlässigt. Hiezu kam noch daß in Folge der Theilungen des österreichischen Länderbesitzes unter verschiedene Zweige des Habsburgischen Hauses, so wie des wechselnden Aufenthaltes der einzelnen Fürsten die Akten überall hin zerstreut wurden. Häufig geriethen sie auch in den Privatbesitz der

Miniſter oder Generale, welche bei den öffentlichen Angelegenheiten, um die es ſich handelte, eben betheiligt waren. Unter Rudolph II., unter Mathias, endlich unter Leopold I. geſchah zwar Einiges zur beſſeren Aufbewahrung der Documente und Akten des Staates. Aber wie unzureichend dieß war, und wie gewiſſenlos den zu dieſem Ende erlaſſenen Vorſchriften zuwider gehandelt wurde, geht aus der von Bartenſtein herrührenden Notiz hervor, der zufolge die Originalprotokolle der kaiſerlichen Geſandtſchaft bei dem weſtphäliſchen Friedenscongreſſe auf dem Wiener Trödelmarkte verkauft und von dem Grafen Wackerbarth, dem ſächſiſchen Geſandten am Kaiſerhofe, nach Dresden geſendet, dort aber in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von den Flammen verzehrt wurden [157]).

Ohne Zweifel war es auch Bartenſtein, welcher kurz nach Abſchluß des Friedens zu Aachen den Anſtoß gab zu der Gründung eines Centralarchives in der Hofburg zu Wien. Ihm war ja die Aufgabe zugefallen, die Unzahl von Schriften zu widerlegen, durch welche, ſo wie es auf dem Schlachtfelde mit dem Schwerte geſchah, ſo auch am Schreibtiſch mit der Feder von allen Seiten her das Erbrecht Maria Thereſia's bekämpft wurde. Niemand konnte daher auch tiefer von der Nothwendigkeit durchdrungen ſein, als Bartenſtein es war, die Urkunden und Akten, auf welchen die Beſitztitel des Hauſes Oeſterreich beruhten, und alle ihnen verwandten Documente zu ſammeln, forgfältig aufzubewahren und in eine Ordnung zu bringen, durch welche die Ueberſicht über ihren Inhalt und daher auch ihr Gebrauch weſentlich erleichtert, ja vielleicht erſt möglich gemacht wurde.

Hiezu kam noch, daß man in Wien die Documente für geſicherter hielt, als ſie z. B. in Prag es geweſen, wo ſie ſich in der Gewalt der Feinde, und zwar in einem Augenblicke befunden hatten, in welchem man ihrer in Wien am dringendſten bedurfte. Man konnte ſich nicht genug wundern, daß ſowohl Karl Albrecht von Baiern als König Friedrich von Preußen es verſäumt hatten, des reichhaltigen Prager Archivs ſich zu bemächtigen, wie es ein Jahrhundert zuvor von Seite der Schweden geſchehen war.

Die Auffindung der überall hin zerstreuten Urkunden und Akten und ihre Vereinigung in eine einzige Sammlung war selbstverständlich die erste Aufgabe, die man sich stellen mußte. Maria Theresia übertrug sie einem hervorragenden Gelehrten, dem geheimen Secretär bei dem Directorium in politicis et cameralibus, Theodor Anton von Rosenthal, welchen sie mit dem Titel eines kaiserlichen Rathes zu ihrem Hausarchivar ernannte. Er wurde zuerst nach Prag gesendet, um die alten Documente, welche sich sowohl in dem dortigen Kronarchive, das in der Wenzels-Capelle aufbewahrt wurde, als in der Reichs- und der Kammerregistratur, dann in der Burg zu Karlstein befanden, sorgfältig zu durchgehen, dasjenige auszuscheiden, was sich auf das Kaiserhaus und die Gesammtmonarchie bezog, und es nach Wien zu überbringen [158]).

Nachdem Rosenthal in den Jahren 1749 und 1750 seinen Auftrag in Prag vollzogen, verfügte er sich in der gleichen Absicht nach Innsbruck und hierauf nach Graz. Alles, was er aus diesen Städten nach Wien bringen ließ, vereinigte er daselbst mit den Urkunden und Akten, welche sich ohnedieß schon, und zwar entweder in dem kaiserlichen Schatzgewölbe oder in dem sogenannten alten Regierungsarchive in der Hauptstadt befunden hatten. Auch von anderen Seiten her, insbesondere den Behörden, aber auch von einzelnen hervorragenden Familien erhielt das neue Centralarchiv wichtige Bereicherung. Unter den letzteren werden insbesondere die Grafen Kinsky genannt [159]), welche in dieser Beziehung sich willfährig zeigten.

Nachdem ein großer Theil der in den Provinzen gesammelten Documente in Wien angelangt war und es um deren zukünftigen Aufbewahrungsort sich handelte, war es Maria Theresia selbst, welche den Vorschlag, das Archiv in der Nähe der Schatzkammer unterzubringen, verwarf, und ihm die freilich seither schon unzulänglich gewordenen Räumlichkeiten anwies, welche es noch heut zu Tage einnimmt [160]).

Von Wichtigkeit war es, daß die Kaiserin im November 1753 die Direction ihres Hausarchives dem Freiherrn von Bartenstein übertrug [161]), welcher daher dessen erster und gewiß auch berühmtester Director genannt werden muß. Ihm wurden Rosenthal als erster, und

der bisherige Concipiſt in der Staatskanzlei, Ferdinand Freyßleben als zweiter Archivar untergeordnet. Joſeph von Sperges, der ſpäter eine ſo hervorragende Stelle in der Staatskanzlei einnahm, ward ihnen mit dem Titel eines Archivsadjuncten beigegeben. Ein Expeditor, zwei Kanzliſten und zwei Acceſſiſten, endlich ein Diener vollendeten das Archivsperſonal [162]).

Wie richtig der neue Archivsdirector die Zielpunkte auffaßte, welche dem ſeiner Leitung untergeordneten Inſtitute vorzuzeichnen ſeien, geht am beſten aus dem erſchöpfenden Berichte hervor, welchen er hierüber der Kaiſerin vorlegte [163]). Was ſich auf die ſorgfältige Verwahrung der Documente und auf die Anlegung entſprechender Verzeichniſſe über dieſelben bezog, wird von ihm, und gewiß mit Recht, in die erſte Linie geſtellt. Aber er hebt auch gleichzeitig den Gewinn hervor, welcher aus einer ſolchen Sammlung für die Kenntniß vergangener Zeiten gezogen werden könne. Und nicht bloß zu amtlichen Arbeiten, zur Abfaſſung von Staatsſchriften und dergleichen will er aus dieſer Kenntniß der Vergangenheit Nutzen ziehen, ſondern er weiſet ausdrücklich auf den Werth hin, welchen das Hausarchiv für die Erweiterung der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft beſitzt. Er ſelbſt will ſich deſſen bedienen, um hierauf die geſchichtlichen Werke zu bauen, die er zum Unterrichte des Erzherzogs Joſeph auszuarbeiten gedenkt. Und auf ſeinen Antrag wird Roſenthal beauftragt, die Materialien zu einer Geſchichte Böhmens und Oeſterreichs zu ſammeln [164]).

Schon die erhabene Gründerin des Hausarchives und deſſen erſter Director haben alſo, wie man ſieht, die Benützung desſelben zu wiſſenſchaftlichen Zwecken als eine ſeiner Hauptaufgaben betrachtet.

Sechstes Capitel.

Maria Thereſia und ihre Familie.

Die Darſtellung der inneren Zuſtände Oeſterreichs während des Zeitraumes, welcher die beiden langdauernden Kriege von einander trennt, die Maria Thereſia zu führen hatte, kann nur dann auf einige Vollſtändigkeit Anſpruch haben, wenn man es nicht unterläßt, auch die Perſönlichkeit näher in's Auge zu faſſen, welche den Mittelpunkt und das eigentliche Triebrad des geſammten Staatslebens bildete. Maria Thereſia hatte in dem Augenblicke des Abſchluſſes des Friedens von Aachen, im October 1748, ihr ein und dreißigſtes Lebensjahr überſchritten. Seit mehr als zwölf Jahren war ſie vermält und hatte ſchon zehn Kinder, drei Söhne und ſieben Töchter zur Welt gebracht. Unter dieſen zahlreichen Geburten hatte natürlich ihre Schönheit etwas gelitten, und insbeſondere war ihre früher ſo ſchlanke Geſtalt jetzt ſtark und beleibt. Aber noch immer bewahrte ſie den leichten Gang und die majeſtätiſche Haltung ihrer früheren Zeit, und noch im Jahre 1753 ſchreibt der engliſche Geſandte Sir Charles Hanbury Williams von Maria Thereſia, ihre Perſönlichkeit ſei ganz dafür geſchaffen, eine Krone zu tragen, ihr Gemüth aber verleihe derſelben erſt den rechten Glanz. Ihr Betragen ſei voll Verſtand, voll Geiſt und Anmuth, jede ihrer Bewegungen aber voll Grazie und Würde [165]).

Das Antlitz der Kaiſerin war rund geworden und voll, aber die großen hellblauen Augen hatten ihren Schimmer, die Zähne ihre

Weiße, das Lächeln ſeine Anmuth bewahrt. Ihr Geſichtsausdruck zeigte, wie ein anderer für die Kaiſerin nichts weniger als parteiiſcher Berichterſtatter, der preußiſche Geſandte Podewils verſichert, ebenſo ſehr die Offenheit ihres Charakters, als das Gefühl des Glückes, das ſie beſeelte. Ihre Umgangsweiſe war heiter und in hohem Grade gewinnend. „Niemand wird leugnen", ſo ſchließt Podewils ſeine Bemerkungen über das Aeußere der Kaiſerin, „daß ſie eine ſchöne Frau genannt „werden muß." Und noch acht Jahre ſpäter, nachdem Maria Thereſia noch vier Kinder geboren hatte, im Jahre 1755 nennt ſie ein anderer Preuße, der Großkanzler Fürſt, eine der ſchönſten Fürſtinnen Europa's. „All ihren Nachtwachen und Wochenbetten zum Trotz", fügt er hinzu, „hat ſie ſich ſehr gut erhalten" [166]).

„Die Art und Weiſe, in welcher die Kaiſerin mit den Leuten „verkehrt", ſagt Podewils an einer anderen Stelle, „iſt ſo einnehmend, „daß ſie auch die Schüchternſten ermuthigt. Ihre an und für ſich unge„zwungene und zuvorkommende Umgangsweiſe bringt einen noch tieferen „Eindruck auf ihre Unterthanen hervor, weil dieſelben ſeit langer Zeit „daran gewohnt waren, ſtolzes und hochfahrendes Weſen für unzer„trennlich anzuſehen von der Majeſtät. Die Kaiſerin ſpricht gut und „drückt ſich mit Anmuth aus; manchmal ſcheint es jedoch, als ob ſie ſich „ſelbſt nicht ungern reden höre. Um eine Audienz bei ihr zu erlangen, „muß man ſich an die Hofdame wenden, welche gerade im Dienſte iſt. „Selten wird von der Kaiſerin der Zutritt verſagt. Mit Geduld und Güte „hört ſie, was man ihr vorträgt, und ſie übernimmt ſelbſt die Bitt„ſchriften, die man an ſie richtet. An Empfangstagen verwendet ſie den „größten Theil der Zeit, um Audienzen zu geben. In der Stadt geſchieht „dieß in einem Winkel des Zimmers, in welchem alle Welt ſich befindet, „auf dem Lande aber während des Spazierganges im Garten [167])."
„Und hat man einmal Audienz bei ihr", ſagt Fürſt, „ſo braucht man „ſich nicht an den Gegenſtand zu halten, um deſſentwillen man ſie ſich „verſchafft hat. Man kann ſein ganzes Herz ausſchütten, und genießt „doch wenigſtens den Troſt, dieß gethan zu haben, ſelbſt wenn man „nichts weiter damit gewinnt. Es kommt wohl vor, daß Einer oder der „Andere dieſe Freiheit mißbraucht. So bot ſich eines Tages Jemand

„der Kaiſerin zum Unterrichte der Erzherzoge und Erzherzoginnen an, „indem er ſeine beſondere Gabe rühmte, auch Kinder ohne alles „Talent zu einem nicht gewöhnlichen Grade der Ausbildung zu bringen. „Ohne ihm irgend ein Zeichen des Mißfallens zu geben, wies ihn Maria „Thereſia ganz einfach an den Ajo ihres älteſten Sohnes, den Grafen „Batthyany."

Mit einem lebhaften und durchdringenden Verſtande, der ſcharf genug war, um die verwickeltſten Angelegenheiten zu entwirren, verband Maria Thereſia ein klares Urtheil und ein glückliches Gedächtniß. Kraft und Luſt zur Arbeit hielten ſich bei ihr die Wagſchale, die eine wie die andere ſchien jederzeit ganz unerſchöpflich. Ein ſehr großer Theil des Tages verging in Beſprechungen mit den einzelnen Miniſtern, und Jedem war ein beſtimmter Tag der Woche bezeichnet, um der Kaiſerin Vortrag zu halten. Mit ſtets gleicher Geduld und nie ermüdendem Intereſſe las ſie die weitſchweifigen Berichte der Behörden und Geſandten, die noch breiteren Ausarbeitungen, welche Bartenſtein darüber verfertigte. Ja es finden ſich Anzeichen, daß ſie es vermißte und ungern ſah, wenn einmal ihre Tagesaufgabe minder umfaſſend war als gewöhnlich. Mit eigener Hand ſchrieb ſie ihre Bemerkungen zu dem, was man ſchriftlich ihr vortrug, und die Beſchlüſſe nieder, welche als Richtſchnur zu dienen hatten für das zu beobachtende Verfahren. In dieſen Aufzeichnungen tritt die ganze wunderbare Begabung der Kaiſerin, ihr edler und frommer Sinn, ihr reines Gemüth, ihre ſeltene Rechtlichkeit und Pflichttreue, ihre unermüdliche Sorgfalt für das Wohl ihrer Länder am klarſten an den Tag. Und einen deutlicheren Beweis für die Redlichkeit ihres Wollens und Strebens kann es wohl nicht geben, als der Ausſpruch iſt, den man oftmals von ihr hörte, um nichts richte ſie heißere Gebete zu Gott als um die Fähigkeit, in der Beurtheilung der öffentlichen Angelegenheiten ſtets das Rechte zu treffen. Darum aber klagte ſie auch über nichts ſo ſehr, als daß ihr Vater ſie ſtets in völligſter Unkenntniß der Staatsgeſchäfte gehalten. „Karl VI. hat „Himmel und Erde in Bewegung geſetzt," ſo drückt der Engländer Williams ſich aus, „das Erbfolgerecht ſeiner Tochter auf große Königreiche und „Länder ſicher zu ſtellen, und gleichzeitig that er Alles, was nur in

„seinen Kräften stand, um sie zur Regierung dieser Länder unfähig zu „machen [168])."

Maria Theresia's reiche natürliche Anlagen und ihr rastloser Eifer machten jedoch das von ihrem Vater Versäumte wieder gut. Freilich ist es unleugbar, daß dieser Eifer sie auch manchmal hinausführte über das Ziel, daß ihre Frömmigkeit nicht selten in Bigotterie, ihr Bestreben zur Unterdrückung der zahlreichen Mißbräuche, welche sie vorfand, manchmal in Härte ausartete, daß sie leidenschaftlich war in der Liebe wie im Haß, in der Neigung wie in der Ungunst. Wer einmal ihre Achtung, ihr Zutrauen gewonnen, der durfte nicht selten ungestraft darauf sündigen; wer aber ihre Unzufriedenheit erregt hatte, dem gelang es nur schwer, ihre Verzeihung wieder zu erlangen. Ueberhaupt ging sie, wie Podewils versichert, darauf aus, die Schwächen ihres Geschlechtes zu verleugnen und gerade diejenigen Tugenden sich anzueignen, welche demselben am seltensten verliehen sind. „Es scheint fast, als ob sie es „bedauere, als Frau geboren worden zu sein. Sie trägt keine Sorge „für ihre Schönheit und setzt sich ohne alle Schonung den Unbilden „der Witterung aus. Sie verwendet keine Aufmerksamkeit auf ihren „Anzug, und mit Ausnahme der Galatage ist sie, mit ihr aber der „ganze Hof sehr einfach gekleidet."

„Niemand wird die Kaiserin", fährt Podewils fort, „der Koketterie „beschuldigen, und niemals hat sie zu einem solchen Vorwurfe den „geringsten Anlaß gegeben. Aufrichtig liebt sie den Kaiser, aber sie „fordert auch von ihm die gleiche Anhänglichkeit. Es ist sicher, daß sie „sehr eifersüchtig auf ihren Gemal ist und Alles thut, um ihn zu ver„hindern, irgend einer Anderen seine Neigung zuzuwenden. Deutlich „gab sie ihren Mißmuth einigen Damen zu erkennen, welche der Kaiser „zu bevorzugen schien. Die strengste Sittenreinheit trachtete sie am Hofe „aufrecht zu erhalten, und sie zeigte ganz unverholen denjenigen ihre „Verachtung, welche sich wider sie vergingen. Ihre Kinder liebt sie zärtlichst „und sie umgibt sich fortwährend mit ihnen. Ein rein bürgerliches Haus„wesen zu führen, wäre ihr gewiß am liebsten."

In der That prägte ſich dieſer Stempel des Bürgerlichen ihrer ganzen Lebensweiſe auf. Im Winter um ſechs, im Sommer um vier, ſpäteſtens fünf Uhr verließ ſie das Lager. Mit Ausnahme des Gottesdienſtes war der ganze Morgen den Geſchäften gewidmet. Um ein Uhr ſpeiſte die Kaiſerin, nicht ſelten allein, und dann gönnte ſie ſich eine oder zwei Stunden zur Erholung. Nun kamen meiſt wieder die Geſchäfte an die Reihe, gegen ſieben Uhr aber begann das Spiel, das jedoch nicht länger als anderthalb Stunden währte. Bei dem hierauf folgenden Nachtmale nahm die Kaiſerin nur wenig zu ſich und noch vor zehn Uhr begab ſie ſich gewöhnlich zur Ruhe.

Sowie für ihre Schönheit, ſo trug Maria Thereſia auch für ihre Geſundheit nur geringe Sorgfalt, und ſie verließ ſich ſtets auf ihre kräftige Natur. Oft legte ſie ſich in einem Augenblicke ſtärkſter Erhitzung mitten im Winter an das geöffnete Fenſter. War die Witterung noch ſo rauh, ſo blieben doch ihre Fenſter offen, und nur mit heiterem Lachen antwortete ſie auf die Gegenvorſtellungen der Aerzte. Ja ſie ging darin manchmal wohl allzuweit, und als ſie im September 1748 eine Tochter zur Welt brachte, welche wenige Minuten nach ihrer Geburt verſchied, ſchrieb man dieß dem Umſtande zu, daß die Kaiſerin noch am Tage zuvor die Oper beſucht und den Weg von und nach Schönbrunn zu Wagen mit der gleichen Raſchheit zurückgelegt hatte, welche ſonſt ihrer Gewohnheit entſprach [169]).

Schon an einer anderen Stelle iſt der manchmal ſogar übertriebenen Freigebigkeit der Kaiſerin gedacht worden. Nichts beglückte ſie mehr als Glückliche zu machen. Daher kam wohl auch ihre Luſt, Heiraten zu ſtiften; da ſie ſich ſelbſt glücklich fühlte in ihrer Ehe, wollte ſie ſolchen Loſes auch Andere theilhaft werden ſehen. Und den Armen gab ſie in wahrhaft unerſchöpflicher Weiſe.

Wie viele Zeit Maria Thereſia auf kirchliche Feierlichkeiten verwendete und welch hohen Werth ſie ihnen beimaß, iſt allbekannt. Faſt täglich beſuchte ſie eine andere Kirche oder ein Kloſter, den meiſten Einkleidungen der Nonnen wohnte ſie bei, und insbeſondere fehlte ſie niemals, wenn eine Dame aus dem Hofkreiſe den Schleier erwählte.

Als im Jahre 1753 eine Tochter des Fürsten von Lamberg ins Kloſter ging, führte die Kaiſerin ſie ſelbſt in feierlichem Zuge dorthin. Am Tage des heiligen Leopold, dem 15. November, fehlte ſie niemals in Kloſterneuburg, der Stiftung des Markgrafen, und erſt in ſpäterer Zeit gab ſie dieſe Wallfahrten auf. Oft erhielten ſolche Fahrten den Charakter von Luſtpartien, welche Maria Thereſia gern unternahm [170]). Ueberhaupt war ſie, wie zuvor ſchon gezeigt worden, dem Vergnügen nicht abhold. Während ihrer jüngeren Jahre ging es oft ungemein heiter zu am kaiſerlichen Hofe. Hauptſächlich war dieß in der Faſtnachtszeit der Fall. Maskenbälle waren beſonders beliebt und je ſeltſamer und bunter die Masken, deſto größer war das Vergnügen der Kaiſerin. Sie ſelbſt erſchien gewöhnlich in einem blauen Domino, und bekannt iſt, daß ſie einſt in Folge einer Wette mit dem Kaiſer, er werde ihren Begleiter nicht erkennen, am Arme des gelehrten Duval im Saale erſchien [171]). Auch maskirte Kinderbälle fanden nicht ſelten ſtatt; die Erzherzoge und ihre Schweſtern tanzten dabei unermüdlich.

Nicht weniger häufig war die Aufführung von Comödien, meiſtens franzöſiſcher, in den Kreiſen des Hofes. Manchmal wurden ſie von Erwachſenen, manchmal auch von Kindern geſpielt. Im Jahre 1752 kamen die „Saturnales", eine dreiactige Comödie zur Darſtellung, welche von der bekannten franzöſiſchen Schriftſtellerin Frau von Graffigny eigens verfaßt und nach Wien geſchickt worden war, um von Maria Thereſia's Kindern geſpielt zu werden. Cäſar wurde von Joſeph, Cinna von ſeinem Bruder Karl geſpielt; außer ihnen wirkten der damals erſt fünfjährige Leopold und die noch um ein Jahr jüngere Erzherzogin Amalie, dann ihre Schweſtern Marie und Eliſabeth mit. „Die Piece war aber gar zu ſerios und die Dialoge „gar zu lang für Acteurs ſolchen Alters", läßt ein Augenzeuge, Graf Khevenhüller ſich vernehmen, „mithin war auch die Kaiſerin „nicht zufrieden" [172]).

Die Tonkunſt wurde am Wiener Hofe eifrig gepflegt. Obwohl die Kaiſerin ſelbſt ſie in ihrer Jugend gern und mit Erfolg geübt, ſo vernachläſſigte ſie doch dieſe Fertigkeit ſpäter, aber ſie wachte darüber,

daß ihre Kinder tüchtigen Musikunterricht erhielten. Bei einem kleinen Feste, das sie im October 1759 gab, spielten Joseph auf dem Violoncell und Karl auf der Violine, ihre Schwestern Marianne und Marie auf dem Clavier. Im Gesange waren alle geübt und wir wissen, daß in viel späterer Zeit noch Joseph, als er schon Kaiser war, es liebte, mit seinen Schwestern gemeinschaftlich Tonstücke aufzuführen.

Das Lieblingsvergnügen Maria Theresia's bestand in der Bewegung im Freien, sei es zu Fuß oder zu Pferde. Man weiß, daß sie mit Waghalsigkeit ritt und es machte ihr Vergnügen, von Schönbrunn oder Laxenburg aus die Personen des Hofes in ihren Landhäusern zu besuchen, dort zu frühstücken oder Nachmittags Kaffee zu trinken und dann wieder heimzukehren. Auf die Jagd ging sie nur selten und auch da nur aus Gefälligkeit für ihren Gemal.

Am liebsten war Maria Theresia der Aufenthalt auf dem Lande, und da gab sie von allen kaiserlichen Schlössern Schönbrunn den Vorzug. Schon im Beginn des Frühlings zog sie dorthin und erst spät im Herbste kehrte sie zurück nach der Stadt. Schönbrunn lag bekanntlich, nachdem die Türken es bei der Belagerung Wiens völlig zerstört hatten, durch dreizehn Jahre in Trümmern, bis Leopold I. begann, es im Jahre 1696 für seinen Sohn Joseph wieder zu erbauen. Vier Jahre später gedieh es zur Vollendung, und es bildete nun einen Lieblingsaufenthalt Josephs I., während es von dessen Nachfolger Karl VI. fast gar nicht mehr besucht wurde. Desto größere Aufmerksamkeit verwendete Maria Theresia auf Schönbrunn; schon im Jahre 1749 begann sie dessen Umbau und Vergrößerung. Das Geld dazu wurde ihr von dem portugiesischen Juden Diego d'Aguilar, welcher den Titel eines Cassiers des niederländischen und italienischen Rathes führte, nach und nach vorgeschossen. Kurz nach Beginn des Baues betrug die Schuld der Kaiserin an d'Aguilar schon 300.000 Gulden.

So lang Maria Theresia lebte, wurden hauptsächlich in dem weitläufigen Parke zu Schönbrunn fortwährend Veränderungen und Verschönerungen vorgenommen. Den Eintritt in denselben gab sie der

Bevölkerung frei. Schaarenweise strömte diese, besonders an Sonntagen nach Schönbrunn, um sich in den schattigen Laubgängen zu ergehen und wo möglich der Kaiserin oder ihrer Angehörigen ansichtig zu werden. Häufig lud sie nicht nur den Adel, sondern auch Staatsdiener, die sie kannte und achtete, zu sich nach Schönbrunn. Ueberhaupt war es eine hervorragende und gewiß preiswürdige Eigenschaft von ihr, daß sie insbesondere in ihren jüngeren Jahren den Umgang mit Menschen so eifrig suchte. Niemals beschränkte sie sich dabei auf eine einzige Volksklasse, und wenn auch in Folge der herrschenden Etiquette nur der höhere Adel es war, welcher bei eigentlichen Hoffesten Zutritt erhielt, so wurden doch im gewöhnlichen Leben keine solchen Schranken beobachtet. „Wollt ihr die Comödie, wo meine Kinder tanzen, sehen," schreibt sie im November 1746 an den Hofrath von Doblhoff, „so „kommt um fünf Uhr in meine Antiecamera in die Burg" [173]). Derlei Einladungen an ausgezeichnete Männer, auch wenn sie nicht durch ihre Geburt dazu berufen schienen, waren nichts Seltenes, und wir kennen die ähnlichen Aufforderungen, welche die Kaiserin noch dreißig Jahre später an einen anderen Mann ihres Vertrauens, den Hofrath von Greiner gelangen ließ [174]). Sie hatten den unschätzbaren Vortheil, daß Maria Theresia, welche gern und mit Leutseligkeit sprach, sich in solcher Weise mit den Anschauungen und den Bedürfnissen der Bevölkerung bekannt machte und eine ungleich größere Vertrautheit mit denselben gewann, als dieß durch die Berichte der Behörden oder durch flüchtige Audienzen jemals hätte geschehen können.

Nicht ohne Nutzen waren in dieser Beziehung auch die ziemlich häufigen Ausflüge, welche Maria Theresia von Schönbrunn oder Laxenburg aus nach ihren eigenen Lustschlössern oder denjenigen hervorragender Mitglieder des Adels unternahm. Schloßhof und Holitsch sind zu den ersteren, Kittsee und Esterhaz, welche dem Fürsten Esterhazy, Trauttmansdorf, das dem Feldmarschall Batthyany, und Goldegg, welches dem Fürsten Trautson gehörte, zu den letzteren zu rechnen. In viel größerer Entfernung war Austerlitz, wo der Kaiser, die Kaiserin und Erzherzog Joseph im Jahre 1755 den Grafen Kaunitz besuchten. Dem Grafen Khevenhüller verdanken

wir über diesen Ausflug einen Bericht, in welchem des Hausherrn und der Vorkehrungen, die er zur Unterhaltung seiner erlauchten Gäste getroffen hatte, nicht eben in schmeichelhafter Weise gedacht wird [175]).

Khevenhüller ist es auch, welcher von einigen der größeren Reisen erzählt, die Maria Theresia freilich nicht häufig unternahm. Seit sie im Jahre 1745 der Krönung ihres Gemals in Frankfurt beigewohnt hatte, ging sie nur nach Böhmen und Mähren, um die Truppen in ihren Lagern zu besuchen, im Jahre 1751 aber, während sie in Preßburg dem Landtage beiwohnte, von da nach Ofen und Pest. Im Jahre 1754 begab sich die Kaiserin neuerdings nach Böhmen, um das Lager bei Prag zu besuchen und die Grundsteinlegung zu dem adeligen Damenstifte vorzunehmen. Am frühesten Morgen des 16. August brach sie von Wien auf, und wie schnell man damals fuhr, läßt sich daraus entnehmen, daß sie noch vor Abend in Iglau eintraf, welches bekanntlich über zwanzig Meilen von der Hauptstadt entfernt ist. Zu Neuhof, einem Schlosse Batthyany's, verweilte sie durch mehrere Tage, um die Uebungen der Truppen, welche unsern davon in einem Lager versammelt waren, mit anzusehen. Am 24. August ging sie nach Prag, wo sie bis zum 3. September verweilte, wahrhaft umdrängt von Leuten, welche sich darnach sehnten, mit ihr in Berührung zu kommen. Auch von Prag aus machte sie Ausflüge und Besuche, so bei Wrtby in Rußl, bei Czernin in Winarz, bei Gallas in Kletzaw, bei Buquoy in Kundratitz. Graf Rudolph Chotek aber durfte die Kaiserin in Auholitz bewirthen, wo sie sogar zwei Tage blieb.

Am 2. September, dem Tage vor der Abreise von Prag, erfolgte die Grundsteinlegung zu dem Damenstifte, welches von Maria Theresia gegründet worden war. Freilich war diese Feier mehr eine Formsache, denn das Gebäude, zu welchem der Grundstein gelegt werden sollte, stand schon lang, und nur seine innere Einrichtung war noch nicht fertig [176]). Am folgenden Tage wurde die Rückreise angetreten. Ueber Mährisch-Trübau ging sie nach Olmütz, wo der Hof vier Tage verweilte. In Holitsch aber blieb er mehrere Wochen; der Kaiser verbrachte sie größtentheils mit der Jagd und seine Gemalin mit den Geschäften, welchen sie in gewohnter Rastlosigkeit oblag.

Kaiſer Franz, um neun Jahre älter als Maria Thereſia, vollendete kurz nach Abſchluß des Aachner Friedens ſein vierzigſtes Lebensjahr. Er war eher unter der Mittelgröße, doch gut und kräftig gebaut. Seine Geſichtszüge waren regelmäßig, die Augen ſchön und von noch dunklerem Blau als diejenigen ſeiner Gemalin, Naſe und Mund wohl geformt, das Lächeln angenehm und die Hautfarbe friſch. Der Eindruck, welchen ſein Aeußeres hervorbrachte, hätte ſomit ein ſehr gewinnender ſein müſſen, wenn er, ein Feind jedes Zwanges, ſich nicht allzu ſehr vernachläſſigt hätte. Den Ausdruck ſeines Geſichtes verunſtaltete er durch die Grimaſſen, die er ſich angewöhnt hatte; Haltung und Gang waren vorgebeugt, ſeine Manieren aber ſo ungezwungen, daß er darin manchmal zu weit ging und theilweiſe ſelbſt daran Schuld trug, wenn man es ihm gegenüber an der ihm gebührenden Ehrfurcht fehlen ließ. Er haßte die Etiquette und ſuchte dieſelbe immer mehr zu beſchränken. Darum trug er nur ungern das damals noch vorgeſchriebene ſpaniſche Mantelkleid, ſondern bediente ſich mit Vorliebe prunkloſer Gewänder. Einfachheit und Beſcheidenheit waren überhaupt die eigentlichen Kennzeichen ſeines ganzen Weſens, wozu freilich auch ſein Hang zur Bequemlichkeit nicht wenig beitrug. Der letztere trat bei Allem, was er that, oder beſſer geſagt, oft unterließ, ſichtlich zu Tage. So ſetzte er ſich einmal bei einer der Feſtlichkeiten des Hofes auf einen Stuhl in einen Winkel des Saales. Zu zwei Damen, welche ſich dort befanden und ſich erheben wollten, ſagte er: „Achten Sie nicht auf mich, ich will hier warten, bis der „Hof ſich entfernt. Der Hof," ſetzte er dann erläuternd hinzu, „ſind „die Kaiſerin und meine Kinder, ich bin hier nur ein einfacher Privat„mann" [177]).

Obgleich der Kaiſer einen klaren Verſtand und ein gutes Gedächtniß beſaß, ſo liebte er doch die Arbeit nicht und ſuchte ſich derſelben möglichſt zu entziehen. Obwohl ihm alle Geſchäfte von Wichtigkeit mitgetheilt wurden, ſtellte er doch die eigentliche Entſcheidung immer ſeiner Gemalin anheim. Nur in das Kriegsweſen und mehr noch in die Handels- und Finanzangelegenheiten griff er ſelbſtſtändig ein; insbeſondere in den letzteren wurden ſeine Anſichten gern von Maria Thereſia gehört und befolgt. Denn ſie wäre glücklich geweſen, wenn ſie den Haushalt

des Staates eben so vortheilhaft zu gestalten vermocht hätte, wie ihr Gemal dieß hinsichtlich seines Privatvermögens verstand.

Neben seinen Beschäftigungen mit Finanzangelegenheiten widmete der Kaiser seinen wissenschaftlichen Liebhabereien nicht wenig Zeit. Nicht daß er für die höheren Standpunkte der Wissenschaft, ihre erhabenen geistigen Zwecke gerade viel Sinn oder Verständniß gehabt hätte. Aber es freute ihn, Sammlungen anzulegen von Münzen und Medaillen, von werthvollen Steinen, von mechanischen Apparaten; er kann der Gründer des großartigen Naturaliencabinetes genannt werden, welches das Kaiserhaus besitzt. Er kaufte die berühmte Mineraliensammlung des Chevalier de Baillou und besaß eine reiche Sammlung von Goldmünzen und Medaillen. Ja man behauptete von ihm, daß er mit Alchymie sich befasse, daß er Goldmacherei treibe, nach dem Stein der Weisen suche und mit Hülfe von Brenngläsern aus kleinen Diamanten einen großen zu machen sich bemühe. Hauptsächlich war es der gelehrte Director des Münzcabinetes, Valentin Duval, welcher aus Lothringen nach Toscana und im Jahre 1748 von da nach Wien übersiedelte, dessen Umgang er liebte. Der Kaiser trug Sorge dafür, daß unfern von seinen eigenen Gemächern in der Hofburg Duval eine Wohnung eingeräumt wurde, um häufig und ungestört mit ihm verkehren zu können.

Außer Duval waren noch der kunstsinnige Generaldirector der kaiserlichen Schatzkammer und Gemäldegalerie, Joseph de France [178]), der Director des physikalisch-mathematischen Cabinetes, Abbé Marcy, endlich der berühmte Mechaniker und Director des Mineraliencabinetes, Johann von Baillou [179]) bei dem Kaiser besonders in Gunst. Das zuletzt genannte Institut verwahrt noch heute ein Bildniß, daß ihn, umgeben von Duval, van Swieten, Baillou und Marcy zeigt.

Ueberhaupt verkehrte der Kaiser am liebsten mit den Männern, die ihm aus Lothringen nach Oesterreich gefolgt waren. Unter ihnen befand sich in erster Reihe sein ehemaliger Erzieher, der hochgeachtete Freiherr von Pfützschner, der mit dem Range eines geheimen Rathes gewisser Maßen die Stelle eines Hausministers bei dem Kaiser bekleidete. In

großem Anſehen ſtand auch Touſſaint, der Zahlmeiſter des Kaiſers, von dem man jedoch behauptete, daß er mit dem Gelde ſeines Herrn zu ſeinem eigenen Vortheil ſpeculire. Hieher gehören auch der Oberſt Roſieres, welcher wegen eines Zwieſpaltes mit der Kaiſerin nach ſeinem Vaterlande zurückkehrte, und der Irländer Ogara, der ſich ſeit langer Zeit ſchon im Dienſte des Hauſes Lothringen befand. Dieſe und ähnliche Männer waren ihm auch die willkommenſten Genoſſen beim Spiel und bei der Jagd, denn dieſen beiden Zerſtreuungen widmete er einen wohl allzu großen Theil ſeiner Zeit [180]). Man weiß, wie insbeſondere die letztere ſeit Menſchengedenken die vorherrſchende Leidenſchaft fürſtlicher Perſonen geworden war, wie ſie nicht ſelten die Urſache ward der Vernachläſſigung der wichtigſten Pflichten von Seite der Regenten, wie viel Seufzer und Geld ſie den Völkern gekoſtet hat. Das war nun allerdings nicht in Bezug auf Franz von Lothringen der Fall, aber man warf ihm doch, ſei es mit Recht oder Unrecht vor, daß er im Jahre 1742, als er in Böhmen commandirte, ſeine Aufmerkſamkeit mehr dem reichen Wildſtande des Landes als den Truppen und Kriegsunternehmungen zugewendet habe. Mehr als zehn Jahre ſpäter, im Jahre 1753 durchzog der Kaiſer ganz Böhmen und Mähren mit ſeiner Jagd, und als ob dieß ein Gegenſtand des Triumphes wäre, wurden ganz unglaubliche Mengen von Wild verzeichnet, welche dabei erlegt wurden [181]). Große Jagden veranſtaltete er auf ſeinen Schlöſſern zu Holitſch in Mähren, zu Eckartsau und Schloßhof in Niederöſterreich, welch letzteres Maria Thereſia von dem Prinzen von Sachſen-Hildburgshauſen gekauft und ihrem Gemal geſchenkt hatte. In Laxenburg ritt er faſt täglich zur Reiherbeitze, zur großen Unzufriedenheit vieler Hofherren, welche dieſe angeſtrengten Ritte ermüdeten.

Nebſt der Jagd war es das Spiel, wofür der Kaiſer ſich am meiſten intereſſirte. Würfel und Pharao ſpielte er hoch; außer ſeiner gewöhnlichen Umgebung nahmen zwei piemonteſiſche Grafen Guasco, welche im öſterreichiſchen Kriegsdienſte ſtanden, Theil an dieſen Partien. In Gemeinſchaft mit Anderen hielten ſie gewöhnlich die Bank und gewannen viel Geld; im Jahre 1754 verlor der Kaiſer über zehntauſend Ducaten. Niedriger ſpielte man Billard, was gewöhnlich

nach dem Mittagseſſen an die Reihe kam. Auch das Ballſpiel wurde von dem Kaiſer mit Eifer betrieben. Und mit Vorliebe beſuchte er das Theater, in welchem er faſt jeden Abend zu ſehen war.

Im Eſſen und Trinken war der Kaiſer mäßig, Wein nahm er faſt nie. Den Verkehr mit Frauen liebte er ſehr, und Abends nach dem Theater war er faſt täglich ein Gaſt der Oberſthofmeiſterin ſeiner Gemalin, der Gräfin Marie Karoline von Fuchs. Dieſe damals ſchon hochbejahrte Frau, aus dem nun ausgeſtorbenen Geſchlechte der Grafen von Mollart, war in ihrer Jugend Hofdame bei der Erzherzogin Marianne, der zweitgebornen Tochter des Kaiſers Leopold I. Als die Erzherzogin nach Portugal vermählt wurde, durfte die Gräfin Mollart ſie nicht dorthin begleiten, da man bei deren Vorliebe für ſie einen übergroßen Einfluß der Gräfin beſorgte. Im Jahre 1710 mit dem Grafen Chriſtoph von Fuchs, würzburgiſchem Geſandten am Kaiſerhofe vermält, und neun Jahre ſpäter verwitwet, wurde ſie zur Aja der Erzherzoginnen Maria Thereſia und Marianne ernannt. Als ſolche war die Gräfin Fuchs die eifrige Begünſtigerin des Liebesverhältniſſes der älteren Erzherzogin mit Franz Stephan von Lothringen, und dafür hat ihr dieſer bis an das Ende ihres Lebens die dankbarſte Anhänglichkeit bewahrt. Fortan war ſie ſeine Vertraute und die Vermittlerin bei den kleinen Zwiſtigkeiten mit ſeiner Gemalin, die in der langen Zeit ſeines Ehebundes doch manchmal eintraten. Von großer Bedeutung waren ſie freilich nicht, und alle Berichte ſtimmen darin überein, daß wenige Privatleute in ſo inniger Eintracht lebten, wie der Kaiſer und die Kaiſerin [182]). Aber die Vorliebe des Erſteren für weiblichen Umgang, und der Hang der Kaiſerin zur Eiferſucht, verbunden mit ihrem ohnedieß herriſchen und leidenſchaftlichen Weſen gaben doch manchmal Anlaß zum Streite, bei dem immer wieder der Kaiſer es war, welcher treu der ſtets ſich gleichbleibenden Sanftmuth und Liebenswürdigkeit ſeines Charakters, zuerſt zur Verſöhnung die Hand bot.

In derlei Dingen nun leiſtete die Gräfin Fuchs ihm die trefflichſten Dienſte und darum fühlte er ſich faſt nirgends ſo heimiſch als in ihrer Geſellſchaft und der ihrer Töchter, von denen die eine, Joſepha, in erſter Ehe mit dem Reichshofrath Grafen Johann Anton von Noſtitz,

ſeit 1745 aber mit dem nachmaligen Feldmarſchall, Grafen Leopold Daun vermält war. Die zweite, Erneſtine Antonie, war die Gemalin des Hofmuſikdirectors Grafen Adam Philipp von Loſy. Außer dieſen Damen verkehrte der Kaiſer noch mit Vorliebe mit der Fürſtin Maria Anna Joſepha von Dietrichſtein aus dem Hauſe Khevenhüller [183]), und mit der Gräfin Marie Gabriele Colloredo, Gemalin des Reichsvicekanzlers Rudolph Colloredo und Tochter des hochverdienten Staatsminiſters Gundacker Starhemberg [184]).

Gefährlicher als dieſe beiden ſchon etwas ältlichen Frauen mag ihm jedoch, wie es ſcheint, die Gräfin Johanna Tarouca, geborne Herzogin von Holſtein-Beck [185]), die Hofdame Marianne Gräfin Palffy, ſpäter vermälte Gräfin Canal, und am meiſten die Tochter ſeines Erziehers, des Feldmarſchalls Grafen Neipperg, jene wunderbar ſchöne Wilhelmine geweſen ſein, welche, kaum ſiebzehnjährig, im Jahre 1755 mit einem der bevorzugteſten Jagd- und Spielgenoſſen des Kaiſers, Hans Adam von Auersperg vermählt wurde, den Franz erſt im Jahre 1746 zum Reichsfürſten gemacht hatte.

Aber bei all dieſer Luſt zum Vergnügen, zur Jagd und zum Spiel, zur Geſellſchaft der Frauen, bewahrte der Kaiſer doch immer das ſchlichte und einfache Weſen, welches ihn ſo recht kennzeichnete. Man ſah wohl, daß er all dieſe Dinge nicht mit Leidenſchaft, die ſeinem Charakter überhaupt fremd war, ſondern als Zeitvertreib übte. Denn weniger noch als die öſterreichiſchen Staatsgeſchäfte nahmen ihn diejenigen des deutſchen Reiches in Anſpruch. Schon vor ihm, unter ſeinem ſchwachen Vorgänger Karl VII. hatte die Kaiſergewalt die ſpärlichen Ueberreſte der Macht verloren, welche die letzten Habsburger noch beſaßen. Und Franz von Lothringen war nicht der Mann, auch nur darnach zu ſtreben, ihr einen Theil des früheren Anſehens wieder zu gewinnen. „In oftmaligem und ungezwungenem Geſpräche „mit ihm," ſagt Sir Charles Hanbury Williams, „konnte ich mich „davon überzeugen, daß er geeigneter zu dem ſei, wozu die Geburt, „als wozu das Glück ihn gemacht hat. Schon die Natur beſtimmte „ihn, Herzog von Lothringen, nicht aber Kaiſer von Deutſchland zu „ſein. Drückend laſtet ſeine Würde auf ihm, und er fühlt ſich unbe-

„haglich bei den ihm in Gemäßheit derselben widerfahrenden Ehren-
„bezeugungen. Nichts ist weniger vereinbar mit seinem ganzen Wesen
„als die habsburgische Etiquette. Er leidet unter all den Processionen
„und Ceremonien, welche an diesem Hofe so häufig sind. Aber er ist
„glücklich, wenn er ganz unbeachtet die Hofburg verlassen und sich ohne
„alle Dienerschaft auf den Wällen der Stadt mit seiner Schwester
„oder einem seiner bevorzugten Gesellschafter ergehen kann."

Diese Schwester des Kaisers war die Prinzessin Charlotte von Lothringen, um sechs Jahre jünger als er und unvermält. Sie war eine lange, hagere Gestalt, von ziemlich regelmäßigen, aber doch nicht einnehmenden Gesichtszügen. Man versicherte, daß sie einmal schön gewesen sei, und wirklich glich sie ihrem Bruder sehr, aber die Blattern hatten ihre Züge in einer Weise verändert, die ihnen nicht zum Vortheil gereichte. Hauptsächlich aber war es eine gewisse Männlichkeit in ihrer Erscheinung, welche gegen sie einnahm und zu ihrer sonstigen Schüchternheit und Verlegenheit in seltsamem Gegensatze stand. Man behauptete zwar, dem sei nicht immer so gewesen und die Prinzessin habe in ihrer Jugend, die sie in ihrer Heimat verlebte, sich heiter und fröhlich gezeigt, am Hofe zu Wien aber fühle sie sich keineswegs glücklich. So lebhaft sei ihre Sehnsucht nach Lothringen, daß sie einmal sich äußerte, sie wäre gleich dazu bereit, dorthin als Pilgerin mit bloßen Füßen zu wandern [186]). Wer den verzweiflungsvollen Schmerz sich in's Gedächtniß zurückruft, mit welchem die Abtretung Lothringens die Witwe des Herzogs Leopold erfüllte, wer an die Thränen und das Wehklagen denkt, mit dem sie und ihre Töchter Nancy verließen, wer an die Entrüstung sich erinnert, mit welcher die Herzogin das Anerbieten zurückwies, auf österreichischem Boden ihren Aufenthalt zu nehmen, der wird es nur begreiflich finden, daß ähnliche Gefühle fortlebten in dem Gemüthe der Prinzessin Charlotte. So sehr sie auch ihrem Bruder, dem Kaiser anhänglich gesinnt war, und mit so großer Auszeichnung man sie am Wiener Hofe behandelte, so wurde sie doch niemals heimisch daselbst. Und als endlich ihre Nichten, die Töchter des Kaisers nach und nach heranwuchsen, da erklärte sie im Jahre 1753, es sei ihr ein allzu peinliches und demüthigendes Gefühl,

mit ihrer großen Gestalt und in einem Alter von fast vierzig Jahren den jungen Erzherzoginnen nachgehen zu müssen. Auch fühle sie, daß sie mit herannahendem Alter immer mehr der Ruhe bedürfe. Endlich müsse sie befürchten, bei der mehr und mehr anwachsenden Anzahl der Kinder des Kaisers am Hofe ungelegen zu sein. Sie habe sich daher entschlossen, denselben für immer zu verlassen [187]).

Der Kaiser war von dieser Erklärung der Prinzessin peinlich berührt. Sie war ja die einzige seiner Schwestern, die sich noch am Leben befand. Er liebte sie aufrichtig [188]) und war an das stete Zusammenleben mit ihr seit langer Zeit gewöhnt. Er bemühte sich eifrig, sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen, und wurde auch in diesem Bestreben von seiner Gemalin unterstützt. Da aber jede Gegenvorstellung fruchtlos blieb, so trachtete die Kaiserin wenigstens ihr eine angenehme Lage zu bereiten. Als Herrin der Niederlande war Maria Theresia das Oberhaupt des adeligen Damenstiftes zu Mons. Sie ernannte nun die Prinzessin Charlotte zu ihrer Repräsentantin daselbst und überließ ihr die Einkünfte einer Vorsteherin des Stiftes. Im Jahre 1754, als das kaiserliche Ehepaar nach Böhmen reiste, folgte ihm die Prinzessin Charlotte nach Prag und begab sich von dort nach den Niederlanden. Doch kam sie in späterer Zeit noch zu wiederholten Malen auf Besuch nach Wien.

Dort, wo von dem Familienleben Maria Theresia's die Rede ist, kann füglich eine Hauptperson in denselben, die Mutter der Kaiserin nicht übergangen werden. Wer erinnert sich nicht an jene gepriesene Elisabeth von Braunschweig, die im Jahre 1708 nach Spanien gesandt wurde, um sich mit dem Erzherzoge Karl zu vermälen? Wer gedenkt nicht der enthusiastischen Schilderung, welche acht Jahre später Lady Montague von ihrer unerreichten Schönheit entwarf [189])? Davon war freilich nur wenig mehr übrig als die Größe der Gestalt, die Regelmäßigkeit der Gesichtszüge und die vollendete Form der Hände, aber das Alter und eine ungewöhnliche krankhafte Beleibtheit hatten den Reiz ihrer Erscheinung völlig verwischt. Auch litt Elisabeth an einer Art heftigen Rothlaufes, den sie sich als stete Begleiterin ihres Gemals auf seinen Jagden zugezogen und damals nicht gehörig beachtet

hatte [190]); jetzt aber war er unheilbar geworden. Dennoch bewahrte ſie ihre heitere Laune und die Annehmlichkeit ihrer Umgangsweiſe. Obwohl ſie als die Repräſentantin einer entſchwundenen Zeit galt und man von ihr behauptete, ſie pflege mit Vorliebe die Erinnerungen an die frühere Größe des habsburgiſchen Hauſes, ſo fügte ſie ſich doch ergeben in dasjenige, was ſie nicht zu ändern vermochte, und verhielt ſich nicht feindſelig gegen die neuen Verhältniſſe und die neuen Perſonen. Für alle war ſie wohlwollend und zuvorkommend und an ihrer Tochter hing ſie mit zärtlicher Liebe, welche Maria Thereſia mit gleicher Anhänglichkeit erwiederte. Aber in Staatsſachen zog doch die Kaiſerin ihre Mutter niemals zu Rathe, und daher war es wohl für Maria Thereſia perſönlich ein großer Verluſt, blieb jedoch ohne allen Einfluß auf die öffentlichen Geſchäfte, als am 21. December 1750 die Kaiſerin Eliſabeth ſtarb, von ihrer Tochter und den Kindern derſelben aufs tiefſte betrauert [191]).

In dieſen Kindern ſuchte und fand Maria Thereſia ihren beſten Troſt, ihre herrlichſte Freude. In der Zeit, welche dem ſiebenjährigen Kriege vorherging, hatte ſie deren nicht weniger als fünfzehn geboren, das jüngſte und ſechzehnte, der Erzherzog Maximilian, kam erſt nach Ausbruch des Krieges, am 8. December 1756 zur Welt. Das älteſte, die Erzherzogin Eliſabeth, war ſchon im dritten Lebensjahre geſtorben und Maria Thereſia durch den Tod dieſes Kindes, an dem ſie mit ganzer Seele hing, aufs ſchmerzlichſte berührt worden. Auch bei ihrem Gemal war dieß in nicht geringerem Grade der Fall, und es kann keinen beſſeren Beweis dafür geben, welch vortrefflicher Vater er war, als wenn man die von ihm ſelbſt herrührenden Aufzeichnungen über die kurze Krankheit und den raſchen Tod dieſes Kindes lieſt. Nach ſeinem eigenen Hinſcheiden wurden ſie gefunden, und Maria Thereſia überſchrieb ſie mit den Worten: „Alles von der Hand dieſes anbetungs„würdigen Gatten.“

Auch die drittgeborne Erzherzogin, Marie Caroline, ſtarb ein Jahr, und eine zweite Caroline, die im Jahre 1748 zur Welt kam, wenige Stunden nach ihrer Geburt. Alle übrigen Kinder des kaiſerlichen Ehepaares, dreizehn an der Zahl, gelangten über die Jahre der früheſten

Kindheit hinaus, wenn auch noch drei von ihnen, Erzherzog Karl, dann die Erzherzoginnen Johanna und Josepha in der Jugend starben. Zehn Kinder aber haben ihre Eltern überlebt.

Selbstverständlich sollen hier einstweilen nur die ältesten Sprößlinge des Ehebundes zwischen Franz und Maria Theresia in's Auge gefaßt werden.

Die Erzherzogin Marianne war im Jahre 1738 geboren, und Podewils nennt sie neun Jahre später ziemlich groß für ihr Alter und auch hübsch, aber doch weniger als ihre Geschwister. Nach seinem Zeugnisse ließ sie viel Verstand und Urtheilskraft wahrnehmen, aber er sagt uns nichts darüber, daß sie von äußerst schwächlicher Gesundheit, ja wie es scheint, arg verwachsen war. „Ich habe gehört", schrieb Maria Theresia am 15. September 1744 an den Hofrath von Doblhoff, „ihr „gehet morgen auf Zell; ich recommandire euch meine älteste Tochter in „euer Gebet, indessen sie, bis ich alldorten hinkommen kann, aufzuopfern, „eine neuntägige Andacht in meinem Namen für selbe zu begehren, „dann kein Bedenken habe, daß man es weiß; indessen zahlt für mich, „wenn arme Leute dazu oder Messen zu geben wären. Ich habe sie „zwar wie alles übrige Gott völlig geschenkt, nichts destoweniger kommt „es mich gleichwohl sehr schwer an, denn die Größte und viel ver„sprochen" [192]).

Die hier ausgedrückte Besorgniß Maria Theresia's ging wohl nicht in Erfüllung und die Tochter blieb ihr am Leben, aber man kann wohl sagen an welchem Leben! Denn es geschieht ihrer nicht leicht anders Erwähnung, als wenn von neuen Leiden, von neuer Erkrankung die Rede ist [193]). Dieser Zustand der Erzherzogin, den kein Heilmittel zu ändern vermochte, verursachte den Eltern vielfachen Kummer. Noch dreißig Jahre später, in ihrem letzten Briefe an ihre Tochter Marie Antoinette gibt ihm die Kaiserin schmerzlichen Ausdruck [194]). Doch wurde sie von der Erzherzogin überlebt, welche bekanntlich erst im Jahre 1789 zu Klagenfurt starb.

Weit glücklicher von der Natur bedacht, war die jüngere Schwester, die Erzherzogin Marie Christine, oder besser gesagt, die Erzherzogin Marie-

denn nur mit diesem einzigen Namen wurde sie in ihrer Familie und in der Bevölkerung genannt. Es ist lediglich ein Akt der Willkür späterer Schriftsteller, wenn sie den gewöhnlicheren Namen Marie mit dem ihnen vielleicht anspruchsvoller scheinenden Christine vertauschten. Damals aber war die Erzherzogin Marie, wie wir, den alten Gebrauch in sein Recht wieder einsetzend, sie fortan nennen wollen, nach dem Zeugnisse des preußischen Gesandten Podewils ein sehr niedliches Mädchen, das viele geistige Anlagen verrieth. Als eine Eigenthümlichkeit wird die besondere Vorliebe der Erzherzogin für das Französische hervorgehoben, und sie wollte nicht, daß man anders als in dieser Sprache mit ihr verkehre. Mehr weiß unser Berichterstatter von der Erzherzogin, welche damals erst fünf Jahre zählte, natürlich nicht zu melden. Um so reichlicher sind seine Mittheilungen über deren älteren Bruder, den Erzherzog Joseph, welcher schon als Thronerbe die allgemeine Aufmerksamkeit in erhöhtem Grade auf sich zog. Aber nicht Podewils, sondern der venetianische Botschafter Marco Contarini ist es, welchem wir die ersten Nachrichten über Joseph verdanken. An dem damals fünfjährigen Knaben glaubt er die günstigsten Anzeichen zu entdecken, daß er dereinst ein Fürst sein werde von vielem Verstande und wohl bewandert in der Kenntniß der Wissenschaften, der Kriegskunst und der Sprachen. „Es ist dieß", so lauten die Worte Contarini's, „eine „Folge der eigenthümlichen Erziehung, welche als Grundsatz einer „ererbten Etiquette in dem Hause Oesterreich beobachtet wird, und die „je nach Rang und Glücksgütern in allen Familien von Wien und „Deutschland Eingang gefunden hat, so daß dadurch die erfreulichsten „Wirkungen für den Dienst des Staates, die Ehre der einzelnen Städte „und den Verkehr der Menschen untereinander erzielt werden" [195]).

Weit ausführlicher, wenn gleich nicht so günstig für die Erziehung, die man dem Erzherzoge gab, ist die Mittheilung des Grafen Podewils über Joseph. Ihm zufolge war der damals sechsjährige Prinz nicht groß für sein Alter, aber gut gebaut, ja schön zu nennen. Seine Augen glichen denen seiner Mutter, seine übrigen Gesichtszüge aber denen des Vaters. „Seine Physiognomie ist angenehm", fährt Podewils fort, „seine Miene aber stolz und hochmüthig, sein

„Benehmen deßgleichen. Weit davon entfernt, ihn darüber zur Rechen-
„schaft zu ziehen, bestärkt man ihn vielmehr darin und erzieht ihn in
„den alten hochfahrenden Grundsätzen des Hauses Oesterreich. Er sagt
„zu allen Menschen Du, obwohl der Kaiser selbst sie in der dritten
„Person anspricht, übrigens redet er sie selten an, und nur die Personen
„von einem gewissen Range, so wie die Damen beehrt er mit seinem
„Gespräche. Schon hat er die höchste Idee von seiner Stellung, und
„es ist noch nicht lange her, daß er Jemanden sagte, er sei in seine
„Ungnade gefallen. Aller Welt und selbst den Damen reicht er die
„Hand zum Kusse. Man hat mich versichert, daß er eines Tages, als
„er sich in einem mit den Bildnissen seiner Ahnen geschmückten Raume
„befand, die Namen der verschiedenen Kaiser und Kaiserinnen genannt,
„dann aber, auf die Bildnisse seiner Eltern deutend, gesagt habe, diese
„seien nur ein Herzog und eine Herzogin von Lothringen. Der Kaiser
„bemüht sich wahrhaft, ihm diese hochmüthige Denkungsweise zu be-
„nehmen, aber außer dem, daß er ihn allzusehr liebt, um mit Strenge
„wider ihn zu verfahren, vereinigt sich alle Welt, ihn darin zu bestärken."

„Der Prinz ist starrsinnig und hartnäckig, und er läßt sich lieber
„einsperren und zum Fasten verurtheilen, als daß er sich herbeiließe
„um Verzeihung zu bitten. Die übertriebene Liebe, welche der Kaiser
„und die Kaiserin für ihn hegen, hindert sie, ihn tüchtig für einen Fehler
„zu strafen, welcher seiner Zeit von nur allzu großem Einflusse auf
„seinen Charakter sein wird."

„Er liebt nichts als das Militär und schätzt nur, was mit dem-
„selben zusammenhängt, so daß er fast nur an Offiziere und deren
„Frauen das Wort richtet. Er zeigt keine Neigung zum Lernen, und
„man wird Mühe haben, ihm nur die gewöhnlichsten Dinge beizubringen,
„die er wissen muß, wenn er sich dessen nicht schämen soll."

„Man flößt ihm großen Widerwillen gegen Frankreich ein, und
„er eignet sich ihn so sehr an, daß er sich weigert, das Französische zu
„erlernen, das er niemals spricht. Um es ihn zu lehren, unterrichtet
„man in seiner Gegenwart einen Knaben seines Alters in dieser Sprache.
„Der Kaiser mißbilligt sehr, daß man ihm diese Grundsätze beibringt,

„aber er ist nicht der Herr und wagt zu wenig mit seinem Tadel her-
„vorzutreten, um nicht dem Gedanken Nahrung zu geben, den man
„ohnedieß schon hegt, daß er selbst die Franzosen nicht genug hasse.
„Man hat nicht gehört, daß man dem Erzherzoge Abneigung wider
„den König von Preußen einflöße oder er solche zeige."

„Er ist freigebig. Als im vergangenen Jahre die Kaiserin in
„Schönbrunn beim Spiele saß, nahm er ihr oft Geld, um es unter
„arme Offiziere und Soldaten zu vertheilen."

„Bis jetzt ist es schwer zu entscheiden, ob er viel Verstand hat,
„und ich zweifle, daß er jemals ein großes Genie sein wird. Alle Züge,
„die man von ihm wieder erzählt und bewundert, zeigen nur wenig
„Einbildungskraft und weder Scharfsinn noch glückliche Verbindung der
„Ideen. Nur eine einzige Antwort, die er dem Grafen Woronzow
„ertheilte, könnte man so nennen, aber man versichert, daß sie ihm an
„die Hand gegeben wurde. Als dieser Minister von der Länge des
„Weges von Petersburg nach Wien sprach, antwortete ihm der Erz-
„herzog: Der Weg muß wohl weit sein, denn schon vor langer Zeit
„habe ich gehört, daß Ihre Truppen marschiren, und sie sind noch
„immer nicht angelangt."

„Die schlechte Erziehung, welche der Erzherzog erhält, und die
„allzu weitgetriebene Zärtlichkeit seiner Eltern lassen nicht darauf hoffen,
„daß er jemals ein großer Fürst werden wird. Indem die Kaiserin
„die Art und Weise mißbilligt, in welcher ihre Vorfahren erzogen
„wurden, verfolgt sie bei der Erziehung ihrer Kinder, und insbesondere
„ihres ältesten Sohnes doch nur den gleichen Weg."

„Sie vergöttert", so sagt Podewils an einer anderen Stelle von
Maria Theresia, „den Erzherzog Joseph, und sie läßt ihm viele Fehler
„hingehen, um derentwillen sie ihn strafen sollte. Doch gibt sie sich
„manchmal das Ansehen einer gewissen Strenge gegen ihn, und sie
„behauptet ihn nicht zu verziehen. Eines Tages befahl sie, ihm die
„Ruthe zu geben. Und als man ihr vorstellte, daß dieß noch niemals
„einem Erzherzog widerfahren sei, da antwortete sie: Ich glaube es,
„aber sie sind auch darnach ausgefallen" [196]).

Abſichtlich wurde dieſes wenig günſtige Urtheil eines hervorragenden Zeitgenoſſen über Joſephs Erziehung hier unverkürzt wiedergegeben. Aber es ſcheint doch, daß demſelben entweder eine allzu parteiiſche Auffaſſung zu Grunde liegt, oder daß, wenn die Sache ſich wirklich ſo verhielt, das nicht eben vernünftige Verfahren, welches Podewils uns ſchildert, ſich nur auf die Kinderjahre des Erzherzogs beſchränkte. Damals befand er ſich ſelbſtverſtändlich ausſchließlich in den Händen der Frauen. Die Gräfin Bernes war die erſte Aja des Knaben, die Gräfin Katharina von Saurau ihre unmittelbare Nachfolgerin. Ausführliche Inſtructionen über die Art, wie ſie ihr Amt zu verwalten hatten, wurden ihnen von der Kaiſerin gegeben.

Selbſtverſtändlich war die Richtſchnur, welche Maria Thereſia den Frauen ertheilte, denen ſie die Obſorge für ihre Kinder während deren früheſter Jugend übertrug, bei allen die gleiche. Es war ihnen die unbeſchränkte Freiheit gegeben, nach Gutdünken zu ſchalten und zu walten, nur in Bezug auf die Geſundheit der Kinder durften ſie nicht das Geringſte aus eigener Machtvollkommenheit thun, ſondern ſie hatten ſtets auf's pünktlichſte die Anordnungen van Swietens zu befolgen. Von Allem, was vorkam, auch der kleinſten Veränderung oder Verletzung bei Tag oder bei Nacht wollte die Kaiſerin allſogleich in Kenntniß geſetzt ſein. „Man fürchte ja nicht", erklärte ſie, „mich durch eine „unangenehme Nachricht zu erſchrecken, denn ich habe mich daran ge„wöhnt, jederzeit auf alle Ereigniſſe vorbereitet zu ſein, wie ſie Menſchen „jeden Alters und Standes nur allzu häufig zuſtoßen."

Der Aja wurde zur Pflicht gemacht, ſorgfältig darüber zu wachen, daß nicht eine oder die andere der Wärterinnen ſich beſtrebe, die Neigung des Kindes in ganz beſonderem Maße auf ſich zu ziehen, ſo daß demſelben etwa beikomme, ſich von den Uebrigen nicht ankleiden, an der Hand führen oder ſonſtige Dienſte leiſten zu laſſen. Auf Beobachtung äußerſter Reinlichkeit wurde der größte Nachdruck gelegt. Bald möge man damit beginnen, nicht jedes Begehren des Kindes zu erfüllen, und es ſei ungleich beſſer, es einfach zurückzuweiſen, als ſich mißbilligend auszuſprechen und es dennoch, wenn gleich widerwillig zu vollziehen. Man achte darauf, die Kinder nicht zu erſchrecken, und

wenn sie sich vor etwas fürchten, ihnen den Ungrund ihrer Besorgnisse zu beweisen. Man gewöhne sie auch bei Geräusch oder bei Licht zu schlafen, verweichliche sie nicht und halte sie nicht zu warm. Man möge sie nicht zu lang am Gängelbande führen, lasse sie möglichst frei sich bewegen, und wenn sie zu reden beginnen, verstümmle man die Worte nicht unvernünftig, sondern sage ihnen deutlich vor, wie sie wirklich lauten. Auch möge man sich hüten, sie durch abgeschmackte Späße, durch Verzerrung der Gesichtszüge oder der Hände unterhalten zu wollen [197]).

Es versteht sich von selbst, daß die Frauen, welchen die Obsorge für die physische Pflege des kleinen Erzherzogs oblag, sich bemühten, um sein Herz der Frömmigkeit zugänglich zu machen, ihm wenigstens die Gebetsformeln beizubringen, zu deren richtigem Verständnisse er freilich erst später gelangen konnte. Sie arbeiteten dadurch dem ersten Lehrer des Prinzen, dem Jesuiten Pater Ignaz Höller vor, welcher noch während sich Joseph in den Händen der Frauen befand, mit der Unterrichtsertheilung in deren frühesten Stadien begann. Als Joseph das siebente Lebensjahr fast vollendet hatte, glaubte die Kaiserin ihn nicht länger unter der Obsorge der Frauen belassen zu sollen. Der Augustinerordenspriester Franz Joseph Weger wurde zu seinem Erzieher und Lehrer bestellt, und bald darauf ein eigener Hofstaat für ihn gebildet, an dessen Spitze Maria Theresia den Feldmarschall Grafen Karl Batthyany als Ajo des Erzherzogs berief.

Wir besitzen keine Kundgebung der Kaiserin über die Gründe, welche zu dieser Wahl sie bestimmten. Es wird häufig erzählt, daß sie durch dieselbe den Ungarn ein Zeichen ihrer Gnade und ihrer Dankbarkeit für den Beistand habe geben wollen, den sie ihr im Erbfolgekriege leisteten. Andere wieder meinen, nicht als Ungar, sondern als Feldmarschall sei Batthyany zu jenem wichtigen Amte erwählt worden, und nicht seinem Vaterlande, sondern der Armee habe die Auszeichnung gegolten, welche in seiner Ernennung lag. Es scheint jedoch, daß weder die eine noch die andere Anschauung richtig ist, sondern daß Maria Theresia mit Recht nur von dem Gedanken sich leiten ließ, einen Mann zu finden, dessen Eigenschaften ihr eine Bürgschaft sein sollten für die

glückliche Erfüllung der schwierigen Aufgabe, welche sie in seine Hände zu legen sich entschloß. Ob sie sich in Batthyany nicht täuschte, ist freilich eine andere Frage, und es scheint fast, daß sie, welche selbst ihren Sohn als störrisch bezeichnete und zugab, man habe ihn bisher viel zu nachsichtig behandelt, nun allzu großen Werth darauf legte, einen Mann zu finden, welcher geeignet wäre, den Starrsinn ihres Sohnes zu brechen und ihn gehorchen zu lehren, auf daß er dereinst um so weiser zu befehlen vermöge.

Die Instruction, welche die Kaiserin dem Feldmarschall zur Ausübung seines neuen Amtes ertheilte, ist sowohl um ihrer selbst willen als wegen dessen, was sie darin zur Charakteristik Josephs bemerkt, von hohem Interesse.

„Da mein Sohn," so heißt es darin, „als ein uns so lieb und „importantes Pfand mit großer Zärtlichkeit und Liebe von der Wiege „an gepflegt worden, so ist sicher, daß seinem Willen und Verlangen „in vielen Stücken zu sehr nachgegeben worden und insbesondere seine „Diener ihn sowohl durch verschiedene Schmeicheleien als unzeitige Vor„stellung seiner Hoheit verleitet haben, sich gern gehorchen und ehren „zu sehen, hingegen jeden Widerstand unangenehm, ja fast unerträglich „zu finden, sich nichts zu versagen, gegen Andere aber leichtsinnig, un„gefällig und rauh zu sein."

„Obwohl nun diese Neigungen theils durch die Sorgfalt und „die Lehren seines fleißigen Abbé in etwas corrigirt worden, mein „Sohn auch viele Anzeichen eines guten Herzens von sich gibt, so ist „doch sicher, daß seine große Lebhaftigkeit, die man ehemals nicht an „ihm vermuthete, von welcher man aber in Vielem zu seinem Besten „wird profitiren können, dermalen merklich zunimmt. Daraus entsteht „denn erstlich das heftige Verlangen, seinen Willen in allen kleinen „Gelüsten zu erfüllen, wovon er so occupirt ist, daß er die Ermahnun„gen kaum hört, sie gleich der Jugend überhaupt tausendmal vergißt „und auch oft zu dem nöthigen Fleiße nur schwer zu bringen ist, am „wenigsten aber durch die so zu sagen trockene Schärfe und Art, deren „sich die meisten Lehrer an den Schulen bedienen. Dadurch würde er

„nur in eine Langmuth verfallen, welche ihn zwar gehorchen läßt, aber „niemals reuſſiren macht, welches oft und vielfach probirt worden. „Durch abwechſelnde Erholung aber und Anregung ſeines Ehrgeizes hat „er ſchon oft mehr geleiſtet, als man von ihm verlangte."

„Was in derlei Fällen und überhaupt ſehr nothwendig zu beob„achten, iſt daß derjenige, von welchem er gänzlich abhängt, ſich von „ihm ehren und fürchten macht; ich ſage nicht auch lieben, weil dieß „zwiſchen meinem Sohne, der ein gutes Herz hat, und dem Batthyany „ohnedieß nicht in Zweifel zu ziehen iſt. Unumgänglich iſt es, daß der „Ajo das Vertrauen des Kindes beſitze, dabei ſich aber deſſen Hoch„achtung erwerbe."

Ueber die Art und Weiſe, in welcher dieſes Ziel am eheſten zu erreichen ſein werde, gibt nun die Kaiſerin dem Grafen Batthyany eine Menge von Andeutungen. Die kleinen und ſtets wiederkehrenden Ausſtellungen im Betragen des Erzherzogs ſolle er den Lehrern überlaſſen, ſich ſelbſt aber nur die eigentliche Leitung, die Belohnung und Beſtrafung ſeines Zöglings vorbehalten. Dadurch werde er der Klippe entgehen, in ein allzu vertrauliches Verhältniß zu dem Knaben, ja vielleicht ſogar mit ihm in Wortwechſel zu gerathen, indem der Erzherzog, dem es an Verſtand nicht fehle, durch Schmeicheleien, Entſchuldigungen oder heftigen Widerſpruch ſeinen Willen werde durchzuſetzen trachten. Wurde einmal mit einer Strafe gedroht, dann müſſe unwiderruflich darauf beharrt und der Knabe dadurch von der Feſtigkeit des Ajo ſo ſehr überzeugt werden, daß ihm auch dieſes als Sporn zur Erfüllung ſeiner Pflicht dienen werde. Findet man in einem ſolchen Falle nicht nöthig, ſeine Entſchuldigungen noch ferner zu hören, ſo muß ihm auch das Vorbringen derſelben nicht länger geſtattet, ſondern von vorneherein die Verſicherung gegeben werden, daß ſein Stillſchweigen und die darin liegende Ueberwindung ſeiner ſelbſt eine Probe ſeiner völligen Unterwerfung und daher ſeine beſte Entſchuldigung ſei. Nur aus Liebe zu ihm, aus Sorgfalt für ſein künftiges Wohl und um ihn an Leib und Seele glücklich zu machen, werde ſie von ihm gefordert.

Man habe an dem Knaben beobachtet, daß es ihn ſehr ſchwer ankomme, ſeine Fehler zu geſtehen; er ſchäme ſich derſelben und ſuche ſie durch Ausflüchte oder abweichende Geſpräche zu bemänteln. Man müſſe ſich daher bemühen, ihn zutraulicher zu machen, daß er mit größerer Aufrichtigkeit ſeine Vergehen bekenne und deren Verzeihung ſuche. Insbeſondere ſei die aus ſeinem aufgeweckten Verſtande hervorgehende Neigung zu bekämpfen, Jedermanns äußere Gebrechen oder innere Fehler zu beobachten und darüber zu ſpotten, wodurch er an einer richtigen Beurtheilung der Menſchen gehindert werde. Denn eine Eigenthümlichkeit in der Geſtalt, der Haltung oder Sprechweiſe eines Menſchen bringe einen ſolchen Eindruck auf ihn hervor, daß er deſſen wahre Eigenſchaften gar nicht mehr zu erkennen vermöge.

Batthyany wurde beauftragt, diejenigen Perſonen, welche dem Prinzen allzu ſehr ſchmeicheln, ihm von der Hoheit ſeiner Geburt übertriebene Vorſtellungen beibringen, Andere verſpotten oder ihnen Uebles nachreden, von dem Erzherzoge zu entfernen. Er möge lernen, den wahren und ſoliden Werth an Jedermann zu ſchätzen und nicht ſein Gemüth zum Nachtheil ſeines Nächſten zu ergötzen, „welches beſonders," ſo heißt es wörtlich in der Inſtruction, „bei großen Herren zu tadeln, „denen es leicht iſt, dergleichen Perſonen zu betrüben oder in Verle„genheit zu bringen, da ſie nicht der gleichen Mittel wider ſie ſich „bedienen dürfen. Sein Ehrgeiz ſoll darin beſtehen, ſeiner Eltern Gnade „und Liebe durch ſeinen Fleiß und ſeine gute Aufführung zu verdienen, „die übrigen Menſchen aber durch Freundlichkeiten und gütige Antwor„ten an ſich zu ziehen."

In dieſen Beſtimmungen beſtand im Weſentlichſten die Richtſchnur, welche Maria Thereſia bei der Erziehung ihres älteſten Sohnes befolgt wiſſen wollte. Es ſcheint faſt, daß Batthyany das, was ſich auf den von der Kaiſerin ſo ſehr beklagten Eigenſinn des Erzherzogs bezog, allzu ſehr beachtet und es darüber verſäumt habe, ſich, wie Maria Thereſia nicht zweifeln zu wollen erklärte, auch die Liebe ſeines Zöglings zu erwerben. Von einer wirklichen Neigung desſelben zu Batthyany tritt nirgends etwas zu Tage, und die rauhe Strenge des Letzteren machte den Knaben nur zurückhaltender und

verſchloſſener als er zuvor es geweſen. Nur in einer Beziehung machte ſich der Einfluß Batthyany's auf den Erzherzog, und zwar um ſo mehr bemerkbar, als er ohnehin ſchon einer Lieblingsneigung Joſephs begegnete. Es war dieß ſeine Vorliebe für den Soldatenſtand, in der ihn Batthyany immer mehr zu beſtärken ſich bemühte. Schon in einer Zeit war dieß der Fall, in welcher bei dem zarten Alter des Prinzen von einem Verſtändniſſe der eigentlichen Aufgaben und Zwecke des Kriegsweſens noch die Rede nicht ſein konnte. Da mußte ein ſolches Verfahren natürlich nur die Wirkung haben, den Knaben zu verleiten, in dem äußeren Schangepränge des Soldatenſtandes etwas eben ſo Wichtiges als Reizvolles zu erblicken. Und es kann daher nur als eine ziemlich nichtsſagende Komödie bezeichnet werden, wenn ſchon in ſeinem ſiebenten Lebensjahre der Prinz ſein Regiment inſpicirte und es bei deſſen Uebungen wenigſtens dem Scheine nach befehligte [198]).

Nicht viel zweckmäßiger mag es geweſen ſein, daß man ſchon in ſo zartem Alter dem Prinzen eine Reihe von Kammerherren zuwies, welche ihm als Geſellſchafter zu dienen hatten. Es waren dieß gleich Anfangs nicht weniger als fünf; der Marquis Emanuel von Poal, dann die Grafen Anton Salm, Georg Starhemberg, Karl Saurau und Rudolph Goeß. Bald kam noch ein ſechſter, Graf Ernſt Guido Harrach hinzu.

Die Inſtruction, welche dieſen Kammerherren ertheilt wurde, iſt übrigens ein unwiderlegliches Zeugniß für die Sorgfalt, die man auf Alles verwandte, was auf die Erziehung Joſephs ſich bezog. Es wurde ihnen vorgeſchrieben, in den Geſprächen mit dem Prinzen nicht nur ſelbſt keiner unſchicklichen Ausdrücke ſich zu bedienen, ſondern ſie auch bei ihm nicht zu dulden. Jede Art von Klatſcherei und Spott ſollte fern bleiben und darnach getrachtet werden, die Gefühle der Güte und des Wohlwollens, des Mitleidens mit den Unglücklichen und der Liebe zum Rechte in ihm zu erwecken. Von Niemand, ſelbſt nicht von feindlichen Mächten oder von Fürſten, zu denen man in ſchlechten Beziehungen ſtehe, ſolle mit Mißgunſt und Erbitterung geſprochen werden [199]). Hauptſächlich ſei der Prinz dazu anzuleiten, gegen Alle, mit denen er in Berührung komme, zuvorkommend zu ſein und in verbindlicher Weiſe

mit ihnen zu reden. In Allem und Jedem möge man ihm Offenheit und Aufrichtigkeit zeigen, um diese Eigenschaften auch von seiner Seite zu wecken und zu stählen.

Von größerer Wichtigkeit noch als die Wahl der Begleiter des Erzherzogs war diejenige der Lehrer, die man ihm gab. Die erste Stelle unter ihnen nahm nach wie vor Weger ein, derselbe, dessen Maria Theresia in der Instruction an Batthyany als des „fleißigen Abbé" erwähnt, und dessen Leistungen die Kaiserin auch sonst jederzeit mit großem Lobe gedenkt. Er hatte den Unterricht im Allgemeinen zu leiten und speciell den in der Geschichte und Geographie sowie in den fremden Sprachen zu besorgen. Das Lateinische trug dem Prinzen der Jesuit Pater Ignaz Weikard, die Mathematik der Oberstlieutenant im Genieeorps, Johann Baptist Brequin vor. Der Religionsunterricht wurde von Pater Höller ertheilt. Nebenbei wurden Musik und körperliche Uebungen, insbesondere das Tanzen und das Reiten betrieben. Auch zur Jagd führte man den Knaben, offenbar zu einer Zeit, in welcher es allzu früh für ihn war und man besser gethan hätte, ihn seine Erholung in fröhlichen Spielen mit seinen zahlreichen Geschwistern oder sonst gutgearteten Altersgenossen finden zu lassen.

Was die Eintheilung der Lehrstunden betraf, so verlegte man diejenigen, welche eine größere geistige Anstrengung erforderten, zweckmäßiger Weise auf den Morgen, die anderen auf die spätere Tageszeit. Ob man eben so klug daran that, indem man eine Lehrweise wählte, welche man gewisser Maßen die spielende nennen möchte, ist jedoch zu bezweifeln. Aber freilich befolgte man damit nur den klar ausgesprochenen Willen der Kaiserin, welcher diese Methode, die von Weger schon seit einigen Monaten probeweise angewendet worden war, ungemein zusagte. Insbesondere hielt sie dieselbe dem eigenthümlichen Wesen ihres Sohnes für angemessen, und in einer Aufzeichnung, welche wir über dieses Verfahren und die Wirkungen besitzen, die es bei dem Kronprinzen hervorbrachte, wird es als unübertrefflich gepriesen [200]). „Herr Weger," so heißt es wörtlich darin, „welcher bei „allen Lectionen anwesend war, that alles Mögliche, um sie dem Prin„zen angenehm zu machen. Voll steter Aufmerksamkeit auf den Geschmack

„und die Stimmung des Erzherzogs, wußte er tausend verschiedene „Wege einzuschlagen und tausend kleine Kunstgriffe anzuwenden, welche „ihn immer an's Ziel führten, so daß man wohl sagen kann, daß „während dieser ersteren Jahre die Lehrstunden für den Erzherzog mehr „eine Erheiterung als eine ernste Beschäftigung waren. Doch ist hievon „der Religionsunterricht auszunehmen, welcher ihm stets nur mit Ernst „und Würde ertheilt wurde, und bei dem man von ihm all die Auf„merksamkeit und Ehrfurcht verlangte, welche die Sache verdient."

„In Allem was man ihn lehrte, hat man sich auf keinen ein„zelnen Autor beschränkt, indem man sie entweder zu unklar, zu weit„schweifig oder zu wenig eingehend fand. Jeder Lehrer bemühte sich „ihn mit dem eigentlichen Kern der Werke der ausgezeichnetsten Schrift„steller seines Faches bekannt zu machen. Zu diesem Zwecke aber ver„fertigte er eine eigene Zusammenstellung, welche auf das Alter und „die Befähigung des Prinzen berechnet war."

Was das Französische anging, gegen welches er in seiner frühesten Kindheit so viel Widerwillen gezeigt hatte, so wußte man ihm dadurch Interesse daran beizubringen, daß es von den Personen seiner Umgebung häufig vor ihm gesprochen wurde. Bei der leichten Fassungskraft und dem glücklichen Gedächtnisse Josephs war es natürlich, daß er selbst sich bald ziemlich geläufig in dieser Sprache auszudrücken wußte, und erst nachdem dieß der Fall war, lehrte man ihn die Anfangsgründe der Grammatik.

Viel Vorliebe zeigte der Erzherzog für das Studium der Mathematik. In jener Schrift, deren Ton und Inhalt freilich sich nicht fern hält von wohldienerischer Uebertreibung, wird die Behauptung aufgestellt, daß er mit acht und neun Jahren schon ziemlich weitgehende Kenntnisse sich zu eigen gemacht habe. Freilich wird auch Oberstlieutenant Brequin ein sehr tüchtiger Lehrer, und das Werk, welches er zum Unterrichte des Kronprinzen verfaßte, ein ganz ausgezeichnetes genannt. Noch ehe er sein zehntes Lebensjahr antrat, soll Joseph schon mit allen Regeln der Arithmetik und den Anfangsgründen der Geometrie vertraut gewesen sein.

Noch größeres Intereſſe als für die Mathematik hegte der Prinz für das Studium der Geographie und der Geſchichte. In der letzteren ſuchte man weniger ſein Gedächtniß mit unabſehbaren Reihen von Jahreszahlen und Namen der Regenten zu belaſten, ſondern Weger bemühte ſich, ihm die Charaktere hervorragender Perſonen und die Beweggründe zu großen Thaten in möglichſt anregender Form zu ſchildern und dadurch ſein Gemüth und ſeine Einbildungskraft mit edlen Gedanken zu erfüllen. Die Univerſalgeſchichte von Boſſuet und das Werk von Rollin waren die Bücher, welche hiebei vorzugsweiſe benützt wurden.

In ſolcher Weiſe wurden Erziehung und Unterricht des Kronprinzen bis ungefähr in ſein elftes Jahr geleitet. Nun aber machte das Bedürfniß ſich geltend, von der bisherigen Methode des bloß unterhaltenden Unterrichtes überzugehen zu der eigentlichen ernſten Arbeit des Lernens. Denn ſo raſch auch die Faſſungskraft des Knaben und ſo glücklich ſein Gedächtniß ſein mochte, ſo konnte man ſich doch nicht verhehlen, daß er das in der bisherigen Weiſe Erlernte auch ſchnell wieder vergaß, und daß es immer ſchwieriger wurde, ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln und ſeine Gedanken auch auf dasjenige zu richten, was ihn nicht gerade unterhielt. Da Weger, von Maria Thereſia aufrichtig bedauert [201]), zu jener Zeit geſtorben war, trug wohl auch dieſes Ereigniß dazu bei, den Anlaß zur Betretung einer neuen Bahn bei der Erziehung des Thronerben zu geben. Der Weg, der hiebei einzuſchlagen war, bildete den Gegenſtand einer eingehenden Berathung [202]) zwiſchen Batthyany und Bartenſtein, welch letzterer in dieſer wie überhaupt in allen Angelegenheiten von Wichtigkeit damals noch der eigentliche Vertrauensmann Maria Thereſia's war.

Um ſo lebhafteres Intereſſe brachte Bartenſtein dieſer Aufgabe entgegen, als er von ihrer Wichtigkeit, und ſo viel auch von der einen oder der anderen Seite über Joſeph geklagt werden mochte, doch von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß der Erzherzog eine ganz ungewöhnliche Begabung beſitze. „Mir kommt einmal vor", ſchrieb Bartenſtein gerade zu jener Zeit, am 13. December 1751 an die Kaiſerin über ihren Sohn, „daß mehr in ihm verborgen ſtecke als man glaubt,

„So meine Hoffnung verdoppelt, daß ſich noch wohl mit der Gnade „Gottes in Allem dürfte Rath ſchaffen laſſen."

„Iſt gewiß", antwortete hierauf eigenhändig Maria Thereſia, „aber das rechte Mittel zu finden iſt die Kunſt; iſt noch nicht gefunden „worden."

Dasſelbe zu entdecken, bildete nun die Aufgabe Batthyany's und Bartenſteins; nur Pater Weikard wurde noch zu der Berathung gezogen, über deren Ergebniß ſich Bartenſtein in einer längeren Schrift mit gewohnter Weitſchweifigkeit verbreitet. Hier war die Gelegenheit dazu um ſo verführeriſcher für ihn, als er ja noch von ſeinem Vater her, der bekanntlich Profeſſor in Straßburg war, beſondere Vertrautheit mit dem Unterrichtsweſen zu beſitzen ſich ſchmeichelte. Die einzelnen Zweige desſelben werden nun mit Beziehung auf Joſeph ausführlich erörtert, und die meiſten Bemerkungen Bartenſteins zeugen auch jetzt wieder für ſeine richtige Einſicht. So legt er bei Beſprechung des hiſtoriſchen Unterrichtes den Nachdruck darauf, daß man den Prinzen weniger mit der aſſyriſchen und perſiſchen Geſchichte, deſto mehr aber mit der ſeines eigenen Hauſes und Reiches beſchäftigen möge. Es ſei ungleich wichtiger für ihn, die Verträge Oeſterreichs mit fremden Staaten zu kennen, als zu wiſſen, wie oft Rom mit Karthago Frieden geſchloſſen habe.

Bei dem Studium der Sprachen habe der Prinz ſich weniger mit der Poeſie als mit der Rhetorik zu befaſſen. Der Endzweck der Redekunſt beſtehe darin, Andere zu überreden. Um dieß zu können, müſſe man jedoch nach ihrer Geſinnung und Neigung, nach ihren Leidenſchaften ſich richten oder dieſelben zu erwecken im Stande ſein. Allerdings ſeien die Regeln der Rhetorik in vielen Büchern enthalten; mehr als ſie aber wirke das lebendige Beiſpiel, und darum ſei der Prinz mit den vorzüglichſten Produeten der Redekunſt innig vertraut zu machen.

Von den juridiſchen Studien legt Bartenſtein auf das Naturrecht und das Völkerrecht das meiſte Gewicht. Das erſtere begreife ja Alles in ſich, „was nur immer das Band der menſchlichen Gemeinſchaft aus-

„macht," das letztere aber müsse fast täglich bei den Beziehungen zu den fremden Regierungen in Anwendung kommen. Um so weniger solle man ihn mit Civil- und Kirchenrecht plagen. Hinsichtlich des letzteren sei es genug, die Schranken der geistlichen und der weltlichen Gewalt mit einiger Bestimmtheit zu kennen.

Zur Erreichung erfreulicher Resultate in Erziehung und Unterricht gebe es, läßt Bartenstein sich weiter vernehmen, eigentlich nur drei Mittel, Strafe, Belohnung und Wetteifer. Er sei weit davon entfernt, die erstere gänzlich zu widerrathen. Bei dem eigenthümlichen Wesen des Prinzen wäre es ohne Zweifel ungemein schädlich, ihm nachzugeben oder sich ihm gegenüber auch nur weich finden zu lassen. Aber zwischen Schärfe und Standhaftigkeit bestehe ein großer Unterschied; niemals werde man von der Strafe eine sehr große Wirkung erwarten dürfen, und jederzeit sei sie mit der Belohnung, insbesondere dann, wenn das Uebel als tief eingewurzelt erscheine, in angemessene Abwechslung zu bringen. Am meisten lasse sich von der Anspornung des Wetteifers erwarten, und darum solle dem Erzherzog aus dem Theresianum ein passender Mitschüler beigegeben werden. Ueberhaupt wäre es zweckmäßig, ihn von Zeit zu Zeit in Gesellschaft von Personen zu bringen, an welchen er sich von den günstigen Wirkungen geistiger Ausbildung selbst überzeugen und dadurch angespornt werden könnte, sich eine solche auch wirklich anzueignen. Bartensteins Vorschläge wurden von Josephs Eltern in allen Punkten gebilligt. Der Kaiser verlangte, daß man ihm Jemand namhaft mache, welcher seinen Sohn nach den von Bartenstein angegebenen Ideen in der Geschichte zu unterrichten vermöge. Das Hauptaugenmerk sei darauf zu richten, ihm die Fehler der Regenten so wie dasjenige klar zu machen, was sie Gutes gethan, um die einen zu vermeiden und das andere nachzuahmen. Zur Erweckung des nöthigen Wetteifers seien zwei oder drei junge Leute zu bezeichnen, welche ihren Studien gemeinschaftlich mit dem Erzherzog obliegen sollten. „Es ist „aber wohl zu suchen", schreibt der Kaiser wörtlich, „daß selbe von einem „lebhaften Temperament seien, um den Sohn aus seiner Schläfrigkeit „und Indolenz herauszuziehen, und er sehen könne, wie derlei Leute „arbeiten; dieß wird nicht schwer zu finden sein" [203]).

So unzweideutig hier auch der Wille des Kaisers ausgesprochen ist, für den Erzherzog nach Bartensteins Antrag ein Paar tüchtige Studiengenossen anzuwerben, so findet sich doch keine Spur davon, ob dieser Gedanke auch wirklich in Ausführung gebracht worden sei. Wohl aber war dieß mit der andern Anordnung des Kaisers, der Bestellung eines eigenen Geschichtslehrers für Joseph der Fall. Nach Wegers Tode hatte P. Weikard auch den historischen Unterricht ertheilt; nun wurde Joseph Alois Leporini mit dieser Aufgabe betraut, Philipp La Mine aber zum Erzieher ernannt. Der letztere sollte keine spezielle Unterrichtsertheilung übernehmen, sondern dieselbe den eigens hiezu berufenen Lehrern vorbehalten werden.

Die Instruction, welche Bathyany dem neuen Erzieher des Kronprinzen ertheilte, ist auch für die Charakteristik des letzteren, obgleich eine solche darin nicht ausdrücklich gegeben wird, nicht ganz ohne Werth. „Alles hängt von der Idee ab", so heißt es darin, „welche sich der „Prinz schon in den ersten Tagen von Ihnen bildet. Wenn Sie es ver„stehen, seine Achtung zu erwerben und ihn mit der Ueberzeugung zu „durchdringen, daß Sie ihm nicht allein aufrichtig zugethan, sondern „daß Sie zugleich unerschütterlich seien in Ihren Grundsätzen, so ist zu „erwarten, daß Ihnen Ihre Aufgabe gelingt. Wenn Sie ihm hinsichtlich „seiner kleinen Eigensinnigkeiten [204]) nachgeben, wenn Sie in einmal „gefaßten Entschlüssen schwankend sich zeigen und er dadurch die Ober„hand gewinnt, dann werden Sie unfehlbar scheitern."

„Ich glaube Sie aufmerksam machen zu müssen, hinsichtlich dieses „Punktes um so mehr auf Ihrer Hut zu sein, als ich mit Bestimmtheit „weiß, daß er Sie ausholen und mit großer Feinheit alle Mittel an„wenden wird, um Sie zu ergründen. Auch muß ich hinzufügen, daß „der verstorbene Weger mehr durch Strenge und Furcht als durch „Milde auf den Erzherzog zu wirken suchte. Das aber hat die Folge „gehabt, daß die letztere bei ihm gar nicht mehr verfängt und man „nur mit der ersteren ihn im Zaume halten kann. Für einen Prinzen „von seinem Range ist dieß ein trauriger Umstand, der sich nur nach „und nach und ganz unmerklich verbessern läßt" [205]).

Es ist oft behauptet worden, daß durch die übertriebene Menge von Andachtsübungen, welche Maria Theresia von ihrem Sohne verlangte, bei ihm ein lebhaft empfundener Ueberdruß an denselben erweckt, und dadurch der erste Grund zu der antikirchlichen Stimmung gelegt worden sei, die er später bethätigte. Wenn man die Stundeneintheilung, welche dem Erzieher des Prinzen vorgezeichnet wurde, allein in's Auge faßt, so wird man sich versucht fühlen, diese Anklage für unbegründet zu halten. Allerdings hatte Joseph täglich die Messe zu hören, dem Religionsunterrichte aber begegnen wir nur dreimal in der Woche, und außer dem Morgen- und Abendgebete, zu welchem in jedem christlichen Hause die Kinder angehalten werden, findet sich nur noch um sechs Uhr Nachmittags eine halbstündige Andacht vorgezeichnet, welche dem Knaben nicht immer willkommen gewesen sein mag [206]). Aber das Meiste von demjenigen, was in dieser Richtung geschah, war nicht in der gewöhnlichen Tagesordnung enthalten, sondern wurde durch kirchliche Feste oder in ähnlicher Weise veranlaßt. So muß es wohl als ein Uebermaß des Guten bezeichnet werden, wenn in der Charwoche des Jahres 1752 der elfjährige Joseph mit seinem Vater in achtzehn verschiedenen Kirchen Wiens das heilige Grab zu besuchen ging [207]). Nur Ueberdruß oder gleichgiltige Geringschätzung konnte die Folge davon sein.

Um ein gleichartiges Verfahren in Bezug auf die Behandlung des Erzherzogs herbeizuführen, trat La Mine allwochentlich zu einer Berathung mit Batthyany und den Kammerherren zusammen, deren Anzahl man damals vernünftigerweise auf zwei verringerte. Keiner von ihnen gehörte dem Militärstande an; der Eine, der Marquis von Poal, war Mitglied des niederländischen und italienischen Rathes, der Andere, Graf Salm, im Commerzwesen angestellt. Den Eltern seines Zöglings aber hatte La Mine täglich über die kleinen Ereignisse in dem Leben desselben Bericht zu erstatten.

Was den eigentlichen Unterricht angeht, so wurden im Wesentlichen die Vorschläge befolgt, welche von Bartenstein herrührten. Noch größeren Einfluß hierauf erhielt derselbe von dem Augenblicke an, in welchem er von dem Amte eines Staatssecretärs zurücktrat. Die Muße,

über die er nun zu verfügen im Stande war, konnte er freilich nicht beſſer verwenden, als indem er dem Unterrichte des Thronerben ſeine geſteigerte Aufmerkſamkeit zuwandte. Ob er gerade alle dazu nothwendigen Eigenſchaften beſaß, iſt freilich eine andere Frage. Die wünſchenswerthen Kenntniſſe mangelten ihm gewiß nicht, aber die ermüdende Breite, mit welcher er Alles behandelte, war kaum geeignet, in dem äußerſt talentvollen, aber leicht zerſtreuten und mit tauſend anderen Dingen beſchäftigten Schüler die erforderliche Aufmerkſamkeit für die ihm in ſolcher Weiſe vorgetragenen Lehrgegenſtände zu erregen.

Die hiſtoriſchen Studien waren es, für welche ſich Bartenſtein ſelbſt am meiſten intereſſirte. Von ihm ging die Anregung aus, in deren Folge Leporini beauftragt wurde, für Joſeph eine Zuſammenſtellung der Geſchichte des deutſchen Reiches zu verfaſſen. Die gleiche Arbeit, nur in geringerem Umfange, wurde Leporini auch hinſichtlich Frankreichs und Italiens übertragen. Die Geſchichte Englands, Spaniens und der nordiſchen Reiche ſollte Bourguignon übernehmen. Den Archivaren Roſenthal und Freyßleben wurde die Zuſammenſtellung geſchichtlicher Nachrichten über Oeſterreich und Böhmen übertragen. Für Ungarn dachte man den gleichen Auftrag dem Prieſter des Ordens der frommen Schulen, Anton Bajtay, zu ertheilen [208]); endlich ſollte der Profeſſor Johann Jordan von Pöck vom Thereſianum ein Compendium der wichtigſten Staatsverträge zum Gebrauche des Erzherzogs verfaſſen. Und Bartenſtein ſelbſt erbot ſich, die Reviſion dieſer Arbeiten und die Aufgabe zu übernehmen, ſie mit Anmerkungen und Zuſätzen zu verſehen, um ſie für ihre eigentliche Beſtimmung geeigneter zu machen [209]).

Ohne Zweifel war es für Bartenſtein ein peinliches Gefühl, als er ſah, daß man ſich nicht ſehr beeilte, auf ſeinen Antrag einzugehen. Gewiß erblickte er darin ein Kennzeichen, wie ſehr ſein Anſehen bei der Kaiſerin im Sinken begriffen ſei, während doch wahrſcheinlich nur die Beſorgniß, ſeine allerdings wohl durchdachten, aber allzu weitſchweifigen Arbeiten könnten dem jungen Erzherzog die Beſchäftigung mit hiſtoriſchen Studien verleiden, jene Zögerung verurſachte. Mehr als ein halbes Jahr ließ man vorübergehen, ehe in der Sache eine Entſcheidung gefällt wurde. Noch im Jänner 1754 erklärt Bartenſtein

nicht ohne Empfindlichkeit, nur mit der beſten Abſicht habe er ſeine Mitwirkung zur Abfaſſung der für den Kronprinzen beſtimmten Lehrbücher angeboten. Nachdem man ſie jedoch nicht wünſche, ſei er auch damit zufrieden und weit davon entfernt, ſich in die Sache noch zu mengen [210]).

Aber es lag weder in dem Sinne der Kaiſerin, Bartenſtein allzu tief zu verletzen, noch wollte ſie ſeinen immerhin hochachtbaren Beiſtand bei der Erziehung und dem Unterrichte ihres Sohnes völlig entbehren. Im Februar 1754 wurden Bartenſteins Vorſchläge im Weſentlichen genehmigt, und er erhielt den Auftrag, die von ihm angebotenen Ausarbeitungen zu liefern. Nach den verſchiedenſten Richtungen hin ſollten ſie ſich erſtrecken. Für den Unterricht aus dem Natur- und Völkerrechte waren zu Pufendorfs Werk Anmerkungen und Erläuterungen zu entwerfen, wie ſie für Joſeph nützlich erſchienen. Ueber den Unterſchied zwiſchen dem bürgerlichen und dem canoniſchen Rechte, über dasjenige, was bei den Concordaten die Obſervanz genannt wurde, über den Paſſauer Vertrag und den Religionsfrieden, über den weſtphäliſchen Frieden, die letzten Wahlcapitulationen und die Einrichtung des deutſchen Reiches überhaupt ſollte er Betrachtungen ſchreiben. Die Geſchichte Deutſchlands ſtand damit in engſter Verbindung; über ſie, ſo wie über diejenige des Hauſes Habsburg, auch noch ehe es den Kaiſerthron beſtieg, über den Zuwachs und die Verringerung ſeiner Macht verlangte man Abhandlungen von ihm. Die Geſchichte Böhmens war durch Hinzufügung der wichtigſten Staatsacten zu erklären und endlich eine Zuſammenſtellung derjenigen Tractate zu liefern, deren Kenntniß für die Zukunft nothwendig erſchien. Unverzüglich möge Bartenſtein Hand anlegen, um in möglichſt kurzer Friſt dieſe Ausarbeitungen zu Stande zu bringen. Zur Beſchleunigung der Arbeit wurde ihm die Verwendung eines Hilfsarbeiters, als welcher Profeſſor von Pöck angeworben wurde, und eines Copiſten bewilligt [211]).

Raſch ging nun Bartenſtein an's Werk, und von Zeit zu Zeit erſtattet er der Kaiſerin Bericht über den Fortgang desſelben. Mit der Geſchichte Deutſchlands begann er, aber nicht eine geordnete Darſtellung der aneinander ſich reihenden Ereigniſſe, ſondern nur politiſche Anmer-

kungen und Betrachtungen über dieselben sollte seine Ausarbeitung enthalten. Freilich sah man gleich Anfangs, daß Bartenstein auch jetzt wieder in seinen alten Fehler der zu großen Weitläufigkeit verfiel. So war in dem dritten Theile seiner Arbeit, welchen er im Mai 1755 der Kaiserin vorlegte, erst von den Hohenstaufen die Rede; er glaubt Maria Theresia auf die Geschichte Kaiser Friedrichs des Rothbart und die Darstellung der österreichischen Hausprivilegien, deren Echtheit er lebhaft vertheidigt, besonders aufmerksam machen zu sollen. Erst im sechsten Bande kommt Bartenstein zur Zeit Rudolphs von Habsburg, der neunte ist ganz dem Kaiser Karl IV., der elfte Sigismund, der zwölfte Friedrich III. gewidmet. Sie umfassen zusammen über sechstausend Seiten, doch sind die letzteren nur so wenig beschrieben, daß nach einer angestellten genauen Berechnung das ganze Werk im Druck nur ungefähr drei mäßige Bände ausfüllen würde [212]).

Hiebei sind freilich die sechs Bände nicht mitgezählt, welche die Abschriften der urkundlichen Belege zu Bartensteins historischen Bemerkungen enthalten. Außerdem verwahrt das Staatsarchiv noch ein zweites, von Bartenstein zum Unterrichte Josephs ausgearbeitetes Werk, welches in zwei Bänden und auf ungefähr achthundert Seiten die Zeit vom Regierungsantritte Maximilians I. bis zum Tode Rudolphs II. umfaßt: Auch hier ist nicht von einer erzählenden Darstellung der Ereignisse, sondern nur von aphoristischen, allerdings auch jetzt wieder ziemlich weit ausgesponnenen Bemerkungen die Rede. Und doch muß zugegeben werden, daß die Behandlung eines Zeitraumes, welcher sowohl an seinem Anfange wie an seinem Ende über das sechzehnte Jahrhundert noch hinausreicht, in einem Umfange, welcher dem eines mäßigen Bandes nicht gleichkommt, für einen Jüngling von achtzehn Jahren, und in diesem Alter befand sich Joseph, als Bartenstein seine Arbeit vollendete, gewiß keine zu weit getriebene Zumuthung war.

Ob die Form dieser Behandlung stets die richtige sein mochte, und ob gegen Bartensteins Betrachtungen nicht oftmals berechtigte Einwendungen erhoben werden konnten, soll hier freilich in keiner Weise bejaht werden. Was die erstere betrifft, so scheint diejenige von Fragen

und Antworten, die Bartenſtein gewählt hatte, keineswegs eine zweckmäßige zu ſein. Und zur Charakteriſtik ſeiner Betrachtungen greifen wir auf's Gerathewohl einen einzelnen Punkt aus dem vorletzten Bande heraus.

Die Frage lautet:

„Was hat Karl der Fünfte für Länder bereits beſeſſen, als er „die römiſche Königswürde erlangte?"

Darauf folgt nun die Antwort:

„Ihm gehörten ganz Spanien außer Navarra, beide Sicilien, „geſammte öſterreichiſche Länder und die Niederlande zu, welche von „ihm durch Weſtfriesland, ſo er noch vor der Wahl von beiden Her„zogen von Sachſen, Georg und Heinrich ausgelöſet, vermehrt worden. „So vielen weit auseinander zerſtreuten großen Königreichen und Landen „von ganz unterſchiedener Verfaſſung, und deren Inwohner in Sitten „und Sprachen gleichfalls ſehr unterſchieden waren, wohl vorzuſtehen, „war überaus ſchwer. Unmöglich kann ein einziger Menſch ſo großer „Obſorge gewachſen ſein. Eine in einem Lande erſprießliche Verfügung „kann je zuweilen in der Folge anderen Schaden bringen. Wie er„wünſchlich gleich iſt, mehrere Länder in einen Model zu gießen, „ſo läßt ſich doch aller Unterſchied nicht aufheben, ohne in Verwirrung „und weit größere Schädlichkeiten zu verfallen, als nicht der Unterſchied „ſelber iſt. Wenn man alſo derlei Schädlichkeiten ausweichen will, muß „man lauter erfahrene, die Länder wohl kennende, arbeitſame, in hiezu „nöthigen Wiſſenſchaften geübte, und nichts ohne reifere Ueberlegung „unternehmende Rathgeber gebrauchen. Karl der Fünfte war deren im „Antritt ſeiner Regierung um ſo mehr bedürftig, als er eine ſo große „Laſt, wie oben erwähnt, in jungen Jahren zu tragen hatte. Er hatte „aber auch das Glück ſie zu finden, die nöthige Einſicht ſie auszukieſen, „und die Standhaftigkeit, ſie handzuhaben."

An einer anderen Stelle, wo Bartenſtein von der im Jahre 1521 Karl V. durch Papſt Leo X. ertheilten Ermächtigung ſpricht, neben dem Kaiſerthum auch die beiden Sicilien zu behalten, fügt er die folgende Betrachtung hinzu:

„Nicht die Neigung, oder daß man zu Rom von den vorherigen „Grundſätzen abgegangen wäre und einem deutſchen Kaiſer den Beſitz „beider Sicilien vergönnt hätte, ſondern die andringenden Zeitumſtände „haben Leo den Zehnten zu dieſer Eingeſtehung bemüſſigt. Man weiß „ſich darnach in Rom ſehr wohl zu richten, und die Verſtellungskunſt „iſt allda wenigſtens ſo viel als anderwärts im Schwung, mithin ſich „nicht zu wundern, daß nach einer ſolchen Eingeſtehung, ſobald ſich eine „bequeme Gelegenheit ergibt, an die alten Maßregeln ſich zu halten, „dieſelbe mit Freuden ergriffen werde.

„Von den Militär-Begebenheiten des darauf erfolgten Krieges „viel zu erwähnen iſt unnöthig, nachdem deren Kenntniß heutigen „Tages keinen Nutzen bringt. Mehr dienſam iſt hiebei anzumerken, daß „weil während des großen und langwierigen Zwieſpaltes zwiſchen Frank„reich und Spanien, wozu die Wahl Karl des Fünften Anlaß gegeben, „Leo der Zehnte und deſſen meiſte Nachfolger immerzu Partei geän„dert und ſich bald auf die eine, bald auf die andere Seite geſchlagen, „dieſes ihr Betragen zu der Kirche und der Religion nicht geringem „Abbruch gereicht habe. Eine der erſten Obliegenheiten des der Kirche „ſichtbaren Oberhauptes iſt, einen gemeinſamen Vater geſammter chriſt„katholiſcher Fürſten abzugeben, folglich die Einigkeit unter ihnen „beſtmöglichſt zu erhalten oder wiederherzuſtellen. Und nie iſt die „genaue Erfüllung dieſer Obliegenheit nöthiger, als wenn ſich ein Irr„glaube hervorthut oder mehr überhand nimmt. Wenn alles ruhig „iſt, kann ein ſolcher Samen unſchwer erſtickt werden, oder wenigſtens „deſſen Wachsthum leichter Einhalt geſchehen. Hingegen hat zu allen „Zeiten die Erfahrung bewieſen, daß in unruhigen Zeiten der Irrglaube „immer zunimmt, und wenn die Rechtgläubigen unter ſich uneinig ſind, „die Irrgläubigen ſich ihre Uneinigkeit wohl zu Nutzen zu machen wiſſen „und immer kecker werden."

„Das eigene hat ſich mit Luther ergeben, der Anfangs von der „Kirche abzufallen nicht gedacht haben mag. Die proteſtirenden Geſchichts„ſchreiber geſtehen es ſelber ein. Noch im Jahre 1520 hat er dem „Papſte ſich unterwerfen zu wollen bezeugt. Und wenn mit Beiſeit„ſetzung alles Zankgeiſtes der Artikel der Abläſſe ſo klar und kurz,

„als es vielfältig nachher und beſonders vom gelehrten Biſchof von „Meaux, Boſſuet beſchehen, vorgelegt, auch beiden Theilen, das iſt den „Dominicanern und Auguſtinern das Stillſchweigen auferlegt worden „wäre, würde nach aller Vermuthung unendlich großes Unheil ver„mieden worden ſein. Allein man ließ es auf unnützes Disputiren und „Zanken ankommen, wodurch meiſtens die Materien viel mehr ver„dunkelt als erläutert und die Gemüther aus Antrieb der Eigenliebe „eher erhitzt als herbeigebracht werden."

Zur Kennzeichnung der Art und Weiſe, in welcher Bartenſteins Erörterungen über die Geſchichte Deutſchlands und Oeſterreichs abgefaßt waren, muß es an dieſen Proben genügen. Damals ſcheint man mit ſeiner Arbeit zufrieden geweſen zu ſein, wenigſtens fügte Maria Thereſia der Zurückſendung der Bogen, welche von der Regierung Karls V. handeln, die Worte bei: „Sie ſind wohl admirabel." Und ohne im Entfernteſten leugnen zu wollen, daß Bartenſteins Werk in einzelnen Partien für ſeinen Zweck allzu weit ausgeſponnen war, enthält es doch eine ſolche Fülle intereſſanter Betrachtungen über die Ereigniſſe und Perſonen, die es beſpricht, daß es das harte Urtheil nicht verdient, welches bisher auf Grundlage einer zweifelhaften Autorität [213]) gedankenloſe Nachbeter, ohne es zu kennen, über dasſelbe fällten.

Während in ſolcher Weiſe der hiſtoriſche Unterricht ertheilt wurde, erhielt der Jeſuit Pater Joſeph Franz, Director der philoſophiſchen Facultät an der Wiener Univerſität den Auftrag, den Prinzen mit den wichtigſten Lehrſätzen der Philoſophie bekannt zu machen. Auch hier wurde ein eigens verfaßtes Compendium dem Unterrichte zu Grunde gelegt. Die Naturwiſſenſchaften behandelte man nur ſo nebenher, und köſtlich iſt der Ausſpruch des Rechenſchaftsberichtes über die Erziehung des Erzherzogs, welcher lautet: „Auch die Naturgeſchichte fand ihren „Platz unter den Unterhaltungen [214])." Zu oft wiederholten Malen zeigte man dem Prinzen die reichen Sammlungen des Kaiſers, und zunächſt war es Baillou, der ſie ihm erklärte. Auch Phyſik und Aſtronomie ſuchte man ihm in ſolcher Art beizubringen. Daß man ſich

hiebei nur auf die oberflächlichsten Begriffe beschränkte, ist nach dem Gesagten nicht zu bezweifeln.

Größere Fortschritte als in den Naturwissenschaften machte Joseph ohne Zweifel in der französischen und italienischen Sprache. In der ersteren wählte man vorzugsweise hervorragende Dichter, deren Werke man mit ihm las. Die Zusammenstellung derselben ist freilich nicht selten ganz eigenthümlich. Die dramatischen Arbeiten von Corneille, Racine, Voltaire, Crebillon stehen dabei in vorderster Reihe. Die Satyren von Boileau, das Gedicht über die Religion von dem jüngeren Racine, die Henriade von Voltaire finden wir gleichfalls verzeichnet.

Der Unterricht in der italienischen Sprache wurde dem Erzherzog von dem Bibliotheksbeamten Joseph Martinez ertheilt. Er lernte sie leicht, las und sprach sie gern. Hier bewegte sich die Lectüre großen Theils auf dem Gebiete der Prosa. Ein Theil der Werke Muratori's, die Geschichte der französischen Bürgerkriege von Davila, die Briefe des Cardinals Bentivoglio werden erwähnt, doch fehlen auch Tasso's befreites Jerusalem und Metastasio's dramatische Werke nicht in der Liste.

In der Mathematik setzte Brequin den Unterricht fort und dehnte ihn nach und nach auf die Kriegswissenschaften im Allgemeinen aus. Die Rechtsstudien leitete nach den von Bartenstein angegebenen Grundsätzen der Professor von Pöck. Außer dem Natur- und Völkerrechte wurde insbesondere auf das deutsche Staatsrecht Gewicht gelegt. Die Grundgesetze des Reiches und die im Laufe der Zeiten eingetretenen Aenderungen in denselben wurden ihm erklärt. Man gab ihm, so heißt es in dem Rechenschaftsberichte, „eine äußerst umständliche Beschrei„bung ihrer Gebrechen und der geeigneten Mittel, um im deutschen „Reiche die gesetzliche Ordnung wieder herzustellen und es vor völligem „Verderben zu bewahren. Man machte ihn mit den Rechten des Kaisers, „sowohl mit den unbestreitbaren als mit denen bekannt, welche in Frage „gestellt wurden. Die Einrichtung des Reichstages und der Gerichte „wurde ihm erklärt. Wo der Anlaß sich ergab, wurde er auf die Pri-

vilegien und Vorrechte des Hauses Oesterreich aufmerksam gemacht. Endlich fügte man eine Darstellung der Ansprüche desselben sowie seiner Streitigkeiten mit einigen Kurfürsten und Fürsten des deutschen Reiches hinzu, indem man überall anführte, was für oder gegen dieselben in die Wagschale fiel und in welcher Weise eine Beilegung des Streites am ehesten erreicht werden könnte.

In all diesen Unterrichtszweigen, hauptsächlich aber in der Geschichte befolgte man die Methode, den Prinzen das Gehörte kurz wiederholen zu lassen; am anderen Morgen mußte er es zu Papier gebracht haben. Von drei zu drei Monaten wurden Prüfungen abgehalten, welchen seine Eltern und diejenigen Personen zugezogen wurden, deren Urtheil dieselben über die Fortschritte des Erzherzogs zu hören wünschten. Von Schmeichelei war dabei keine Rede und nicht selten fiel das Urtheil recht ungünstig aus. So waren es beispielsweise die Rechtsstudien, in denen man die Fortschritte des Prinzen durchaus nicht belobte [215]). Das Gegentheil war in Bezug auf Geschichte und Sprachen der Fall, von welch letzteren man ihn auch in der slavischen [216]) unterrichtete. Und merkwürdig genug ist der Beweggrund, welchen man dafür angab. „Wenn auch diese Sprache," sagt der Rechenschaftsbericht, „in einigen Provinzen Oesterreichs nicht in Gebrauch ist, so „würde doch die enge und aufrichtige Freundschaft, welche zwischen der „Kaiserin und Ihrer russischen Majestät obwaltet, für den Prinzen ein „mächtiger Sporn sein, um sie zu erlernen" [217]).

Fügt man noch hinzu, daß von seinem vierzehnten Lebensjahre angefangen Joseph von seinen kaiserlichen Eltern wieder mehr und mehr in ihre Gesellschaft gezogen wurde, daß er an ihrer Tafel speiste und mit ihnen Vergnügungsfahrten unternahm, daß man die Zahl seiner Kammerherren wieder auf fünf vermehrte, um ihm gesellige Abwechslung zu geben, daß er auch die nöthigen Leibesübungen fleißig betrieb, so wird man einen ziemlich richtigen Ueberblick über das Verfahren besitzen, welches bei seiner Erziehung beobachtet wurde. Man mag es loben oder tadeln, man mag mit der Auswahl der Personen oder der Lehrgegenstände einverstanden sein oder nicht, so wird man doch zugeben müssen, daß die Beschuldigung, welche auch jetzt noch so oft

gegen Maria Thereſia erhoben wird, ſie habe der Erziehung ihres älteſten Sohnes nicht die erforderliche Sorgfalt gewidmet, eine völlig unbegründete iſt. Im Gegentheil gab es nicht leicht etwas, was der Kaiſerin in höherem Grade am Herzen lag. Die zahlreichen Aufzeichnungen, welche das kaiſerliche Staatsarchiv darüber verwahrt, ſind hiefür wohl der beſte und unwiderleglichſte Beweis.

Es wird oftmals behauptet, daß Maria Thereſia's zweitgeborner Sohn, Erzherzog Karl, der am 1. Februar 1745 zur Welt kam, von der Kaiſerin vor dem älteren Bruder ſichtlich bevorzugt worden ſei. Ein glaubwürdiges Zeugniß hiefür hat ſich bis jetzt nicht auffinden laſſen. Wenn aus der Menge desjenigen, was wir an Aufzeichnungen über die Erziehung der beiden Prinzen beſitzen, auf das Maß der Sorgfalt geſchloſſen werden könnte, welche man dem Einen wie dem Anderen zuwandte, ſo müßte die Entſcheidung ſehr zu Gunſten Joſephs gefällt werden. In Bezug auf Karl findet ſich nichts vor als die Inſtruction, welche Batthyany dem Erzieher desſelben, Namens Wynants ertheilte. Sie iſt im Weſentlichen derjenigen nachgebildet, welche La Mine in Bezug auf Joſeph empfing, nur enthält ſie auch eine Charakteriſtik des Zöglings, um den es ſich handelt, welche bei jener leider vermißt wird.

Die vielverſprechende natürliche Begabung des Knaben, ſein gutes und wohlwollendes Gemüth, die Höflichkeit ſeiner Umgangsweiſe werden rühmend hervorgehoben. Wenn man ſich mit ihm befaſſe, wiſſe er die rührendſten Ausdrücke zu finden, um für ſich einzunehmen. Seit ſeiner früheſten Jugend habe er große Lebhaftigkeit des Geiſtes und geſundes Urtheil entwickelt. Auch Feſtigkeit des Charakters könne man ihm nachrühmen; leider ſei ſie in letzterer Zeit in Eigenſinn ausgeartet. Sein ſanguiniſches Temperament mache ihn überdieß zu heftigen Zornesausbrüchen geneigt, denen mit vollſter Entſchiedenheit zu begegnen ſei. Niemals möge man ihn in dem Augenblicke, in welchem er noch ganz vom Zorne beherrſcht wird, ſondern immer erſt dann beſtrafen, wenn er ſich wieder beruhigt hat. Auch dann dürfe das Unvermeidliche nur in wohlwollender Form, ja mit dem offenen Bedauern geſchehen, daß man durch ihn ſelbſt ſich gezwungen ſehe, zur Beſtrafung zu ſchreiten.

Ein anderer Fehler des Erzherzogs Karl, fährt Batthyany fort, beſtehe in ſeiner großen Neigung zur Zerſtreutheit. Eine Fliege, ein Sandkorn genüge, ſeine Aufmerkſamkeit von den ernſten Gegenſtänden abzuziehen, mit denen er ſich während der Lehrſtunden beſchäftigen ſolle. Auch dieſem Fehler ſei unmerklich, aber unabläſſig entgegen zu wirken. Auch dem Erzherzog Karl gegenüber müſſe man die Kunſt verſtehen, ſich gleichmäßig lieben, hochachten und fürchten zu machen [218]).

Während die Oberleitung der Erziehung des älteſten Erzherzogs einzig und allein in Batthyany's Hände gelegt war, ſtand ihm bei Joſephs jüngeren Brüdern Karl und Leopold noch Graf Philipp Künigl als Vice-Ajo zur Seite. Claudius Joſeph Orry de Morveau, Jacob Sauboin und Franz Jungblut waren die Lehrer des Erzherzogs Karl. Auch Leopold wurde von Sauboin unterrichtet. Sein zweiter Lehrer hieß Johann Braſſeur.

Weniger Sorgfalt als auf den Unterricht ihrer Söhne ſcheint Maria Thereſia auf denjenigen ihrer Töchter verwendet zu haben. Wer die Fertigkeit, mit welcher Joſeph und Leopold ſchon in ihrem Jünglingsalter ihre Gedanken und Anſchauungen ſchriftlich auszudrücken wußten, mit der Art und Weiſe vergleicht, wie dieß von Maria Thereſia's jüngſter Tochter Antonie in deren erſten Briefen aus Frankreich geſchah, der wird bald über den Unterſchied klar ſein, welcher zwiſchen dem Unterrichte der Erzherzoge und dem ihrer Schweſtern obwaltete. Die Tagesordnung, wie ſie den letzteren von ihrer Mutter vorgezeichnet wurde, enthält in der That nur vier eigentliche Lehrſtunden täglich, und außerdem noch eine halbe Stunde geſchichtlicher Lectüre. Andachtsübungen wurden ihnen gleichfalls nicht in höherem Maße auferlegt, als wir dieß in der Stundeneintheilung für Joſeph geſehen haben [219]). Aber auch hier wie dort mag es gelten, daß dasjenige, was in dieſer Beziehung die Kaiſerin von ihren Kindern verlangte, nicht in der gewöhnlichen Stundenvertheilung verzeichnet, ſondern hauptſächlich durch die kirchlichen Feſte veranlaßt wurde.

Siebentes Capitel.

Ungarn und der Landtag von 1751.

Es existirt eine Aufzeichnung von der Hand Maria Theresia's, nach dem Tode ihres Gemals niedergeschrieben, in welcher sie sagt, er sei es gewesen, der sie die Ungarn lieben gelehrt habe. Bekanntlich war er vier Jahre vor seiner Vermälung, im Mai 1732 von Kaiser Karl VI. zum Statthalter Ungarns ernannt worden. Man weiß, daß er Anfangs keineswegs zufrieden war mit dieser Bestimmung, und auch in Ungarn hätte man wohl die Ernennung eines Palatins weit lieber gesehen als die Berufung eines fremden Prinzen zu der Würde eines Statthalters, welche in der alten Verfassung des Landes keine Begründung besaß. Aber bald zeigte man sich von beiden Seiten zufrieden mit der getroffenen Wahl. Die einnehmende Umgangsweise des Herzogs Franz von Lothringen und wohl mehr noch sein zu Tage tretendes eifriges Bestreben, sich mit den Zuständen des seiner Leitung anvertrauten Landes gründlich bekannt zu machen, gewannen ihm das Zutrauen und die Neigung der Ungarn. Eine Bereisung des Landes, welche er bis nach Belgrad ausdehnte, brachte ihn mit einer großen Anzahl der Einwohner desselben in Berührung. Er lernte ihre guten Eigenschaften kennen und war ihnen, so oft er nur konnte, ein warmer Fürsprecher am Hofe.

Die für Ungarn günstige Einwirkung des Herzogs von Lothringen auf die Stimmung seiner Gemalin wurde von dem Augenblicke angefangen, in dem sie zur Regierung kam, durch denjenigen ihrer

Rathgeber, welchem ſie damals am meiſten Vertrauen ſchenkte, den Grafen Gundacker Starhemberg eifrig gefördert. Den Ungarn gegenüber müſſe man, ſo hatte er ſchon in der erſten Conferenz erklärt, welche über die ungariſchen Angelegenheiten ſtattfand, das früher Geſchehene vergeſſen und ihnen volles Vertrauen zeigen. Nur wenn man dieß thue, werde man ſie zu Opfern vermögen, deren man aufs dringendſte bedürfe.

Dieſe Anſchauung war es denn auch, welche Maria Thereſia zur Grundlage ihrer Handlungsweiſe gegen Ungarn machte. Mit vollſtem Vertrauen kam ſie dem Lande entgegen; die ganze Zeit, während deren der Landtag von 1741 in Preßburg verſammelt war, brachte ſie daſelbſt zu, und wenn damals auch gar manche Härten, gar manche Schroffheiten zu Tage traten, welche Maria Thereſia empfindlich verletzten, wenn auch der wirkliche Verlauf des Landtages weſentlich abwich von der Art und Weiſe, in welcher man jene Ereigniſſe ſeither darzuſtellen ſich gewöhnte, ſo war doch in der Hauptſache, der Bewilligung ausgiebiger Truppenhülfe wider die übermächtigen Gegner, die von allen Seiten auf Maria Thereſia eindrangen, das Reſultat der Landtagsverhandlungen gewiß nur ein befriedigendes zu nennen. Freilich entſprach auch jetzt wieder die Art der Ausführung der gefaßten Beſchlüſſe nicht ganz den gehegten Erwartungen. Nur langſam und in unzureichender Zahl ſtellten ſich Anfangs die ungariſchen Truppenabtheilungen ein. Aber nach und nach wurden die aus Ungarn nach den Feldlagern ſtrömenden Schaaren immer dichter, ihre anfänglich nur wenig gelobte Kriegstüchtigkeit beſſerte ſich mehr und mehr, und im zweiten ſchleſiſchen Krieg, insbeſondere zur Zeit des Ueberganges über den Rhein leiſteten ſie die wichtigſten Dienſte.

Dieſelben wurden denn auch von Maria Thereſia jederzeit mit Dankbarkeit anerkannt. Aber darum konnte ſich die Kaiſerin doch nicht verhehlen, welch gewaltiger Uebelſtand darin lag, daß Ungarn ſo unverhältnißmäßig wenig zu den allgemeinen Staatslaſten beitrug. Ein Land, welches, Siebenbürgen natürlich nicht mitgerechnet, ſowohl an Flächeninhalt als Einwohnerzahl mehr als den dritten Theil des öſterreichiſchen Staates ausmachte, trug vielleicht nicht den zehnten Theil

der Laſten desſelben. Da war es denn nicht anders als natürlich, daß Maria Thereſia, als ſie mit der Aufbringung des Fondes ſich beſchäftigte, aus welchem künftighin die Ausgaben für die neu aufzuſtellende Heeresmacht beſtritten werden ſollten, daran denken mußte, hiezu auch Ungarn ſtärker als bisher heranzuziehen. Seit dem Jahre 1729 wurden von dieſem Lande dritthalb Millionen als Kriegsſteuer entrichtet. Bei dieſem Betrage, der nur die Hälfte desjenigen ausmachte, was beiſpielsweiſe Böhmen nach der neuen Vertheilung zu zahlen hatte, meinte man es ohne die grellſte Ungerechtigkeit gegen die weſtöſterreichiſchen Länder unmöglich bewenden laſſen zu können. Selbſt wenn man, ſo glaubte man in Wien, von Ungarn ſtatt der zuerſt veranſchlagten dritthalb Millionen nur etwa zwölfmalhunderttauſend Gulden mehr verlangte als bisher, ſo würde dieſes Land, das auch dann erſt zwei Drittheile der Leiſtungen des um die Hälfte kleineren Böhmens übernähme, wegen etwaiger Ueberbürdung ſich nicht zu beklagen haben.

So wenig ſich gegen die Richtigkeit dieſer Anſchauung auch einwenden ließ, ſo zögerte Maria Thereſia doch lange Zeit, Hand anzulegen an die Verwirklichung eines ſolchen Planes. Denn ſie wußte wohl, daß ſolches in Ungarn geſetzlich nur im Wege eines Landtages ſtattfinden könne. Mit Recht trug ſie Bedenken, ſich hierüber hinweg zuſetzen; andererſeits aber erſchien ihr nach demjenigen, was ſie während des Landtages von 1741 perſönlich erlebt hatte, die Wiederberufung eines ſolchen gleichfalls nicht wünſchenswerth[220]). So ging man denn ein Paar Jahre hindurch nicht weiter als daß man hie und da hervorragenden Ungarn Andeutungen über das Wünſchenswerthe einer Erhöhung des Beitrages ihres Landes zu den Staatslaſten machte, Andeutungen, welche jedoch jederzeit ablehnend beantwortet wurden[221]).

Insbeſondere ſoll der greiſe Palatin Graf Johann Palffy es geweſen ſein, welcher die Kaiſerin vor einer Erhöhung der Auflagen in Ungarn warnte und ſie bat, ihn die allgemeine Unzufriedenheit nicht mehr erleben zu laſſen, welche eine ſolche Maßregel in ſeinem Vaterlande unzweifelhaft hervorrufen werde[222]). Als aber zuletzt das Bedürfniß nach größeren Geldzuflüſſen aus Ungarn immer mächtiger und die berechtigte Klage über die allzu geringe Betheiligung Ungarns an

der Bestreitung der Ausgaben des Staates immer vernehmbarer [223]) wurde, konnte es Maria Theresia nicht länger vermeiden, zu einer wenigstens theilweisen Aenderung dieses Verhältnisses ernstliche Schritte zu thun.

Zu dem hier erwähnten Beweggrunde kam noch der Wunsch der Kaiserin, wo möglich einen Anlaß herbeizuführen, bei welchem sich auf gesetzlichem Wege gewisse Modificationen in der bisherigen ungarischen Verfassung durchsetzen ließen. Ohne Zweifel dachte sie hiebei an eine Stärkung der Regierungsgewalt den Rechten der Stände gegenüber, wie sie ja nicht nur im Sinne Maria Theresia's allein, sondern in dem ganzen Geiste ihrer Zeit, und man fühlt sich bei der Art, in welcher die Stände damals fast überall verfuhren, fast zu dem Geständnisse gezwungen, auch im Interesse der Bevölkerung überhaupt lag. Aber nicht weniger als um die Kräftigung ihrer eigenen Autorität war es der Kaiserin darum zu thun, andere Grundsätze der Gesetzgebung und Verwaltung, als sie in Ungarn herrschten, welch letztere ein gleichzeitiger Berichterstatter wahrhaft „barbarische und ostrogothische" nennt, dort nach und nach einzuführen [224]). Vornehmlich dachte sie daran, das wirklich empörende Mißverhältniß der Stellung des Adels und der Geistlichkeit auf der einen, zu derjenigen der Bürger und der Bauern auf der anderen Seite allmälig zu einem minder grellen, einem minder ungerechten zu gestalten. Die gänzliche Steuerfreiheit der beiden ersteren und die alleinige Belastung der zwei letzteren Classen nach und nach zu beseitigen, dieses Ziel wurde von Maria Theresia schon damals ernstlich in's Auge gefaßt. Nicht von der Eigenschaft der Person, sondern von dem Besitze wollte sie künftighin die Steuerzahlung abhängig machen. Der Eigenthümer eines Gutes sollte auf Grundlage dieses Besitzes die von demselben zu entrichtende Abgabe tragen, er mochte nun adelig sein oder nicht.

Es kann nicht geleugnet werden, und wird auch von unparteiischen Zeitgenossen anerkannt, daß der Wiener Hof in dieser Sache mit großer Behutsamkeit vorging [225]). Aber er war so sehr von dem Gefühle der Gerechtigkeit seiner Sache durchdrungen, daß er schon daraus eine gewisse Zuversicht auf das Gelingen derselben schöpfte.

Und am meiſten wurde er darin durch die entweder in Wien lebenden oder doch mit dem Hofe in inniger Beziehung ſtehenden vornehmen Ungarn beſtärkt, welche wohl ihre eigene Macht etwas überſchätzend, und im Gegenſatze zu ihren früheren Aeußerungen, der Kaiſerin jetzt beſtimmte Ausſicht auf die Verwirklichung der Zwecke eröffneten, die ſie verfolgte [226]). Freilich fehlte es auch nicht an Stimmen, welche der Kaiſerin vorherſagten, die Mehrzahl der Deputirten würde von den ſie entſendenden Comitaten angewieſen werden, in keine Erhöhung der Steuern zu willigen [227]). Maria Thereſia ſelbſt aber mochte der anderen und erwünſchteren Anſchauung ſich zuwenden; darum blieb es bei der beabſichtigten Berufung des Landtages, und das Begehren der Steuererhöhung wurde denn auch an die Spitze der königlichen Propoſitionen geſtellt.

Auf den 18. April 1751 lautete die Einberufung zum Landtage; vier Tage ſpäter fand die erſte Sitzung ſtatt. Am 27. April überbrachten die Delegirten des Landtages, ſechsundvierzig an der Zahl, unter Führung des Erzbiſchofes von Erlau, Grafen Franz Barkoczy, die Einladung zum Landtage an die Kaiſerin und ihre Familie nach Wien. Wahrſcheinlich war es ſchon vorher verabredet, daß die Anreden an Maria Thereſia und ihren Gemal, dann an den Thronerben Joſeph in lateiniſcher, an den zweitgebornen Prinzen, den Erzherzog Karl aber in ungariſcher Sprache gehalten werden ſollten. Während die Erſteren lateiniſch erwiederten, geſchah ſolches von dem ſechsjährigen Prinzen Karl mit einigen ungariſchen Worten. Aber es wurde dieß hoch aufgenommen, und man hob es hervor, daß der Prinz das erſte Mitglied der kaiſerlichen Familie ſei, welches ſich jemals der ungariſchen Sprache bedient habe [228]).

Am 8. Mai begab ſich Maria Thereſia mit ihrem kaiſerlichen Gemal von Wien nach Preßburg, wohin ihre Söhne Joſeph, Karl und Leopold, dann ihre Töchter Marianne und Marie ihr bereits vorangegangen waren. Wie es vor zehn Jahren geſchehen, ſo wurde auch jetzt wieder das kaiſerliche Ehepaar auf der Haide bei Wolfsthal, an der Grenze des Königreiches Ungarn von den Mitgliedern des Landtages feierlich empfangen. Dießmal hielt der Erzbiſchof von Kalocsa — der

Sitz des Primas war schon seit fünf Jahren erledigt — Graf Nicolaus Csaky die Begrüßungsrede in lateinischer Sprache. Nachdem Maria Theresia, ohne sich niederzulassen, auf dieselbe nur kurz entgegnet hatte, wurde der ganze Adel zum Handkusse zugelassen, und unmittelbar darauf begann der feierliche Zug nach Preßburg und in das königliche Schloß. Bei dem Einzuge in das letztere reichte man der Kaiserin das Kreuz zum Kusse, welches vor fast drei Jahrhunderten König Mathias Corvinus dem Graner Domcapitel geschenkt hatte.

Am 10. Mai fand durch Maria Theresia die offizielle Eröffnung des Landtages mit dem gewöhnlichen Gepränge statt. Magnaten und Stände strömten in großer Zahl in das königliche Schloß. Nach dem feierlichen Gottesdienste erschien Maria Theresia im Rittersaale und nahm auf dem Thronsessel Platz. Mit höchster Freude erfüllte es die für derartige Aeußerlichkeiten so sehr empfänglichen Ungarn, daß die drei jungen Erzherzoge, welche neben dem Throne ihrer Mutter sich aufstellten, schwarze ungarische Kleidung trugen. Zuerst hielt der Hofkanzler Graf Leopold Nadasdy im Namen der Regierung die gewöhnliche ungarische Anrede an die versammelten Stände. Nach ihm sprach Maria Theresia selbst zu ihnen in kurzer lateinischer Rede, für die bewiesene Treue zu danken, zur Eintracht zu ermahnen und ihr Wohlwollen für die Ungarn, sowie ihr Vertrauen zu denselben lebhaft zu betonen. Jetzt wurden die königlichen Propositionen dem Erzbischofe von Kalocsa übergeben, welcher hierauf die lateinische Schlußrede hielt. Nun kehrten die Stände nach dem Sitzungspalaste zurück. In gemeinschaftlicher Versammlung der beiden Tafeln wurden die Propositionen durch den greisen Judex Curiae, Grafen Georg Erdödy eröffnet und durch den Protonotar des Palatins, Gabriel Pécsy, welcher das gleiche Amt schon vor zehn Jahren versehen hatte, mit lauter Stimme verlesen.

Nach warmer Lobpreisung der Ungarn für dasjenige, was sie während des vergangenen Krieges zur Beschirmung des eigenen Landes vor feindlichem Einbruche und zur Befreiung der übrigen österreichischen Gebietstheile von demselben gethan [229]), wurden in den Propositionen vorerst die Segnungen des Friedens und die Nothwendigkeit

hervorgehoben, sie durch Aufstellung einer ausreichenden bewaffneten Macht sich auch für die Zukunft zu erhalten. Hiezu seien aber größere Geldmittel als die bisher bewilligten nöthig. Der Staatsschatz sei in Folge des langdauernden Krieges völlig erschöpft, durch den Verlust wichtiger Provinzen in seinen Einkünften geschmälert, mit Schulden überlastet. Die nichtungarischen Länder der Kaiserin hätten mit Aufbietung all ihrer Kräfte das Möglichste gethan, um das Erforderniß aufzubringen; Allem allein zu genügen vermöchten sie jedoch nicht. Darum wünsche Maria Theresia eine Vermehrung der ungarischen Militärcontribution um zwölfmalhunderttausend Gulden. Durch eine von den Ständen vorzunehmende zweckmäßige Vertheilung dieser neuen Belastung könne dieselbe weniger fühlbar gemacht, und solle die gesetzliche Steuerfreiheit des Adels dadurch in keiner Weise verletzt werden. Von der Anhänglichkeit und dem patriotischen Eifer der Ungarn erwarte die Königin die Erfüllung ihres gerechten Begehrens.

Es war dieß eigentlich der einzige Inhalt der königlichen Proposition, welche nach deren Verlesung Graf Georg Erdödy den Ständen zur Annahme dringend empfahl. Hiemit wurde die Sitzung geschlossen, aber schon um acht Uhr des nächsten Morgens versammelten die Stände sich wieder, um den Inhalt eines zweiten königlichen Schreibens zu vernehmen, durch welches sie zur Wahl eines Palatins an Stelle des erst vor wenig Wochen verstorbenen hochbejahrten Grafen Johann Palffy aufgefordert wurden. Dem uralten Herkommen gemäß schlug Maria Theresia vier Candidaten, und zwar zwei Katholiken, die Grafen Georg Erdödy und Ludwig Batthyany, dann zwei Protestanten, die Freiherren Paul Revay und Emmerich Zay zur Palatinswürde vor. Nachdem diese Namen genannt worden waren, erhob sich zuerst Graf Georg Erdödy, seinem Danke für das ehrende Zutrauen seiner königlichen Herrin Ausdruck zu verleihen. Nach ihm that Ludwig Batthyany das Gleiche, und nun verließen Beide den Sitzungssaal, um durch ihre Gegenwart die freie Wahl nicht zu beirren. Ihnen folgte als Bruder des einen der beiden Bewerber der Feldmarschall und Ban von Croatien, Graf Karl Batthyany. Nun ergriff der königliche Personal, Georg Fekete von Galantha das Wort, um

die Verdienſte zu preiſen, welche Graf Ludwig Batthyany in ſeiner früheren Stellung als Hofkanzler Ungarns um das Land ſich erworben. Noch während er ſprach, ertönten immer lauter und lauter die Zurufe: „Es lebe Ludwig Batthyany, des Reiches Palatin.“ Aus dem Saale verpflanzte ſich dieſer Ruf in den Hof und die Straßen; überall wurde er einſtimmig wiederholt. Der Biſchof Franz Klobuſiczky von Agram aber wurde an die Spitze der Deputation geſtellt, welche den Auftrag erhielt, den neuen Palatin zu begrüßen und in die Mitte der Verſammlung zurückzugeleiten. Alſo geſchah es, und die gleichzeitigen Aufzeichnungen bemerken ausdrücklich, daß mit dem nunmehrigen Palatin auch der andere Bewerber Graf Georg Erdödy in den Saal zurückgekehrt ſei, ſeinen früheren Platz wieder eingenommen und erklärt habe, auch er ſei mit dem Geſchehenen zufrieden. Gleichſam zur Entſchädigung erhielt Erdödy den Orden des goldenen Vließes, welchen ihm am Pfingſtſonntage der Kaiſer unter großer Feierlichkeit umhing. Der neue Palatin aber verfügte ſich in Begleitung ſämmtlicher Mitglieder der beiden Tafeln in das Schloß und ſchwor den Eid der Huldigung und der Treue in die Hände der Königin. Und am folgenden Tage, am 11. Mai, geſchah das Gleiche durch den Präſidenten der ungariſchen Hofkammer, den Grafen Anton Graſſalkovics, welcher von den Ständen zum Kronhüter beſtellt wurde. Neben ihm erhielt der kaiſerliche Geſandte in Spanien, Graf Nicolaus Eſterhazy den gleichen Poſten, und ſtatt ſeiner ſchwor ſein Bruder Graf Franz Eſterhazy den Huldigungseid. Nicht leicht hätte man eine Wahl zu treffen vermocht, durch welche es greller gezeigt worden wäre, daß man die Würde eines Kronhüters nur als einen leeren Titel ohne thatſächliche Verpflichtungen anſah. Denn wie hätte ein dauernd und in weit entferntem Lande Abweſender die ungariſche Krone zu hüten vermocht.

Es iſt nicht im mindeſten zu bezweifeln, daß der Ausgang dieſer Wahlen den Wünſchen Maria Thereſia's vollſtändig entſprach. Aber eine arge Täuſchung wäre es geweſen, wenn man durch dieſen erſten und raſchen Erfolg ſich zu dem Glauben hätte verleiten laſſen, daß auch die übrigen Landtagsverhandlungen eben ſo glatt ablaufen würden. Schon in der Sitzung der unteren Tafel vom 14. Mai wurde der

Vorſchlag, einen Ausſchuß niederzuſetzen, der ſich mit der Vorverhandlung über die königlichen Propoſitionen zu beſchäftigen habe, mit dem Bemerken zurückgewieſen, ſolches könne erſt dann geſchehen, wenn man ſich über die vor den Thron zu bringenden Beſchwerden des Landes geeinigt haben werde. Man müſſe zu dieſem Ende, wurde von Gabriel Pronay, Delegirtem des Peſter Comitates hervorgehoben, ſowohl Nachforſchung pflegen, ob die auf den früheren Landtagen gegebenen Geſetze auch wirklich zur Ausführung gelangt ſeien, als die damals vorgebrachten Beſchwerden, über welche ein Beſchluß der Krone noch nicht erfolgte, neuerdings aufnehmen und zur Entſcheidung der Königin vorlegen.

Man einigte ſich endlich dahin, vorerſt die Commiſſion zur Ausarbeitung der Vorlage über die Beſchwerden des Landes zuſammenzuſetzen. Und auch die Magnatentafel, obgleich deren Mitglieder Anfangs verlangt hatten, es möge dem Begehren der Regierung raſch und vollſtändig entſprochen werden, ſtimmte endlich dem Beſchluſſe der Ständetafel bei; doch fügte ſie die Mahnung hinzu, man möge ſich mit jener Arbeit thunlichſt beeilen.

Auch jetzt zeigte ſich neuerdings die regelmäßig wiederkehrende Erſcheinung, daß der Hof in der Magnatentafel ſeine hauptſächlichſte Stütze fand, während die Reihen der Delegirten der Comitate ſeine eifrigſten Gegner enthielten. Es war dieß auch nicht anders als natürlich, denn mit großer Klugheit hatte die Kaiſerin die Mitglieder der vornehmſten Adelsfamilien für ſich und die Sache ihres Hauſes zu gewinnen verſtanden. Während ſonſt mit nur wenigen Ausnahmen die ungariſchen Magnaten nur in ſeltener Berührung mit dem Hofe ſich befanden, war dieß ſeit Maria Thereſia's Thronbeſteigung anders geworden. Man wies darauf hin, um wie viel mehr Mitglieder des hohen ungariſchen Adels als früher in einflußreichen Stellungen im Staatsdienſte ſtanden. „Es iſt eine unleugbare Thatſache", ſagt der venetianiſche Botſchafter Tron, „daß die Palffy, die Batthyany, die „Eſterhazy und Andere gänzlich vom Hofe abhängen." Zwei Mitglieder der letzteren Familie befanden ſich, was früher niemals der Fall geweſen, als Geſandte Oeſterreichs an fremden Höfen, und einem Batthyany

war ſogar die Erziehung des Kronprinzen anvertraut. Dieſe Familien aber und diejenigen, die mit ihnen verwandt und befreundet waren, übten den mächtigſten Einfluß im Oberhauſe und lenkten dasſelbe nach dem Willen der Königin.

Ganz anders als hier ſah es jedoch bei der zweiten Kammer, der Ständetafel aus, und da rächte ſich wohl ein wenig der unglückliche Grundſatz des Hofes, immer und ausſchließlich nur mit den vornehmſten Adelskreiſen zu verkehren und darüber diejenigen zu vernachläſſigen, durch welche das eigentliche Intereſſe, die geiſtige und materielle Kraft des Landes ungleich mehr repräſentirt wurde [230]). Freilich wäre es auch ſchwerer geweſen, die Anziehungsmittel, welche dem Hofe den Magnaten gegenüber zu Gebote ſtanden, auf ſo weitausgedehnte Kreiſe zu erſtrecken, welche noch überdieß dafür weniger empfänglich ſein mochten. Denn wie die Magnaten vom Hofe, ſo waren die Abgeordneten von den Comitaten abhängig, und in dieſen regte ſich wohl noch häufig jener alte Oppoſitionsgeiſt, welcher gegen Alles ankämpfte, was die Regierung anſtrebte, und es ſchon darum verwerflich fand, weil es eben von der Regierung kam. Wurde nun von der letzteren noch überdieß ein Begehren geſtellt, welches mit einer Erhöhung der bisherigen Leiſtungen verbunden war, ſo genügte dieſer Umſtand allein ſchon, den heftigſten Widerſtreit wachzurufen. Freilich ſollte man ſich darüber ſchon deßhalb verwundern, weil ja dieſe Leiſtungen nicht vom Adel, aus welchem einzig und allein die Delegirten der Comitate gewählt wurden, ſondern nur von den Unadeligen zu tragen geweſen wären. Aber der Edelmann wußte nur allzu gut, daß eine ſtärkere Belaſtung des Bauers auch auf ihn ſelbſt nicht ohne Rückwirkung bleibe. Denn je mehr der Bauer dem Staate gegenüber zu tragen hatte, deſto weniger konnte er für den Edelmann leiſten. Und endlich mochte der letztere, und nicht mit Ungrund beſorgen, daß trotz der Verſicherung der Regierung ein Theil dieſer Laſten, wenn in der That die Schultern des Bauers zu ſchwach wären für dieſelben, nach und nach auf diejenigen des Edelmannes übertragen werden könnten, womit die ſo eiferſüchtig bewahrte Steuerfreiheit desſelben vernichtet worden wäre. Darum war man alſo von allem Anfange an bei der unteren Tafel dem Begehren der Königin nicht günſtig geſtimmt. Vor

der Hand vermied man zwar jede offene Erklärung hierüber, aber man wandte ſich, und mußte dieß wohl auch thun, an die Comitate um Inſtruction über die Haltung, welche dem Begehren der Regierung gegenüber zu beobachten wäre. Denn wie ein in Preßburg anweſender Zeitgenoſſe verſichert, hatten die Deputirten der meiſten Comitate in ihren Inſtructionen den ſtrengen Auftrag erhalten, nicht nur keine neuen Steuern zu bewilligen, ſondern auf Herabſetzung der ſchon beſtehenden zu dringen, indem das Land ſchon dieſe nicht mehr zu tragen vermöge [231]). Durch die Einholung der Inſtructionen allein ſchon und durch das Abwarten derſelben trat aber eine dem raſchen und nicht gerade geduldigen Weſen der Kaiſerin keineswegs willkommene Verzögerung ein.

Die Zwiſchenzeit wurde von der niedergeſetzten Commiſſion zur Berathung der Vorlage über die Beſchwerden des Landes benützt. In drei verſchiedenen Abtheilungen ſollten dieſelben vorgelegt werden, von welchen die erſte die politiſchen, die zweite diejenigen Beſchwerden, deren Behebung die Entrichtung der Contribution erleichtern ſollte, die dritte aber die juridiſchen Beſchwerden umfaßte. Jede dieſer Abtheilungen ſollte von einem anderen Verfaſſer ausgearbeitet werden. Zu dieſem Ende wurde die erſte Abtheilung dem Protonotar des Palatins, Gabriel Péeſy, die zweite dem Protonotar des Judex Curiae, Anton Brunszvik, die dritte endlich dem Protonotar des Perſonals, Paul Nagy zugewieſen.

Brunszvik war der erſte, deſſen Arbeit, weil ſie ſich auf den dringendſten Gegenſtand, auf die Entrichtung der Contribution bezog, ſchon in der gemeinſchaftlichen Sitzung vom 29. Mai dem Landtage vorgelegt wurde. Nur geringe Aenderungen nahm man an derſelben vor; und nachdem auch die erforderliche Vereinbarung mit den Magnaten durch wechſelſeitiges Nachgeben erfolgt war, kam die Eingabe an die Königin am 3. Juni wirklich zu Stande.

Sie beginnt mit einer in düſtere Farben gekleideten Darſtellung des materiellen Zuſtandes von Ungarn. Noch ſeien, ſo wird darin geſagt, die Wunden nicht geheilt, welche die Kriege gegen die Türken dem Lande geſchlagen hätten. Ja auch der Erbfolgekrieg ſei nicht ohne nach-

theilige Rückwirkung auf die Entwicklung des Wohlſtandes von Ungarn geblieben. Ueberdieß empfinde man ſchmerzlich die Nachwehen der Verheerungen, welche durch Seuchen unter Menſchen und Vieh, durch Mißwachs, Ueberſchwemmungen, durch Heuſchreckenſchwärme und ähnliche Heimſuchungen über das Land gebracht worden ſeien. Hiezu komme noch die Geringfügigkeit des Preiſes, den man für die Naturproducte Ungarns zu erzielen vermöge. Die einer völligen Werthloſigkeit dieſer Erzeugniſſe faſt gleichkommende Unzulänglichkeit ihres Preiſes rühre aber hauptſächlich davon her, daß denſelben jeder Abſatz außerhalb Ungarns verſperrt ſei, während das wenige Geld, welches ſich im Lande befinde, für Induſtrieproducte, an denen es Ungarn größtentheils fehle, nach Außen hin abfließe. Der ehemalige Handel mit ungariſchem Hornvieh nach Venedig ſei durch die Zölle, denen man ihn in Steiermark und Kärnten unterzogen habe, zu Grunde gerichtet worden. Obgleich man, dieß einſehend, jene Zölle wieder aufhob, blieben jetzt doch die Venetianer den in der Zwiſchenzeit eröffneten Abſatzwegen für Hornvieh aus Albanien und anderen türkiſchen Nachbarprovinzen treu. Mehr als ſechsmalhunderttauſend Gulden jährlicher Einnahme würden hiedurch Ungarn entzogen. Der gleichen Bedrückung unterliege dieſer Handel nach dem Erzherzogthume Oeſterreich. Der unerſchwingliche Zoll lähme ihn völlig, und hiezu komme noch, daß man den Ungarn ſelbſt den Durchfuhrhandel mit ihrem eigenen Vieh nach Deutſchland nicht geſtatte. Die öſterreichiſchen Viehhändler und Metzger nähmen denſelben für ſich allein in Anſpruch. In gleicher Art würden auch Wein, Getreide und Wolle bei der Einfuhr in die deutſch-öſterreichiſchen Provinzen behandelt; ſo ſei der frühere Zoll auf Getreide jetzt auf das vierfache erhöht worden.

Während in ſolcher Weiſe der ungariſche Handel empfindliche Beeinträchtigung erfahre und dadurch das Zuſtrömen baren Geldes in das Land unmöglich gemacht werde, geſtatte man, daß dasſelbe ſich noch auf anderem Wege nach dem Auslande verliere. Obgleich durch die Verträge mit der Türkei der Handel von dort nach Ungarn ausdrücklich nur auf Waaren beſchränkt ſei, geſchehe es doch ungeſtraft, daß Serben, Griechen und Armenier viele tauſend Stücke Vieh aus den türkiſchen Grenzländern nach Ungarn trieben, ſie dort vortheilhaft

verkauften und daher große Geldſummen aus Ungarn nach der Türkei brächten. Ebenſo hätten Griechen, Armenier und Juden ſich des vormals ziemlich ſchwunghaften Handels mit Tokayer Wein nach Galizien größtentheils bemächtigt und denſelben theils zu eigenem Vortheile ausgebeutet, theils durch Verfälſchung des Weines zu Grunde gerichtet. Es möge daher dieſen Leuten der Ankauf von Wein und der Handel mit demſelben völlig verboten werden. Die Anfertigung von Kleidungsſtücken für das Militär werde niemals in Ungarn bewerkſtelligt, obwohl dieſelben hier billiger und beſſer beigeſtellt werden könnten als anderswo. Durch die Abhaltung von Uebungslagern und die Herbeiſchaffung zahlreicher Erforderniſſe für dieſelben, hauptſächlich aber durch die Vorſpann und Einquartierung würden den Steuerzahlern ſehr beträchtliche Laſten auferlegt. Aus all dieſen Gründen könne der Landtag nur bedauern, daß die Kräfte des Landes nicht gleichen Schritt hielten mit deſſen Wünſchen. Sonſt würde man mit derſelben Bereitwilligkeit, mit der man, als die drängende Gefahr es verlangte, Blut und Leben für die Königin opferte, auch jetzt ihr Begehren erfüllen. Aber ſie ſelbſt werde die Unmöglichkeit davon einſehen; wollte man ſolches demungeachtet thun, ſo würde das ſteuerzahlende Volk bald die jetzt ſchon beſtehenden Abgaben nicht mehr zu entrichten vermögen. Dennoch werde man das Aeußerſte thun, um den Wünſchen der Königin gerecht zu werden, hoffe aber, daß zuvor den ihr nun vorgelegten ſo wie den noch ausſtändigen Beſchwerden und Begehren die erforderliche Berückſichtigung zu Theil werde.

Dieß iſt der weſentliche Inhalt der Vorſtellung des Landtages, welche ſchon drei Tage nach ihrer Ueberreichung beantwortet wurde. Mit ſo tiefem Bedauern die Königin, heißt es in dem Reſcripte vom 6. Juni, die Bedenken vernommen habe, welche man der Erfüllung ihres Begehrens entgegenſtelle, mit um ſo größerem Nachdrucke müſſe ſie auf demſelben beharren. Ihre eigene Sicherheit und diejenige ihrer Länder erfordere dieß. Nur wenn zum Schutze derſelben ein ausreichendes Heer vorhanden ſei, könne man der Zukunft mit Beruhigung entgegenſehen. Zum Unterhalte eines ſolchen Heeres ſei aber eine größere Steuerzahlung ganz unerläßlich und eine ſolche auch von Ungarn um ſo eher

zu verlangen, als dasselbe ungleich weniger als die übrigen österreichischen Länder von dem Erbfolgekriege gelitten habe. Darum müsse die Königin darauf bestehen, daß die Erhöhung der Contribution von dem Landtage vor allem Uebrigen in Berathung gezogen und beschlossen werde. Sei dieß einmal geschehen, dann sei sie auch bereit, den ihr vorgelegten Beschwerden wenigstens insoweit abzuhelfen, als dieß ohne offenkundige Benachtheiligung ihrer übrigen Länder geschehen könne.

In der gemeinschaftlichen Sitzung vom 7. Juni 1751 wurde diese königliche Botschaft dem Landtage mitgetheilt. Der Palatin Batthyany fügte noch hinzu, daß er der Königin den betrübenden Zustand des Landes gewissenhaft vorgestellt, von ihr aber zur Antwort erhalten habe, das Bedürfniß, die verlangte Steuer zu bekommen, sei noch ungleich größer, denn wenn das Heer nicht in der beantragten Stärke erhalten werden könne, so werde Ungarn selbst die nachtheiligsten Wirkungen davon verspüren. Mit einer lebhaften Ermahnung, der Erfüllung der Wünsche der Königin keine Hindernisse zu bereiten, schloß der Palatin seine Ansprache, welche von anderen Magnaten, dem Judex Curiä Erdödy, dem Tavernicus Grafen Franz Esterhazy und dem Bischof von Waitzen, Grafen Michael Althan angelegentlich unterstützt wurde.

In ihrer Sitzung vom 11. Juni begann die Ständetafel die erneuerte Verhandlung über die königliche Proposition. Georg Fekete eröffnete die Berathung mit dem Begehren, man möge entweder den Wunsch der Königin vollständig erfüllen, oder sich wenigstens darüber schlüssig machen, zu welcher Erhöhung der bisherigen Contribution man sich herbeilassen werde. Ihm erwiderte zuerst Sigismund Szüllö [232]), Vicegespan und Delegirter des Preßburger Comitates, er sei durch seine Instruction beauftragt, in Anbetracht der bedauerlichen Lage des Landes auf Herabsetzung der bisherigen Contribution zu dringen. Er könne daher unmöglich für irgend eine Erhöhung derselben stimmen. Ihn unterstützte der Vicegespan des Zempliner Comitates, Johann Okolicsanyi mit der Bemerkung, ehe der Landtag nicht wisse, welche Erleichterung dem Lande durch die Beseitigung seiner Beschwerden zu Theil würde, vermöge er nicht zu beurtheilen, welch neue Belastung man ihm auflegen dürfe. Dem aber entgegnete der Abgeordnete des

Erlauer Domcapitels, Johann Gusztenyi, indem er nachdrücklich betonte, zu allen Zeiten seien zuerst die königlichen Propositionen und erst nach ihnen die Beschwerden des Landes zur Entscheidung gekommen. Man möge sich mit dem Worte der Königin begnügen, daß sie die letzteren, die Gravamina, wie sie in Ungarn allgemein genannt wurden, berücksichtigen werde. Darum sei die Berathung der Proposition nicht länger zu verzögern und ein Beschluß über die Höhe der Summe zu fassen, um welche man die Contribution zu vermehren gedenke.

Die Aeußerungen dieser drei ersten Redner wurden hier absichtlich angeführt, weil durch sie die Verschiedenheit der Meinungen, welche zum Ausdrucke kamen, und diejenige der Parteien sich charakterisirt, die sich gegenüber standen. Während die Anhänger der Regierung darauf drangen, daß in die Berathung der Propositionen eingegangen, und wenn nicht der ganze, so doch ein beträchtlicher Theil des von der Königin verlangten Zuschusses zu der Contribution zugestanden werde, waren die Gegner theilweise für völlige Ablehnung jedweden Zuschusses, theilweise dafür, daß der Berathung über die Forderung der Regierung die Beschlüsse über die Gravamina vorhergehen sollten. Und was die Zusammensetzung der beiden Parteien betraf, so bestand die eine zumeist aus den Beamten [233]) und den Delegirten der Domcapitel, die andere aber aus den Abgeordneten der Comitate. Insbesondere waren es die Geistlichen, welche in dieser und den folgenden Sitzungen die Sache der Regierung mit Ausdauer verfochten. Am 12. Juni stellte ein anderes Mitglied des Erlauer Domcapitels mit dem echt deutschen Namen Mathias Hueber den positiven Antrag, der Königin eine Erhöhung der bisherigen Contribution um vier oder fünfmalhunderttausend Gulden anzubieten. Ihn unterstützten nicht nur der Canonicus Johann Damiani aus Preßburg, sondern auch Gabriel Pronay, Delegirter des Pester Comitates, während die beiden Vertreter des Zempliner und des Beszprimer Comitates, Johann Okoliesanyi und Caspar Czuzy dem entschieden widersprachen. Die angebliche Nothwendigkeit einer Erhöhung der Contribution müsse, so behauptete der letztere, vor der Unmöglichkeit ihrer Verwirklichung zurückstehen. Endlich brachte nach vielstündigem Streite der Protonotar Paul Nagy wenigstens insofern eine Einmüthigkeit in

die Verſammlung, als ſie ſeinem Antrage ſich anſchloß, die Meinung der Mehrzahl der Anweſenden durch eine Abſtimmung zu conſtatiren. In dieſer wurde beſchloſſen, eine Deputation an die Magnatentafel mit der Botſchaft zu ſenden, man könne in eine Erhöhung der Contribution nicht willigen, ehe man nicht wiſſe, aus welchen Mitteln man dieſelbe zu beſtreiten vermöge.

Die Magnaten erwiederten darauf, es gebe zur Aufbringung der zu bewilligenden Summe ſelbſtverſtändlich kein anderes Mittel als deren Entrichtung durch das ſteuerzahlende Volk. Dennoch ſei die Erhöhung der Contribution nicht zu verweigern, ſchon darum nicht, weil die finanzielle Lage der Königin nach dem Verluſte einträglicher Provinzen ungleich ſchlimmer ſei als zuvor, während in Ungarn der Wohlſtand ſich ſichtlich gemehrt habe. Die Erhaltung des Friedens, welche nur durch eine achtunggebietende Heeresmacht verbürgt werden könne, ſei aber nicht ſo ſehr perſönliches Intereſſe der Königin als des Landes ſelbſt. Endlich erheiſche die anſehnliche Vergrößerung der kaiſerlichen Familie trotz aller Sparſamkeit doch auch eine beträchtliche Vermehrung der Ausgaben für den Hof. Aus all dieſen Gründen möge man der erforderlichen Erhöhung der Contribution ſich nicht länger entziehen.

Nach der Entfernung der Deputation der Magnaten begann der Streit bei der Ständetafel von Neuem und er erfüllte auch noch die nächſte Sitzung, bis endlich beſchloſſen wurde, der Magnatentafel anzuzeigen, man könne über die verlangte Erhöhung der Contribution erſt dann ſich entſcheiden, wenn über die Beſchwerden des Landes, und zwar nicht blos diejenigen, welche bereits zur Kenntniß der Königin gebracht worden, ſondern auch über die noch nicht zur Berathung gelangten eine königliche Entſchließung vorliegen werde. Man müſſe daher vor Allem an die Ausarbeitung dieſer letzteren Vorlage ſchreiten.

Nicht ohne ſichtliches Widerſtreben fügten die Magnaten ſich in das Begehren der Stände. Sie benützten jedoch, den Palatin an der Spitze, die nun eintretende Pauſe in den Landtagsverhandlungen, um die Mitglieder der unteren Tafel für die Wünſche der Königin günſtiger zu ſtimmen. Es ſoll nicht geſagt werden, daß ſie ſich hiezu

unlauterer Mittel bedienten, wenigſtens würde es für eine ſolche Behauptung an jeglichem Anhaltspunkte fehlen. Aber was nur auf dem Wege der Ueberredung geſchehen konnte, das wandten ſie an, um die Hinderniſſe zu beſiegen, welche ſich der Erfüllung ihrer eigenen Verſprechungen entgegenſtellten. Denn ſie ſelbſt waren es ja, wie zuvor ſchon geſagt worden, oder wenigſtens die Hervorragendſten aus ihnen, welche die Kaiſerin durch die Ausſicht auf Erfüllung ihrer Wünſche zur Zuſammenberufung des Landtages vermocht hatten. Und nicht allein die Geldfrage war es, um deren günſtige Entſcheidung es ſich handelte; noch andere und höhere politiſche Rückſichten kamen in Betracht, welche es ungemein wünſchenswerth erſcheinen ließen, daß der ungariſche Landtag dem Begehren der Königin baldigſt und in möglichſter Vollſtändigkeit entſpreche. Allen Fürſten Europa's gegenüber ſollte der unwiderlegliche Beweis geliefert werden, daß die Ungarn, in früherer Zeit ſo oft im Aufſtande wider das Haus Oeſterreich und Feinde desſelben, nun ihrer alten Abneigung völlig entſagt hätten, und eine verläßliche Stütze des Herrſcherhauſes ſeien. Ein ſprechenderes Zeugniß dafür aber könne es nicht geben, als wenn die Ungarn ſich die von der Monarchin verlangten Steuern freiwillig auferlegen würden. Allen fremden Regierungen müßte es dann klar ſein, daß wer künftighin das Haus Oeſterreich angreifen wolle, es auch mit den Ungarn zu thun haben werde, während in früherer Zeit bei jedem ausbrechenden Kriege die deutſchen Kaiſer aus dem habsburgiſchen Hauſe einen beträchtlichen Theil ihrer Streitkräfte, ſtatt gegen den offenen Feind, dazu verwenden mußten, um die Ungarn im Zaume zu halten und einen Aufſtand in ihrem Lande zu verhüten [234]).

Durch ſolche Betrachtungen angeſpornt, bemühten die Magnaten ſich eifrigſt, die Mitglieder der Ständetafel für die Begehren der Regierung zu gewinnen. Sie wieſen darauf hin, daß jetzt die Geſammtzahl der unter den öſterreichiſchen Fahnen befindlichen ungariſchen Truppen ſchon vierunddreißigtauſend Mann ausmache. Einer Menge von Mitgliedern des unbemittelten Theiles des ungariſchen Adels biete ſich hiedurch ein ehrenvoller Lebensunterhalt. Es ſei nicht mehr als billig, daß auch Ungarn hiezu das Seinige beitrage. Die Einverleibung

beträchtlicher Landſtriche, insbeſondere des Temeſcher Banates werde es möglich machen, auch weit größere Laſten zu tragen als bisher. Und endlich ſei es nicht wahr, daß ſich in Ungarn ſo wenig an Geld und Geldeswerth befände, wie man immer behaupte. Nur allein die während der verfloſſenen Feldzüge gemachte Beute habe ſo viele Reichthümer nach Ungarn gebracht, daß die Deckung einer ſolchen Ausgabe dem Lande nicht ſchwer fallen könne [235]).

Dieſe und ähnliche Vorſtellungen blieben denn auch wenigſtens nicht ohne allen Erfolg. In der Sitzung vom 21. Juni machte ſich derſelbe bemerkbar. Sie wurde von dem Perſonal Fekete mit der Hinweiſung eröffnet, wie unſchicklich es ſei, daß man der Königin, welche ſich jetzt ſchon mehr als ſechs Wochen in Preßburg befinde, noch immer keine Antwort auf ihre Propoſition ertheilt habe. Dem entgegnete Paul Feſtetics, Vicegeſpan des Oedenburger Comitates, daß man nicht abgeneigt ſei, der Königin, wenn ſie in Geldbedränguiß ſich befinde, Beiſtand zu leiſten, nur müſſe ſie auch der Erwartung entſprechen, daß den Beſchwerden des Landes Abhülfe zu Theil werde. Auch die früheren Opponenten Czuzy und Szüllö ſprachen nun in dem gleichen Sinne, der Delegirte des Neograder Comitates Joſeph Darvas aber ſtellte den poſitiven Antrag, daß der Königin die Beſchwerden des Landes vorgelegt und gleichzeitig dreimalhunderttauſend Gulden als Erhöhung der bisherigen Contribution angeboten werden ſollen. Nur der hartnäckigſte Gegner, Johann Okolicſanyi, widerſprach auch noch jetzt. Kein Comitat werde ſich, ſo erklärte er, wenn ihm die Quote bekannt gegeben würde, die es bei der Vertheilung der Steuererhöhung treffe, zu deren Uebernahme bereit finden laſſen. Und als trotzdem durch die Mehrheit der Stimmen die Bewilligung einer Zubuße von dreimalhunderttauſend Gulden beſchloſſen wurde, da ſprach Okolicſanyi neuerdings von dem elenden Zuſtande und dem Unvermögen ſeines Comitates. Wenn es der Landtag von der ihm zugedachten Mehrbelaſtung nicht ausnehme, ſo werde er ſich zu dieſem Ende an die Königin wenden. Demungeachtet ging die gewöhnliche Deputation an die Magnaten, um denſelben den Beſchluß der Ständetafel anzukündigen, und ſie zum Beitritte einzuladen.

Wie leicht vorherzusehen war, konnte ein Beschluß, welcher der Königin nur den vierten Theil der von ihr ursprünglich verlangten Summe bewilligen wollte, die Zustimmung der Magnaten nicht finden. Im Namen derselben verkündigte also der Erzbischof von Erlau der unteren Tafel, daß die Magnaten den Beschluß der Stände, eine Erhöhung der bisherigen Contribution vornehmen zu wollen, nur mit Freude begrüßt hätten. Mit dem Ausmaße derselben aber könnten sie keineswegs einverstanden sein, indem dasselbe sowohl dem Verlangen als dem wahren Bedürfnisse der Regierung durchaus nicht entspreche. Auch bei einer Verdopplung der bewilligten Summe würde sie erst die Hälfte derjenigen betragen, welche in der Proposition enthalten sei. Die Stände mögen sich also wenigstens zu dieser Verdopplung, das ist zur Bewilligung von sechsmalhunderttausend Gulden entschließen.

Nachdem der Erzbischof Barkoczy geendet und den Ständesaal verlassen hatte, entspann sich über seine Botschaft eine stürmische Discussion. Fekete beantragte, man möge dem Vorschlage der Magnaten sich anschließen, worauf Czuzy erwiederte, es sei ganz unmöglich, über die dreimalhunderttausend Gulden noch hinauszugehen. Nagy sprach wieder im Sinne des königlichen Personals, und der Abgeordnete des Heveser Comitates Michael Saghy schlug zuerst vor, man möge die bewilligte Zubuße auf fünfmalhunderttausend Gulden erhöhen. Dem widersprach jedoch Okolicsanyi in heftiger Weise. Auch am nächsten Tage noch währte der Streit. Unter den Gegnern einer ferneren Erhöhung machte sich dießmal auch der Abgeordnete des Barser Comitates Paul Backady bemerkbar, während der Personal Fekete all seine Beredsamkeit aufbot, um die Stände wenigstens zur Annahme des gestrigen Saghyschen Antrages, d. i. zur Bewilligung einer halben Million zu vermögen.

Unbeschreiblich war die Aufregung und das wilde Getöse, welche während dieser Erörterung im Ständesaale herrschten. Laut protestirten die Abgeordneten aus den Kreisen diesseits und jenseits der Theiß gegen jede Mehrbelastung ihrer Comitate. Und als es endlich zur Abstimmung kam, da erreichte das wüste Geschrei seinen Höhepunkt.

Von beiden Seiten wurde fortwährend die höhere und die niedere Summe gerufen oder vielmehr gebrüllt, und die ungestüme Landtagsjugend, die sogenannten Juraten und Schreiber der Abgeordneten gesellten, natürlich fast Alle im Sinne der Opposition, ihre ausgiebigen Stimmen zu denen der wirklichen Mitglieder der Versammlung. Endlich setzte der Personal diesem Unfuge ein Ziel, die Abstimmung wurde vorgenommen und die Mehrheit entschied sich für die höhere Summe.

Von Seite der Magnaten war es ein ziemlich gewagtes Spiel, daß sie Angesichts eines nur mit so großer Anstrengung zu Stande gekommenen Beschlusses doch auf der früher verlangten Erhöhung von sechsmalhunderttausend Gulden auch jetzt noch beharren zu können glaubten. Ihre in diesem Sinne abgefaßte Botschaft wurde jedoch von der Ständetafel einmüthig zurückgewiesen. Aber auch die Magnaten blieben bei ihrem Ausspruche, welchem nun, seinem Amte gemäß, der Personal Fekete in der nächstfolgenden Sitzung, am 23. Juni, nochmals bei den Ständen Eingang zu verschaffen suchte. Aber wieder verharrten die Stände einstimmig auf ihrem gestrigen Beschlusse. Wenn sie auch, so antworteten sie, noch ein Jahr hindurch in Preßburg verweilen müßten, so würden sie doch niemals ein Mehreres bewilligen. Ja auch das könnten sie nur unter der ausdrücklichen Voraussetzung thun, daß die Bedingungen erfüllt würden, an welche sie die Bewilligung zu knüpfen für gut fänden. Diese Bedingungen aber beständen im Wesentlichen darin, daß alle Begehren und Beschwerden des Landes zustimmend erledigt würden. Die zugesagte Einverleibung des Temescher Banates und anderer Gebietstheile habe wirklich zu geschehen; jede sonstige Leistung für das Militär aber oder zu ähnlichen Zwecken künftighin wegzufallen. Die ganze Bewilligung dürfe nur auf drei Jahre in Kraft bleiben.

Nun gaben endlich auch die Magnaten nach; sie erklärten sich einverstanden mit der Bewilligung der von den Ständen ausgesprochenen Summe. Sie fügten noch hinzu, daß was die Durchsetzung der Begehren und Beschwerden des Landes betreffe, man auf ihre Mithülfe zählen dürfe. Aber sie waren nicht dafür, daß man der

Königin die Bedingungen vorschreibe, an deren Erfüllung die Stände die Gültigkeit ihrer Bewilligung zu knüpfen gedachten. Demungeachtet wandten sich die Letzteren nun der weitläufigen Berathung der Begehren und Beschwerden des Landes, der Postulate und Gravamina zu.

Es ist nicht anders als natürlich, daß unter den gegebenen Verhältnissen die Magnatentafel auf der früheren Forderung nicht hatte beharren können. Jetzt war die Reihe, in der Sache ein Wort mitzusprechen, an Maria Theresia selbst, welche nichts weniger als erbaut war von der nach ihrem Ermessen allzu weit gehenden Schmälerung der von ihr verlangten Summe. Aber sie gab die Hoffnung nicht auf, noch eine ziemlich beträchtliche Erhöhung derselben zu erwirken. In dieser Meinung wurde sie von hervorragenden Männern des Landes unterstützt, welche auch jetzt noch glaubten, daß eine Gesammtbewilligung von acht- bis neunmalhunderttausend Gulden sich werde durchsetzen lassen. Darum richtete die Königin am 27. Juni eine neue Botschaft an den Landtag. Mit großer Behutsamkeit war dieselbe abgefaßt. Sieben Wochen seien vorübergegangen, so heißt es darin, seit die Stände in dem Besitze der königlichen Propositionen sich befänden. Noch immer liege keine Erklärung des Landtages über deren Inhalt vor. Es nähere sich jedoch der Termin, bis zu welchem der Schluß des Landtages gesetzlich stattzufinden habe. Er möge also bedacht sein, zunächst die Angelegenheit wegen der Contribution und dann die übrigen Landtagsgeschäfte unverweilt zu Ende zu führen.

Auch jetzt wieder waren die Magnaten und die Stände verschiedener Meinung. Die Ersteren hielten es für unschicklich und verletzend, bei Beantwortung der königlichen Propositionen noch irgend welche Verzögerung eintreten zu lassen. Die Letzteren aber beharrten darauf, ihre Erklärung über die Erhöhung der Contribution nur gleichzeitig mit den Begehren und Beschwerden des Landes zur Vorlage zu bringen. Und endlich einigte man sich dahin, wenigstens diejenigen Punkte der Gravamina, welche mit der Contribution und ihrer verlangten Erhöhung in innigem Zusammenhange standen, jetzt schon und gleichzeitig mit der Erklärung über die letztere der Königin vorzulegen. Als solche Beschwerdepunkte wurden gewisse Bestim-

mungen des bisherigen Militärreglements so wie die unentgeltliche Leistung von Arbeiten und Vorspannsfuhren bezeichnet. Endlich sei die Verwahrung beizufügen, daß für uneinbringliche Rückstände an der Contribution Niemand eine Haftung zu übernehmen habe und Keiner zu einer Zahlung an Stelle eines Anderen verhalten werden könne. In der Hauptsache selbst aber, der Contributionserhöhung wurde an dem bereits votirten Betrage einer halben Million festgehalten.

So lautete im Wesentlichen die Zuschrift, welche am 30. Juni der Landtag an Maria Theresia richtete. In einem so ehrfurchtsvollen Tone war sie gehalten, daß das Bestreben, der Königin die unvollständige Erfüllung ihrer Wünsche durch schmeichelhafte Worte möglichst zu versüßen, deutlich an's Licht tritt. „Durch die Gnade Eurer gehei„ligten Majestät ist uns," so heißt es darin, „ein glückliches Leben „beschieden. Der Friede ist bis auf den heutigen Tag ungestört geblie„ben; geheiligt und unverletzt sind unsere Gesetze und Freiheiten. „Streng werden Gewaltthätigkeit und Unrecht, noch strenger Verbre„chen bestraft; überall wird, und zwar für den Höchsten wie den „Niedrigsten gleichmäßig die öffentliche Ruhe aufrecht erhalten. Daß „dieser glückliche Zustand nicht nur auf uns sich erstrecke, sondern daß „dereinst auch unsere Enkel sich desselben erfreuen, dazu werden schon „jetzt durch Eure geheiligte Majestät die Grundlagen gelegt und alle „Vorkehrungen getroffen, damit nicht ein unglückliches Ereigniß Scha„den bringen könne. Und wir sind dessen gewiß, daß, indem Eure „kaiserlich königliche Majestät[236]) mit heiligem Eifer vorangehen, daß „sowohl in der Oeffentlichkeit als insgeheim jedem Bedürfnisse mit „frommer Nächstenliebe abgeholfen werde, Ihren Bestrebungen auch „der Segen Gottes nicht fehlen wird. Ueberall wird durch das Bei„spiel des erhabenen kaiserlich königlichen Hauses der Same der Tugend „gesäet und das Laster ausgerottet. In diesem Glanze der Frömmigkeit „und Unschuld wird auch unser zukünftiger königlicher Herr, der Kron„prinz, in ihm wird die übrige Nachkommenschaft Eurer Majestät, diese „Hoffnung und Stütze Ihrer Reiche, erzogen. Und was unserem ganzen „Volke zu höchster Freude gereicht, besteht darin, daß durch die ganz „besondere Gnade Eurer Majestät jene Erziehung, von welcher das

„Glück Ihrer Reiche und Provinzen vornehmlich abhängt, einem Manne „aus unserem Volke anvertraut wurde."

Versicherungen der unverbrüchlichsten Treue, des sehnsüchtigen Wunsches, all ihren Begehren gerecht werden zu können, aber auch des lebhaften Bedauerns wurden hieran gereiht, daß die Armuth der Steuerzahler und der Mangel an Geld es durchaus nicht gestatte, eine beträchtlichere Erhöhung der Contribution als um eine halbe Million vorzunehmen. Und auch diese könne unmöglich für länger als eine dreijährige Dauer, somit nur bis zu dem Zeitpunkte zugestanden werden, in welchem die Gesetze des Landes die Einberufung eines neuen Landtages nothwendig machten.

In der Sitzung vom 7. Juli wurde dem Landtage die Antwort der Königin auf diese Eingabe mitgetheilt. Obwohl sie, so heißt es darin, wenigstens die Bewilligung einer Million gewünscht hätte, welche auch leicht bezahlt werden könnte, wenn nur der Mißbrauch abgeschafft würde, daß Viele der Steuerleistung sich entziehen, denen keineswegs das adelige Vorrecht der Befreiung von derselben zustehe, so wolle die Königin doch auch die ihr angebotene Summe, jedoch ohne irgend welche Clausel oder Bedingung, einzig und allein als Erhöhung der bisherigen Militäreontribution annehmen. Was das von den Ständen hieran geknüpfte Begehren betreffe, daß jede unentgeltliche Arbeit und Vorspann hinwegfalle und künftighin bezahlt, sowie daß gestattet werde, in den Sommermonaten die Contribution auch in Naturproducten, wie Getreide oder Heu, zu entrichten, so erklärte die Königin, daß sie diesem Begehren nur dann entsprechen könne, wenn für die hieraus hervorgehende Mehrauslage von den Ständen eine Entschädigung von zweimalhunderttausend Gulden gewährt würde. Auch die gewünschten Veränderungen in dem Militär-Reglement werde sie dann vornehmen lassen. Sie erwarte binnen acht Tagen die Antwort des Landtages, und hoffe, daß derselbe eine gerechte und gewissenhafte Vertheilung der Contribution vornehmen werde. Und da gerade die lange Dauer des Landtages Auslagen herbeiführe, deren Aufbringung den Steuerzahlern ungemein schwer falle, so wünsche die Königin, daß der Landtag bis zu Ende des gegenwärtigen Monates Juli seine Sitzungen schließe.

Der Palatin hielt es für nothwendig, nach Verlesung dieses Rescriptes der Versammlung kundzuthun, daß er sich eifrig bemüht habe, der Königin ihre üble Meinung vom ungarischen Landtage zu benehmen und sie zu bewegen, daß sie nicht auf dem Begehren einer ferneren Erhöhung der schon bewilligten fünfmalhunderttausend Gulden bestehe [237]).

Erst in ihrer Sitzung vom 12. Juli schritt die untere Tafel an die Berathung über den Inhalt des königlichen Rescriptes. Denn die Zwischenzeit war neuerdings von dem Palatin und dem Personal benützt worden, um die Stände im Sinne der Regierung zu bearbeiten. Fekete stellte nun den Antrag, es möge dem Begehren der Königin willfahrt und die Erhöhung des Zuschusses zu der Contribution von fünf auf siebenmalhunderttausend Gulden beschlossen werden. Dießmal eröffnete der Abgeordnete des Raaber Comitates, Alexander Török, den Reigen der Opponenten. Er und Bacskady erklärten im Namen ihrer Comitate, es sei ganz unmöglich, eine noch weiter gehende Erhöhung eintreten zu lassen. Der Letztere wandte sich direct an den Personal mit dem Begehren, er solle sich mit den Ständen zu einer gemeinschaftlichen Vorstellung bei den Magnaten vereinigen, es möge bei den fünfmalhunderttausend Gulden verbleiben und den Steuerzahlern gleichzeitig gestattet werden, in den Sommermonaten die Contribution in Getreide und Heu zu entrichten.

Wirklich wurde eine Deputation an die Magnatentafel entsendet, ihr in diesem Sinne Mittheilung zu machen. Die Letztere stimmte jedoch den Ständen nicht bei und drang auf Erfüllung des Begehrens der Königin. Nun kehrte auch der Personal Fekete auf seinen früheren Antrag zurück. Ihn unterstützte Anton Brunszvik in besonders wirksamer Weise. Der Arader Abgeordnete Andreas Forray schlug vor, die Hälfte der neu geforderten zweimalhunderttausend Gulden zu geben. Heftige Gegenrede erhob sich; insbesondere war es Johann Bohusch, der am leidenschaftlichsten widersprach, und so stürmisch war der Tumult, welcher nun entstand, daß Niemand mehr zu unterscheiden vermochte, welcher Meinung der Einzelne, welcher die Mehrheit der Versammlung sei. Stimmen erhoben sich, welche den Antrag stellten, man möge an

den Kaiser als Mitregenten sich wenden, um durch seine Vermittlung seine Gemalin zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Endlich brachte der Personal den Antrag zur Abstimmung, gegen die von der Königin angebotenen Zugeständnisse ihr die fernere Erhöhung der Contribution um 200.000, im Ganzen also 700.000 Gulden zu bewilligen. Mit wildem Geschrei wurde von der einen Seite mit Ja, von der anderen aber mit Nein geantwortet, und es schien fast unmöglich, sich zu vergewissern, was eigentlich die Mehrheit wolle. Dennoch scheint es, daß die letztere sich zu Gunsten des Begehrens der Königin neigte, wenigstens trat plötzlich ein Mitglied der Versammlung, welches sonst in den Reihen der Opposition stritt, Johann Okolicsanyi mit dem Vorschlage auf, wenn es schon Leute gebe, welche die Bewilligung der zweimalhunderttausend Gulden als einen Vortheil ansähen für das Land, so möge man sie doch nicht als eine Vergütung für gemachte Zugeständnisse, sondern als eine Gabe getreuer Unterthanen an die Königin gewähren. Nun erklärte Alles mit stürmischem Zurufe seine Einwilligung und die 700.000 Gulden waren bewilligt. „Gott möge", so heißt es in den uns vorliegenden Diätalakten, „die armen Steuerzahler in dieser ihrer „Belastung unterstützen und segnen, daß sie einer solchen Vermehrung „der ihnen schon früher auferlegten Bürde zu genügen vermögen. „Hierauf sind die Wünsche, die Gebete Aller gerichtet" [238]).

Gewiß kann dieses Mitleid mit denjenigen, welchen die neue Steuererhöhung auferlegt wurde, kein ungerechtfertigtes genannt werden. Die beste Bethätigung desselben aber hätte wohl darin bestanden, wenn diejenigen, deren Lippen jetzt überflossen von Ausdrücken des Mitgefühles über die Belastung des „armen steuerzahlenden Volkes", die Bürde desselben dadurch erleichtert hätten, daß sie selber Antheil nahmen an der Entrichtung der Steuern.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Stände durch den jetzt in der Aufregung gefaßten Beschluß der Behauptung zuwider handelten, die sie selbst seit zwei Monaten aufgestellt hatten. Besser hätten, so heißt es sogar in den Diätalakten, die Stände gethan, wenn sie, bevor sie die Unmöglichkeit jeder Steuererhöhung erklärten, dieselbe in genauerer

Erwägung der obwaltenden Umstände vorgenommen hätten, statt in solcher Weise ihrer eigenen Behauptung zuwider handeln zu müssen [239]).

Die Stände scheinen übrigens selbst gar bald zur Erkenntniß gekommen zu sein, daß sie sich wenigstens von ihrem Standpunkte aus einer Uebereilung schuldig gemacht hatten. Da jedoch in der Hauptsache nichts mehr geändert werden konnte, geschah dieß wenigstens insofern, daß man in die schriftliche Ausfertigung des Landtagsbeschlusses nicht nur die Bedingungen, zu deren Gewährung die Königin selbst sich bereit erklärt hatte, sondern noch andere Begehren einfließen ließ, deren Genehmigung die Entrichtung der höheren Steuer erleichtern konnte. So sollten die Judentaxe und die Contribution der dem Königreiche neu einverleibten Gebietstheile in der erhöhten Steuersumme inbegriffen sein.

Am 15. Juli wurde diese Vorlage, und zwei Tage später eine zweite, welche die Gravamina des Landes enthielt, der Königin überreicht.

Nicht weniger als siebenundsechzig Punkte umfaßten die allgemeinen Beschwerden des Königreiches Ungarn. Hiezu kamen noch dreizehn der königlichen Freistädte und dreiundreißig von Croatien und Slavonien. Die Aufzählung all der wirklichen oder vermeintlichen Uebelstände, welche darin zur Sprache gebracht wurden, müßte hier zu weit führen. Es soll nur erwähnt werden, daß in dem ersten Punkte über die stete Abwesenheit der Monarchen und ihren Aufenthalt außerhalb des Landes Klage geführt und hieran die Bitte geknüpft wurde, die Kaiserin möge, wenn nicht immer, so doch abwechselnd mit ihren übrigen Ländern auch in Ungarn ihren Wohnsitz nehmen. Die Einkünfte des Palatins, die Wiederbesetzung des Postens eines Primas von Ungarn bildeten den Inhalt der nächsten Punkte. Der ungarischen Hofkammer möge das Recht der unmittelbaren Correspondenz mit der Monarchin gewährt, und ihr allein, nicht aber den in Wien residirenden Behörden das ungarische Bergwesen untergeordnet werden. Bei den ungarischen Regimentern seien vorzugsweise Ungarn zu Offizieren zu befördern, die Generale und Commandanten ungarischer Nationalität aber denen der übrigen Provinzen gleichzustellen. Nachdem die Ordensprovinz der Jesuiten, welche bisher als die österreichisch-ungarische bestand, einen zu großen Umfang erlangt habe, um von ihrem Vorgesetzten entsprechend geleitet werden

zu können, und in Folge deſſen die Jeſuiten in Ungarn, meiſtentheils der Landesſprache fremd, auch den Unterricht nur in ganz ungenügender Weiſe zu verſehen vermöchten, ſei zur Beſeitigung dieſer Uebelſtände eine eigene ungariſche Ordensprovinz der Jeſuiten zu errichten. Den Uebergriffen der Prieſter griechiſchen Glaubensbekenntniſſes und den Bedrückungen, die ſie dem Volke gegenüber ſich erlaubten, möge ein Ziel geſetzt werden. Auch dem Unfuge ſei zu ſteuern, demzufolge Landſtreicher jeder Art unter Anlegung des geiſtlichen Kleides als Eremiten ſich anſiedeln, durch Anforderungen an den Landmann denſelben bedrücken und endlich durch Ausſchweifungen Uebles ſtiften und die angemaßte geiſtliche Würde dem Aergerniſſe preisgeben. Schließlich mögen die Rückſtände von den früheren Contributionen, welche bei dem beſten Willen wegen Armuth der Steuerzahler nicht entrichtet werden konnten, nicht ferner verlangt, ſondern in Gnaden nachgeſehen werden.

Während er der Antwort auf dieſe Vorlage harrte, ſetzte der Landtag eine Commiſſion nieder, welche dem Begehren der Königin zufolge einen Vorſchlag zu gerechter Vertheilung der Steuererhöhung auszuarbeiten hatte. Der Palatin und je zwei Magnaten aus den vier Kreiſen des Landes, dann der Perſonal, der Protonotar des Palatins, je drei Abgeordnete aus jedem der Kreiſe, vier Vertreter der Städte, einer des Clerus und einer der abweſenden Ständemitglieder, alſo neun Magnaten und zwanzig Angehörige der unteren Tafel bildeten dieſe Commiſſion. Viele der hervorragendſten Männer des Landtages, Ludwig Batthyany, Georg Erdödy, Franz Barkoczy, Anton Graſſalkovics von der oberen, Georg Fekete, Gabriel Pécſy, Johann Okoliczanyi, Kaſpar Czuzy von der unteren Tafel nahmen an ihr Theil.

Noch war die Commiſſion nur wenig vorgerückt in ihrer mühevollen Arbeit, als am 24. und 27. Juli die Antworten der Königin auf die Vorlagen der Stände erfolgten.

Wie wir aus ihren vertraulichen Mittheilungen an Bartenſtein wiſſen, war Maria Thereſia von dem Gange der Landtagsverhandlungen keineswegs erbaut. Nicht daß der bewilligte Betrag die Hälfte des geſtellten Begehrens nur wenig überſtieg, war Schuld an dem Unmuthe

der Kaiserin; sie selbst bezeichnet die gewährte Summe als eine für Ungarn beträchtliche [240]). Durch die Art und Weise der Verhandlungen aber, durch die Reden, welche gehalten wurden, und die Schriften, die erschienen, fühlte sie sich verletzt [241]). Als Bartenstein ihr sagte, auch im Jahre 1741 habe es düster ausgesehen; so wie damals, könne auch jetzt noch Alles gut gehen, dazu sei aber weniger eine gewisse Schärfe als Standhaftigkeit nöthig, da antwortete sie ihm: „Ihr habt Recht, das ist aber die Kunst" [242]).

Doch gab sie dieser Mißstimmung in den Rescripten nicht Ausdruck, welche sie an den Landtag erließ. An die Worte des Dankes und der Anerkennung für die Bewilligung der verlangten 700.000 Gulden knüpfte Maria Theresia, auf die einzelnen gleichzeitigen Begehren der Ungarn eingehend, die Versicherung, daß sie nicht verlange, es möge der Eine für die Zahlung des Anderen haften. Um so zuversichtlicher erwarte sie jedoch, die Stände würden die Vertheilung der Contribution in der Art vorzunehmen wissen, daß dadurch die wirkliche Einzahlung der ganzen Summe verbürgt werde. Die Einbeziehung der incorporirten Gebietstheile in die Contribution und die Aufnahme der von dem Landtage gewünschten Abänderungen in das Militärreglement wurden zugesagt, diese Veränderungen aber in einem abgesonderten Schriftstücke gleichzeitig vorgelegt.

Was die von Ungarn so dringend gewünschte Erleichterung des Handels mit Vieh und Bodenproducten anging, so habe sie, wurde im Namen der Königin erklärt, diesem Gegenstande immer ihre Aufmerksamkeit zugewendet, und sie hoffe zuversichtlich das erwünschte Ziel zu erreichen, wenn solches nur nicht durch den Landtag selbst gehindert oder wenigstens verzögert werde [243]). Denn in der Hand der Ungarn liege es zunächst, durch pünktliche Erfüllung der Vorbedingungen eines lebhafteren Handelsverkehres demselben neuen Aufschwung zu verleihen. Das Ausland lasse sich bekanntlich in derlei Dingen keinem Zwange unterwerfen [244]). Die in Triest bestehende und mit Hilfsmitteln reichlich ausgerüstete Handelsgesellschaft wirke bereits zu Gunsten des ungarischen Handels nach Außen; zu seiner Förderung seien nicht nur die Zölle herabgesetzt, sondern auch Verhandlungen mit Baiern angeknüpft worden,

um das Gleiche hinsichtlich der Donauzölle zu erlangen und Hindernisse zu beseitigen, welche der Ausfuhr ungarischen Viehes nach Augsburg, Nürnberg und anderen Reichsstädten im Wege stünden. In gleichem Sinne werde man auch mit der Republik Venedig Verhandlungen pflegen [245]). Andere Maßregeln zur Erreichung desselben Zweckes könnten nicht überstürzt, sondern müßten vorerst mit der ungarischen Statthalterei wohl überlegt werden. Was den durch Serben, Griechen und Armenier betriebenen Viehhandel aus den türkischen Provinzen nach Ungarn betreffe, so möge man bedenken, daß die Königin alle ihre Unterthanen und Länder mit gleicher Liebe umfassen müsse. Jedenfalls bedürfe sie voller Gewißheit darüber, ob auch ohne Einfuhr dieses Viehes Ungarn seinen eigenen Bedarf hieran gänzlich zu decken vermöge, und ob durch Untersagung solchen Handels nicht etwa bedauerlicher Nachtheil entstehen könnte. Erst nach Beseitigung dieser Besorgnisse wäre mit der türkischen Regierung Unterhandlung über diesen Gegenstand zu pflegen. Früher könne eine Entscheidung hierüber nicht erfolgen.

In gleicher Weise wurde der Punkt, welcher sich auf den Handel mit Tokayer Wein nach Polen bezog, jedoch mit dem Beisatze beantwortet, daß gegen die Verfälschung desselben strenge Vorkehrung zu treffen sei.

Dieß war im Wesentlichen die Erwiederung Maria Theresia's auf die Vorlagen der Stände, insoweit sie auf die Erhöhung der Contribution sich bezogen. Was die allgemeinen Beschwerden des Landes betraf, so erklärte die Königin, dem ersten Punkte derselben künftighin durch häufigere Anwesenheit im Lande Genüge leisten zu wollen. Die gesetzlichen Vorrechte des Palatins hätten die königliche Bestätigung erhalten und ihm werde außer den ihm zustehenden Einkünften aus den Districten der Jazygier und Cumanier ein Jahresgehalt von dreitausend Dukaten zu Theil werden. Die ungarische Hofkammer verbleibe in ihrem Rechte der unmittelbaren Correspondenz mit der Monarchin; die Unterordnung des ungarischen Bergwesens unter die ungarischen Finanzbehörden könne jedoch darum nicht Platz greifen, weil das Interesse der ganzen Monarchie es erfordere, daß sämmtliche Geschäfte, welche sich auf die Bergwerke bezögen, nach gleichen Grundsätzen besorgt

würden, zu welchem Ende denn auch eine gemeinschaftliche Oberbehörde hiefür errichtet worden sei. Gern wolle sie, dem Wunsche des Landtages gemäß, auch gebornen Ungarn Anstellungen im Bergwesen verleihen, nur müßten dieselben durch Theilnahme an den hiefür vorgeschriebenen Studien sich die unerläßlichen Vorkenntnisse dazu erwerben. Auf die Kriegstüchtigkeit der Ungarn und ihre angemessene Stellung im Heere habe die Königin jederzeit und zwar in solchem Maße Rücksicht genommen, daß jetzt schon deutsche Regimenter an Ungarn verliehen worden seien. Dem Wunsche wegen Errichtung einer eigenen Ordensprovinz der Jesuiten für Ungarn werde die Königin ihre Aufmerksamkeit zuwenden und in diesem Sinne Verhandlungen pflegen. Dem Unfuge der das Land durchziehenden und überall sich niederlassenden Einsiedler werde sie steuern, die Bitte um Nachsicht der unbezahlt gebliebenen Abgaben könne sie jedoch um so weniger gewähren, als die Bedürfnisse des Staatsschatzes ihr solches unmöglich machten. Sie müsse vielmehr die Stände ermahnen, auch ihrerseits Alles aufzubieten, um die Hereinbringung der rückständigen Steuern baldmöglichst herbeizuführen.

Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie einer der Hauptgrundsätze des modernen Verfassungslebens, nicht den unverantwortlichen Träger der Krone, sondern die ihm beigegebenen Rathgeber als diejenigen hinzustellen, von denen die Regierungsmaßregeln eigentlich ausgehen, und welche somit einzig und allein für dieselben verantwortlich zu machen sind, der alten ungarischen Verfassung unbekannt war. Bei Allem was geschah, wurde der Name des Monarchen in den Vordergrund gestellt; er wurde gepriesen, wenn ein allgemein gehegter Wunsch in Erfüllung ging, gegen ihn aber wendete sich auch der Unmuth, wenn solches nicht geschah.

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieß letztere damals der Fall war, und daß die Reskripte der Königin, als sie am 29. Juli in gemeinschaftlicher Sitzung des gesammten Landtages vorgelesen wurden, wenigstens bei den Mitgliedern der unteren Tafel nicht geringe Unzufriedenheit erregten. In großer Bestürzung verließen sie den Saal [216]). Und es ist nicht zu bestreiten, daß in demjenigen, was der Landtag am lebhaftesten wünschte und am dringendsten verlangte, seinem Begehren

nicht Genüge geschehen war. Für ihn handelte es sich um nichts so sehr, als um die Erleichterung, ja wo möglich um völlige Freigebung des Handels mit Vieh und Bodenproducten nach Mähren, nach Nieder-Oesterreich und Steiermark.

Die Zwischenzolllinie und die hohe Einfuhrgebühr, welche an derselben für derlei Handelsartikel bestand, war den Ungarn verhaßt; von ihrer Beseitigung allein erwarteten sie Zufluß von Geld und mit demselben Wohlstand für sich und ihr Land. In der immer wiederkehrenden Ablehnung der hierauf gerichteten Begehren erblickten sie eine unglaubliche, durch nichts zu rechtfertigende Bevorzugung der deutsch-österreichischen Provinzen, und die Behauptung war nicht bloß damals allgemein, sondern sie findet auch in den hervorragendsten Geschichtswerken der Ungarn sich wieder, daß nur die deutschen Räthe der Monarchen es gewesen seien, welche sie von der Gewährung dieser gewiß billigen Forderung abhielten. Denn dann hätten diese und ihre Standesgenossen ihre eigenen Bodenproducte nicht mehr um die bisherigen hochgespannten, sondern nur um die ungleich niedrigeren Preise zu verwerthen vermocht, mit welchen die Ungarn sich zufrieden stellen würden.

Dem vorurtheilsfreien Blicke war es jedoch schon damals klar, daß was von den Ungarn unter dem Anscheine der größten Billigkeit verlangt wurde, nichts anderes als die schreiendste Ungerechtigkeit gegen die Bewohner der übrigen österreichischen Provinzen mit sich geführt hätte. Denn die letzteren waren ja mit Steuern und Abgaben jeder Art dermaßen überlastet, daß hiemit die ungarische Contribution auch nach ihrer Erhöhung noch immer nicht zu vergleichen war. Zieht man noch außerdem in Betracht, daß die zwei am reichsten begüterten Stände in Ungarn, die Geistlichkeit und der Adel, gar keine Steuer bezahlten, während es in den anderen österreichischen Ländern kein solches Privilegium mehr gab, so war es nur selbstverständlich, daß der Grundbesitzer in diesen Provinzen durch die Zwischenzolllinie vor einer Concurrenz geschützt werden mußte, deren Zulassung ihn entweder zu fernerer Entrichtung der Steuern unfähig gemacht oder die Regierung genöthigt haben würde, ihm dieselben zu erlassen. Das eine wie das andere war aber

ganz unmöglich, und darum konnte schon damals und bis auf die neueste Zeit die Zwischenzolllinie nicht fallen, ehe nicht auch die Steuerfreiheit des Adels und der Geistlichkeit in Ungarn beseitigt und die allgemeine Besteuerung daselbst eingeführt war.

Wenn sich also die Ungarn verstimmt zeigten über die Nichtberücksichtigung ihrer Bitten, so klagte Maria Theresia mit noch größerem Rechte darüber, daß derlei unerfüllbare Begehren, und daß sie noch überdieß mit Ungestüm und Hartnäckigkeit an sie gestellt wurden [247]). Der gegenseitige Mißmuth wurde natürlicher Weise auch durch die Auszeichnungen nicht beschwichtigt, mit welchen die Kaiserin diejenigen bedachte, die sich ihr als treue Anhänger bewiesen. So wurde der Erzbischof von Kalocsa, Graf Nicolaus Csaky, zum Primas von Ungarn und Erzbischof von Gran ernannt, während gleichzeitig der Bischof Franz Klobusiczky das hiedurch freigewordene Erzbisthum Kalocsa erhielt. Graf Anton Grassalkovics wurde zum Obergespan für das Neograder, Georg Fekete aber als solcher für das Arader Comitat bestimmt.

Es konnte nicht dazu beitragen, Maria Theresia's Unmuth über die Art des Verlaufes des ungarischen Landtages zu zerstreuen, daß sie gerade zu jener Zeit von einem nicht unbedenklichen Aufstande, der in Croatien ausgebrochen war, Nachricht erhielt. Während in den Augen der Ungarn die Kaiserin allzuweit zurückblieb in Zugeständnissen an das Land, ging man in Croatien von der entgegengesetzten Anschauung aus und glaubte vor einer Einverleibung dieses Königreiches in Ungarn die lebhaftesten Besorgnisse hegen zu müssen. Durch eine solche würden, so behauptete man in Croatien, wo man an und für sich schon den Ungarn feindselig gesinnt war [248]), die uralten Privilegien des Landes vernichtet, und dasselbe bloß zu einer ungarischen Provinz herabgewürdigt werden. Dadurch gedenke man aber Croatien auch Lasten aufzuerlegen, zu denen es in keiner Weise verpflichtet sei.

Maria Theresia bemühte sich eifrig, diese Unruhen nicht weiter um sich greifen zu lassen, sondern sie wo möglich durch gütliche Mittel im Keime zu ersticken. Der Prinz von Sachsen-Hildburgshausen,

welcher durch langen Aufenthalt im Lande mit den Zuſtänden und Bedürfniſſen Croatiens vertraut und daſelbſt in hohem Grade beliebt war, wurde nach Preßburg berufen, um über die zu ergreifenden Maßregeln ſein Gutachten abzugeben. Gleichzeitig wurden jedoch auch Truppen aufgeboten, und durch ebenmäßige Anwendung von Mitteln der Güte und der Strenge die entſtandenen Unruhen wieder beſchwichtigt.

Während ſie in ſolcher Weiſe den Ereigniſſen in Croatien ihre Aufmerkſamkeit zuwandte, hatte Maria Thereſia, welcher der fortgeſetzte Aufenthalt in Preßburg immer unerquicklicher wurde, dem Landtag in ſeiner Sitzung vom 1. Auguſt ihre Abſicht ankündigen laſſen, ſich nach Peſt zu begeben, um das dort zuſammengezogene Lager ihrer Truppen zu beſuchen. Binnen zwei Wochen werde ſie zurückkehren, und ſie hoffe, daß bis dahin der Landtag die Geſetzesartikel zur königlichen Unterſchrift bereit halten werde. Am 18. Auguſt gedenke ſie denſelben zu ſchließen.

Am 3. Auguſt um vier Uhr Morgens ſchiffte ſich Maria Thereſia mit ihrem Gemal und ihrem Schwager, dem Prinzen Karl von Lothringen, auf der Donau ein. Ihre Kinder ſandte die Kaiſerin insgeſammt nach Wien. Sie ſelbſt gelangte am 4. Auguſt um zehn Uhr Abends nach Peſt, wo ſie zu Wagen die feſtlich erleuchtete Stadt durchzog und in dem Hauſe des Erlauer Erzbiſchofes Barkoczy abſtieg. Tags darauf begab ſie ſich in das Lager, welches der Feldmarſchall Fürſt Wenzel Liechtenſtein commandirte. Am 8. Auguſt verfügte ſich das kaiſerliche Ehepaar in feierlichem Aufzuge über die Schiffbrücke nach Ofen, und beſichtigte den erſt vor Kurzem begonnenen Bau des königlichen Schloſſes. Sonſt füllten Feſtlichkeiten aller Art die Zeit des Aufenthaltes der Kaiſerin in Peſt. Und um die Berichte, die wir über dieſelben beſitzen, einigermaßen zu charakteriſiren, möge hier nur die Wiederholung deſſen geſtattet ſein, was über einen der Kaiſerin zu Ehren veranſtalteten Fiſchfang auf der Donau darin erzählt wird. In den auf ihren Wink ausgeworfenen Netzen fanden ſich mehrere ganz ungewöhnlich große und ſchwere Fiſche, die wohl in irgend einer Weiſe künſtlich in dieſelben eingeſchmuggelt worden ſein mochten. „Es iſt nicht anders zu muth„maßen", ſagt das offizielle Wiener Diarium, „als daß der Danubius

„oder Donauſtrom, der billig ein Fürſt der europäiſchen Flüſſe genannt „zu werden verdient, gleichwie der Stadt Peſt wohledle Senat und „Bürgerſchaft ſeine tiefſte Devotion gegen Ihre Majeſtäten unaufhörlich „zu zeigen ſich beſtrebt, alſo auch vorbeſagtes Element zu Bezeigung „ſeiner Ehrerbietigkeit und Ergebenheit mit Hergebung ſo ſchöner Fiſche „dieſen ſo großen Monarchen an den Tag zu legen nicht unterlaſſen „wollen“ [249]). So wurden ſchon damals amtliche Berichte über die Reiſen der Monarchen verfaßt.

Von größerem Intereſſe als dieſe Beluſtigung mit Fiſchfang iſt der Beſuch, mit welchem die Kaiſerin am 10. Auguſt den Präſidenten der ungariſchen Hofkammer, Grafen Anton Graſſalkovics, auf deſſen Schloſſe zu Gödöllö beehrte.

Es iſt eine oft wiederholte und durch einen Ausſpruch des Lieblingsdichters der deutſchen Nation in die weiteſten Kreiſe verbreitete Meinung, das Haus Oeſterreich habe ſich oft grelle Undankbarkeit gegen diejenigen zu Schulden kommen laſſen, die ihm hervorragende Dienſte geleiſtet. In dieſer Allgemeinheit wenigſtens wird jedoch eine ſolche Anklage ſich ſchwerlich beweiſen, vorurtheilsfreie Forſchung vielmehr weit eher den entgegengeſetzten Fehler erkennen laſſen, den einer allzu reichen Verſchwendung von Ehren und Glücksgütern an Perſonen, deren hervorragende Dienſte man belohnen zu ſollen glaubte. Klagt ja doch ſogar Maria Thereſia darüber, daß ihre Ahnen zum Nachtheile der Finanzen des Staates allzu freigebig waren mit Geſchenken an diejenigen, denen ſie ihre Dankbarkeit bezeigen wollten, und auch die Kaiſerin ſelbſt war in dieſer Beziehung durchaus nicht von jedem Vorwurfe frei. Recht deutlich zeigt ſich dieß an dem Grafen Anton Graſſalkovics. Einſt ein armer ſlaviſcher Student, bekleidete er jetzt, noch nicht mehr als ſiebenundfünfzig Lebensjahre zählend, die vornehmſten Aemter des Landes, beſaß unermeßliche Reichthümer, und war im Stande, ſeiner Monarchin einen Empfang zu bereiten, der an fabelhaftem Prunke alles bisher Geſehene weit hinter ſich zurückließ.

Binnen zwei Stunden legte Maria Thereſia den Weg von Peſt nach Gödöllö zurück. Bei jeder Station, wo die Pferde gewechſelt

wurden, harrten ihrer fünfhundert berittene Edelleute, welche der Kaiſerin bis zur nächſten Station das Geleit gaben. Graſſalkovics ſelbſt kam ihr mit ſeinem Sohne die Hälfte des Weges zu Pferde entgegen, mit ihm eine große Anzahl von Mitgliedern des vornehmſten ungariſchen Adels in ihren reichen Gewändern. In dem auf's glänzendſte erleuchteten Schloßgarten war ein Prachtſaal errichtet, in welchem das Abendeſſen eingenommen wurde. Vierundzwanzig Edelleute aus dem Neograder Comitate leiſteten die Bedienung bei der kaiſerlichen Tafel, zwei Podmaniczky ſpeziell bei der Kaiſerin und ihrem Gemal.

Den 11. Auguſt verweilte Maria Thereſia noch in Gödöllö, und in prunkvollen Feſtlichkeiten jeder Art verging der Tag; am 12. kehrte ſie nach dem Lager zurück, am 13. aber verließ ſie Peſt und verfügte ſich wieder nach Preßburg, wo inzwiſchen die Landtagsgeſchäfte eine faſt noch ungünſtigere Wendung genommen hatten als zuvor. Denn die Mehrheit der unteren Tafel behauptete, daß in den Antworten der Königin auf die Begehren und Beſchwerden des Landes gar nichts enthalten ſei, was zur Grundlage neuer Geſetzesartikel gemacht werden könnte [250]). Um alſo wenigſtens nicht den Steuerzahlern durch die Beſtreitung der Diäten der Abgeordneten eine noch größere Auslage zu verurſachen, möge man die Mitglieder des Landtages nach Hauſe entlaſſen.

Eifrig wurde dieſen Aeußerungen durch den königlichen Perſonal Georg Fekete widerſprochen. Niemals ſei noch ein Landtag, ſo behauptete er, ohne Zuſtandebringung von Geſetzesartikeln geſchloſſen worden. Die Antworten der Königin böten ausreichenden Stoff für zwölf oder dreizehn Artikel. Schon habe der Protonotar des Palatins dieſelben verfaßt und er könne ſie jeden Augenblick vorleſen. Dem aber widerſetzten ſich wieder die Stände; ohne einen förmlichen Beſchluß könne eine ſolche Arbeit, erklärten ſie, gar nicht eingebracht werden. Auch in den Jahren 1708 und 1712 ſeien Landtage geweſen, auf welchen man keine Geſetzesartikel zu Stande gebracht habe. So möge man auch dieſen Gegenſtand für einen ſpäteren Landtag verſchieben.

Umſonſt bemühte ſich nun der Protonotar Paul Nagy die Stände zur Annahme des Vorſchlages des Perſonals zu vermögen. So lebhaft wurde der Streit und ſo heftig der Widerſpruch, den die Worte Nagy's erfuhren, daß es zwiſchen ihm und Caſpar Czuzy faſt zu perſönlichem Conflicte kam [251]).

Auch an dem folgenden Tage, dem 12. Auguſt, ſchien ſich die Stimmung der Stände nicht günſtiger geſtaltet zu haben. Umſonſt trat dießmal der Protonotar Anton Brunszvik ein für die Anträge des Perſonals. Endlich ſuchte Gabriel Pronay [252]) dahin zu vermitteln, daß man diejenigen Erklärungen der Regierung, in welchen den Wünſchen des Landes willfahrt wurde, in die Form von Geſetzesartikeln bringe, hinſichtlich der bisher unberückſichtigt gebliebenen Punkte aber die früheren Begehren erneuere. Ihn unterſtützend ſuchte Johann Jeszenak [253]) die Verſammlung von der Annehmbarkeit dieſes Vorſchlages zu überzeugen. Aber ſie blieb auch jetzt noch unerſchütterlich; endlich beſchloß ſie, wenn die Königin den Termin zur Beendigung des Landtages noch hinausſchieben wolle, neuerdings ſämmtliche Begehren und Beſchwerden des Landtages zur Beſchlußfaſſung vorzulegen. Sollte eine Verlängerung der Landtagsdauer nicht erfolgen, ſo müſſe man auf der bisherigen Erklärung beharren und werde gar keine Geſetzesartikel zu Stande kommen laſſen.

In dieſem Sinne ſandte die Ständetafel Botſchaft zu den Magnaten; die letzteren aber erwiederten, ſich dem Beſchluſſe der unteren Tafel nur dann anſchließen zu können, wenn wenigſtens die einzelnen Punkte, über welche man eine neue Entſcheidung verlange, und wo möglich die Beweggründe ausdrücklich angeführt würden, um derentwillen ſolches geſchehe. Da ſich die Stände hiezu bereit finden ließen, wurde zur Ausarbeitung dieſer neuen Vorlage eine gemeinſchaftliche Commiſſion zuſammengeſetzt. Der Erzbiſchof Franz Klobuſiczky, die Grafen Franz Eſterhazy, Joſeph Illeshazy und Paul Balaſſa, Freiherr Lorenz Revay vertraten hiebei die Magnaten. Für die Stände betheiligten ſich die Protonotare Pécſy, Brunszvik und Anton Raiſics, Letzterer für Croatien und Slavonien, dann die Abgeordneten Galgoczy, Jeszenak, Bacskady, Okoliczanyi, Adelffy, Gloß und Svetics an der

Commiſſion. Das Ergebniß ihrer Arbeit wurde vom Landtage angenommen und am 23. Auguſt der Königin vorgelegt.

Noch an demſelben Tage wurde die Antwort der letzteren ausgefertigt. In einigen, wenn gleich nicht gerade weſentlichen Punkten lautete ſie günſtiger als der früher ertheilte Beſcheid. Der Hauptnachdruck wurde auf die volle Bereitwilligkeit der Regierung gelegt, Ungarns Ausfuhrhandel mit Vieh und Bodenproducten möglichſt zu fördern. Wenn in den weſtöſterreichiſchen Ländern nicht etwa übergroßer Fleiſchmangel herrſche, werde dem freien Durchzuge ungariſchen Viehes nach den deutſchen Reichsſtädten Augsburg, Nürnberg und anderen kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Mit Baiern und Venedig werde man in angelegentlichſter Weiſe zu Gunſten der Zufuhr aus Ungarn unterhandeln, alle Hinderniſſe des Verkehres nach den Seehäfen aber möglichſt beſeitigen. Bei den Berathungen, welche zur Regulirung der Zoll- und Handelsverhältniſſe zwiſchen Ungarn und den weſtöſterreichiſchen Ländern gepflogen werden ſollten, würden die Intereſſen Ungarns durch Vertretung der Behörden dieſes Landes gewahrt werden.

Der etwas günſtigere Eindruck, welchen der Inhalt dieſes letzten Reſcriptes vielleicht hervorbringen mochte, wurde allſogleich wieder durch die Verhandlungen verwiſcht, die ſich in Folge der von Maria Thereſia vollzogenen Erhebung der Städte Raab, Komorn, Neuſatz und Zombor zu königlichen Freiſtädten entſpannen. Denn dieſe Erhebung zog das Begehren der Regierung nach ſich, daß jenen Städten das Recht zuerkannt werde, einen Vertreter mit Sitz und Stimme zu dem Landtage zu entſenden. Dieſes Verlangen, durch den Mund des Vicepalatins Johann Trszthanszky vorgebracht, fand jedoch lebhaften Widerſpruch bei der unteren Tafel. So wurde, was die Stadt Raab betraf, ihre Zulaſſung zum Landtage ebenſowohl von dem Vertreter des dortigen Domcapitels, dem Canonicus Ladislaus Kovacs, als von den Abgeordneten des Comitates eifrig bekämpft. Adel und Geiſtlichkeit reichten ſich in derlei Dingen brüderlich die Hand. Kovacs gründete ſeine Einwendungen auf die Behauptung, die Stadt Raab komme den Verpflichtungen nicht nach, welche ſie dem Domcapitel gegenüber auf ſich genommen habe. Die Abgeordneten des Comitatsadels aber, welche

auch jetzt wieder betonten, daß nach der Verfassung des Landes eine Stadt nur einem einzigen Adeligen gleichkomme [254]), waren schon von vorneherein gegen jede Begünstigung, welche die Regierung den Städten zuwenden wollte. Wurden die letzteren ja schon durch ihre Erhebung zu Freistädten dem Verhältnisse der Unterordnung unter die Comitatsbehörden entrückt und zur Selbstverwaltung durch eigene, frei gewählte Organe berechtigt. Die letzteren aber traten mit Umgehung des Comitates in unmittelbare Berührung mit der königlichen Kammer, der Statthalterei und in Rechtssachen je nach der Natur des Gegenstandes mit der Districtualtafel oder dem Tavernicalstuhl. Aus diesem Grunde war auch der Einfluß der Regierung in solchen Städten immer ein mächtiger, und der des Comitates, das ehemals daselbst geherrscht hatte, ein äußerst geringer. Auf den Landtagen aber hielten die Vertreter der Städte fast immer zur Regierung, von welcher allein ihnen Schutz und Förderung zu Theil wurden, während Adel und Geistlichkeit sich wie überall, so insbesondere in Ungarn gegen die kräftigere Entfaltung des bürgerlichen Lebens feindselig verhielten. Eine Stärkung der Regierungspartei auf dem Landtage aber war dem Comitatsadel, aus welchem die übermächtige Opposition an der unteren Tafel bestand, durchaus nicht willkommen. Deßhalb verweigerte sie auch jetzt ihre Zustimmung zu diesem Gesetze, durch welches die Erhebung jener Städte zu königlichen Freistädten und ihre Zulassung zum Landtage in Kraft treten sollte. Jedenfalls möge, so lautete der Beschluß der unteren Tafel, die Entscheidung hierüber dem künftigen Landtage vorbehalten bleiben.

Der Protonotar Gabriel Pécsy, welcher diesen Beschluß der Stände der oberen Tafel mitzutheilen hatte, brachte jedoch, es geschah dieß in der Sitzung vom 24. August, von dort die Antwort zurück, die Magnaten stimmten der Anschauung der Stände keineswegs bei und beharrten darauf, daß dem Begehren der Regierung Folge geleistet werde. Auch in Bezug auf den Wunsch der Königin, ihrem eigenen Cabinetssecretär Freiherrn Ignaz von Koch, und dem Günstling und Rathgeber ihres Gemals in finanziellen Geschäften, Franz Joseph Freiherrn von Toussaint, das Indigenat in Ungarn zu verleihen, möge das Gleiche geschehen.

Schon durch dieses letztere, freilich nicht gerade staatskluge Begehren der Regierung war die Aufregung der Mitglieder der unteren Tafel noch vermehrt worden. In weit höherem Grade aber trug zur Steigerung der Mißstimmung ein Sendschreiben Maria Theresia's bei, durch welches sie erklärte, schon am 26. August den Schluß des Landtages vornehmen zu wollen, weßhalb bis zu dieser Frist die Gesetzesartikel zu Stande zu bringen seien. Wenn man dem Landtage nicht Zeit dazu lasse, so hieß es jetzt an der unteren Tafel, die wichtigsten Angelegenheiten reiflich zu berathen, dann möge man sich auch nicht wundern, wenn er die Entscheidung derselben nicht vornehmen, sondern sie einer späteren Zeit vorbehalten wolle. Und als hierauf beißend erwiedert wurde, Maria Theresia selbst habe die letzten zwei Nächte am Arbeitstische zugebracht, um nur die Landtagsgeschäfte ihrem Ende zuführen zu können, es möge doch von Seite der unteren Tafel ein Gleiches geschehen, da wurde zwar am 26. August von sechs Uhr Morgens angefangen mit einer dreistündigen Unterbrechung bis gegen Mitternacht Sitzung gehalten und die Ertheilung des Indigenates an Koch und Toussaint zu großer Erbitterung der Delegirten der Comitate mit Hilfe der Abgeordneten der Domcapitel und Städte auch durchgesetzt. Aber um so hartnäckiger war der Widerstand gegen die Zulassung der Vertreter von Raab, Komorn, Neusatz und Zombor zum Landtage. Gegen ihre Erhebung zu königlichen Freistädten wolle man, so lautete die Erklärung der Stände, keine Einwendung machen, das Stimmrecht auf dem Landtage aber werde ihnen gewiß nicht zu Theil werden. Da trat plötzlich zu vorgerückter Abendstunde unter Führung des Erlauer Erzbischofes Barkoczy [255]) eine Deputation der Magnaten, wie sie so zahlreich während des ganzen Landtages noch niemals erschienen war, in den Sitzungssaal der Stände. Der Taverniens Graf Franz Esterhazy und Anton Grassalkovics befanden sich unter ihren Mitgliedern. Sie überbrachte ein so eben an den Palatin gelangtes Handschreiben Maria Theresia's, in welchem sie „ihren königlichen Un„willen" darüber aussprach, daß, obgleich sie nur wegen der Angelegenheit der vier Städte ihren Aufenthalt in Preßburg noch um vierundzwanzig Stunden verlängert habe, sie doch wider alle Erwartung wahrnehmen müsse, wie noch bei ihren Lebzeiten der Name „Maria Theresia"

von den Ständen mißachtet, ihre Rechte aber verletzt würden [256]). Tiefen Schmerz empfinde sie darüber, daß die Stände auf eine Weise mit ihr verführen, wie es noch keinem Könige gegenüber geschehen sei.

Den Eindruck, welchen die Mittheilung dieses Handschreibens auf die Ständetafel hervorbrachte, geschickt benützend, drangen die Magnaten eifrigst in die Stände, dem Begehren der Königin zu willfahren. Es gebe jetzt keinen Weg mehr zur Versöhnung als die Nachgiebigkeit, darum möge die Erhebung der vier Städte ohne jede beschränkende Bedingung, somit auch ihre Zulassung zum Landtage bewilligt werden.

Von allen Seiten in die Enge getrieben, ließen endlich auch die Stände von fernerem Widerstande ab und willigten in das Begehren der Königin. Und da dieselbe schon für den folgenden Morgen um sechs Uhr ihre Abfahrt bestimmt hatte, wurde noch eine Deputation ernannt, welche eine halbe Stunde zuvor Maria Theresia bitten sollte, ihre Abreise zu verschieben und noch durch ihre eigenhändige Unterschrift die Gesetzesartikel persönlich zu vollziehen.

Um dieselben rechtzeitig zu Stande zu bringen, wurde die ganze Nacht hindurch gearbeitet, und am 27. August um fünf Uhr Morgens die einundsechzigste und letzte Landtagssitzung eröffnet. Neuerdings ließen die Stände sich nachgiebig finden, indem sie auf das Verlangen der Magnaten von dem früher beschlossenen Begehren abließen, daß die Zahl der königlichen Städte nicht neuerdings vermehrt werden solle. Dann wurden in gemeinschaftlicher Sitzung die Gesetzesartikel verlesen, und zur Mittagsstunde verfügten die Mitglieder beider Tafeln sich in das Schloß, sie der Königin zu überbringen.

Nach der gewöhnlichen Rede des Palatins sprach Maria Theresia nur wenige Worte zu dem versammelten Landtage. Fürwahr hätte sie, so sagte die Kaiserin mit strenger Miene und in gereiztem Tone, auf eine größere Bereitwilligkeit zu ihrer Unterstützung bei Erfüllung der ihr obliegenden Regentenpflichten von Seite der ungarischen Nation gehofft, welcher sie so oft und noch in letzter Zeit vor ihren übrigen Völkern Beweise ihres Wohlwollens gegeben. „Beeilt Euch", so rief sie ihnen zu, „dasjenige, was beschlossen worden, in's Werk zu setzen;

„laßt ab von Eurem Mißtrauen gegen Euren König, Eure Mutter, „auf daß Ihr die Gnade und Güte wieder erlanget, deren Ihr verluſtig „geworden ſeid" [257]).

So herbe, ja harte Worte konnten für den Augenblick nur einen niederſchlagenden, für die Zukunft aber einen erbitternden Eindruck hervorbringen. In der Verſammlung gab ſich derſelbe durch erbleichende und verſtörte Mienen, durch düſteres Stillſchweigen kund [258]). Da mußten natürlich die Schlußworte des Primas, der ſich und die Stände der Gnade der Königin empfahl, nicht nur wirkungslos verhallen, ſondern wie ironiſch klingen. Auch die Ceremonie des Handkuſſes, zu welchem nun die Mitglieder des Landtages zugelaſſen wurden, verlief unter peinlicher Spannung, und von beiden Theilen wurde das Ende wie eine Erlöſung begrüßt.

In ſolcher Weiſe ſchloß der Landtag des Jahres 1751, und nicht, wie ſchon am folgenden Tage das offizielle Wiener Diarium ſeinen Leſern zu verkündigen ſich nicht ſchämte, „zu ausnehmendem Ver„gnügen der gnädigſt regierenden Monarchin und deren hungariſchen „treugehorſamſten Ständen." Ungleich ehrlicher iſt der gleichzeitige Bericht „in den Landtagsakten ſelbſt, der mit den Worten ſchließt: „So endigte „ein mit Verwirrung begonnener Landtag in höchſter Verwirrung" [259]).

Das Verſchulden davon wurde natürlicher Weiſe von Maria Thereſia den Ungarn, von den letzteren aber der Königin und ihren Rathgebern zugeſchrieben. Den vorurtheilsfreien Beurtheiler will jedoch bedünken, daß beide Parteien, Regierung und Regierte, wie es freilich faſt immer der Fall iſt, auch dießmal wieder dasjenige aus den Augen verloren, deſſen Beobachtung jedem Zwieſpalte zwiſchen ihnen vorgebeugt hätte, und das iſt das taktvolle Maßhalten im Begehren wie im Verweigern.

Achtes Capitel.

Die Lombardie.

Nach der Vertreibung der Spanier aus Mailand im März des Jahres 1746 und der Wiederbesetzung dieser Stadt durch die österreichischen Truppen traten daselbst Verhältnisse ein, denjenigen vergleichbar, welche drei Jahre zuvor in Böhmen und insbesondere in Prag stattgefunden hatten. So wie dort, so war auch hier eine zahlreiche und mächtige Partei, zumeist den höheren Ständen angehörig, dem fremden Eindringling zugefallen, hatte ihm nicht allein als Landesherrn gehuldigt, sondern ihn noch eifrig unterstützt, um seine nicht auf dem Wege des Rechtes, sondern nur durch die Gewalt der Waffen erlangte Herrschaft auch für die Zukunft dauernd zu befestigen. Ja in Mailand war man in gewissem Sinne noch weiter gegangen als in Prag und in Böhmen. Denn während hier von einem zuvor schon angesponnenen Complotte, um dem fremden Eroberer den Einfall in das Land und die Stadt, die Aufrichtung seiner Herrschaft daselbst zu erleichtern, keine Spur sich auffinden läßt, und die Thätigkeit derer, welche der Fahne des Kurfürsten von Baiern sich zuwandten, erst nach der Besetzung des größten Theiles des Landes und der Hauptstadt durch die baierischen und französischen Truppen begann, war man in Mailand ungleich weiter gegangen. Schon lang vor dem Einmarsche des Infanten Don Philipp in diese Stadt war daselbst eine Verschwörung entstanden, um die österreichische Regierung zu stürzen und die Spanier wieder nach Mailand zurückzuführen.

Wenn von dieſem Standpunkte aus das Verſchulden der Verſchwörer zu Mailand ungleich größer erſcheint als dasjenige der Anhänger des Kurfürſten von Baiern in Böhmen, ſo walteten doch wieder zu Gunſten der Erſteren mildernde Umſtände ob, welche ſie vielleicht weniger ſtrafwürdig erſcheinen ließen, als die von der Sache des Hauſes Oeſterreich Abtrünnigen in Prag. Denn in Böhmen hatte die Herrſchaft desſelben Jahrhunderte hindurch ununterbrochen beſtanden, und feſte Wurzeln geſchlagen in dem Lande, das auch mit den übrigen Provinzen der öſterreichiſchen Monarchie ſich längſt ſchon zu einem eng verbundenen, faſt untheilbaren Ganzen entwickelt hatte. In Mailand und der Lombardie aber walteten ganz andere Verhältniſſe ob. Seit vierzig Jahren erſt ſtand dieſes Land unter öſterreichiſcher Herrſchaft, während es früher durch faſt zwei Jahrhunderte dem ſpaniſchen Szepter gehorcht hatte. Es war nicht anders als natürlich, daß in dieſem langen Zeitraume Spanien und die Spanier ſich eifrige Anhänger erworben hatten in der Lombardie, daß Viele nach deren Rückkehr ſich ſehnten und darum freudig bereit waren, zu ihrer Verwirklichung ſelbſtthätig beizutragen. Hiezu kam noch, daß die Stammesverſchiedenheit zwiſchen den Lombarden und den Spaniern eine ungleich geringere als diejenige zwiſchen den Erſteren und den Deutſchen war. Auch die Sprache, die Sitten und Gewohnheiten der Spanier boten viel größere Aehnlichkeit mit denjenigen der Lombarden dar, als dieß von Seite der Deutſchen der Fall war. Endlich wird, und zwar von einem lombardiſchen Schriftſteller, der eigenthümliche Umſtand hervorgehoben, daß bei den lateiniſchen Völkern die Frauen im Allgemeinen ſich keiner ſolchen Verehrung erfreuen als dieß bei den germaniſchen Völkern der Fall iſt[260]). Darum trug der Gedanke, unter dem Szepter einer Frau zu ſtehen, nicht wenig dazu bei, nach der Thronbeſteigung Maria Thereſia's ihre lombardiſchen Unterthanen ihr abwendig und ſie geneigt zu machen, unter die ſpaniſche Herrſchaft zurückzukehren.

Hiezu kam noch, daß es wahrſcheinlich erſchien, der Infant Don Philipp werde Mailand zum Kernpunkte eines neuen italieniſchen Staates machen, daſelbſt reſidiren, einen glänzenden Hof halten und beträchtliche Geldſummen in's Land bringen, ſtatt daß ſie unter öſterreichiſcher

Herrschaft nach dem weit entfernten, mit Italien fast außer jeder Verbindung stehenden Wien ihren Abfluß nahmen. Noch waren die reichen Schätze, welche insbesondere in der ersten Zeit nach der Entdeckung Amerika's die Spanier nach Mailand und dort in Umlauf gebracht hatten, in gutem Andenken daselbst, und der erwerblustige und sparsame Lombarde vergaß darüber leicht, wie oft er sich durch den Stolz des Spaniers verletzt gefühlt hatte.

Bringt man endlich noch die verwandtschaftlichen Bande in Anschlag, durch welche während der langen Zeit der spanischen Herrschaft in Mailand viele der vornehmsten Familien des Landes mit Spaniern in nahe Verbindung getreten waren, die Gunstbezeigungen und Standeserhöhungen, deren sie sich von spanischen Herrschern zu erfreuen gehabt hatten, so wird man sich nicht darüber wundern, daß man gerade in den hervorragendsten mailändischen Familien der Sehnsucht nach der Rückkehr der Spanier und der eifrigen Mitwirkung zur Herbeiführung dieses Zieles begegnet.

So sind es denn auch die zwei vielleicht vornehmsten Namen des Landes, welche man in die zu diesem Ende angestiftete Verschwörung verwickelt sieht. Der eine derselben wird noch dazu durch eine Frau, die Gräfin Clelia Borromeo repräsentirt, während den zweiten der damalige Generaladministrator der lombardischen Posten, Fürst Franz Xaver Melzi vertritt.

Die Ursache, um derentwillen die Gräfin Borromeo in die Reihen der Gegner Maria Theresia's sich stellte, ist in der That eine solche, wie sie nur bei Frauen, bei diesen aber auch zumeist in entscheidendem Maße auf ihre Handlungen einwirkt. Die Tochter eines reichen genuesischen Patriziers, des Herzogs del Grillo, hatte Clelia sich im Jahre 1707 mit dem Grafen Johann Borromeo, dem Sohne jenes Karl Borromeo vermält, welcher als kaiserlicher Reichscommissär in Italien und als Vicekönig in Neapel, sowie später als Statthalter in Parma von Seite des Hauses Oesterreich mit Gunstbezeigungen überhäuft worden war. Die ganze Familie Borromeo galt daher als gut österreichisch gesinnt, und auch die Gräfin Clelia bildete

keine Ausnahme hievon, ſo viel ſie auch ſonſt von ſich reden gemacht hatte. Denn ſie war eine geiſtvolle Frau, die ſich gern mit den Wiſſenſchaften beſchäftigte und die hervorragendſten Gelehrten Italiens in jenen glänzenden Kreis zog, den ſie um ſich verſammelte. Aber ſie war auch eigenwillig und herrſchſüchtig, und wie ſie ihren wenig bedeutenden Gemal ſchon längſt zu einem fügſamen Werkzeuge ihres Willens gemacht hatte, ſo konnte ſie auch von Niemand Anderem und am allerwenigſten in ihrer Familie Widerſpruch vertragen. Gerade von dieſer Seite her aber mußte ſie ſolchen, und noch dazu in einer Angelegenheit erfahren, in welcher Frauen zumeiſt am empfindlichſten ſind. Es handelte ſich um die Vermälung ihres älteſten Sohnes Renato, welcher das dreißigſte Lebensjahr bereits überſchritten hatte und alſo längſt in das Alter getreten war, in welchem man daran denken mußte, daß das zukünftige Haupt einer ſo hervorragenden Familie ſich ein eigenes Hausweſen begründe. Mit all der Umſtändlichkeit, mit der man damals in derlei Dingen verfuhr, in welchen die Abſtammung, die Verwandtſchaft, der Reichthum der zu Erwählenden eine ungleich größere Rolle als deren perſönliche Eigenſchaften ſpielten, ging man auch jetzt zu Werke. Endlich fiel die Wahl auf Marianne Odescalchi, Tochter des Herzogs von Bracciano, des Hauptes einer Familie, welche unter dem Pontificate eines ihrer Mitglieder, des Papſtes Innocenz XI. zu außerordentlichem Reichthum und Anſehen gelangt war. Nach langer Verhandlung gedieh die Sache endlich zum Abſchluſſe und wurden die Ehepacten ſowohl von den Odescalchi als den Borromeo unterzeichnet. Da änderte plötzlich die Gräfin Clelia ihren Entſchluß und erhob Hinderniſſe wider dasjenige, was ſie ſelbſt bisher eifrig gefördert hatte. Ihr Sohn Renato aber, ſtolz und unbeugſam wie ſeine Mutter, mit welcher er ohnedieß nicht im beſten Einverſtändniſſe lebte, wandte ſich an die oberſte Lehensherrin der Familie, an Maria Thereſia, und legte ihr die Sache zur Entſcheidung vor [261]).

In einem Falle, in welchem das Recht und die Billigkeit ſo ſchwer zu Gunſten des Grafen Renato in die Wagſchale fielen, konnte der Ausſpruch Maria Thereſia's unmöglich wider ihn lauten. Hiezu kam noch, daß die Familie Odescalchi immerdar den Anſchauungen

ihres hervorragendsten Mitgliedes, des Papstes Innocenz XI. treu geblieben war, jenes eifrigen Verbündeten des Kaisers Leopold I. in dem Kriege gegen die Pforte. Schon die gut österreichische Gesinnung der Familie Odescalchi hätte ihr also Anspruch auf die Berücksichtigung und den Schutz Maria Theresia's erworben. Endlich gehörte es, wie man weiß, zu ihren Lieblingsgewohnheiten, Ehebündnisse zu schließen und nicht sie zu trennen, und das um so mehr, wenn, wie in dem gegebenen Falle, die beiden hauptsächlich Betheiligten, die zu verheiratenden Personen sich darüber in vollstem Einverständnisse befanden. Daher befahl Maria Theresia am 9. November 1743, daß die Gräfin Borromeo von ihrem Widerstande gegen die beabsichtigte Vermälung ihres Sohnes Renato ablassen und die letztere ungehindert vor sich gehen solle [262]).

Gegen einen so unzweideutigen Ausspruch der Monarchin gab es kein Widerstreben. Auch die Gräfin Borromeo unterwarf sich, aber diese Verletzung ihres Stolzes erfüllte sie mit Haß gegen diejenige, von der sie sich beleidigt wähnte. Mit Eifer ergriff daher die Gräfin die erste Gelegenheit, die sich ihr darbot, um sich empfindlich zu rächen. Sie verband sich zu diesem Ende mit ihrem Neffen, dem Fürsten Melzi, der aus dem Grunde gegen Maria Theresia aufgebracht war, weil sie den Unordnungen zu steuern gesucht hatte, welche unter seiner Leitung, und man darf wohl auch sagen zu seinem Vortheile bei dem Postwesen eingerissen waren.

Zu diesen beiden Häuptern der Verschwörung gesellten sich noch andere Mitglieder hervorragender Mailänder Familien, wie Graf Giuseppe Antonio Rezzonico della Torre, ein Bolognini, ein Oppizoni, eine Fürstin Trivulzi. Eine eifrige Correspondenz mit Gleichgesinnten in anderen lombardischen Städten, unter welchen ein Marchese Belcredi in Pavia sich besonders hervorthat, mit den Angehörigen lombardischer Familien, die in dem spanischen und französischen Heere dienten, mit den Befehlshabern des letzteren wurde gepflogen. Einer der ersten Beamten der Post, Namens Rainoldi, aus Lugano gebürtig, früher ein Vertrauter des Hofkanzlers Ulfeld und nun dem Fürsten Melzi an die Seite gegeben, soll mit ihm zugleich zum Verräther geworden sein

und bei der verbrecherischen Correspondenz mit dem Feinde die wesentlichsten Dienste geleistet haben. Man behauptete von ihm, er sei es gewesen, der den amtlichen Briefwechsel des Wiener Hofes mit den Mailänder Behörden geöffnet und die wichtigen Nachrichten, die er daraus reichlich zu schöpfen vermochte, auf dem Umwege über die Schweiz den Feinden mitgetheilt habe.

Am gefährlichsten war jedoch die Thätigkeit und am schwärzesten der Verrath, welchen eine andere Vertrauensperson der österreichischen Regierung, Graf Julius Anton Biancani, an derselben beging. Keiner vornehmen, sondern einer durch gewagte und nicht immer ganz vorwurfsfreie Speculationen reich gewordenen Familie entstammt, bewegte sich auch Julius Biancani, und Anfangs mit großem Glücke, auf dieser Bahn. Zwei Jahre vor dem Tode Karls VI. erhielt er von demselben den Grafentitel, den er sich schon früher unbefugt angemaßt hatte. Maria Theresia verlieh ihm, freilich nur gegen Bezahlung einer beträchtlichen Summe, einen hervorragenden Posten in der Administration. Gewinnreiche Pachtungen und ergiebige Lieferungen für die Armee wurden ihm zu Theil. Aber er wurde hiebei auf so weitgehenden Unterschleifen betreten, daß er selbst es für gerathen ansah, sich der verdienten Bestrafung durch die Flucht zu entziehen. Er begab sich nach Pavia zu dem Grafen Anton Bolognini, einem Anhänger der spanischen Partei, und mit ihm zu den spanischen Truppen. Zum Vortheile der letzteren entwickelte er von nun an eine rastlose Thätigkeit. Er war der Anstifter, daß in der Nacht vom 11. November dreihundert deutsche Soldaten von zweitausend Spaniern in Sant Angelo überfallen und nach tapferer Gegenwehr mit Verlust eines Drittheils der Ihrigen aus diesem Posten vertrieben wurden.

Zur Belohnung für einen so wichtigen Dienst wurde Biancani von dem Infanten Don Philipp mit der obersten Leitung des Cameralwesens betraut. In dieser Anstellung sorgte er mit unermüdlichem Eifer für die Proviantirung des spanischen Heeres. Ueberall erschien er selbst, überall griff er anordnend und handelnd ein, aber diese Thätigkeit, die ihm zu neuen Ehren, zu neuen Reichthümern verhelfen sollte, wurde ihm zum Unglück. Auf der Fahrt von Crema nach Brescia,

wo er großartige Einkäufe von Getreide bewerkstelligen wollte, wurde er auf venetianischem Gebiete, welches damals von beiden streitenden Theilen nur wenig respectirt wurde, durch eine österreichische Husaren-Patrouille gefangen. Man brachte ihn nach Parma und von da nach Mailand, das sich schon seit drei Monaten wieder in den Händen der Oesterreicher befand, und machte ihm daselbst den Proceß.

Umsonst suchte Biancani durch Ausflüchte aller Art sein Verschulden zu bemänteln. Wenn man überhaupt, und es war dieß damals allgemein der Fall, für politische Verbrechen die Anwendung der Todesstrafe für zulässig hält, so konnte das Schicksal Biancani's nicht zweifelhaft sein. Obgleich er tiefgefühlte Reue über das Geschehene an den Tag legte, obgleich seine Gattin um Gnade für ihn bat, und durch ihr Flehen erweicht, der bevollmächtigte Minister Graf Pallavicini sich am Wiener Hofe mit Nachdruck zu seinen Gunsten verwendete [263]), so blieb doch Alles umsonst; am 26. November 1746 wurde Biancani auf dem Corso der Porta Tosa zu Mailand enthauptet.

Ungleich gelinder war das Schicksal, welches die übrigen Verschwornen traf. Einer aus ihnen, ein Geistlicher Namens Zunti, wurde zwar nach Tirol in die Festung Kufstein gebracht; die Uebrigen aber waren vor dem Einmarsche der Oesterreicher in Mailand von dort entflohen. Die Gräfin Borromeo hatte in Bergamo, Melzi in Brescia, Rezzonico aber in Rom Schutz gesucht und gefunden; aus diesen Zufluchtsorten aber unterhandelten sie, um Straflosigkeit und die Bewilligung zur Rückkehr nach Mailand zu erlangen.

Am meisten Interesse gewähren die Verhandlungen, welche sich auf die Gräfin Borromeo bezogen, und zwar darum, weil sie für beide Frauen, sowohl die, um deren Schicksal es sich handelte, als diejenigen, von welcher die Entscheidung abhing, charakteristisch genannt werden müssen.

Da man der Gräfin selbst, welche sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatte, nichts anhaben konnte, suchte man sie vorerst dadurch empfindlich zu treffen, daß man ihre Einkünfte und Güter sequestrirte und die Pension aufhören ließ, welche ihr Sohn Renato ihr zu bezahlen

verpflichtet war. Mit freudiger Bereitwilligkeit machte der Letztere von dieser Ermächtigung Gebrauch. „Wenn von ihm allein meine Existenz „abhienge," schreibt die Gräfin Borromeo selbst, „so wäre ich schon aus „Mangel gestorben" [264]). Im Gegensatze zu ihm war jedoch die Tochter der Angeklagten, die Gräfin Julie Archinto, nicht nur unerschöpflich in Unterstützung ihrer Mutter, sondern auch unermüdlich in Schritten und Bemühungen zu deren Gunsten. Und in der That lieferte der Proceß wenigstens keine unumstößlichen Beweise für die Anklage, welche darin bestand, daß die Gräfin an der geheimen Correspondenz mit den feindlichen Generalen betheiligt gewesen sei. Darum verlangte Maria Theresia auch nichts mehr von der Gräfin Borromeo, als daß sie zum Zeichen ihrer Unterwerfung unter den Willen ihrer Herrin ihr Asyl verlasse, sich auf österreichisches Gebiet, nach Görz begebe und dort die ferneren Befehle der Kaiserin erwarte.

Unverzüglich erklärte die Gräfin, sich den Anordnungen der Kaiserin zu fügen. Sie verließ Bergamo und begab sich nach Padua, statt aber von dort ihre Reise nach Görz fortzusetzen, blieb sie unter dem Vorwande einer Erkrankung in Padua und ließ jede Aufforderung, sich nach Görz zu begeben, unbeachtet und unbefolgt. Dieser Eigensinn erbitterte die Kaiserin immer mehr; im März 1748 wurde die bisherige Sequestration der Güter der Gräfin Borromeo in eine Einziehung derselben verwandelt, und Jedermann der schriftliche oder mündliche Verkehr mit ihr aufs strengste untersagt.

Ueber ein Jahr noch verharrte die Gräfin Borromeo in ihrer Widerspänstigkeit, welche jedoch wieder nicht so weit ging, daß sie es verschmäht hätte, so wie früher Pallavicini, so jetzt den neuen Generalstatthalter der Lombardie, Grafen Ferdinand Harrach, mit Bitten um Verzeihung, um Bewilligung zur Rückkehr nach Mailand und um Wiedereinsetzung in ihren Besitz wahrhaft zu bestürmen. Harrach verwendete sich auch zu Gunsten der Gräfin in Wien; Maria Theresia aber bestand darauf, daß sie als allgemein kennbare Kundgebung ihrer Unterwerfung in Görz sich einfinden müsse. Erst am 9. Juli 1749, nach mehr als zweijährigem Widerstande geschah dieß, und nun säumte auch die Kaiserin nicht länger, der Gräfin ihre volle Verzeihung sowie die

Bewilligung zur Rückkehr nach Mailand zu ertheilen, und sie wieder in den Besitz ihrer Güter treten zu lassen. Alles solle vergeben und vergessen sein und die Gräfin sich der kaiserlichen Gnade in gleichem Grade erfreuen wie zuvor [265]).

Erst nach einjähriger Abwesenheit kehrte Clelia Borromeo nach Mailand zurück. Mit zunehmendem Alter nahmen auch ihre Sonderbarkeiten zu; sie schloß sich immer mehr von der Außenwelt ab, pflog keinen Verkehr mit ihren Standesgenossen, sondern nur mehr mit Leuten von geringer Bildung und ärmlichen Lebensverhältnissen, bis sie endlich im Jahre 1777, im dreiundneunzigsten Lebensjahre starb.

Sowie die Gräfin Borromeo und kurze Zeit nach ihr wurden auch zwei andere Verschworne, Melzi und Rezzonico, von der Kaiserin begnadigt [266]). Der Erstere trat in den geistlichen Stand, übertrug jedoch zuvor seine Besitzthümer und Würden auf seinen ältesten Sohn, Don Gaspare, den Vater jenes Francesco Melzi, welcher ein halbes Jahrhundert später als Vicepräsident der italienischen Republik eine so glänzende Rolle spielte. Rezzonico aber blieb in den Diensten des Infanten Don Philipp, zog mit ihm nach Parma und bekleidete an dem dortigen Hofe hervorragende Stellen.

Der Schlaueste von Allen, gegen welche eine Anklage wegen Treubruch und Verbindung mit dem Feinde erhoben worden war, scheint Rainoldi gewesen zu sein. Er blieb nach wie vor in Mailand und in seinem Amte; als wenn nichts geschehen wäre, lieh er seine Dienste den Oesterreichern, wie er früher, ja vielleicht auch jetzt noch im Interesse der Spanier wirkte. Erst nach und nach schöpfte man Verdacht wider ihn [267]), und auch in den Prozessen gegen die des Hochverrathes beschuldigten Mailänder kamen Aussagen vor, die schwere Anklagen wider Rainoldi enthielten [268]). Vieles deutete darauf hin, daß er noch fortan über Lugano die geheime Correspondenz mit dem Feinde unterhalte. Man sah es jedoch von vorneherein als schwierig an, ihn seines Verbrechens auch wirklich zu überweisen, und der Cabinetssecretär Koch verfiel sogar, um diesen Beweis herstellen zu können, auf das abenteuerliche Auskunftsmittel, man möge einmal die

Poſt nach Lugano von vertrauten Leuten, welche als Räuber verkleidet ſein ſollten, überfallen und durchſuchen laſſen, um hiebei den verbrecheriſchen Briefwechſel Rainoldi's in die Hände zu bekommen [269]).

Dieſes Mittel ſcheint aber entweder gar nicht in Anwendung gebracht worden zu ſein, oder den geſuchten Beweis nicht geliefert zu haben. Gewiß iſt es jedoch ein Kennzeichen ganz eigenthümlicher und kaum gerechtfertigter Schonung für Rainoldi, daß wir ihn zwei Jahre ſpäter noch immer in ſeinem Amte, und gleichzeitig noch immer nicht gereinigt finden von dem Verdachte, der auf ihm laſtete. Endlich entſchloß man ſich, dasjenige zu thun, was ſchon damals und ſeither ſo oft und immer mit gleichem Unrechte geſchah, und am beſten durch die Worte des Hofkanzlers Ulfeld bezeichnet wird, welche lauten: promoveatur ut amoveatur. Rainoldi wurde von Mailand abberufen, um im Wege der Beförderung als Controlor zu dem bei der kaiſerlichen Botſchaft in Rom beſtehenden Poſtamte verſetzt zu werden [270]). Aber auch zu dieſer letzteren Maßregel kam es nicht; Rainoldi fand ſich allerdings in Wien ein und man kündigte ihm dort die Abſicht an, ihn künftig anderswo als in Mailand zu verwenden. Aber er fand Mittel und Wege, die Erlaubniß zur Rückkehr nach Mailand und zum Wiederantritte ſeines Amtes zu erlangen. Nach längerer Zeit, im November 1751, taucht neuerdings der Verdacht unerlaubter Verbindung mit der ſpaniſchen Regierung gegen ihn auf. Aber man läßt es auch jetzt wieder dabei bewenden; man fügt ſich darein, ihn auf ſeinem Poſten nach wie vor zu belaſſen [271]).

Wo eine ſo weitgehende, in Schwäche ausartende Schonung beobachtet wurde, da kann man wohl nicht ſagen, man ſei mit übertriebener Härte gegen diejenigen vorgegangen, welche dem Hauſe Oeſterreich die beſchworene Treue gebrochen hatten. Immer ſeltener ſtößt man daher in der Correſpondenz des Wiener Hofes mit den Mailänder Behörden auf die Namen der Beſchuldigten, und ſeit dem Augenblicke, in welchem Maria Thereſia durch den Aachner Frieden in dem Beſitze von Mailand beſtätigt worden war, iſt dieß faſt gar nicht mehr der Fall. Allerdings war es nicht der Friede von Aachen, durch welchen alle auf den öſterreichiſchen Länderbeſitz in Italien bezüglichen Streit-

fragen geschlichtet wurden. Die Lösung derselben und so mancher anderen, welche sich auf die übrigen italienischen Staaten bezogen, wurde vielmehr einem speciellen Congresse vorbehalten, der sich im Dezember des Jahres 1748 zu Nizza versammelte. Oesterreich wurde hiebei durch den Feldzeugmeister Grafen Browne vertreten; der Mailänder Graf Gabriel Verri, ein Mann von tiefer Kenntniß und inniger Vertrautheit mit den Verhältnissen seiner Vaterstadt, von unerschütterlicher Anhänglichkeit an Maria Theresia und ihr Haus, stand ihm hiebei zur Seite. Die Auswechslung der Gefangenen, die Zurückgabe des Belagerungsgeschützes, die Regulirung der Landesgrenzen, endlich Geldfragen aller Art kamen dort zur Verhandlung und zum Ausgleich. Verri wurde zur Belohnung seiner Verdienste zum Senator und bald darauf zum Mitgliede des obersten Rathes von Italien ernannt.

An der Spitze desselben, der in Wien seinen Sitz hatte, stand noch immer wie in den letzten Regierungsjahren Karls VI. der Marquis von Villasor, Graf von Montesanto. Größeren Einfluß auf die Geschäfte, insofern sie sich auf Italien bezogen, als Montesanto, besaß jedoch der Hofkanzler Ulfeld, durch dessen Hände eigentlich Alles ging, was die politischen Angelegenheiten betraf, während die Fragen der Verwaltung und der Justiz dem italienischen Rathe vorbehalten blieben. Hieran änderte sich nichts, als nach Montesanto's Tode im Jänner 1750 Graf Sylva Taronca seine Stelle erhielt und sie von nun an gleichzeitig mit dem Posten eines Präsidenten des niederländischen Rathes versah. Als Generalstatthalter zu Mailand aber befand sich seit dem September 1747 Graf Ferdinand Harrach, derselbe, der früher den fruchtlos gebliebenen Friedensconferenzen zu Breda als Bevollmächtigter Oesterreichs beigewohnt hatte. Selbst die lombardischen Schriftsteller lassen den hervorragenden Eigenschaften Harrachs volle Anerkennung widerfahren. Er kam, sagt einer aus ihnen, in ein Land, das verarmt war durch die übertriebenen Steuern, welche seit sechs Jahren ihm auferlegt worden, und durch die Verheerungen, die es als theilweiser Schauplatz des Krieges erduldet hatte, in ein Land, zerrissen durch die gegenseitige Gereiztheit der politischen Parteien, welche trotz der gegen sie geübten Strenge noch immer bestanden, so daß bei einem

Wiederausbruche des Krieges es als ungewiß angesehen werden konnte, ob die österreichische Herrschaft in Mailand fortbestehen oder diejenige Spaniens unter dem Infanten obsiegen werde. Harrach besaß aber die nöthigen Eigenschaften, um unter so schwierigen Verhältnissen gut zu regieren. Von leidenschaftslosem Wesen, freigebig, zuvorkommend, erwarb er sich die Hochachtung und die Liebe von Allen. Er bemühte sich, den politischen wie den wirthschaftlichen Zustand des Landes zu verbessern, indem er die Frage der Herbeischaffung der Lebensmittel ordnete, die Förderung des Handels und der Industrie sich angelegen sein ließ, endlich die Anzahl der Verbrechen dadurch beträchtlich verminderte, daß er mit den benachbarten Staaten Verträge abschloß, in Folge derer sie nicht länger als Zufluchtsstätten der Räuber und Mörder dienten, welche von dort aus die Lombardie überströmten [272]). In allen Anordnungen aus der dreijährigen Regierungszeit Harrachs zeigt sich sein klarer Verstand und die Güte seines Herzens. Er liebte eine heitere Lebensweise und sowohl in Mailand als in seinem Landaufenthalte Cernusco Asinario versammelte er eine gewählte Gesellschaft um sich, in der namentlich seine geistreiche Gemalin eine glänzende Rolle spielte [273]).

Harrach war, so läßt sich einer seiner hervorragendsten Zeitgenossen vernehmen, von außergewöhnlicher Gutmüthigkeit, ohne Stolz, voll Humanität, ein Freund der Ordnung und Ruhe, ein Feind aller Neuerungen. Seine Gemalin, welche damals noch jung, lebhaft und auch schön und elegant war, verbreitete Fröhlichkeit im Lande und führte die Sitte ein, daß auch in der Stadt die Damen zu Pferde sich sehen ließen und man zur Faschingszeit in Masken die Logen der Theater besuchte [274]).

Die Dame, von welcher hier die Rede ist, war die älteste Tochter des Obersten Kanzlers von Böhmen, Grafen Friedrich Harrach, welcher während der ersten Regierungszeit Maria Theresia's eine so bedeutende Rolle spielte, dann aber über die Reformfragen im Innern mit der Kaiserin in Zwiespalt gerieth und im Juni 1749 plötzlich starb. Erst neunzehnjährig, war die Gräfin Rosa im Jahre 1740 dem jüngeren Bruder ihres Vaters, dem Grafen Ferdinand Harrach als dessen

zweite Gemalin angetraut worden [275]). Durch den Tod seiner Stiefmutter, der Gräfin Erneſtine von Dietrichſtein, welche ihn zum Erben eingeſetzt hatte, war Harrach reich geworden, und ſo wie in Mailand, ſo führte er auch ſpäter in Wien ein glänzendes Haus, als deſſen ſtärkſter Magnet freilich auch jetzt wieder die liebenswürdige Wirthin anzuſehen war. Noch dreißig Jahre ſpäter war die Gräfin Roſa Harrach unter den Damen, deren Haus Kaiſer Joſeph II. mit Vorliebe beſuchte.

Es war damals noch Sitte, ſo hervorragende Poſten wie die Statthalterſchaften in entlegenen Provinzen nur auf drei Jahre zu vergeben, wonach die Anſtellung entweder erneuert wurde oder von ſelbſt erloſch. Ohne Zweifel war es zunächſt der Tod ſeines Bruders, welcher eine Witwe und acht Kinder zurückließ, wodurch Ferdinand Harrach vermocht wurde, jeden Gedanken an eine Verlängerung ſeines Verweilens in Mailand von ſich zu weiſen. Genau nach Ablauf von drei Jahren, im September 1750 überſiedelte er, das beſte Andenken an ſich in Mailand zurücklaſſend [276]), wieder nach Wien. Derjenige aber, welcher, wenn gleich nicht dem Titel, den er geführt hatte, ſo doch der amtlichen Wirkſamkeit nach ſein Vorgänger geweſen war, wurde zu ſeinem Nachfolger in Mailand ernannt. Es war dieß der frühere bevollmächtigte Miniſter und jetzige Feldzeugmeiſter Graf Johann Lucas Pallavicini.

Im Jahre 1697 zu Genua geboren, diente Pallavicini Anfangs ſeiner Vaterſtadt, und vertrat dieſelbe um das Jahr 1731 als deren Geſandter am Kaiſerhofe. Gerade damals fand bekanntlich eine lebhafte Annäherung Genua's an den letzteren ſtatt, indem die Republik in drängendſter Weiſe deſſen Beiſtand nachſuchte wider das aufſtändiſche Corſica. Die erbetene Hülfe wurde denn in der That auch gewährt, und die engen Beziehungen, welche hieraus zwiſchen dem Wiener Hofe und Genua hervorgingen, übertrugen ſich nach und nach auch auf den Geſandten der Republik. Im Jahre 1733 trat er in öſterreichiſche Dienſte, wohin ihn Karl VI. in der Abſicht berief, dem völlig darniederliegenden Seeweſen Oeſterreichs Aufſchwung zu geben. An der Spitze einer öſterreichiſchen Escadre ſollte Pallavicini Neapel gegen den

Einbruch des ſpaniſchen Infanten Don Carlos vertheidigen, aber die ihm zur Verfügung geſtellten Hülfsmittel erwieſen ſich als unzureichend zu einem ſolchen Beginnen. Glücklicher war Pallavicini in dem darauf folgenden Türkenkriege, denn wenn er auch den Ausgang des Kampfes zu keinem günſtigeren zu geſtalten vermochte, ſo leiſtete er doch als Commandant der Donauflotille die weſentlichſten Dienſte.

Seit dem Beginne des Succeſſionskrieges befand ſich Pallavicini in Italien, zu den einflußreichſten Aemtern berufen, welche jedoch nur ſelten einen rein militäriſchen Charakter beſaßen. Seine genaue Kenntniß des Landes und der Sprache desſelben, ſein Talent zu politiſchen und Finanzgeſchäften machten ihn vielmehr beſonders geſchickt zur Durchführung von Aufgaben, welche ſich auf die Verwaltung des Landes bezogen, es mochte um öſterreichiſches Gebiet oder um eroberte Provinzen ſich handeln. Ein Zeitgenoſſe nennt ihn einen Mann von Beredſamkeit, voll von Kenntniſſen, und reich an Planen wie an Beweggründen zu deren Unterſtützung[277]). Unter dem Titel eines bevollmächtigten Miniſters bekleidete er eigentlich die Stelle eines Generalſtatthalters der Lombardie ſowohl vor als nach der Beſetzung Mailands durch die Spanier. Freilich verlor er dieſelbe, und wohl nicht ohne ſein Verſchulden, im Jahre 1747, als ſeine ſteten Zwiſtigkeiten mit den öſterreichiſchen Generalen und der immer lauter werdende Verdacht, er habe der Unternehmung wider Genua ſtatt Vorſchub nur Hinderniſſe bereitet, ſeine Entfernung nothwendig machten. Aber als Commandant des Caſtells von Mailand, wozu ihn Maria Thereſia ernannte, blieb doch Pallavicini fortan in dieſer Stadt und in ununterbrochener Kenntniß der dortigen Geſchäfte. Daher fand ihn Maria Thereſia um ſo geeigneter, nach Harrachs Abreiſe von dort an deſſen Stelle zu treten, als ja durch den Abſchluß des Friedens die früheren Beweggründe zu ſeiner Entfernung hinweggefallen waren. Und von ſeiner Gewandtheit verſprach ſich die Kaiſerin vor Allem die Durchführung eines ſeiner Plane, der ihr beſonders am Herzen lag. Er beſtand darin, künftighin zehn Regimenter Infanterie und drei Reiterregimenter, zuſammen faſt 30.000 Mann aufzuſtellen und ſie einzig und allein mit den lombardiſchen Einkünften zu erhalten[278]).

Die genaueſten Kenner der italieniſchen Verhältniſſe zweifelten von vorneherein an der Durchführbarkeit dieſer Aufgabe. Aber Pallavicini, der mit dem Poſten eines Statthalters von Mailand das Ziel ſeiner Wünſche erreicht hatte[279]), ging darum doch nicht weniger muthvoll an ihre Verwirklichung. Gleichzeitig ſchritt er, um die zu einer ſo großen Ausgabe erforderlichen Einkünfte zu erhalten und ſicherzuſtellen, an die Reform des Finanzweſens des Landes. Nach drei Richtungen hin unternahm er dieſelbe; zuerſt durch Vollendung der Abſchätzung ſämmtlichen Grundeigenthumes behufs ſeiner Beſteuerung, d. i. des Kataſters, welche Arbeit in der erſten Regierungszeit Karls VI. beſchloſſen und theilweiſe durchgeführt worden, ſeit dem Jahre 1733 und der damaligen Beſetzung Mailands durch die Spanier aber ins Stocken gerathen war. Ferner ſollten die bisher zerſtreuten Pachtungen der einzelnen Abgaben in einen allgemeinen Generalpacht vereinigt und dadurch nicht nur die Einkünfte weſentlich vermehrt, ſondern die Koſten der Einhebung beträchtlich verringert und eine Menge von Mißbräuchen bei derſelben abgeſtellt werden. Endlich wollte man durch die Vereinigung des geſammten Schuldenweſens des Landes in eine einzige öffentliche Schuld die Verwaltung derſelben vereinfachen und ihre Laſt weſentlich vermindern[280]).

Ungleich weniger wichtig, aber doch immerhin erwähnenswerth iſt es, daß Pallavicini es war, der durch ſtrenge Verordnungen dem Uebelſtande ſteuerte, welcher daraus hervorging, daß es in Mailand zur Gewohnheit geworden war, mit raſender Eile durch die Straßen zu fahren und dadurch Geſundheit und Leben der Fußgänger zu gefährden[281]). An dem bedächtigen Schritte, in welchem jetzt die Wagen in Mailand verkehren, ſind heut zu Tage noch die Wirkungen der energiſchen Maßregeln Pallavicini's zu ſpüren. Ihm iſt es zu danken, daß damals in Mailand eine Einrichtung ſich feſtſetzte, welche noch jetzt in der Hauptſtadt des Reiches fruchtlos erſehnt wird.

Pallavicini's Bemühungen zur Durchführung all dieſer Aufgaben fanden die ausgiebigſte Unterſtützung von Seite eines Mannes, welcher dem Range nach nur die zweite Stelle in der Verwaltung des Landes bekleidete, dem Weſen nach aber den hervorragendſten Platz in

derſelben einnahm. Es war dieß der Großkanzler Graf Beltrame Criſtiani.

In der unſcheinbaren Ortſchaft Pareſe unfern von Piacenza in den ärmlichſten Verhältniſſen geboren, brachte Criſtiani ſeine Jugend in Piacenza zu. Durch Kenntniſſe und raſtloſen Eifer brachte er nach und nach es dahin, in den Stadtrath von Piacenza berufen zu werden, in welchem er ſich befand, als der Tod Karls VI. und der Streit um ſeine Erbſchaft auch Italien in den Krieg ſtürzte. Lebhaft ergriff Criſtiani für die Sache des Hauſes Oeſterreich Partei, und ſo wichtig waren die Dienſte, welche er den öſterreichiſchen Truppen erwies, daß Maria Thereſia ihm die Verwaltung des Herzogthums Modena anvertraute, als Herzog Franz vor den öſterreichiſchen Streitkräften von dort geflohen war. Mit ſo großer Klugheit und Gerechtigkeit führte Criſtiani inmitten der ſchwierigſten Verhältniſſe dieſe Verwaltung, daß in dem Lande ſelbſt nur eine Stimme des Lobes über ihn herrſchte, und Herzog Franz nach ſeiner Rückkehr ihm für die Wohlthaten dankte, die er dem Lande erwieſen. Maria Thereſia aber wußte, was ſie an dem Manne beſaß, und das wenig Gewinnende ſeiner Außenſeite machte ſie darin nicht irre. Criſtiani war nämlich von häßlicher und plumper Geſtalt; er vernachläſſigte ſein Aeußeres in einer faſt abſtoßenden Weiſe. So waren die Naſe, der Mund, die Kleider ſtets mit Schnupftabak bedeckt, deſſen er ſich im Uebermaße bediente. Er beſaß nicht die Gabe des Wortes, ſtotterte häufig [282]), und dennoch verſtand er es, die Kaiſerin ſowohl als das ganze Miniſterium mit der Ueberzeugung von ſeinem ſeltenen Werthe zu durchdringen [283]). Maria Thereſia ernannte ihn zum Großkanzler von Mailand und überhäufte ihn mit Beweiſen ihres unbeſchränkten Vertrauens. Und gegen ihre ſonſtige Gewohnheit ſahen dieß die übrigen Miniſter nicht mit Neid und mit Mißgunſt, ſondern Jeder trug nach Kräften dazu bei, Criſtiani's Einfluß zu ſtärken und zu mehren, ſeine Stellung zu befeſtigen. Gerade ſein perſönlicher Umgang war es, der ſie Alle, die Kaiſerin und ihren Gemal ſo wie die Miniſter für Criſtiani gewann [284]). Man habe ihn, ſo wurde behauptet, nach Wien geſendet, um ihm eine Falle zu bereiten, indem man der Anſicht war, ſeine abſtoßende Außenſeite werde dort

unangenehm berühren. Aber gerade das Gegentheil davon traf ein; als die mächtigſte Perſon im Lande kehrte Criſtiani nach Mailand zurück.

Im November 1750, kurz nachdem Pallavicini die Statthalterſchaft übernommen, war dieß der Fall. Und noch ſechs Monate ſpäter ſchreibt der venetianiſche Botſchafter Tron an die Signorie, Criſtiani ſei jetzt am Hofe am meiſten „in der Mode", beſonders bei der Kaiſerin und ihrem Gemal. „Sie bedienen ſich ſeiner", fährt er fort, „in allen Angelegenheiten, welche ſich auf Italien beziehen. Jedermann „will nur mit ihm zu thun haben, die Kaiſerin aber ihn zu Allem „verwenden, ſo daß ſie ihn zuletzt noch tödten werden durch die An„ſtrengung, die ſie ihm auferlegen" [285]). Kaunitz aber erklärte, ſchon vor ſieben Jahren habe er der Kaiſerin empfohlen, Criſtiani zum Großkanzler von Mailand zu ernennen, denn er kenne den ganzen Werth ſeines Geiſtes und Herzens [286]). Und ein engliſcher Berichterſtatter ſchreibt noch einige Jahre ſpäter über Criſtiani: „Niemals ſprach ich „mit einem Manne von richtigerem Urtheil und größerer Begabung. „Die Dienſte, welche er dem Kaiſerhofe in Italien geleiſtet, ſind der „Art, daß ſie ihm das unbedingteſte Zutrauen Ihrer Majeſtäten erwar„ben. Er iſt aber auch in Italien in hohem Maße beliebt. Er beſitzt „nicht allein das Vertrauen ſeines eigenen Hofes, ſondern zum großen „Theile auch dasjenige des Königs von Sardinien, der Republik Vene„dig und des Herzogs von Modena. Wenn Gott ſein Leben verlängert, „ſo wird dieß ein Segen für das Haus Oeſterreich ſein. Er wird Ihre „kaiſerliche Majeſtät bei ihren italieniſchen Nachbarn beliebt, von ihren „dortigen Unterthanen angebetet machen, und zu gleicher Zeit der Stellung „des Wiener Hofes daſelbſt mehr wirkliche Stärke verleihen als ſie jemals „beſaß" [287]).

Man ſieht, daß die Aufgaben, welche Criſtiani's in Italien harrten, der mannigfachſten Art waren. Was zunächſt die Vollendung der auf die Grundſteuer bezüglichen Arbeiten betraf, ſo beſtand das Haupthinderniß derſelben in der ausnahmsweiſen Stellung, welche für die geiſtlichen Güter in Anſpruch genommen wurde. Durch die Befreiung der letzteren von Entrichtung der Steuern erlitt natürlicher Weiſe

entweder das Gesammteinkommen des Staates eine beträchtliche Einbuße, oder die weltlichen Grundbesitzer mußten zu ihrer eigenen Belastung auch noch diejenige auf sich nehmen, welche von den geistlichen Gütern zu tragen gewesen wäre. Maria Theresia gedachte einer solchen Unbilligkeit ein für allemal ein Ende zu machen; doch wollte sie hierin nur im Einvernehmen mit dem päpstlichen Stuhle zu Werke gehen. Papst Benedict XIV. kam den Wünschen der Kaiserin entgegen und es begannen nun die Verhandlungen, welche im Namen des Papstes der Cardinal Archinto, im Namen der Kaiserin aber Cristiani führten.

Im Dezember 1757 wurden dieselben beendigt. Auch jetzt behielten die geistlichen Güter noch mannigfache Vorrechte. Diejenigen, welche sich schon vor dem Jahre 1575 in den Händen der Kirche befanden, blieben von der Steuer befreit, und auch wo dieß nicht der Fall war, betrug dieselbe nur zwei Drittheile derjenigen, welche von den weltlichen Gütern zu zahlen war[288]). Noch andere Begünstigungen kamen hinzu, aber es war doch wenigstens so viel erreicht, daß der Grundsatz der Steuerfreiheit der geistlichen Güter nicht mehr als ein unantastbares Privilegium fortbestand.

Nicht nur mit dem römischen Hofe, sondern auch mit anderen fremden Regierungen war Cristiani glücklich in seinen Verhandlungen. So war dieß mit König Karl Emanuel von Sardinien der Fall, der gleichfalls am liebsten mit Cristiani zu thun haben wollte, um die zahlreichen Streitpunkte zu schlichten, welche in Folge der letzten Gebietsveränderungen zwischen Piemont und der Lombardie obwalteten. Zur Beilegung derselben wurde Cristiani nach Turin gesandt, und mit solchem Geschick, mit solch tiefem Verständniß der in Betracht kommenden Fragen führten er und der sardinische Minister Bogino die Verhandlungen, daß deren Ergebniß, der Vertrag vom 4. October 1751, länger als ein Jahrhundert hindurch die unverrückbare Grundlage der, man kann sagen, tausendfachen Beziehungen der beiden Staaten und ihrer Unterthanen zu einander gebildet hat.

Nicht weniger wichtig für Maria Thereſia, ja ihr perſönliches Intereſſe wohl noch in höherem Grade in Anſpruch nehmend, war eine andere Verhandlung, zu welcher Criſtiani den erſten Anſtoß gab und die vorbereitenden Schritte unternahm.

Bekanntlich war Herzog Franz III. von Modena im Erbfolgekriege auf Seite der bourboniſchen Höfe geſtanden, und hatte dieſe Parteinahme mit dem wenigſtens vorübergehenden Verluſte ſeines Landes gebüßt. Erſt durch den Aachner Frieden gelangte er wieder in deſſen Beſitz. Aber der Herzog war eben ſo wenig beliebt in demſelben, als der Aufenthalt in ſeiner kleinen und wenig glänzenden Reſidenz ſeinem unruhigen, Vergnügungen jeder Art nachjagenden Sinne entſprach. Criſtiani war daher der Anſicht, es werde nicht ſchwer fallen, den Herzog für einen Plan zu gewinnen, von deſſen Verwirklichung er ſich die ihm ſo wünſchenswerthen Annehmlichkeiten des Lebens verſprechen durfte, während der eigentliche Vortheil, der daraus hervorging, dem Hauſe Oeſterreich zu Theil werden ſollte.

Ein Hauptgrund der Unbeliebtheit des Herzogs in ſeinem eigenen Lande beſtand in dem Zerwürfniſſe desſelben mit ſeinem Sohne, dem Prinzen Hercules, der ſeinerſeits wieder von ſeiner Gemalin, Maria Thereſia Cibo, Erbin von Maſſa und Carrara getrennt lebte. Criſtiani beſchäftigte ſich nun mit dem Gedanken, die einzige Tochter aus dieſer letzteren Ehe, Marie Beatrix, und mit ihr das reiche Erbe, das ſie zu erwarten hatte, für einen Prinzen des Hauſes Oeſterreich zu gewinnen. Und um den Großvater, den Herzog von Modena, hiefür günſtig zu ſtimmen, ſollte ihn Maria Thereſia zum Generalcapitän ihrer Truppen in Italien und zum Statthalter der Lombardie ernennen und ihn in dieſer Stellung mit einem reichen Einkommen verſehen. Es würde ihm dieß die Gelegenheit geben, den trübſeligen Aufenthalt in Modena mit dem fröhlichen in Mailand zu vertauſchen und daſelbſt der glänzenden Lebensweiſe nachzugehen, die immer in ſeinen Wünſchen gelegen war. So lang ſollte er in dieſem Amte verbleiben, bis der Erzherzog, welcher ſeiner Enkelin beſtimmt war, es ſelbſt zu übernehmen vermochte.

Der Plan, welchen Criſtiani's Scharfſinn erdachte, gereicht ſeinem Urheber wirklich zur Ehre. Wenigſtens hätte er nicht leicht auf einen Gedanken verfallen können, der den beiden Perſonen, welche zunächſt an ſeiner Ausführung betheiligt erſchienen, willkommener geweſen wäre. Bei dem Herzoge von Modena war dieß der Fall, weil er keinen beſſeren Anlaß zu finden vermochte, um aus einer peinlichen in eine ihm völlig zuſagende Lage zu kommen. Maria Thereſia aber begrüßte mit Freude ein Project, deſſen Verwirklichung einem ihrer Söhne einen nicht ganz unanſehnlichen Länderbeſitz, der Monarchie aber, wenn gleich keine Vergrößerung, ſo doch durch die Ausdehnung und Stärkung des öſterreichiſchen Einfluſſes in Italien einen gewiſſen Zuwachs an Macht zu ſichern verſprach.

Allerdings lag die Möglichkeit nahe, Fälle eintreten zu ſehen, in welchen die ganze Verabredung in nichts zerfiele. Einerſeits hätte Prinz Hercules ſich mit ſeiner Gemalin wieder vereinigen und andererſeits nach ihrem etwaigen Tode ein zweites Ehebündniß eingehen, in dem einen wie in dem anderen Falle aber noch legitime Nachkommenſchaft erhalten können. Eine ausreichende Sicherſtellung gegen eine ſolche Eventualität war wenigſtens ganz unerreichbar. Aber weder Maria Thereſia noch der Herzog von Modena ließen durch derartige Bedenken ſich abhalten von der Verfolgung des einmal in's Auge gefaßten Zieles. Um ſein Verfahren vor der Welt in glänzenderes Licht zu ſtellen, erklärte Herzog Franz in der Sache nur im Einvernehmen und mit Zuſtimmung des Königs Georg II. von England vorgehen zu wollen, in welchem er das Haupt des Eſtenſiſchen Fürſtenhauſes erblicken müſſe. König Georg aber, welchem dieſer Anlaß willkommen ſchien, um den Herzog von Modena von den bourboniſchen Höfen zu trennen, förderte eifrig den Plan. Nachdem Criſtiani die wichtigſten Punkte in's Reine gebracht, wurden in Wien die letzten Unterhandlungen gepflogen; der Staatskanzler Ulfeld und der Reichsvicekanzler Colloredo vertraten hiebei die Kaiſerin und ihren Gemal; für Modena waren der außerordentliche Geſandte Graf Anton Montecuccoli und Abbate Antonio Groſſateſta, modeneſiſcher Miniſter in England [289]) thätig; König Georg wurde durch den engliſchen Geſandten Robert

Keith repräſentirt. In ſolcher Weiſe kamen am 11. Mai 1753 die beiden Verträge zu Stande, von welchen der eine auf die Heirat und der zweite auf die Nachfolge in Modena Bezug hatte. Zur Vermeidung neuer Unruhen in Italien [290]), welche durch das Ausſterben des Mannsſtammes der herzoglich modeneſiſchen Familie veranlaßt werden könnten, habe Herzog Franz, ſo hieß es in dem erſten Artikel des Vertrages über die Succeſſion in Modena, den Beſchluß gefaßt, einen Nachfolger zu ernennen, durch welchen dem alten Ruhme des eſtenſiſchen Herzogshauſes neuer Glanz hinzugefügt werde. Hiezu ſei aber kein anderer Prinz ſo geeignet erſchienen, als einer der nachgebornen öſterreichiſchen Erzherzoge, welche ja ſelbſt dem in Deutſchland blühenden Zweige des Hauſes Eſte entſtammten [291]). Er habe darum ſeine Enkelin Marie Beatrix [292]) dem Erzherzoge Leopold, drittem Sohne der Kaiſerin zugeſagt, welch letztere dagegen verſpreche, ihn zu einem tüchtigen Regenten ſeiner künftigen Unterthanen zu erziehen und ihn nach Vollendung ſeines achtzehnten Lebensjahres nach Mailand zu ſenden, zu welchem Zeitpunkte dann die Vermälung ſtattfinden ſolle. Für den Fall des Todes des Erzherzogs wurde ihm deſſen nächſtjüngerer Bruder ſubſtituirt, bei der Prinzeſſin aber, obgleich ſie damals keine Schweſter beſaß und auch ſpäter keine ſolche mehr erhielt, ein Gleiches feſtgeſetzt. Niemals ſollten die eſtenſiſchen Staaten der öſterreichiſchen Monarchie einverleibt werden, noch eine von ihr abhängige Provinz, ſondern immer einen für ſich beſtehenden Staat bilden, in welchem der zukünftige Fürſt dem alten Herkommen zufolge ſeinen Wohnſitz zu nehmen habe. Um jedoch die hiedurch eintretende unauflösliche Vereinigung der Häuſer Oeſterreich und Eſte auch den beiderſeitigen Unterthanen zu Gute kommen zu laſſen, ſollten ſie gegenſeitig die Rechte der eigenen Staatsbürger genießen. Herzog Franz wurde zum Generalcapitän der öſterreichiſchen Truppen in Italien und zum Statthalter der Lombardie ernannt. Bis zur Vermälung des Erzherzogs Leopold mit ſeiner Enkelin, alſo noch durch zwölf Jahre [293]) ſollten dieſe Würden ihm verbleiben, dann aber auf den Erzherzog übergehen, während das mit denſelben verbundene Einkommen dem Herzoge Zeit ſeines Lebens nicht entzogen werden könne. Würde der Herzog eher ſterben, als der zum Gemal der Erbprinzeſſin von Modena beſtimmte Erzherzog das achtzehnte Lebensjahr erreicht hätte, ſo ginge

für die Zwiſchenzeit das Commando der öſterreichiſchen Truppen in Italien und die Statthalterſchaft von Mailand auf den Prinzen Hercules über.

Denn auch der Letztere und ſeine Gemalin ſtimmten dieſem Vertrage bei, deſſen unmittelbarſte Folge natürlich darin beſtand, daß die Statthalterſchaft Pallavicini's nach Ablauf ihrer dreijährigen Dauer nicht mehr verlängert werden konnte. Da aber die Kaiſerin einſah, daß dem Herzoge von Modena die Leitung der Geſchäfte, zu deren Führung er in jeder Beziehung unkundig und ungeeignet erſchien, wenn gleich dem Namen, ſo doch nicht der Weſenheit nach anvertraut werden konnte, legte ſie dieſelbe in die beſten Hände, in diejenigen des Grafen Criſtiani, der mit dem Titel eines bevollmächtigten Miniſters dem Herzoge an die Seite geſetzt wurde. Das Commando ihrer Truppen unter dem Letzteren gedachte ſie dem Grafen Pallavicini, der ja noch die Stelle eines Caſtellans von Mailand bekleidete, zu belaſſen. Pallavicini aber weigerte ſich, in ein Abhängigkeitsverhältniß zu ſeinem früheren Untergebenen, dem Grafen Criſtiani zu treten [294]). Statt ſeiner erhielt daher der Feldzeugmeiſter Graf Lynden das Commando der Truppen; Pallavicini aber begab ſich nach Wien, wo ihm nicht nur eine Schadloshaltung von hunderttauſend Gulden [295]), ſondern noch überdieß die Zielpunkte ſeiner Sehnſucht, das goldene Vließ und die Würde eines Feldmarſchalls zu Theil wurden. Er nahm ſodann in Bologna ſeinen Wohnſitz, und trat nur noch einmal in die Oeffentlichkeit, indem er als kaiſerlicher Botſchafter im Jahre 1768 die Erzherzogin Marie Caroline zu ihrer Vermälung mit dem Könige von Neapel dorthin geleitete. Fünf Jahre ſpäter, im Jahre 1773 ſtarb er in Bologna, der letzte jener langen Reihe von Statthaltern, welche ſeit zwei Jahrhunderten im Namen des ſpaniſchen wie des deutſchen Zweiges des Hauſes Oeſterreich Mailand regiert hatten.

Denn weder der Herzog von Modena noch ſein Nachfolger Erzherzog Ferdinand können fortan als die eigentlichen Träger der Regierungsgewalt angeſehen werden. Allerdings hielt Herzog Franz am 14. Jänner 1754 ſeinen feierlichen Einzug in Mailand, von dem Caſtell aus mit dem Donner der Kanonen begrüßt. Allerdings begann für ihn

nun ein genußreiches Leben, aber all seine Zeit war auch dem Prunke so wie den Vergnügungen ausschließlich gewidmet. Die Arbeit und die Last der Geschäfte lagen ebenso ausschließlich auf den Schultern Cristiani's.

Freilich konnte es nicht ausbleiben, daß bei der Menge von Neuerungen, welche unter der Verwaltung Cristiani's theils fortgesetzt, theils begonnen wurden, gar Viele sich hiedurch beeinträchtigt fanden und mancherlei Anklagen wider ihn vorbrachten. Insbesondere gab man ihm eine allzuweit gehende Begünstigung der Generalpächter Schuld, und es fehlte nicht an Solchen, welche behaupten wollten, Cristiani's Privatvortheil sei dabei im Spiele. Andere wieder glaubten, Cristiani bedürfe nicht für sich selbst, wohl aber für den Wiener Hof beträchtliche Summen, indem ja die Kaiserin, wie ein lombardischer Geschichtschreiber sich ausdrückt, immer geldbedürftig, weil immer freigebig für die Ihrigen war. Und man hielt es nicht für unmöglich, daß Cristiani zunächst durch Geldspenden jene auffallende Gunst sich erworben habe, deren er sich von Seite der österreichischen Minister erfreute [296]).

Die wichtigste von all den Neuerungen, welche auf Vorschlag Cristiani's und unter seiner Leitung in der Lombardie durchgeführt wurden, bestand ohne Zweifel in der Einrichtung der Provinzial- und Gemeindeverwaltung, welche Maria Theresia durch das Edict vom 30. Dezember 1755 in's Leben rief. Hiedurch wurde Allen, welche in die Steuerlisten eingetragen waren, die Theilnahme an der Besorgung der Gemeindeangelegenheiten gestattet. Alljährlich hatten sie mit Stimmzetteln drei Deputirte zu wählen, von welchen jedoch Einer aus den drei Höchstbesteuerten genommen werden mußte. Ihnen lag die Vertretung der Gemeinde und die Verwaltung ihres Vermögens ob. Geistliche und Militärpersonen, so wie alle, welche einen privilegirten Gerichtsstand besaßen, waren ausgeschlossen. Minderjährige konnten sich durch ihren Vormund vertreten lassen. In der allgemeinen Versammlung der Gemeinde, welche zweimal im Jahre stattzufinden hatte, wurden die Steuerlisten revidirt, die künftigen Ausgaben der Gemeinde berathen und beschlossen, die vergangenen aber, so wie Alles, was in der Ver-

waltung der Gemeinde geſchehen war, einer genauen Ueberwachung unterzogen.

So wie in den Gemeinden, ſo wurden auch in den Provinzen, und zwar in den Hauptſtädten derſelben Delegationen gebildet, welche zunächſt aus Abgeordneten je eines Bezirkes, und dann aus Vertretern des Adels und der Kaufleute zuſammengeſetzt wurden. Dieſe Verſammlung, der Generalrath genannt, wählte zehn aus ihrer Mitte, welche Präfecten der Stadt und Provinz genannt wurden und die Verwaltungsgeſchäfte im Namen des Generalrathes beſorgten, unter deſſen Aufſicht und Controle ſie ſtanden.

Die Durchführung des Kataſters und der Selbſtverwaltung in den Gemeinden war von den erſprießlichſten Folgen für die Lombardie. Die Einführung einer gleichmäßigen und unveränderlichen Auflage förderte den Aufſchwung des Ackerbaues und der Landwirthſchaft in ungeahntem Maße. Denn jeder Beſitzer hatte das größte Intereſſe, aus ſeinem Eigenthume einen möglichſt beträchtlichen Nutzen zu ziehen, ohne beſorgen zu müſſen, hiedurch die von ihm zu entrichtende Steuer unfreiwillig ſelbſt zu erhöhen. Durch die Selbſtverwaltung der Gemeinden aber und die Theilnahme aller Steuerzahler an derſelben wurde der Antheil an ihren Angelegenheiten und das Geſchick zu ihrer entſprechenden Beſorgung unendlich geſteigert. Faſt ein Jahrhundert hindurch hat dieſes Syſtem ſeine Vortrefflichkeit bewährt, und als es für kurze Zeit aufgehoben wurde, um den in Frankreich geltenden Grundſätzen zu weichen, da zeigte es ſich bald, um wie viel die letzteren hinter dem längſt ſchon in der Lombardie eingebürgerten Syſteme zurückſtanden.

Eine der bemerkenswertheſten Handlungen Criſtiani's war es auch, daß er im März 1757, als er ſich vorübergehend in Wien befand, im Vereine mit Kaunitz die Kaiſerin zur Aufhebung des italieniſchen Rathes beſtimmte. Maria Thereſia, welcher Alles verhaßt war, was an die aus Spanien herübergebrachten Einrichtungen ihres Vaters erinnerte [297]), ging bereitwillig auf dieſe Vorſchläge ein. Taroucca, der bemerkt zu haben glaubte, daß die Kaiſerin mit der Art, in welcher er die Geſchäfte eines Präſidenten des italieniſchen Rathes verſah, nicht völlig zufrieden war, ließ

ſich beſtimmen, auf dieſe Stelle zu verzichten, und hieraus, ſo wie aus dem geſpannten Verhältniſſe, welches ſeit langer Zeit ſchon zwiſchen Tarouca und Kaunitz [298]) beſtand, erklärt ſich wohl auch, warum nach und nach die früheren Beziehungen Maria Thereſia's zu ihrem ſo vertrauten Rathgeber Tarouca etwas erkalteten. Die bisherigen Obliegenheiten des italieniſchen Rathes wurden von nun an der Staatskanzlei übertragen [299]).

Criſtiani überlebte dieſe für ihn wichtige Veränderung nicht lange. Vier Jahre hindurch hatte er nicht nur die Lombardie mit faſt unumſchränkter Machtvollkommenheit regiert, ſondern er war auch von Maria Thereſia in den meiſten Angelegenheiten, ſie mochten den Staat oder ſie ſelbſt und ihr Haus angehen, zu Rathe gezogen worden [300]). Nun ſchien wirklich die Prophezeiung, die vor langer Zeit ſchon ausgeſprochen worden, und die Beſorgniß in Erfüllung zu gehen, welche Maria Thereſia oftmals geäußert, daß er durch übertriebene Anſtrengung ſich ſelbſt zu Grunde richten werde [301]). Im Mai 1758 erkrankte er ernſtlich. So bewunderungswürdig wie die Klarheit, mit welcher er die Gefahr ſeines Zuſtandes erkannte, war auch die Ruhe und Gelaſſenheit, mit der er ſich in dieſelbe fügte. Nachdem er die Tröſtungen der Religion mit frommer Ergebung empfangen, ſchlichtete er mit Ernſt und Beſonnenheit ſeine irdiſchen Geſchäfte. Er berief ſeine Unterbeamten an ſein Lager und ertheilte ihnen ſeine letzten Inſtructionen. Jedem ſagte er, daß es die Pflicht des Menſchen ſei, bis zu ſeinem letzten Augenblicke in der Erfüllung der ihm geſtellten Aufgaben fortzufahren.

Maria Thereſia nahm den lebhafteſten Antheil an dem Geſundheitszuſtande eines Mannes, den ſie mit ihrem höchſten Vertrauen beehrte, und von welchem ſie ſich, da er ſich erſt in ſeinem ſechsundfünfzigſten Lebensjahre befand, noch die wichtigſten Dienſte verſprochen hatte. Sie ſchrieb ihm nicht nur ſelbſt einen liebevollen Brief, ſondern ſandte ihm auch ein ſchriftliches Gutachten Van Swietens über die ärztliche Behandlung, der er ſich unterziehen ſolle. Alle zwei Tage ging eine Staffette von Mailand nach Wien mit genauen Nachrichten über den Zuſtand des Kranken. Noch einmal ſchöpfte man Hoffnung, denn wie es oft geſchieht, flackerte auch dießmal noch die Lampe des Lebens

heller auf, ehe sie für immer verlosch [302]). Bald erwies sich diese Hoffnung als eitel; am 3. Juli 1758 verschied Cristiani, eine Witwe, vier Söhne und zwei Töchter, aber nur sehr wenig Vermögen zurücklassend. Da er immer ohne jedweden Aufwand gelebt hatte, so wurde hiedurch der Verdacht einer Bestechung von Seite der Generalpächter wohl am besten widerlegt. Mit gewohnter Großmuth trug Maria Theresia für die Hinterbliebenen Sorge. Der österreichische Gesandte in Neapel, Graf Karl Firmian wurde zu Cristiani's Nachfolger ernannt.

Neuntes Capitel.

Die Niederlande.

Durch den Aachner Frieden kehrten die öſterreichiſchen Niederlande, welche während der Feldzüge ganz in die Hände der Feinde gefallen waren, wieder unter die Herrſchaft Maria Thereſia's zurück. Nicht leicht hatte irgend ein Theil des europäiſchen Feſtlandes ſo ſehr unter den verheerenden Wirkungen des langdauernden Kampfes gelitten, als dieß bei den belgiſchen Provinzen der Fall war. Denn Jahre lang hatten ſie in ungleich höherem Grade noch als Deutſchland und ſelbſt als Italien den Kriegsſchauplatz gebildet, und überdieß wurde hier, wo Frankreich ſeine Hauptmacht in's Feld ſtellte, mit größeren Truppenmaſſen gekämpft als es anderswo geſchah. Und was der Krieg nicht ſelbſt zerſtört oder geraubt, das nahmen die unerträglichen Bedrückungen hinweg, welche die Franzoſen während der Beſetzung des Landes ſyſtemmäßig verübten. Von dem Oberfeldherrn derſelben, dem Marſchall von Sachſen ſagen belgiſche Schriftſteller, daß ſeine Herrſchaft über jene Provinzen nur den einzigen Zweck zu verfolgen ſchien, ſich durch deren Beraubung zu bereichern [303]). Noch weiter als er ging jener Generalintendant Sechelles, deſſen Name ſchon ſechs Jahre zuvor in Böhmen zu ſo trauriger Berühmtheit gelangt war, und der nun wo möglich noch ärger in den Niederlanden hauste. Jede Steuerausſchreibung, jede Erpreſſung ging von ihm aus, und auch als der Friede bereits geſchloſſen war, ſetzte Sechelles ſein verderbliches Treiben noch ungeſtört fort. Mit verdoppeltem Eifer legten die Franzoſen, um nur ja die kurze Zeit, die ihnen noch übrig blieb, recht ausgiebig zu benutzen, jetzt Hand an,

um so viele Schätze als möglich aus dem Lande zu schaffen. Ja sie nahmen sogar aus dem Archive zu Brüssel eine beträchtliche Menge der kostbarsten Urkunden weg, und vergeblich war Maria Theresia später für deren Wiedererlangung bemüht.

Erst am 27. Jänner 1749, also mehr als drei Monate nach Abschluß des Aachner Friedens entfernte Sechelles sich aus Brüssel, und Tags darauf marschirte auch die französische Besatzung aus der Stadt. Man hatte überall Vorsichtsmaßregeln getroffen, um zu verhindern, daß die allgemeine Erbitterung sich nicht in Beleidigungen gegen die abziehenden Franzosen Luft mache und dadurch Anlaß gebe zu neuen Gewaltthätigkeiten der letzteren. Eine Stunde nach ihrem Abzuge rückten die kaiserlichen Regimenter Arenberg, Lothringen und Los Rios sammt zwei Schwadronen des Dragoner-Regimentes Fürst de Ligne durch die Thore von Laeken und Löwen in die Stadt. Das Geläute aller Glocken und das Freudengeschrei der Einwohner bewillkommten sie.

Schon im Dezember 1748 hatte Maria Theresia zu einstweiliger Regierung des Landes eine Commission eingesetzt, welche aus dem Herzoge von Arenberg, dem Oberpräsidenten Steenhault, dem Präsidenten des Finanzrathes Marquis d'Herzelles, dem Kanzler von Brabant, Schokaert, und dem Präsidenten des flandrischen Rathes Grafen Patin bestand. Bis zum 23. April 1749 führte sie die Geschäfte; an diesem Tage aber traf der Generalstatthalter Prinz Karl von Lothringen in Brüssel ein, von dem erneuerten und noch gesteigerten Jubel der Bevölkerung begrüßt. Dem Prinzen stand von nun an der Feldzeugmeister Marchese Botta d'Adorno als bevollmächtigter Minister zur Seite.

Die Berufung des Letzteren kann als ein Beweis gelten, daß Maria Theresia doch nicht so weit, als man dieß gewöhnlich anzunehmen pflegt, davon entfernt war, manchmal auch schweres Verschulden völlig zu verzeihen. War es ja doch Botta gewesen, dem man nicht mit Unrecht jene schmachvolle Vertreibung der Oesterreicher aus Genua zur Last legte, welche Maria Theresia schon damals mit so tiefer Erbitterung erfüllte, und die auch nach mehr als einem Jahrhundert noch

als Loſungswort des Kampfes gegen die öſterreichiſchen Waffen in Italien gedient hat. Seither hatte Botta unter dem Vorwande leidender Geſundheit in Zurückgezogenheit gelebt, aber ſeine Krankheit war, wie ein Zeitgenoſſe bemerkt, von dem Augenblicke an verſchwunden, in welchem er ſeine Ernennung zum bevollmächtigten Miniſter in den Niederlanden und zum Oberſthofmeiſter des Prinzen Karl von Lothringen erhielt [304]).

Haugwitz ſcheint es geweſen zu ſein, welcher die Wahl der Kaiſerin auf Botta gelenkt hat. Denn er glaubte den letzteren als einen guten Finanzmann zu kennen; ja es gab ſogar Leute, welche behaupteten, die Plane, die jetzt Haugwitz in's Werk ſetzte, rührten eigentlich von Botta her, der ſie ſchon während der letzten Regierungsjahre Karls VI. habe durchführen wollen. So unwahrſcheinlich auch dieß letztere klingt, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß man, wie von Pallavicini in Mailand, ſo auch von Botta in den Niederlanden ſich verſprach, er werde die Einkünfte des Landes beträchtlich vermehren und es dadurch möglich machen, nicht nur die eigenen Auslagen daraus zu beſtreiten, ſondern auch einen ausgiebigen Zuſchuß für die Finanzen des Geſammtſtaates zu liefern.

Wenn man die Wahl Botta's zu einem ſo hervorragenden Poſten ſchon wegen des Makels, der an ſeinem militäriſchen Rufe haftete, in den öſterreichiſchen Landen nicht gerade mit Freude begrüßte, ſo wurde es noch überdieß mit Unzufriedenheit bemerkt, daß er mit Haugwitz und Pallavicini der dritte Nichtöſterreicher war, der ſich der beſonderen Gunſt, des beſonderen Vertrauens der Kaiſerin, der Verwendung in den einflußreichſten Stellen des Staates erfreute [305]). Doch auch er täuſchte die Erwartungen nicht, welche Maria Thereſia von ihm hegte. Mit Eifer und Verſtändniß ging er an die Erfüllung ſeiner Aufgaben. Er wußte ſie mit einer Ruhe und Geräuſchloſigkeit in's Werk zu ſetzen, welche in den Augen des einſichtsvollen Beurtheilers die Verdienſtlichkeit ihrer Verwirklichung nur noch vermehrte.

Der oft wiederholte Ausſpruch, daß diejenigen Frauen die vorzüglichſten ſeien, von denen man am wenigſten ſpreche, mag manchmal

auf ganze Länder, jedoch mit der Modification Anwendung finden, daß diejenigen die glücklichſten ſeien, von denen man am wenigſten zu berichten vermöge. Und ſo wiederholt ſich denn auch in den gleichzeitigen Aufzeichnungen, ſo wie in den ſpäteren Schriften über belgiſche Geſchichte immer die Behauptung, daß die Jahre, welche dem Aachner Frieden folgten, bis zum Tode der Kaiſerin Maria Thereſia zwar arm an hervorragenden Ereigniſſen, aber doch gleichzeitig die geſegnetſten geweſen ſeien, deren Belgien ſich ſeit Jahrhunderten erfreute.

Maria Thereſia und ihre Regierung waren eifrigſt bemüht, nach und nach die ſchweren Wunden zu heilen, welche der Krieg dem Lande geſchlagen. Sonſt überließen ſie dasſelbe, das ſich wenigſtens in ſeinen privilegirten Ständen, dem Adel und der Geiſtlichkeit, einer faſt unbeſchränkten Selbſtverwaltung erfreute, ſo ziemlich ſeinem eigenen Willen. Und wenn ſchon hie und da in Wien der Gedanke in den Vordergrund trat, alte Uebelſtände zu beſeitigen und nothwendige Reformen zu verwirklichen, ſo begegnete man vorerſt bei dem Prinzen Karl von Lothringen, welcher jeglicher Veränderung Feind war, und in noch höherem Grade bei den belgiſchen Ständen hartnäckigem Widerſtreben.

Die Art, in welcher Maria Thereſia und ihre Rathgeber gegen die Stände in den deutſch-öſterreichiſchen Erblanden verfuhren, iſt gewiß nicht dazu angethan, als Beweis dafür zu dienen, daß man aus Achtung vor den althergebrachten Vorrechten der privilegirten Stände in den Niederlanden es unterließ, in gleicher Weiſe gegen ſie aufzutreten. Die Urſache davon iſt wohl nur in der richtigen Erkenntniß der gefährlichen Folgen zu ſuchen, welche eine wirkliche oder vermeintliche Verletzung der ſtändiſchen Gerechtſame in den belgiſchen Provinzen gar leicht nach ſich ziehen konnte. Es wird nicht ohne Intereſſe ſein zu hören, in welcher Weiſe das damalige Orakel in öſterreichiſchen Staatsangelegenheiten, wie Bartenſtein über dieſe Dinge ſich ausſpricht.

Die Niederländer ſeien, ſagt er in einem Referate vom 11. Dezember 1749, nicht ſo leicht als andere Völker zu regieren. Die Landesverfaſſung laſſe ſich ohne große Gefahr nicht ändern. In den Niederlanden ereigne es ſich nicht ſelten, daß gerade aus Liebe zum Vaterlande dem-

jenigen entgegengehandelt werde, was deſſen wahre Wohlfahrt erfordert. Wenn es irgendwo nöthig ſei, alle Welt mit der Erkenntniß der wirklichen Beweggründe zu den von den beſtgemeinten Abſichten dictirten Regierungsmaßregeln zu durchdringen, ſo ſei dieß in den Niederlanden der Fall. Je tiefere Wurzeln dort die Verſchwendung geſchlagen habe, welche in der Verwaltung des Landes eingeriſſen ſei, um ſo größer werde auch die Anzahl derjenigen ſein, welche hievon bisher Gewinn gezogen hätten, und ſich nun durch jedwede Einſchränkung verletzt fühlen würden. Von ihnen müſſe man erwarten, daß ſie ſich den heilſamſten Verfügungen widerſetzen, ſie als Beeinträchtigung der Freiheiten des Landes darſtellen, und in die Beſchwerden darüber auch diejenigen hineinziehen würden, welche in ihrem eigenen Intereſſe und zu Gunſten ihres Vaterlandes ſolche Abſichten auf's nachdrücklichſte fördern ſollten. Darum ſei die äußerſte Behutſamkeit und nur langſames, ſtufenweiſes Vorgehen unbedingt nöthig.

Auch im folgenden Jahre, im Juli 1750 ſpricht Bartenſtein in gleichem Sinne ſich aus. Auch jetzt wiederholt er den Satz, daß nur langſam, gleichſam unvermerkt und mit ſo geringem Aufſehen als möglich vorzugehen ſei. Allerdings fügt er gleich ſelbſt die Bemerkung hinzu, daß ſolches leichter geſagt als bewerkſtelligt werden könne. Vor Allem müſſe man dasjenige ſorgfältig vermeiden, was irgendwie Mißtrauen oder den Argwohn erregen könnte, daß man der Joyeuse entrée oder den berechtigten Freiheiten des Landes zu nahe treten wolle. Es genüge nicht, daß die Kaiſerin dieſe Abſicht nicht hege, ſie müſſe auch die Ueberzeugung davon in den Niederlanden wecken und befeſtigen, ihre wahrhaft gemeinnützigen Intentionen aber aller Welt unzweifelhaft klar machen. Für eine Privatperſon möge es großmüthig ſein, ſich mit dem unverdienten Haſſe für dasjenige zu beladen, was Andere verſchuldeten. Die Beherrſcherin eines großen Staates aber habe andere Rückſichten zu nehmen; ſie müſſe das Volk davon überzeugen, daß ihm dasjenige zum Heile gereiche, was ſie zu verwirklichen trachte [306]).

Dieſe Grundſätze auf die Niederlande anwendend, hält Bartenſtein es für nothwendig, Alles dasjenige, was dort von Seite der

Regierung zu geſchehen habe, in einer Weiſe zu vollführen, daß Jedermann einſehe, man beabſichtige hiebei nichts als die Vermehrung der Sicherheit des Landes, die Verminderung ſeiner beträchtlichen Schulden, die Erleichterung der Steuerlaſt, die Förderung des Handels und der Erwerbsquellen.

Das ſicherſte und ausgiebigſte Mittel zur Erreichung dieſer Zwecke glaubte man zu Wien in der Beſeitigung oder mindeſtens der Aenderung des Barrieretractates zu finden.

Bis auf die Zeiten des dreißigjährigen Krieges läßt ſich der Urſprung des Gedankens zurückführen, der nach und nach in Holland immer tiefere Wurzeln ſchlug und endlich zu einem Hauptgrundſatze der dortigen Politik wurde, des Gedankens, daß die wichtigſten Intereſſen des neu gegründeten Freiſtaates die Aufrichtung einer Schranke, welche ihn vor Frankreichs Eroberungsluſt ausreichend zu ſchützen vermöge, zur unabweislichen Nothwendigkeit machten. Die Abſicht, eine ſolche Schranke, eine Barriere gegen Frankreich zu erlangen, vermochte die Generalſtaaten zum Abſchluſſe der großen Allianz mit Kaiſer Leopold I. und England im Jahre 1701, in welcher ihnen die Errichtung einer Barriere wider Frankreich zugeſagt wurde, ohne daß ſich jedoch der Kaiſer anheiſchig gemacht hätte, ihnen das Beſatzungsrecht in den belgiſchen Feſtungen zuzugeſtehen oder ſich zu irgend welchen Geldleiſtungen an die Generalſtaaten zu verpflichten. Aber die Verbündeten des Kaiſerhofes, England und Holland trafen, unbekümmert um die lebhafte Einſprache des Wiener Cabinetes, im Jahre 1707 ein Uebereinkommen über die Verpflichtungen, welche dem Hauſe Oeſterreich als Beherrſcher der Niederlande in Bezug auf die Barriere gegen Frankreich aufzuerlegen ſeien. Und in den Utrechter Frieden wurde die Beſtimmung aufgenommen, daß die Niederlande dem Kaiſerhauſe nicht eher zurückgegeben werden ſollten, als bis ſich dasſelbe mit Holland über die Errichtung der Barriere verſtändigt haben werde.

So lebhaft nun Karl VI. auch wünſchen mochte, ſo bald als nur immer möglich in den Beſitz der Niederlande zu gelangen, ſo ſehr ſchrack er doch vor den harten Bedingungen zurück, welche ſeine bis-

herigen Verbündeten ihm in dieser Hinsicht vorschreiben wollten. Erst im Jahre 1716 kam der Vertrag zu Stande, durch welchen die Niederlande in den Besitz des Kaisers zurückkehrten. Die Generalstaaten erhielten das Recht, daselbst ein Truppencorps von zwölf bis vierzehntausend Mann zu unterhalten, und mit demselben eine Anzahl belgischer Grenzfestungen gegen Frankreich zu besetzen. Die Kosten der Einquartierung der holländischen Truppen sollte von den österreichischen Niederlanden getragen und den Generalstaaten noch außerdem eine Subsidie von einer halben Million Thaler jährlich bezahlt werden. Im Falle der Verzögerung oder Verweigerung dieser Zahlungen durften die Generalstaaten dieselben von den Zahlungspflichtigen sogar durch Gewaltmittel hereinbringen.

Es ist leicht begreiflich, daß dieser Vertrag, zu dessen Abschluß der Kaiser durch seine Verbündeten förmlich gezwungen wurde, in den österreichischen Niederlanden große Bestürzung erregte. Mit Recht erblickten sie in der Einräumung der Befugniß, holländische Truppen im Lande zu halten, eine Gefährdung ihrer Unabhängigkeit; mit Recht sahen sie in der den Generalstaaten zu Theil werdenden Ermächtigung, sich auch durch Gewaltmittel in Besitz der Subsidienzahlung zu setzen, eine Schädigung ihres Rechtes der Steuerbewilligung. Hiezu kamen noch die beschränkenden Bestimmungen, welche der Vertrag in Bezug auf den Handel der österreichischen Niederlande zu Gunsten Hollands und Englands enthielt. Es war also von allem Anfange an das eifrige Bestreben der belgischen Provinzen, wenn nicht eine völlige Abschaffung des Barrierevertrages, so doch die Aenderung seiner drückendsten Bestimmungen zu erlangen. Einiges wurde in der That auch erreicht, dem Wesen nach aber blieb der Barrieretractat fortbestehen. Bald führte er zu offenem Zwiespalt mit Holland, indem die Einwohner der belgischen Provinzen, von der kaiserlichen Regierung dabei mächtig gefördert, ihrem Seehandel größere Ausdehnung zu geben suchten, während die Holländer, auch jetzt wieder von England nachdrücklich unterstützt, dagegen nicht bloß Einsprache erhoben, sondern sich sogar gegen belgische Schiffe Gewaltthätigkeiten erlaubten. Auch Preußen gesellte sich seiner Gewohnheit nach zu Oesterreichs Gegnern, und so wurde denn die

kaiſerliche Regierung zur Nachgiebigkeit gezwungen. Im Jahre 1731 mußte ſie den Seehandel der belgiſchen Provinzen nach Oſtindien unterſagen.

So wie in dieſer Beziehung, ſo laſtete auch in den übrigen Hauptpunkten, insbeſondere was die Subſidienzahlung und das Beſatzungsrecht der Holländer in den belgiſchen Grenzfeſtungen anging, der Barrierevertrag ſchwer auf den öſterreichiſchen Niederlanden. Als ſich nun noch überdieß während des eben beendigten Krieges all die Opfer, die man zu Gunſten dieſer Einrichtung getroffen hatte und auf eine Geſammtzahlung von mehr als dreiunddreißig Millionen veranſchlagte[307]), nutzlos erwieſen, als die holländiſchen Beſatzungen die ihnen anvertrauten Feſtungen faſt ohne Schwertſtreich dem Feinde überlieferten, da war nichts natürlicher, als daß man während der Dauer der Aachner Friedensverhandlungen in den belgiſchen Provinzen ſowie in Wien von einer Erneuerung des Barrieretractates durchaus nichts wiſſen wollte. Zuletzt mußte freilich Maria Thereſia wenigſtens inſofern nachgeben, daß ſie die Einräumung der belgiſchen Feſtungen, in denen die Generalſtaaten früher das Beſatzungsrecht wirklich beſeſſen hatten, an die holländiſchen Truppen zugeſtand. Hinſichtlich der Plätze aber, deren Fortificationen während des Krieges von den Franzoſen zerſtört worden waren, erklärte die Kaiſerin, daß das Beſatzungsrecht der Holländer erſt mit dem Augenblicke der Wiederherſtellung jener Feſtungswerke neuerdings aufleben könne. So lange nun aber, fügte man in Wien hinzu, in Folge der Raſirung einer Anzahl von Grenzplätzen von einer Barriere die Rede nicht ſein könne, ſo lang dürfe den belgiſchen Provinzen auch die Bezahlung der Summe nicht auferlegt werden, welche ſie bisher zur Aufrechthaltung dieſer Barriere hatten entrichten müſſen. Hiezu komme noch der troſtloſe Zuſtand, in welchem der Kaiſerhof die Niederlande aus den Händen der Franzoſen übernommen habe. Sie ſeien durchaus nicht im Stande, jene eben ſo beträchtliche als nutzloſe Laſt auch noch fernerhin zu tragen. Darum könne man zu einer Erneuerung jener Zahlungspflicht ſich in keiner Weiſe herbeilaſſen[308]).

Selbſtverſtändlich fanden dieſe Kundgebungen Maria Thereſia's bei der holländiſchen Regierung die ungünſtigſte Aufnahme. Sie wollte, und von ihrem Standpunkte aus gewiß nicht mit Unrecht, das Uebergewicht und den Vortheil nicht aufgeben, welche ihr die Beſtimmungen des Barrierevertrages in Bezug auf die öſterreichiſchen Niederlande gewährten. Der Erbſtatthalter von Holland, Prinz Wilhelm von Oranien, ſandte eine Perſon ſeines engſten Vertrauens, den Grafen Bentinck[309]), welcher ſchon bei den Friedensverhandlungen zu Aachen Holland als deſſen erſter Bevollmächtigter vertreten hatte, nach Wien, um in unmittelbarer Berührung mit dem Kaiſerhofe dem Begehren der Holländer Eingang zu verſchaffen.

Ueber den Grundſatz, daß es im Intereſſe aller Betheiligten liege, die Barriere gegen Frankreich wieder aufzurichten und dadurch den öſterreichiſchen Niederlanden und Holland wenigſtens einigen Schutz gegen die franzöſiſche Uebermacht zu gewähren, war man bald einig. Um ſo ſchwieriger war es jedoch, ſich darüber zu verſtändigen, wer die Koſten dieſer Wiederaufrichtung tragen ſolle, und im Falle einer Betheiligung Aller, nach welchem Ausmaße für die Einzelnen dabei vorzugehen ſei. Graf Bentinck behauptete im Namen der Holländer, daß nachdem jene Plätze der Kaiſerin gehörten, dieſelbe auch den größten Antheil der Koſten für deren Armirung beſtreiten müſſe. In Wien aber wollte man die gleiche Laſt den Generalſtaaten zuſchieben, indem man erklärte, daß eigentlich Holland das meiſte Intereſſe an der Barriere beſitze, welche allein es gegen Frankreich zu ſchützen vermöge. Und England, das man zu ausgiebiger Mitbetheiligung heranzuziehen wünſchte, weil nur durch die Barriere die von ihm jederzeit ſo nachdrücklich bekämpfte Ausdehnung Frankreichs gegen Norden hintangehalten werden könne, antwortete wieder, es brauche gar keine Barriere, das Meer und die Flotte bildeten die beſte Schutzwehr für England[310]). Von holländiſcher Seite aber wurde darauf, und mit Recht entgegnet, nicht um die Vertheidigung des engliſchen Gebietes, ſondern um die Einſchränkung der franzöſiſchen Vergrößerungsſucht handle es ſich hiebei. Wenn England, wie es thatſächlich der Fall ſei, von Holland fordere, ſich unbedingt ſeiner antifranzöſiſchen Politik anzuſchließen, ſo müſſe

es auch dazu beitragen, Holland vor den Gefahren ſicherzuſtellen, welche dieſe Politik unzweifelhaft für dasſelbe mit ſich bringe.

Aber nicht allein wider England, ſondern auch gegen Oeſterreich waren die Ausführungen der Holländer gerichtet. Das gleiche Intereſſe, wie die Generalſtaaten für den Schutz des eigenen Landes, müßte das Kaiſerhaus für denjenigen ſeiner belgiſchen Provinzen haben. Sei es alſo nicht abweichender Meinung über die Nothwendigkeit der Wiederaufrichtung der Barriere, ſo müſſe es auch anerkennen, daß dieſelbe nur auf Grundlage des im Jahre 1716 abgeſchloſſenen Tractates geſchehen könne. Mit der Barriere ſelbſt müſſe alſo auch jener Vertrag wieder in's Leben treten. Und nicht allein hinſichtlich der Beitragsleiſtung zu dem Wiederaufbau der Feſtungen und zur Erhaltung der holländiſchen Truppen in denſelben ſolle ſolches geſchehen. Alle übrigen Artikel des Barrieretractates, durch welche den Holländern ſo namhafte Begünſtigungen auf commerziellem Gebiete zugeſichert wurden, müßten erneuert und die ſeither eingetretenen Verletzungen desſelben für alle Zukunft beſeitigt werden. Die von der kaiſerlichen Regierung eingeführte Bevorzugung ihrer belgiſchen Unterthanen habe aufzuhören und der Tarif zu entfallen, welcher die holländiſchen Waaren bei deren Einfuhr nach Belgien allzuſehr bedrücke. Man möge doch endlich einmal davon abgehen, Belgien als ein ſelbſtſtändig daſtehendes Land betrachten und daſelbſt Vorkehrungen zur Förderung des Handels treffen zu wollen, welche ſich nur auf Koſten ſeiner holländiſchen Nachbarn durchführen ließen. Der perſönliche Vortheil der Kaiſerin ſei dabei im Spiele, denn niemals werde ſie aus dem Wohlſtande der eigenen Unterthanen, für deſſen Emporblühen ſie ſo ängſtlich bedacht ſei, die Vortheile ſchöpfen, welche das Bündniß mit Holland ihr gewähre. Der Fortbeſtand des letzteren aber ſei mit der Wiederaufrichtung der Barriere und der Erneuerung des Vertrages von 1716 in untrennbarem Zuſammenhange.

Es iſt ſelbſtverſtändlich und gereicht der Kaiſerin nur zur Ehre, daß ſie weit davon entfernt war, ſolche Anſchauungen jemals zu den ihrigen zu machen. Darum führten weder Bentincks Verhandlungen in Wien, noch die Conferenzen zum Ziele, welche in der gleichen Abſicht

später in Brüssel eingeleitet wurden. Nach wie vor unterstützte die kaiserliche Regierung mit Nachdruck die Forderung ihrer belgischen Unterthanen, daß auf die Ausdehnung ihres Handels, keineswegs aber auf dessen Beschränkung, ja auf seine Vernichtung hingearbeitet werde[311]). Nach wie vor widersprachen dem die Holländer aufs eifrigste; ja sie verlangten, daß noch vor dem Wiederaufbau der belgischen Festungen dem Handel der österreichischen Niederlande neuerdings jene Fesseln angelegt würden, welche ihm durch den Barrieretractat zu Gunsten der Holländer aufgezwungen worden waren[312]).

Da man weder im Haag, noch in Brüssel oder Wien nachgab, blieb dieser Zwiespalt ungeschlichtet. Natürlicher Weise konnte dieß nicht dazu beitragen, die Mißstimmung Maria Thersia's gegen ihre früheren Alliirten, von denen sie trotz des Bündnisses mit ihnen doch so vieles hatte erdulden müssen, zu besänftigen. Ja die rohen Excesse, welche die holländischen Truppen fortwährend in den belgischen Festungen gegen die friedlichen Einwohner dieser Städte begingen, steigerten die Unzufriedenheit der Kaiserin. So wurde im Jahre 1751 ein Bürger von Namur durch den Befehlshaber der dortigen holländischen Besatzung wegen eines angeblichen Verbrechens furchtbar mißhandelt.

Das Schreiben, welches Maria Theresia in dieser Angelegenheit persönlich an den Prinzen Statthalter von Holland richtete, ist ein schöner Beweis des Nachdruckes, mit dem sie der verletzten Interessen ihrer Unterthanen sich annahm. „Es scheint fast", so heißt es darin, „daß die Commandanten der Barriereplätze es sich zu besonderer Auf„gabe machen, Exceß auf Exceß zu häufen, gleichsam zum Hohne „meiner Souveränetät und des Schutzes, den ich meinen Unter„thanen schulde. Wohl kein einziger Monarch der Welt würde solches „so lang erduldet haben als ich. Um nur ja nichts zu überstürzen, „habe ich die Mäßigung und die Geduld allzu weit getrieben, und ich „habe gegründete Ursache dieß zu bereuen, weil das Uebel, statt dadurch „gebessert zu werden, nur immer mehr sich verschlimmerte. Endlich hat „man das Ungeheuerliche dieses Vorganges[313]) so sehr gesteigert, daß „mit der schreiendsten Ungerechtigkeit und Grausamkeit, im Wider„spruche mit allen göttlichen und menschlichen Gesetzen, und in einer

„Weise, von der kein Beispiel in der Geschichte zu finden sein wird, „ein Bürger von Namur, mein Unterthan, wegen eines vermeintlichen „Vergehens, für welches er, selbst wenn er dessen geständig gewesen „wäre, von dem competenten Richter höchstens mit einer Geldstrafe „hätte belegt werden können, zweimal gefoltert und dann durch Hen„kershand gepeitscht wurde."

„Es würde mir schwer fallen, den Schmerz, ja den Abscheu zu „schildern, den ich empfand, als ich solches erfuhr. Meine Würde, „meine Ehre, mein Gewissen verpflichten mich, aufs ernstlichste eine „gläuzende Genugthuung zu fordern, die in richtigem Verhältnisse zu „stehen hat zu der erduldeten Schmach. Denn niemals werde ich die „Pflichten vernachlässigen, welche ich als christliche Monarchin gegen „meine Unterthanen erfüllen muß."

Die ausweichende Antwort, welche Maria Theresia auf dieses energische Schreiben erhielt, und das Ausbleiben der verlangten Genugthuung bestärkten die Kaiserin in der Besorgniß, daß sie in Allem, was die Niederlande anging, umsonst die Seemächte um Zugestehung desjenigen bestürmen werde, was sie aus tiefster Ueberzeugung ihre berechtigten Forderungen nannte. Und mit dem sicheren Vorgefühle des Richtigen hatte sie schon in jenem Schreiben den Kernpunkt des Zwiespaltes bezeichnet, der in dieser Beziehung zwischen ihr und ihren Verbündeten obwaltete. Während sie immer darauf zurückkam, daß sie die Monarchin der Niederlande sei und keine auswärtige Macht sich eine Beschränkung ihrer Souveränetätsrechte anmaßen dürfe, war nach der Meinung der Seemächte diese Beschränkung schon durch den Barrierevertrag vorhanden. Am grellsten trat dieser Contrast der beiderseitigen Anschauungen in einem Zweigespräche hervor, welches im Sommer 1753 zwischen der Kaiserin und einem britischen Staatsmanne stattfand.

Sir Charles Hanbury Williams, Englands Gesandter in Dresden, war um jene Zeit von seiner Regierung nach Wien gesendet worden, um neben anderen wichtigen Geschäften, deren Besorgung ihm anvertraut war, auch in der Angelegenheit der niederländischen Barriere eine Ausgleichung herbeizuführen. Aber seine Bemühungen, der Kaiserin

die Nothwendigkeit, in dieser Sache den Seemächten nachzugeben, recht eindringlich zu Gemüthe zu führen, blieben ganz ohne Erfolg, ja sie brachten eher die entgegengesetzte Wirkung hervor. „Die Ueberzeugung, „daß sie die unabhängige Souveränin der Niederlande sei," berichtet Sir Charles an den Herzog von Newcastle, „ist so tief eingewurzelt „in ihr, daß es schwer sein wird dieselbe auszurotten. Ich nahm mir „die Freiheit, Ihrer Majestät begreiflich machen zu wollen, daß sie „weit davon entfernt, und daß ihre Herrscherrechte über die Niederlande „durch die Tractate mit den Seemächten beschränkt seien, von denen „ich hoffte, daß dieselben künftighin pünktlicher beobachtet werden wür„den als bisher. Das nahm jedoch Ihre kaiserliche Majestät sehr übel „auf, und laut, so laut, daß die Leute im Nebenzimmer es hörten, „bestand sie darauf, daß sie die Souveränin der Niederlande und es „ihre Pflicht sei, ihre Unterthanen zu schützen, welche durch so lange „Zeit durch den Barrierevertrag unterdrückt und jener natürlichen Rechte „beraubt worden seien, deren alle anderen Völker sich erfreuen" [314]).

Unter diesen Rechten verstand die Kaiserin in erster Linie dasjenige, ungehindert Handel und Schifffahrt zu treiben und durch industrielle Thätigkeit den Wohlstand des eigenen Landes und seiner Bewohner zu fördern. Aber fast jeder ihrer Schritte auf dieser Bahn wurde von den Seemächten wieder vereitelt. Es blieb daher der Kaiserin nicht viel Anderes übrig, als wenigstens den Interessen der Landwirthschaft ihre Sorgfalt zuzuwenden. Eine Reihe von Anordnungen wurde erlassen, um diesen Zweig des Volkswohlstandes zu heben. Wer der Bodencultur sich widmete, erhielt große Begünstigungen in Bezug auf seine Kriegspflicht; fahnenflüchtigen Soldaten wurde Verzeihung zu Theil, wenn sie nach ihren Dörfern zurückkehrten und der Landwirthschaft oblagen. Ja auch in politischer Beziehung empfing die ländliche Bevölkerung einen sprechenden Beweis der Fürsorge der Monarchin, indem ihren Kirchspielen eine berathende Stimme bei den Versammlungen der Provinzialstände eingeräumt wurde, zu denen sie bisher keinen Zutritt besaßen.

Durch diese Maßregel wurde, so zweckmäßig sie auch an und für sich sein mochte, doch eine gewisse Aenderung in der bisherigen Zusammen-

ſetzung der Stände herbeigeführt, und die vielleicht allzu weit gehende Macht der großen zu Gunſten der kleineren Städte und der Landgemeinden weſentlich beſchränkt. Schon Jahrhunderte zuvor hatten die Grafen von Flandern in gleichem Sinne zu wirken ſich bemüht [315]). Jetzt wäre man nicht ungern noch weiter gegangen, und hätte darnach getrachtet, diejenigen Rechte, von denen man behauptete, daß ſie den Provinzialſtänden Belgiens nicht von Alters her und geſetzmäßig gebührten, ſondern von ihnen im Laufe der Zeit uſurpirt worden ſeien, für die Regierung zurückzuerlangen [316]). Aber man zögerte doch, Ernſt zu machen mit Schritten, welche möglicher Weiſe von ſehr verderblichen Folgen ſein konnten. Und es ſcheint wohl, daß Graf Cobenzl, im Jahre 1753 zu Botta's Nachfolger in dem Poſten eines bevollmächtigten Miniſters in den Niederlanden ernannt, auch das Seinige dazu beitrug, um Maßregeln zu verhindern, von denen er nachtheilige Wirkungen vorherſehen mochte.

Karl Philipp von Cobenzl zählte in dem Augenblicke, in welchem er zu jenem wichtigen Poſten berufen wurde, nur wenig über vierzig Jahre. Er galt für einen geſchäftsgewandten, kenntnißreichen Staatsmann, und er war wegen ſeiner zuvorkommenden und gewinnenden Umgangsweiſe überall beliebt. Nur ſeine ſteten Geldverlegenheiten machte man ihm in Wien, und zwar vielleicht mehr noch als in Brüſſel zum Vorwurfe, denn in letzterer Stadt mochte ſein übertriebener Aufwand nicht wenig beitragen zu ſeiner Beliebtheit beim Adel und im Volke.

Die Hauptaufgabe, welche wenigſtens während der erſten Jahre ſeiner Amtswirkſamkeit dem Grafen Cobenzl geſtellt wurde, beſtand in Reformen, die man in der inneren Einrichtung der Verwaltung von Flandern und Brabant einzuführen gedachte. Nachdem die Heranziehung der Vertreter der kleineren Städte und Kirchſpiele zu den Verſammlungen der Provinzialſtände zu größter Befriedigung des Kaiſerhofes gelungen war, wollte man noch einen Schritt weiter gehen und Veränderungen in's Werk ſetzen, durch welche der Regierung ein ſtärkerer Einfluß als bisher auf die Einhebung und Verwaltung der Einkünfte der belgiſchen Provinzen zu Theil geworden wäre. Eine Generalpachtung oder eine von dem Finanzrathe unabhängige Adminiſtration ſollte ein-

geſetzt, manches überflüſſig erſcheinende Amt aufgehoben und eine andere zweckmäßigere Art der Verrechnung eingeführt werden. Aber wie dieß in früherer Zeit häufiger als heut zu Tage der Fall war, daß wenn ein Land ſich im Beſitze von Einrichtungen befand, die es mit Recht oder mit Unrecht als heilſame anſah, es von Aenderungen derſelben nichts hören wollte, ſo geſchah dieß auch in den belgiſchen Provinzen. Der Wohlſtand und die ungeſtörte Ruhe, deren die Bevölkerung ſich erfreute, führte endlich eine gewiſſe Erſchlaffung derſelben herbei. Ein Theil glaubte wirklich an die Unübertrefflichkeit der Einrichtungen des Landes, der andere aber war durch ſeinen Vortheil veranlaßt, dieſelben ungeändert zu erhalten, ſelbſt wenn er ſie als veraltet und nicht mehr zweckmäßig erkannte. Daher waren faſt Alle, wie einer der hervorragendſten Geſchichtſchreiber des Landes bezeugt, von Abſcheu vor jeder Neuerung erfüllt, und proteſtirten im Voraus gegen die heilſamſten Maßregeln [317]). Das Gleiche geſchah auch hinſichtlich der Reformen, welche Maria Thereſia damals einführen wollte. Die politiſchen Ereigniſſe, die zu jener Zeit eintraten und die ungetheilte Aufmerkſamkeit der Kaiſerin verlangten, der blutige Krieg, in welchen ſie neuerdings verwickelt wurde, ließen ſie wenigſtens vor der Hand ihren Reformplanen in Belgien entſagen, und ſie nahm dieſelben, ſo lange ſie lebte, nicht neuerdings auf.

Zehntes Capitel.

Die äußere Politik.

So wie in der Mehrzahl der Dinge, welche auf den inneren Organismus der Monarchie sich beziehen, in der Zeit zwischen dem Ausgange des Kampfes um die Erbfolge in Oesterreich und dem Beginne des siebenjährigen Krieges eine tiefgehende Umgestaltung erfolgte oder wenigstens begann, so war dieß fast in noch höherem Maße mit der Politik Oesterreichs nach Außen der Fall. Auch hier machte nach und nach der Gedanke sich geltend, die altgewohnten Bahnen, auf denen man nur Nachtheile und Einbußen der empfindlichsten Art erlitten hatte, seien zu verlassen und neue Wege zu betreten, auf welchen man nicht allein größere Sicherstellung vor wiederholten Verlusten, sondern vielleicht sogar Wiedergewinn des Verlornen zu finden hoffte. Freilich trat diese Umstimmung nur langsam und allmälig ein, aber das Gefühl, daß man sich bisher nicht in den richtigen Geleisen bewegt habe, und daß Anderes und Besseres geschehen solle, um das Interesse des Staates zu wahren, machte sich doch schon bald nach dem Abschlusse des Aachner Friedens bemerkbar. Ihm ist es zuzuschreiben, daß Maria Theresia in den Märztagen des Jahres 1749 den Befehl an die Mitglieder der Conferenz erließ, schriftlich ihre Meinung über das politische System darzulegen, welches Oesterreich von nun an befolgen solle [315]).

Nur theilweise bestand die Conferenz noch aus den Männern, welche während der zweiten Hälfte des Erbfolgekrieges dieselbe gebildet hatten. Einer von ihnen, Herberstein war gestorben, und an seiner Stelle hatte

Maria Thereſia ihren Oberſtkämmerer, den Grafen Joſeph Khevenhüller in die Conferenz berufen. Ein anderer, Graf Philipp Kinsky, hatte bekanntlich noch vor ſeinem Tode auf alle ſeine Aemter, ſomit auch auf ſeinen Platz in der Conferenz verzichtet. Statt ſeiner trat der Friedensbotſchafter von Aachen, Graf Wenzel Kaunitz in dieſelbe [319]). Durch ſeine perſönliche Theilnahme an den Verhandlungen des oberſten Rathes der Krone legte er nun die Grundſteine zu der politiſchen Macht, welche wenige Jahre ſpäter in ſeine Hände gelangte, und die er von da an durch vier Dezennien, bis zu ſeinem Hinſcheiden faſt ungeſchmälert behielt.

Allerdings wurde es Kaunitz nicht ſchwer gemacht, durch ſeine geiſtige Begabung diejenige der übrigen Mitglieder der Conferenz in Schatten zu ſtellen. Weitaus die meiſte Bedeutung aus ihnen beſaß Graf Friedrich Harrach [320]), und er wäre vielleicht, da auch ſeine Anſichten mit denen des Grafen Kaunitz nur ſelten im Einklange ſich befanden, ein ebenbürtiger Widerſacher des letzteren geweſen. Aber Harrach befand ſich damals ſchon in vollem Zerwürfniſſe mit der Kaiſerin, war ſomit ohne jeden Einfluß, und er wurde binnen wenig Monaten vom Tode ereilt. Der Feldmarſchall Graf Königsegg, das älteſte Mitglied der Conferenz, war viel zu bejahrt und nebenbei auch viel zu ſchwankend und unentſchloſſen, um großen Einfluß ausüben zu können. „In der Conferenz ſagt er ſeine Meinung", ſo äußert ſich ein Zeitgenoſſe über ihn, „unbekümmert ob ſie befolgt wird oder nicht, „und ohne ſich die geringſte Mühe zu geben, Andere für ſeine An„ſchauung zu gewinnen. Die fremden Miniſter wenden ſich mehr, um „ihm eine Auszeichnung zu erweiſen, als im Intereſſe ihrer Angelegen„heiten an ihn, hinſichtlich deren er ſich meiſt nur ganz allgemein ge„haltener Antworten bedient. Man wirft ihm vor, den Eindrücken, die „man ihm geben will, allzuleicht zugänglich, und daher auch immer „der Meinung des Letzten zu ſein, der mit ihm ſpricht. So geſchieht „es oft, daß, nachdem man ihn von Etwas überzeugt zu haben glaubt, „man am nächſten Tage der gerade entgegengeſetzten Anſchauung bei „ihm begegnet" [321]).

Einige Aehnlichkeit mit Königsegg, ſowohl was deſſen geiſtige Begabung, als was die Art ſeines Auftretens angeht, beſaß auch der

Reichsvicekanzler Graf Rudolph Colloredo. Auch er war von großer und einnehmender Gestalt und wenigstens gegen seines Gleichen von gewinnender Umgangsweise, während man ihm nachsagte, daß er seine Untergebenen mit Hochmuth behandle. Und doch mußte er in Geschäftssachen immer zu diesen Untergebenen seine Zuflucht nehmen, so wenig kümmerte er selbst sich um sie [322]). Von den verwickelten Angelegenheiten des deutschen Reiches besaß er nicht aus Mangel an Verstand, denn er faßte leicht und richtig auf, sondern aus Unlust zur Arbeit kaum die oberflächlichste Kenntniß. Und was seine Theilnahme an den Berathungen der geheimen Conferenz betraf, so behauptete man von ihm, daß sie sich darauf beschränke, sich jederzeit mit der Anschauung der Uebrigen einverstanden zu erklären.

Sein rasches Emporkommen verdankte Colloredo zunächst seinem Schwiegervater, dem greisen Conferenzminister Gundacker Starhemberg, und der Gunst, in welcher dieser Vertrauensmann Maria Theresia's bei derselben gestanden war. Aber nach und nach verlor Colloredo, hauptsächlich durch seine etwas leichtfertige Lebensweise, in den Augen der sittenstrengen Kaiserin [323]). Um so wohlwollender war ihm der Kaiser gesinnt, denn er liebte den leichten und heiteren Verkehr mit jenem Lebemanne, der durch die Sorge um ernste Geschäfte sich in seinen Vergnügungen nicht im mindesten stören ließ. Die letzteren aber waren der kostspieligsten Art, und trotz der reichen Einkünfte, die er aus seiner Stelle und seinen Besitzthümern zog, war doch Colloredo bald ziemlich verschuldet. „Er macht hier den größten Aufwand", schreibt ein gleichzeitiger Berichterstatter von ihm; „die Frauen und das Spiel kosten „ihm bedeutende Summen. Dabei ist er ein schlechter Oekonom, und „seine Gemalin hilft ihm sein Vermögen zerrütten" [324]).

Gerade die glänzende Lebensweise Colloredo's, die Leutseligkeit des Umganges mit seines Gleichen und die zuvorkommende Aufnahme, welche er seinen Standesgenossen in seinem gastlichen Hause bereitete, machten ihn zu einer der beliebtesten Persönlichkeiten in der vornehmen Gesellschaft. Daß er von der Kaiserin nicht mit günstigem Auge angesehen wurde, änderte hieran nicht viel, und man schrieb diese Ungunst auch dem Umstande zu, daß seine eigenthümliche Stellung als Reichsvice-

kanzler, somit als Minister des Kaisers und nicht der Kaiserin, nicht selten eine Art eifersüchtiger Wachsamkeit der Letzteren gegen etwaige Uebergriffe Colloredo's veranlasse. Aber wie dem auch sein mochte, selbst die eifrigsten Lobredner Colloredo's mußten zugeben, daß er die Pflichten seines hohen Amtes nur in unzureichendem Maße erfülle. Und ein britischer Staatsmann, der wegen der Anhänglichkeit Colloredo's an das Bündniß mit den Seemächten ihn besonders anrühmt, muß sich doch zu diesem Ende der Worte bedienen: „Colloredo verfolgt ohne „Zweifel das richtige politische System, und ist auch sonst ein Mann „von vielen guten, großen und liebenswürdigen Eigenschaften. Gewiß „könnte sich England keinen besseren Minister an der Spitze der öster„reichischen Angelegenheiten wünschen, wenn er nur auch Befähigung „und Fleiß in ausreichendem Maße besäße" [325]).

Noch weniger bedeutend als Colloredo war der Oberstkämmerer Graf Joseph Khevenhüller. Ein kleiner, aber wohlgebauter Mann mit langen Gesichtszügen, breiter Stirne, großen blauen Augen, einer Adlernase, einem kleinen Munde und zugespitztem Kinn, so wird uns sein Aeußeres beschrieben. Er war zuvorkommend und besaß ganz die Umgangsweise so wie den Ideenkreis eines Hofmannes, aber wie wir hinzufügen müssen, eines Hofmannes der besseren Sorte. Festerprobt und unerschütterlich war seine Anhänglichkeit an seine Gebieter, immer bewahrte er ihnen eine fast rührende Treue. Niemals faßte er seinen eigenen Vortheil, sondern stets nur den seiner Monarchin in's Auge. Beträchtliche Geldopfer soll er für sie gebracht haben, und auch sonst galt er für freigebig und wohlthätig. Da er noch überdieß die geordnetste Lebensweise führte und ein musterhafter Familienvater war, so stand er bei Maria Theresia, welche diese Eigenschaften hoch anschlug, gar sehr in Gunst. Er gehörte zu der vertrautesten Umgebung des kaiserlichen Ehepaares, und überhaupt war es, wie wir aus seinen eigenen Aufzeichnungen wissen, ungleich mehr der Hof, der seinen Gesichtskreis bildete und ausfüllte, als der Staat, für dessen Angelegenheiten, insbesondere wenn es um das Betreten neuer Bahnen sich handelte, er doch nur geringeres Verständniß, und daher, seinem eigenen Urtheile mißtrauend, keinen nennenswerthen Einfluß besaß [326]).

In höherem Maße war dieß, schon seiner amtlichen Stellung wegen, bei dem Staatskanzler Ulfeld der Fall. Aber auch er war ja eigentlich nur das Werkzeug in der Hand des Mannes, welcher, obgleich seiner dem Namen nach untergeordneten Stellung wegen gar nicht Mitglied der Conferenz, doch dieselbe damals noch so ziemlich nach seinem Willen lenkte. Es war dieß der Hofrath von Bartenstein.

In dem Gange der Politik, welche der österreichische Hof während des Erbfolgekrieges befolgte, ist gleichzeitig die schärfste Charakterisirung der politischen Anschauungen Bartensteins gelegen. Auch jetzt, nach dem Abschlusse des Friedens, blieb er denselben treu. „Ehedem „hat man nur von zwei Erbfeinden gesprochen", hatte Bartenstein erst vor kurzem erklärt[327]), „nun aber kommt der dritte und gefährlichste „dazu. Wider Frankreich kann man auf die Hülfe der Seemächte „hoffen, gegen die zwei anderen aber nicht, mithin kommt es, um sich „derselben zu erwehren, lediglich auf die eigene Macht und den Beistand „Rußlands an."

Dieser Gedanke, daß Oesterreich es von nun an mit drei gefährlichen Feinden zu thun habe, liegt auch der Aeußerung zu Grunde, welche der Kaiser selbst, offenbar dem Wunsche seiner Gemalin zufolge, über das von nun an zu befolgende politische System zu Papier brachte. In eine vom 18. März 1749 datirte Note ist sie gekleidet. Die Erfahrung habe bewiesen, so lautet der Eingang dieser Aufzeichnung, wie übel es sei, systemlos zu Werke zu gehen und sich nur immer nach den verschiedenen eben eintretenden Ereignissen zu richten. An dem Beispiele Frankreichs, welches stets nach althergebrachten Prinzipien handle und sich durch keinerlei Zwischenfälle darin irre machen lasse, möge man die Vortheile eines solchen Verfahrens erkennen und zu dem Entschlusse gelangen, ebenfalls ein unabänderliches politisches System anzunehmen, welches von nun an als die stets sich gleichbleibende Grundlage aller zu unternehmenden Schritte festzuhalten sei. Um sich jedoch für ein solches zu entscheiden, sei es nothwendig, die Stellung der Monarchie zu den übrigen Mächten scharf in's Auge zu fassen. Da erblicke man vor Allem die Pforte, welcher Ungarn vollkommen offen liege, und die durch jede Bewegung in diesem Lande zu einem Ein-

bruche in dasselbe gereizt werde. Auf der anderen Seite befinde sich der König von Preußen, der durch seine bekannte Gesinnung nicht weniger gefährlich sei, indem er nur Gebietsvergrößerungen suche, von denen ihm gerade die nach Oesterreich hin gelegenen die wünschenswertheſten seien. Frankreich aber habe stets darnach getrachtet, die Macht des Hauses Oesterreich so sehr zu schwächen, daß es von ihm nichts mehr zu besorgen haben solle. In Italien stehe es nicht besser, indem der neu dort angesiedelte Herzog von Parma nach nichts Anderem streben werde, als nach Ausdehnung seiner Macht. Endlich seien die Grundsätze, zu welchen der König von Sardinien und sein Haus sich jederzeit bekannten und denen sie das Wachsthum ihres Staates verdankten, Niemand verborgen.

In so wenig beneidenswerther Lage, wie sie hier geschildert worden, könne man nichts Besseres thun, als vor Allem die innere Kraft der Monarchie sowohl durch die Verfassung der einzelnen Länder als die Aufstellung eines tüchtigen Heeres zu stärken. „Wer eine schöne und zahlreiche Armee besitzt," sagt der Kaiser wörtlich, „und die Mittel, sie zu unterhalten und „operiren zu machen, der wird von seinem Feinde respectirt und nicht so „leicht angegriffen werden, seine Freunde aber behalten und neue Alliirte „erwerben. Denn die Starken schätzen eine solche Hülfe, die Schwachen „aber begeben sich gern unter den Schutz eines Mächtigen. Darum ist „die innere Kräftigung der Monarchie als die eigentliche Grundlage „des neuen Systems anzusehen und ihr die größte Aufmerksamkeit zu „widmen."

Wenn man sich aber auch stark fühle, so solle man darum doch nicht glauben, keiner Freunde zu bedürfen; im Gegentheile solle man es gerade dann nicht vernachlässigen, Bündnisse zu schließen, nach welchen man immerfort trachten müsse. Von Alters her aber seien die Seemächte die wahren Verbündeten Oesterreichs; man solle sie auch fernerhin dafür ansehen und an ihnen festhalten, indem sie jederzeit gegen Frankreich eine mächtige Beihülfe bieten. Darum müsse man sie schonend behandeln, in Alles sich fügen, was die Eigenthümlichkeit ihrer Verfassung mit sich bringe, und sorgfältig verhüten, daß sie nicht nach und nach von Oesterreich sich abwenden.

Auch Rußland sei ein sehr werthvoller Freund, indem es der Monarchie gegen ihre beiden gefährlichsten Feinde, die Pforte und Preußen, unmittelbaren und thatkräftigen Beistand zu leisten vermöge. Insbesondere wäre bei einem Kriege mit der Pforte die russische Hülfe vonnöthen, während bei einer Erneuerung des Kampfes mit Preußen wohl auch noch auf andere Verbündete gehofft werden könnte. Sachsen habe das gleiche Interesse wie Oesterreich, vor Preußen auf seiner Hut zu sein; man müsse es daher, wenn es gleich nur geringe Macht besitze, sammt Hannover in die Defensiv-Allianz ziehen, in welcher das einzige Mittel liege, dem unruhigen Ehrgeize des Königs von Preußen Schranken zu setzen, Oesterreich selbst aber die ihm durchaus nothwendige Ruhe zu sichern. Von Frankreich und der Türkei sei wenigstens vor der Hand ein Krieg nicht zu fürchten. „Der einzige „Preuß ist zu sorgen, daß er von denen friedfertigen Dispositionen „von ganz Europa zu profitiren sucht, um seine Streich anzubringen. „Solche könne man durch diese Allianz allein verhindern und ihn „malgré lui obligiren ruhig zu sein."

„Wegen des Königs in Preußen solle man nicht allein eine „gute Nachbarschaft halten, sondern ihn auch menagiren, in was nicht „wider den Dienst ist, und nicht so öffentlich den Haß, den man gegen „ihn zu haben Ursach hat, zeigen, und den Leuten in allen Gelegen„heiten vorwerfen, daß sie preußisch sind, ergo nichts nutz." Im Gegentheile möge man wenigstens für einige Zeit alle Gehässigkeit fahren lassen, und zwar nichts thun, was Oesterreich schaden, aber auch nichts, was den König mehr und mehr verbittern würde. Denn wenn er auch niemals wohlmeinend für Oesterreich sein werde, so möge man ihm doch wenigstens in gleichgültigen Dingen nicht überall entgegen handeln. Es wäre gut, eine Haltung gegen ihn anzunehmen, „daß er uns „nicht allzeit als eine Hydra ansieht, welche er von allen Seiten acca„bliren müsse." Mit einem Worte, man solle mit ihm auf solche Art umgehen, als ob man in den besten Beziehungen zu ihm stünde, um ihm jeden Vorwand zur Beschwerde zu rauben.

Frankreich sei gleichfalls zu schonen, aber ihm nie zu trauen, und am allerwenigsten möge man sich, wie es von dort aus versucht

worden, mit der Idee berücken lassen, mit Frankreichs Hülfe wieder in den Besitz Schlesiens zu gelangen. So lockend dieser Gedanke, so trügerisch sei er auch. Denn niemals werde Frankreich im Ernste die Hand dazu bieten, sondern immer nur trachten, Oesterreich mit seinen alten und natürlichen Verbündeten zu entzweien, um ihm dann, wenn es isolirt sein würde, dasjenige Uebel anzuthun, das es ihm jetzt nicht zufügen könne. Man möge sich nur wieder und immer wieder ins Gedächtniß zurückrufen, wie sehr man von Frankreich betrogen worden sei, und niemals darauf vergessen, daß Frankreichs süße Worte noch ungleich gefährlicher seien als seine Waffen.

Nachdem er noch einmal vor den Spaniern in Italien und vor Sardinien eindringlich gewarnt, jedoch auf die Nothwendigkeit hingewiesen, mit dem letzteren Staate auf guten Fuß sich zu stellen und wo möglich ein Bündniß mit ihm zu schließen, kommt der Kaiser neuerdings auf das Bedürfniß einer festen Allianz mit den Seemächten zurück, welche er wiederholt die natürlichen Verbündeten Oesterreichs nennt. Vor Allem sei England nebst Rußland der einzige Staat, dessen Freundschaft für Oesterreich vom höchsten Werthe sein müsse. Sie zu erhalten und zu kräftigen, sei daher vor Allem die Aufgabe. Doch hätten diese, sowie alle übrigen Bündnisse, welche man abzuschließen vermöchte, immer nur Defensiv-Allianzen zu sein. Denn nur die Erhaltung des Friedens und höchstens die Vertheidigung gegen feindlichen Angriff, nicht aber Krieg und Eroberung dürfe von nun an als Zielpunkt gelten für die österreichische Politik.

Ohne daß sie, wie es scheint, von diesem Gutachten des Kaisers Kenntniß besaßen, sprachen sich doch auch die übrigen Mitglieder der Conferenz wenigstens theilweise in dem gleichen Sinne aus. Auch sie legten auf die Wiederherstellung des besten Einvernehmens mit den Seemächten das größte Gewicht. Was man auch von ihnen und hauptsächlich von England sich noch während des Krieges, insbesondere aber während der letzten Friedensverhandlungen habe gefallen lassen müssen, so bleibe diese Macht doch nach wie vor der natürliche Verbündete Oesterreichs. Mit ihr in befriedigenden Beziehungen zu stehen, sei vor Allem zu erstreben. Denn das Bündniß mit Rußland beruhe,

ſo ließ ſich insbeſondere Graf Harrach vernehmen, auf keiner dauernderen Grundlage als auf der günſtigen Geſinnung der Kaiſerin Eliſabeth und des Großkanzlers Beſtuſchew. Der eine oder andere Todesfall, ja vielleicht nur eine Umwandlung der bisherigen Anſchauungen könnte hierin einen vollſtändigen Umſchwung herbeiführen. Die Republik Holland gehe mit immer raſcheren Schritten ihrem Verfalle entgegen, und ſelbſt wenn dem nicht ſo wäre, ſo laſſe doch der Streit über die Barriere gegen Frankreich kaum auf die Herbeiführung eines völlig zufriedenſtellenden Einvernehmens mit derſelben hoffen. England allein ſei ein ebenſo mächtiger als in Folge ſeines eigenen Vortheils auch verläßlicher Alliirter. So nothwendig ſei die Wiederherſtellung des innigſten Bündniſſes mit dieſer Macht, daß man auch in Wien ſich mehr als bisher überwachen müſſe, um England durchaus keinen Anlaß zur Mißſtimmung zu gewähren.

In ziemlich verſtändlicher Weiſe, ja nicht ohne eine gewiſſe Leidenſchaftlichkeit wies Harrach auf den gereizten und verletzenden Ton hin, in welchem ſo oft die Mittheilungen des Wiener Hofes an die engliſche Regierung abgefaßt worden ſeien. Man möge doch endlich einmal aufhören, fügte er hinzu, die alten Vorwürfe immer neuerdings vorzubringen. Man wiſſe ja, daß je gegründeter, deſto verletzender ſie auch ſeien, insbeſondere für ein ſtolzes Volk, deſſen Oeſterreich weit mehr bedürfe, als es ſelbſt von dem Beiſtande Oeſterreichs abhängig ſei. Es gebe ja ſchon jetzt genug Leute in England, welche zunächſt in Folge ihrer Vorliebe für den Proteſtantismus dem Könige von Preußen die Rolle in Europa zudächten, die bisher das Haus Oeſterreich geſpielt habe. Dieſe Leute zu entwaffnen und die alten Sympathien Englands für Oeſterreich wieder wachzurufen, ſei die dringendſte Aufgabe. Um ſie zu erfüllen, müſſe aber England gegenüber ein ganz anderer Ton angeſchlagen werden, als er in der letzten Zeit üblich geweſen ſei.

Auf den erſten Blick ſieht man, daß die Spitze dieſes ſcharf ausgeſprochenen Tadels zunächſt wider Bartenſtein ſich kehrte, denn er war ja der Verfaſſer ſämmtlicher Kundgebungen, welche ſeit ungefähr zwei Jahrzehnten von der öſterreichiſchen Regierung ausgegangen waren.

Mit gewohnter Heftigkeit nahm Bartenſtein den Fehdehandſchuh auf, und er benützte den Anlaß, den ihm der Auftrag der Kaiſerin bot, die Gutachten der einzelnen Miniſter überſichtlich zur Darſtellung zu bringen, zu der an Maria Thereſia gerichteten Bitte „ſeine Ehre und Unſchuld“ gegen jene auf irrigen Vorausſetzungen beruhenden Anklagen vertheidigen zu dürfen.

Es war klug von der Kaiſerin, daß ſie dem Wunſche Bartenſteins nicht entſprach. Im Herzen mochte ſie freilich weit mehr ſeiner Meinung als derjenigen Harrachs beipflichten, denn auch ſie war noch von Unmuth erfüllt über die Verfahrungsweiſe der engliſchen Regierung, und überhaupt lag es ihr fern, ſich aus ängſtlicher Rückſicht irgend welcher Art davon abhalten zu laſſen, den Gefühlen, welche ſie beſeelten, auch Ausdruck zu verleihen. Dennoch forderte ſie jetzt von Bartenſtein als ein Opfer, das er ihr bringen möge, die Hinweglaſſung der auf die Anklagen Harrachs bezüglichen Stellen. Sie erkenne dieß als keinen geringen Dienſt, den er ihr leiſte. Wohl wiſſe ſie, daß man das, was überhaupt noch erreicht worden, nur der Obſorge der beiden Männer verdanke, welche das Werk geführt hätten. Und es ſei ihr gar wohl bekannt, fügte ſie mit einem unzufriedenen Seitenblicke auf Harrach hinzu, woran man oft die beſten Abſichten ſcheitern gemacht habe [328]).

Es mag unentſchieden bleiben, ob die Kaiſerin unter dem zweiten der beiden Männer, welche an der Leitung der Friedensverhandlungen betheiligt waren und deren ſie hier dankbar gedachte, den Staatskanzler Ulfeld oder den Friedensbotſchafter Kaunitz verſtanden wiſſen wollte. Wie dem aber auch ſein mochte, Beide hatten jetzt gleichzeitig ihre Anſchauungen dargelegt über das künftighin zu befolgende politiſche Syſtem. Das Gutachten Ulfelds kann wohl in keiner Weiſe Anſpruch auf beſondere Bedeutung erheben. Um ſo wichtiger aber erſcheint die Aeußerung des jüngſten Mitgliedes der Conferenz, des Grafen Kaunitz. Schon räumlich tritt ſie durch ihren ſtattlichen Umfang hervor, welcher faſt das Doppelte der Gutachten der übrigen fünf Mitglieder der Conferenz zuſammengenommen beträgt. Nicht der Umfang jedoch, ſondern der

Inhalt ist es, der dieser Staatsschrift ihre außerordentliche Bedeutung verleiht und sie als ein Programm erscheinen läßt für die tief eingreifenden Aenderungen, welche wenige Jahre später in dem Systeme der österreichischen Politik durch Kaunitz selbst durchgeführt wurden.

Auch Kaunitz stellt von vorneherein die Unterscheidung auf, welche europäische Staaten als Freunde, und welche als natürliche Feinde Oesterreichs anzusehen seien. Als dritte Kategorie bezeichnet er diejenigen, die sich je nach der Lage der Dinge eben sowohl *für* als *gegen* Oesterreich erklären könnten. An die Spitze der natürlichen Freunde setzt er England, welches durch seinen eigenen Vortheil, und dieser allein könne als verläßliche Bürgschaft einer Allianz gelten, auf das Bündniß mit Oesterreich angewiesen sei. Doch dürfe dabei nicht vergessen werden, daß man im Falle eines Krieges gegen Preußen auf Englands Beistand nicht rechnen könne. Der König, der Prinz von Wales und das hannover'sche Ministerium seien allerdings von Eifersucht, ja von Haß gegen Preußen beseelt. Gerade dadurch aber werde die schon an und für sich bestehende Hinneigung des englischen Volkes, welchem die auswärtige Macht seines eigenen Königs ein Dorn im Auge sei, zu Preußen wesentlich genährt. Von Holland, welches gleichfalls durch die Natur seiner Interessen auf eine innige Verknüpfung mit Oesterreich hingewiesen werde, sei trotzdem eine etwaige Parteinahme gegen Preußen nicht zu erwarten. In ungleich höherem Maße wäre dieß wohl von Seite Rußlands der Fall. Da jedoch die Politik dieses Staates nicht von dessen wirklichen Interessen ausgehe, sondern sich nach dem individuellen Belieben einzelner Personen richte, sei es unmöglich, ein dauerndes System hierauf zu bauen.

Als vierten und letzten der natürlichen Verbündeten Oesterreichs stellte Kaunitz Sachsen hin, das durch den gemeinschaftlichen Gegensatz wider Preußen zu Oesterreich hingezogen werde. Bedenklich sei nur, daß es sich nach dem Bekenntnisse seiner eigenen Staatsmänner außer Stande befinde, an einem etwaigen Kampfe gegen Preußen gleich Anfangs unmittelbaren Antheil zu nehmen, während es doch von einem solchen Kriege ganz übermäßige Vortheile für sich beanspruche.

Von der Namhaftmachung dieſer vier natürlichen Verbündeten Oeſterreichs wendet ſich Kaunitz zu derjenigen ſeiner Feinde. Auch er begreift die Pforte, Frankreich und Preußen unter denſelben. Was von der Erſteren zu erwarten ſei, laſſe ſich nicht im Voraus beſtimmen, denn auch ihr Verfahren beruhe nicht auf Grundſätzen oder Staatsmaximen, ſondern auf rein zufälligen Ereigniſſen, wie Empörungen, Intriguen im Serail, der etwaigen Entlaſſung eines friedliebenden und ſeiner Erſetzung durch einen ehrgeizigen Großweſir. Es laſſe ſich dem gegenüber nichts Anderes thun, als fortwährend auf ſeiner Hut zu ſein und wenigſtens von öſterreichiſcher Seite keinen Anlaß zu einem Friedensbruche zu bieten.

Was Frankreich betraf, ſo gab Kaunitz all dasjenige bereitwillig zu, was von demſelben ſeit Jahrhunderten an dem Hauſe Oeſterreich geſündigt worden war. Was aber in dieſer Beziehung auch geſchehen, ſo ſei dieß Alles doch durch die letzte That Frankreichs noch verdunkelt worden. „Denn daß es", ſo lauten die Worte des Grafen Kaunitz, „ohne die mindeſte Urſache zu den Waffen griff, und das ſeiner Meinung „nach unfehlbare Project ſchmiedete, Eure Majeſtät um Krone und „Scepter zu bringen, iſt ein ſo treuloſes Factum, daß davon in der „Geſchichte kein Beiſpiel zu finden ſein wird."

Allerdings habe, fährt Kaunitz fort, Cardinal Fleury hierüber ſchriftlich ſeine Reue bezeigt, und wie ihn die franzöſiſchen Miniſter mehrmals verſicherten, werde dieſes ganze Verfahren von dem Könige und dem Miniſterium jetzt gleichmäßig verabſcheut. Allein man dürfe nicht überſehen, daß eine ſolche Geſinnung erſt nach dem Fehlſchlagen des Planes an's Licht getreten ſei. Wäre er gelungen, ſo würde Frankreich ſein altes Project der Errichtung einer Univerſalmonarchie wenigſtens ſo weit verwirklicht haben, daß alle europäiſchen Mächte in gewiſſem Maße in Abhängigkeit von ihm gerathen, ſeiner Führung untergeordnet worden wären. Doch ſei dieſer Hauptzweck der franzöſiſchen Politik, die Unterdrückung des Erzhauſes Oeſterreich, wenigſtens inſofern wirklich erreicht worden, als es gelang, Oeſterreich einen neuen und mächtigen Feind entgegenzuſtellen, welcher ſchon an und für ſich gefährlich, für Frankreich aber noch überdieß aus dem Grunde von

weſentlichem Nutzen ſei, weil er von ihm die Macht Englands und Hollands abziehen und es außerdem unmöglich machen könne, ſo wie früher die Streitkraft des ganzen deutſchen Reiches wider Frankreich zu vereinigen.

So wenig er ſich dieß Alles auch verhehle, ſo ſehr ſcheine es ihm doch, meint Kaunitz weiter, von Wichtigkeit zu ſein, ſich zu vergegenwärtigen, inwiefern ſich hierin vielleicht eine Aenderung herbeiführen laſſe. Der jetzige Augenblick dünke ihm hiezu nicht ungeeignet zu ſein. Denn daran könne man nicht zweifeln, daß die Staatsgeſchäfte in Frankreich nicht mehr mit jener Feinheit, jener Schnelligkeit, jener Zuſammenfaſſung aller in Betracht kommenden Umſtände, nicht mehr mit jener Vorſicht gelenkt würden, wie dieß unter Ludwig XIV. und noch während des Miniſteriums des Cardinals Fleury der Fall geweſen ſei.

Der König ſelbſt beſitze weder große Einſicht noch Liebe zur Arbeit; er verſtatte ſeiner Maitreſſe, der Marquiſe von Pompadour, allzuviel Einfluß. Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Marquis von Puyſieux, ſei zwar nicht ohne Verſtand, aber er habe nur wenig Erfahrung. Von Natur aus friedliebend, begegne er in dieſer Beziehung der gleichen Eigenſchaft bei dem Könige. Hiezu komme noch die Entkräftung des Landes und die Armuth des Volkes, ſo daß mit einiger Beſtimmtheit darauf zu rechnen ſei, Frankreich werde ſich ſo bald nicht zu einem erneuerten Friedensbruche verleiten laſſen.

Die Beziehungen Frankreichs zu Preußen halte Kaunitz für weniger innig, als man ſich das Anſehen geben wolle. Denn davon müſſe doch Frankreich ſich genugſam überzeugt haben, daß auf König Friedrichs Freundſchaft nicht ſicher zu bauen ſei, und daß ſeine mehr und mehr anwachſende Macht ſelbſt ſeinen bisherigen Alliirten zu größtem Schaden gereichen könne. Die Zweideutigkeit ſeines Betragens ſei nicht allein während der Friedensverhandlungen, ſondern ſchon zu der Zeit erkennbar geworden, als der jacobitiſche Aufſtand in Schottland ausbrach. Wenn Frankreich bei dieſem entſcheidenden Ereigniſſe nicht mit ſo großem Nachdrucke aufgetreten ſei, als es wohl gekonnt hätte, und wenn es

dadurch den Sohn des Prätendenten und seine schottischen Anhänger in gewissem Sinne aufgeopfert habe, so sei es hiezu hauptsächlich durch die Besorgniß vermocht worden, daß Preußen in seinem eigenen Interesse nicht müßig zusehen, sondern seine Macht gegen Frankreich und zur Vertheidigung des Königs von England anwenden werde. Derlei Vorfälle könnten sich auch in Zukunft noch öfter ereignen, und Frankreich habe zu seinem eigenen Schaden an dem Könige von Sardinien erfahren, daß wenn ehemals schwache Regierungen durch mehrmaligen Wechsel ihres politischen Systems zu Macht und Ansehen gelangt seien, sie in ihren Absichten und Allianzen einen oft grellen Wechsel eintreten lassen.

„So viel nun den König in Preußen betrifft", sagt Kaunitz wörtlich, „so verdient er sonder Zweifel in der Classe der natürlichen „Feinde oben an und noch vor der ottomanischen Pforte gesetzt, mithin „als der ärgste und gefährlichste Nachbar des durchlauchtigsten Erz„hauses angesehen zu werden."

Welchen Schaden die österreichische Monarchie durch den Verlust Schlesiens erlitten, wolle er hier nicht neuerdings ausmalen. Selbst wenn man die Einkünfte aus diesem Lande zu verschmerzen vermöchte, so sei doch mit Schlesien nicht etwa nur ein nebensächliches Glied, sondern ein Haupttheil des ganzen Staatskörpers abgerissen worden. Jetzt stehe es dem Könige von Preußen, der sich im Besitze einer zahlreichen und ungemein tüchtigen Armee, so wie der Mittel befinde, noch einige gleich vortreffliche Heere auf die Beine zu bringen, jederzeit frei, in das Herz der österreichischen Erbländer einzubrechen und der Monarchie „den letzten tödtlichen Streich" zu versetzen.

Selbst der König von Preußen könne keinen Augenblick zweifeln, daß das Kaiserhaus den Verlust Schlesiens niemals zu verwinden im Stande sei, und es daher keine passende Gelegenheit vorübergehen lassen werde, sich dessen neuerdings zu bemächtigen. Daraus folge jedoch von selbst, daß die Politik Preußens zur Bewahrung seiner eigenen Eroberung beständig dahin gerichtet sein werde, Oesterreich immer mehr zu schwächen und ihm für alle Zukunft die Kraft zur Durchführung

seiner Plane zu benehmen. Es sei daher mit Bestimmtheit vorherzusehen, daß auch künftighin beide Höfe in „der größten Eifersucht und unver„söhnlichen Feindschaft fortleben würden".

Aus dem Gesagten ergebe sich, läßt sich Kaunitz ferner vernehmen, die Unzulänglichkeit des bisher befolgten und die Nothwendigkeit der Annahme eines neuen politischen Systems. Als Hauptgrundsatz des letzteren habe zu gelten, daß, „weil der Verlust Schle„siens nicht zu verschmerzen und der König von Preußen als der „größte, gefährlichste und unversöhnlichste Feind des durchlauchtigsten „Erzhauses anzusehen sei, man auch dießseits die erste, größte und „beständige Sorgfalt dahin zu richten habe, wie man sich nicht nur „gegen des Königs feindliche Unternehmungen verwahren und sicher„stellen, sondern wie er geschwächt, seine Uebermacht beschränkt und „das Verlorne wieder herbeigebracht werden könne."

Zu den Mitteln sich wendend, welche zur Erreichung dieses Zweckes zu ergreifen wären, erklärt es Kaunitz für ganz unerläßlich, in eine so große Unternehmung, wie die Wiedereroberung Schlesiens, nicht einzutreten, wenn nicht die Hoffnung ihres Gelingens die Gefahr des Scheiterns sehr überwiege, und so weit menschliche Beurtheilung reiche, an einem glücklichen Ausgange nicht mehr zu zweifeln sei. Daher dürfe man nicht daran denken, in der Erwartung, die übrigen Mächte würden ruhige Zuschauer des Kampfes bleiben, mit Preußen allein anzubinden. Denn die Kriegsmacht des Königs sei derjenigen der Kaiserin, wenn nicht überlegen, so doch zum mindesten gleich. Die in Folge des langjährigen Krieges eingetretene Erschöpfung der österreichischen Erbländer aber lasse das gegenseitige Machtverhältniß als ein für Oesterreich ungünstiges erscheinen.

Ohne durch Bündnisse gekräftigt zu sein, könne man sich also unmöglich in Krieg mit Preußen begeben. Von den Seemächten lasse sich jedoch kein Beistand wider dasselbe erwarten. Es bleibe somit nur eine einzige Aussicht, jenen großen Zweck zu erreichen, und dieselbe liege darin, daß Frankreich vermocht werde, „nicht nur den Unter„nehmungen Oesterreichs sich nicht zu widersetzen, sondern zu denselben

„direct oder wenigstens indirect die Hände zu bieten und dadurch den „Ausschlag zu geben".

Er wisse wohl, fährt Kaunitz fort, daß die Verwirklichung einer solchen Absicht wegen der Größe der Schwierigkeiten, die hiebei zu überwinden wären, fast wie eine Unmöglichkeit anzusehen sei. Denn der wesentliche Nutzen, welcher gerade Frankreich aus der gegenwärtigen Machtstellung Preußens erwachse, sei nicht zu verkennen, und nur dann eine Änderung der bisherigen Begünstigung Preußens durch Frankreich zu hoffen, wenn eben dessen Interesse an dem Sturze der preußischen Macht noch mehr als an ihrer Aufrechthaltung betheiligt erscheine. Es gelte also Frankreich ein Anerbieten zu machen, durch welches dasselbe bewogen werde, die Wiedereroberung Schlesiens durch Oesterreich zu wünschen und zu unterstützen. Bei den Friedensverhandlungen von Aachen habe man sich von dem außerordentlichen Werthe überzeugt, welchen Frankreich darauf legte, daß Savoyen dem Infanten Don Philipp von Spanien zu Theil werde. Er sei der Schwiegersohn des Königs von Frankreich und könne im Falle des Todes des Dauphin auch dessen Nachfolger werden. Für diesen leicht möglichen Fall wünsche man ihm festen Fuß an der französischen Grenze und die Möglichkeit zu sichern, seiner Thronfolge in Frankreich durch eine gleichzeitige und hochwillkommene Gebietserwerbung leichteren Eingang zu verschaffen. Es sei daher nicht undenkbar, daß wenn Maria Theresia es übernehme, den König von Sardinien für die Abtretung Savoyens an den Infanten Don Philipp zu entschädigen, sie dadurch sich zur Wiedereroberung Schlesiens den Weg bahne. Freilich gebe es hiefür keinen anderen Ersatz an Sardinien als die Verzichtleistung auf Mailand und dessen Gebiet, wogegen Parma, Piacenza und Guastalla wieder an Oesterreich kämen. Würde Don Philipp auf einen der bourbonischen Königsthrone berufen, so habe Savoyen an Frankreich zu fallen. Gegen diese Zugeständnisse hätte das Letztere sich zu verpflichten, der Kaiserin zum Wiederbesitze Schlesiens zu verhelfen.

Es komme ihm nicht in den Sinn, erklärt Kaunitz wiederholt, die ungeheuren Schwierigkeiten der Ausführung dieses Planes irgendwie zu unterschätzen. Aber er müsse doch, was zunächst den etwaigen Wider-

ſtand des Königs von Sardinien gegen deſſen Verwirklichung angehe, darauf aufmerkſam machen, daß die an ihn zu richtende Zumuthung eigentlich in nichts Anderem als darin beſtehe, eine „Wüſtenei" gegen einen „Luſtgarten" zu vertauſchen. Hiezu komme noch die bekannte Abneigung zwiſchen den Piemonteſen und den Savoyarden, und endlich der Umſtand, daß der König von Sardinien jetzt auf zwei Seiten von bourboniſchen Ländern eingeſchloſſen, Savoyen durch ſeine geographiſche Lage jederzeit eine leicht zu erringende Beute Frankreichs, die natürliche Grenzmauer der Hochgebirge aber gerade zwiſchen Savoyen und Piemont als eine faſt unüberſteigliche Schutzwehr des Letzteren gegen Frankreich aufgerichtet ſei.

Für Oeſterreich wäre freilich Mailand werthvoller als die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla; doch würde dadurch, daß dieſelben einerſeits mit Mantua und deſſen Gebiet, andererſeits aber mit Toscana zuſammenhängen, ein ununterbrochener Complex geſchaffen, wodurch das zu bringende Opfer weſentlich verringert werde. Und ſollte man ſich zur Aufgebung Mailands durchaus nicht entſchließen können und es vermeiden wollen, den König von Sardinien an der Sache irgendwie zu betheiligen, ſo könne man den Verſuch wagen, den gleichen Zweck durch die Abtretung Luxemburgs an den Infanten Don Philipp, und zwar ebenfalls mit dem Heimfallsrechte für Frankreich zu erreichen.

Wenn Frankreich vermocht werden könnte, ſeine Macht direct gegen Preußen zu kehren, ſo wäre freilich an einem baldigen und glücklichen Ausgang des Kampfes kaum zu zweifeln. Da es ſich jedoch ſchwerlich hiezu entſchließen werde, ſo könne man ſich auch mit ſeiner geheimen Zuſtimmung und bloß indirecten Mitwirkung begnügen. Es würde ausreichen, wenn etwa Spanien öffentlich gegen Preußen Partei ergriffe und Frankreich ſich auf eine ausgiebige Subſidienzahlung beſchränkte, außerdem aber den Kunſtgriff, deſſen es ſich immer gegen das Haus Oeſterreich bediente, nun auch gegen Preußen in Anwendung brächte. Er beſtehe nur darin, durch die Ausſicht auf Erwerbung preußiſcher Länder möglichſt viele Regierungen zur activen Theilnahme an dem Kriege gegen Preußen zu bewegen. Rußland ſtehe ohnedieß ſchon auf dem Sprunge, wider Preußen zu den Waffen zu greifen. Wenn das Gleiche von Seite

Oeſterreichs geſchehe, würde bald anderen Regierungen die Luſt kommen, ſich ebenfalls mit preußiſchen Gebietstheilen zu vergrößern. Die hierauf abzielenden Plane Sachſens ſeien ohnedieß bekannt; Kurpfalz könne durch franzöſiſche Subſidien und die Ausſicht auf Cleve gewonnen werden, wogegen es Sulzbach und Neuburg an Baiern abtreten würde. Dann dürfe man auch den Beiſtand Hannovers und anderer Höfe erwarten, wenn nur einmal das Eis gebrochen und vor Frankreich keine Beſorgniß zu hegen wäre.

Allerdings ſeien dieß noch ungeordnete und mancherlei Einwendungen unterworfene Gedanken. Die Hauptſache aber beſtehe in der moraliſchen Gewißheit, daß Frankreich, ſelbſt ohne ſich unmittelbar in den Krieg zu miſchen, blos durch ſeine indirecte Mithülfe ſo ausgiebigen Beiſtand zu leiſten vermöge, daß „nach menſchlichem Vermuthen an einem „glücklichen Ausgang des Unternehmens nicht wohl zu zweifeln wäre."

Er müſſe hinzufügen, fährt Kaunitz fort, daß ſeines Erachtens mit der Verwirklichung dieſes Planes nicht ſo lange zu zögern ſei, bis etwa die öſterreichiſchen Erbländer ſich völlig erholt hätten; es müſſe vielmehr ſobald als nur immer möglich an deſſen Ausführung geſchritten werden. Denn der ruſſiſche Hof, deſſen Veränderlichkeit man kenne, zeige ſich jetzt von der beſten Geſinnung beſeelt und höchſt aufgebracht wider Preußen. In Frankreich aber ſeien die Vorwürfe, welche man der Regierung darüber machte, daß ſie nach einem ſo langen und erſchöpfenden Kriege, nach ſo vielen Siegen in den Niederlanden ohne jeden Gewinn Frieden geſchloſſen habe, noch neu. Es werde ſich daher gern bereit finden laſſen, von der Gelegenheit Nutzen zu ziehen, welche ſogar ohne directe Theilnahme am Kriege einen beträchtlichen Erfolg für Frankreich in Ausſicht ſtelle. Hiezu komme noch, daß man dort dem Könige von Preußen ſeine dreifache Treuloſigkeit noch nicht verziehen habe, und daß der Marquis von Puyſieux ſich nicht ſo feindſelig gegen Oeſterreich zeige, als dieß bei ſeinen Vorgängern der Fall war. Endlich werde Preußen, je mehr man ihm Zeit laſſe, in dem neu erworbenen Lande ſich feſtzuſetzen, um ſo ſchwerer daraus zu vertreiben ſein.

Die mit Frankreichs Beiſtand zu bewerkſtelligende Wiedereroberung Schleſiens iſt es alſo, welche Kaunitz als den Zielpunkt hinſtellt, deſſen

Erreichung die Politik Oesterreichs von nun an unverrückt im Auge behalten müsse [329]). Er ist wenigstens unter den Mitgliedern der Staatsconferenz der Erste und Einzige, welcher diesen Gedanken unverhüllt auszusprechen wagt, und zwar in einem Augenblicke, in welchem von Anderen, wie dem Kaiser selbst und seinen Gesinnungsgenossen Colloredo und Königsegg gerade das Gegentheil verlangt wird. Man möge, erklärte der Letztere, den König von Preußen rücksichtsvoll behandeln und ihm bei jeder Gelegenheit die Überzeugung beizubringen trachten, daß man weit davon entfernt sei, an den Wiederbesitz Schlesiens auch nur zu denken.

Ungleich verwandter mit den Anschauungen des Grafen Kaunitz als diese Meinung war diejenige der Grafen Harrach, Khevenhüller und Ulfeld. Auch der Erstere erklärte, daß wenn ein Anlaß sich darbiete, sich Frankreichs gegen Preußen, oder Preußens gegen Frankreich mit Nutzen zu bedienen, man hievon Gewinn ziehen solle. Ulfeld und Khevenhüller gingen noch weiter, denn sie meinten, daß eine Loslösung Frankreichs von Preußen zwar ungemein schwer, aber darum doch nicht unmöglich erscheine. Und von dem Manne, welcher damals noch den überwiegendsten Einfluß auf die Politik Oesterreichs besaß, von Bartenstein wird durch einen vertrauenswürdigen Zeugen ausdrücklich erzählt, daß er den Gedanken, mit der Beihülfe Frankreichs sich Schlesiens wieder zu bemächtigen, fortwährend in den Vordergrund stelle [330]).

Es ist eine oft wiederholte Behauptung, Maria Theresia selbst habe den Plan eines Bündnisses mit Frankreich im Einverständnisse mit Kaunitz entworfen und denselben Jahre hindurch geheim gehalten vor dem Kaiser und ihren übrigen Ministern. Als aber der Augenblick zum Handeln gekommen sei, und derselbe wird von den Einen auf den Zeitpunkt der Rückkehr des Grafen Kaunitz aus Paris und seiner Ernennung zum Staatskanzler, von den Anderen auf eine noch spätere Epoche verlegt, hätte das Geheimniß nicht länger bewahrt werden können. Als es von Kaunitz zuerst in der Staatsconferenz enthüllt wurde, sei der Kaiser in solchem Grade überrascht und erzürnt worden, daß er mit dem Ausrufe, dieses Bündniß sei unnatürlich, sich von seinem Sitze erhoben und noch während des Vortrages des Grafen Kaunitz die Con-

ferenz verlassen habe. Nachdem Kaunitz geendigt, habe die Kaiserin für seine Ansicht sich erklärt, ihm die Hand zum Kusse gereicht, die Conferenz aber entlassen.

Nach dem bisher Erzählten wird es wohl keines Beweises mehr bedürfen, daß diese Scene sich kaum in der hier erwähnten Art, und am allerwenigsten nach der Rückkehr des Grafen Kaunitz aus Paris oder noch später zugetragen haben wird. Allerdings waren seine Ansichten denjenigen des Kaisers, wie sich aus ihren beiderseitigen Denkschriften ergibt, gerade entgegengesetzt, und es mag wohl sein, daß sich hieraus ein Wortstreit zwischen ihnen entspann, wie ein solcher einmal noch viel später und aus einer ungleich geringfügigeren Ursache entstand. An einer glaubwürdigen Aufzeichnung hierüber fehlt es jedoch, und nur das ist gewiß, daß weder von einer Geheimhaltung des Planes vor den übrigen Ministern, noch von einem hartnäckigen Widerstreben der Mehrzahl aus ihnen die Rede sein kann. Statt jener angeblichen Geheimhaltung geschah vielmehr das Gegentheil, die Mittheilung sämmtlicher Gutachten und somit auch desjenigen des Grafen Kaunitz an alle Minister, um darüber ihre Meinung, und zwar gleichfalls schriftlich zu vernehmen. Ausdrücklich erklärt nun Harrach, daß er zwar bei seiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit verharre, bei dem früheren politischen Systeme zu bleiben, daß er aber vollkommen einverstanden sei mit dem Gedanken, Frankreich keinen Anlaß zu einer noch weiter gehenden Entfremdung zu geben. Ja wenn wirklich der Anlaß sich darbiete, der Hülfe dieses Staates gegen Preußen theilhaft zu werden, sei derselbe um so mehr zu benützen, als man von England ohnedieß niemals vielen Beistand gegen Preußen werde erlangen können.

Nicht so willfährig als Harrach sprach Colloredo in seiner zweiten Erklärung sich aus, und es mag wohl sein, daß in derselben vornehmlich die Ansichten des Kaisers zum Ausdrucke gelangten. Seit der Gründung und dem Wachsthum der österreichischen Monarchie sehe er Frankreich, ließ Colloredo sich vernehmen, als ihren Erbfeind an, und er könne nicht denken, daß die Scheelsucht der Bourbonen gegen das Kaiserhaus plötzlich ein Ende genommen habe. So lang dieselbe aber dauere, könne er weder glauben noch hoffen, daß Frankreich derart von

Preußen zu trennen ſei, um ſich deſſen zur Vergrößerung des Hauſes Oeſterreich auf Koſten des Königs von Preußen zu bedienen. Seiner Meinung nach ſei vielmehr Frankreichs Abſicht nach wie vor darauf gerichtet, mit ſüßen und dem Scheine nach friedlichen Worten alle Mächte einzuſchläfern, ſeine Verbündeten beizubehalten, ja deren Anzahl nach Möglichkeit noch zu vermehren, Zeit zu gewinnen zu ſeiner eigenen Reorganiſation und zur Erholung von den im Kriege erlittenen Verluſten, um dann bei günſtigem Anlaſſe nach ſeinen ſeit Jahrhunderten gleichmäßig feſtgehaltenen Grundſätzen ſeine Plane zum empfindlichſten Schaden des Kaiſerhauſes neuerdings zu verfolgen.

Zwiſchen der Meinung, welche in den Worten Colloredo's ihren Ausdruck fand, und den Anſichten, an denen Kaunitz nach wie vor feſtzuhalten erklärte, hatte nun die Kaiſerin die Entſcheidung zu fällen. Daß die Anſchauungen des Grafen Kaunitz allein ihren eigenen Wünſchen und Sympathien entſprachen, iſt nicht zu bezweifeln. Denn ſeit ſie durch den Frieden zu Füſſen die Erwartung, ſich in Baiern für den Verluſt Schleſiens zu entſchädigen, und ſeit ſie durch den Aachner Vertrag jede Hoffnung auf Schadloshaltung durch neue Erwerbungen in Italien verloren hatte, ergriff die Sehnſucht nach dem Wiederbeſitze Schleſiens mit verdoppelter Stärke Maria Thereſia's Herz. Alles was ihr Ausſicht hierauf eröffnete, nahm ſie mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit auf. Dennoch mangelt es leider an jeder von ihr ſelbſt herrührenden Aufzeichnung über ihren damaligen Entſchluß, und nur aus einem anderen Umſtande läßt ſich mit ziemlicher Beſtimmtheit darauf ſchließen, daß der Vorſchlag des Grafen Kaunitz für einige Zeit wenigſtens zur Richtſchnur der Bahnen geworden ſei, welche die öſterreichiſche Politik von nun an verfolgte.

Der Feldmarſchall Batthyany, welcher erſt nach ſeiner Rückkehr aus den Niederlanden, und zwar im Mai 1749 in die geheime Conferenz berufen wurde, erhielt nun auf Befehl der Kaiſerin Kenntniß von den Gutachten der Miniſter über das künftighin zu beobachtende politiſche Syſtem, und den Auftrag, hierüber gleichfalls ſeine Meinung zu ſagen. Wir wollen aus der Denkſchrift Batthyany's nur die Worte hervorheben, in denen er über die Vorſchläge des Grafen Kaunitz ſich

ausſpricht, denn ſie können wohl als Beweis dafür dienen, daß die letzteren an maßgebender Stelle gebilligt worden ſeien. Ausdrücklich erklärt Batthyany, jener Plan ſcheine den Beifall des ganzen Miniſteriums inſoweit gefunden zu haben, daß man nicht unterlaſſen wolle, denſelben zur Ausführung zu bringen [331]). Er ſehe wohl ein, fügt Batthyany hinzu, daß die Trennung Frankreichs von Preußen für Oeſterreich überall, insbeſondere aber in Deutſchland von „unausſprechlichem Nutzen" ſein würde. Seiner Meinung nach ſei jedoch die Erfüllung des Wunſches, daß Frankreich die Vergrößerung Oeſterreichs in Deutſchland zugeben und auf längere Dauer in freundſchaftlichen Beziehungen zu demſelben verharren werde, kaum zu erwarten. Jedenfalls müſſe Frankreich gegenüber die äußerſte Vorſicht beobachtet werden, indem es leicht ſein könne, daß es den König von Preußen von den Abſichten Oeſterreichs insgeheim in Kenntniß ſetze und ihn dadurch verleite, denſelben durch raſches Losſchlagen zuvorzukommen. Ebenſo wäre es nicht unmöglich, daß Frankreich ſich durch directe Verſtändigung mit dem Könige von Sardinien in den Beſitz Savoyens ſetze und in ſolcher Weiſe die ihm willkommene Vergrößerung erhalte, ohne dafür den von Oeſterreich gewünſchten, in der Mithülfe zur Wiedererlangung Schleſiens beſtehenden Preis zu bezahlen. Endlich drohe die Gefahr, durch die Annäherung an Frankreich die Freundſchaft der Seemächte zu verlieren. Jedenfalls ſolle man die Unterhandlung mit Frankreich nicht eher beginnen, als bis Oeſterreich ſeine Truppen wie ſeine Finanzen in ſo günſtigen Zuſtand verſetzt habe, daß nicht allein die Wahrſcheinlichkeit, ſondern ſogar die „moraliſche Gewißheit" des Erfolges zu Oeſterreichs Gunſten ſpreche.

Der wenigſtens ſeiner äußeren Stellung nach weitaus bedeutſamſte Gegner der Projecte des Grafen Kaunitz war ohne Zweifel der Kaiſer ſelbſt. Doch ſcheint auch ſein Widerſtreben kein allzu nachdrückliches geweſen zu ſein, und er mag ſich, wie es ſchon ſeine Gewohnheit war, darauf beſchränkt haben, nachdem er offen ſeine Meinung geſagt, ein unbetheiligter Zuſchauer bei dem zu bleiben, was nicht mit ſeinem Beifalle in's Werk geſetzt wurde.

Auch der Widerſpruch derjenigen Mitglieder der Conferenz, welche nicht gleich von vorneherein der Meinung des Grafen Kaunitz wenigſtens theilweiſe beigeſtimmt hatten, mag nach und nach verſtummt oder wenigſtens nicht länger beachtet worden ſein. Aber freilich fielen damit noch nicht alle Hinderniſſe hinweg, welche einer aufrichtigen und nachdrücklichen Befolgung der neu aufgeſtellten politiſchen Grundſätze entgegenſtanden. Und ſelbſt die Kaiſerin ſcheint wenigſtens darin von den Anſchauungen des Grafen Kaunitz allmälig abgewichen zu ſein und mehr denjenigen der übrigen Mitglieder der Conferenz ſich zugeneigt zu haben, daß auch ſie die raſche Verwirklichung jenes Planes, wie Kaunitz ſie wollte, für unausführbar oder doch wenigſtens für allzugefährlich hielt. Der langſamere Weg wurde eingeſchlagen, auf welchem man einerſeits die innere Kräftigung der Monarchie zu erreichen ſuchte und andererſeits mit klug berechnender Vorſicht die Schritte in's Auge faßte, welche zu thun wären, um Rußland in dem engen Bündniſſe mit Oeſterreich feſtzuhalten, Frankreich aber nach und nach in dasſelbe hineinzuziehen und ſo das Netz zu ſpinnen, welches zu rechter Zeit von den verſchiedenſten Seiten her über dem Haupte des Königs von Preußen zuſammengezogen werden ſollte.

Den Seemächten gegenüber meinte man nicht mehr erreichen zu können, als ſie wenigſtens von einer Parteinahme für Friedrich zurückzuhalten. Dazu aber war es vor Allem nöthig, auch zu ihnen wieder in freundſchaftlichere Beziehungen zu treten, als während der Friedensverhandlungen und unmittelbar nach dem Abſchluſſe derſelben beſtanden hatten. Insbeſondere ſuchte Ignaz von Wasner, früher Oeſterreichs Geſandter in London, der zu jener Zeit nach Wien zurückgekehrt war, in dieſem Sinne auf die kaiſerliche Regierung zu wirken. Mit Recht galt er als der eifrigſte Parteigänger des Bündniſſes mit den Seemächten; bei jeder Gelegenheit nannte er ſie die beſten und einzig verläßlichen Alliirten Oeſterreichs. Und den Gedanken, daß Frankreich der Kaiſerin Beiſtand leiſten werde zur Wiedereroberung Schleſiens, bezeichnete er als ein Hirngeſpinnſt, vor deſſen Verfolgung nicht ernſtlich genug gewarnt werden könne [332]).

Mit der Ueberzeugungstreue des redlichen Mannes blieb Wasner bei dieſer Meinung, wenn ſie auch nicht geeignet war, ihm am Wiener Hofe Freunde und Gönner zu erwerben. Dieſe Unerſchütterlichkeit in ſeinen Anſichten, und vielleicht mehr noch die feindſelige Geſinnung Bartenſteins, der es ihm niemals verzieh, daß Wasner ſich wiederholte Vorſtellungen gegen den herben und erbitternden Ton, in welchem die Mittheilungen der öſterreichiſchen Regierung an das engliſche Cabinet abgefaßt waren, ja einmal ſogar die Unterdrückung eines Schriftſtückes erlaubte, von welchem er eine allzu ſchädliche Wirkung mit Beſtimmtheit vorherſah, endlich wohl auch Wasners zunehmende Kränklichkeit hinderten ſeine Wiederverwendung im Dienſte der Kaiſerin. Anfangs zwar zog ihn Maria Thereſia, welche ihn perſönlich hochſchätzte, noch öfter zu Rathe, aber auch das diente nur dazu, Bartenſteins Eiferſucht und Unmuth noch heftiger zu ſchüren. Dieſem Umſtande, und da ſich ja Wasner zu den Rathſchlägen des Grafen Kaunitz gleichfalls im Gegenſatze befand, iſt es wohl hauptſächlich zuzuſchreiben, daß auch bei dem ſteigenden Anſehen des Letzteren Wasner immer mehr in den Hintergrund trat. Er ſtarb zwei Decennien ſpäter, im Jänner 1767, faſt achtzig Jahre alt, nachdem er, wie Khevenhüller von ihm ſagt, ſeine letzte Lebenszeit ohne weiteren Ehrgeiz als „chriſtlicher Philoſoph" in Ruhe zugebracht hatte [333]).

Von ungleich größerem Gewichte für die Sache, welche Wasner vertrat, als ſein eigener mehr und mehr abnehmender Einfluß war es, daß auch die übrigen Rathgeber der Kaiſerin nicht von fern daran dachten, um der noch ungewiſſen Hoffnung auf eine Annäherung an Frankreich willen ſich von den Seemächten zu trennen. Lag es ja doch im Intereſſe des großen, aber mit äußerſter Sorgfalt geheim gehaltenen Planes des Wiener Cabinetes, die Seemächte für den Fall der Erneuerung des Kampfes um Schleſien von einer Parteinahme für Friedrich zurückzuhalten. Und auch noch aus anderen Gründen war die Wiederherſtellung guter Beziehungen, insbeſondere zu England, für Oeſterreich von vielfachem Intereſſe. Darum empfing Graf Richecourt, Wasners Nachfolger am Hofe von St. James, den ſtrengen Befehl, gegen die

engliſche Regierung ſich ſtets der rückſichtsvollſten Sprache zu bedienen und ſich jeden Vorwurfes über das Geſchehene ſorgfältig zu enthalten.

Auch ſonſt ſind die Inſtructionen, welche Richecourt in dem Augenblicke ſeiner Abſendung nach London im Hochſommer des Jahres 1749 erhielt [334]), ſo bezeichnend für die damaligen Abſichten der kaiſerlichen Regierung, daß ſie hier wohl eine kurze Erwähnung verdienen. Als Hauptgrundſatz wurde die Abſicht hingeſtellt, keine Verpflichtungen einzugehen, welche direct oder indirect zu einem neuen Friedensbruche zu führen vermöchten, Niemand den leiſeſten Vorwand zu Mißtrauen zu geben und das Haus Bourbon von Oeſterreichs Friedensliebe, jedoch in einer Art zu überzeugen, welche von jedweder Furcht oder Demüthigung gleichmäßig entfernt ſei [335]). Die Allianz mit Rußland und den Seemächten müſſe Oeſterreich ſorgfältig aufrecht erhalten. Die pünktlichſte Erfüllung der mit ihnen beſtehenden Verträge ſei das wirkſamſte Mittel hiezu, und man möge ſich hierin durch die Betrachtung nicht irre machen laſſen, daß das Gleiche nicht auch von ihnen geſchehen ſei. Insbeſondere müſſe Rußland ganz beſonders berückſichtigt werden. In Anbetracht der von Zeit zu Zeit daſelbſt vorkommenden Umwälzungen ſei es nöthig, Alles zu vermeiden, was der ruſſiſchen Nation als ſolcher mißfallen könnte, und ſich nicht allzutief einzulaſſen in die Streitigkeiten der Parteien, die ſich dort gegenſeitig befehdeten [336]).

Durch alle Mittel, welche mit der Treue gegen die Verbündeten und der eigenen Würde nur immer vereinbar ſeien, müſſe die franzöſiſche Regierung davon überzeugt werden, daß man über das Vergangene keinen Groll mehr empfinde, ſondern vielmehr zu aufrichtiger Verſöhnung und Vereinigung mit ihr bereit ſei, wenn ſie nur auch Proben davon ablege, daß die gleiche Geſinnung ſie beſeele [337]). Und obwohl man Frankreich nicht mehr trauen dürfe, als eben die Thatſachen den Worten entſprächen, ſo möge man ſich doch enthalten, in irgend einer Weiſe auch nur den geringſten Verdacht fühlbar werden zu laſſen. Auch der Beihülfe Sachſens könne man ſich bedienen, um einer Verſchlimmerung der gegenwärtigen Beziehungen zu Frankreich vorzubeugen und es zu verhindern, daß daſelbſt die Kriegspartei die Oberhand gewinne. Ueberhaupt ſei mit Sorgfalt darauf zu achten, daß man ſich

weder durch die Seemächte verleiten laſſe, bei Frankreich Mißtrauen zu erregen, noch durch Frankreich, die Seemächte zu verſtimmen.

Der König von Preußen ſei als der gefährlichſte, furchtbarſte und unverſöhnlichſte Feind des Hauſes Oeſterreich anzuſehen, immer bereit, neuerdings gegen dasſelbe loszubrechen, wenn ſich ihm die Gelegenheit dazu ſo günſtig zeige, wie ſolches im Jahre 1744 der Fall war [338]). Darum müſſe man ſtets darnach trachten, ihn von Frankreich, wenn nicht direct und vollſtändig, ſo doch mittelbar und theilweiſe zu trennen, und das um ſo mehr, als man ſich ja wegen der Gemeinſamkeit der Religion, oder beſſer geſagt, Irreligion, und der großen Anzahl ſeiner dortigen Anhänger von England keinen raſchen und wirkſamen Beiſtand gegen ihn zu verſprechen vermöge. Ebenſowenig ſei ſolches von Holland und Sachſen wegen ihrer gegenwärtigen Schwäche, von dem hannoverſchen Miniſterium aber wegen ſeiner ganz ungewöhnlichen Aengſtlichkeit der Fall.

Dem Könige von Sardinien dürfe man ebenfalls nicht trauen. Ermuthigt durch die bisher errungenen Erfolge, und innerlich überzeugt von dem Unrechte, das er an der Kaiſerin begangen [339]), werde er nie die Geneigtheit verlieren, ſich auf ihre Koſten zu vergrößern, noch jemals ihr beiſtehen, zu einem Erſatze für ihre Verluſte in Italien zu gelangen. Ohne daher für jetzt die Ungültigkeit der durch den Wormſer Vertrag gemachten Abtretungen hervorzuheben, noch auf die hiedurch erworbenen Rechte zu verzichten, möge man ſich darauf beſchränken, den König von Sardinien rückſichtsvoll zu behandeln und ſeine Freundſchaft zu erhalten. Das genüge um ſo mehr, als eine oft wiederholte Erfahrung lehre, wie auf die mit ihm abgeſchloſſenen Verträge nicht zu bauen ſei [340]).

Waren dieß im Allgemeinen die Geſichtspunkte, welche dem Grafen Richecourt als diejenigen bezeichnet wurden, von denen die Politik der kaiſerlichen Regierung damals ausging, ſo wurden ihm in ſpecieller Bezugnahme auf den Hof von St. James zwei Ziele angedeutet, deren Erreichung zunächſt erwünſcht ſchien. Es war dieß die Gewährleiſtung ſämmtlicher Beſtimmungen des Friedens von Dresden,

nicht bloß derjenigen, welche zu Gunsten des Königs von Preußen lauteten, sondern auch derer, die Oesterreich vor einem Angriffe desselben schützen sollten. Ueberdieß wurde der Beitritt Georgs II. in seiner zweifachen Eigenschaft als König von England und als Kurfürst von Hannover zu dem Bündnisse gewünscht, welches im Jahre 1746 zwischen Oesterreich und Rußland abgeschlossen worden war. Und wirklich wurden, was zunächst den ersteren Punkt, die Gewährleistung des Dresdner Friedens betraf, die Bemühungen Richecourts von glücklichem Erfolge gekrönt. Am 1. August 1750 war er im Stande, der Kaiserin den Staatsact zu übersenden, durch welchen der König von England diese Garantie übernahm [341]).

Ungleich gewichtigere Bedenken walteten in England hinsichtlich des zweiten Punktes ob, der sich auf dessen Beitritt zu dem österreichisch-russischen Bündnisse vom Jahre 1746 bezog.

Es ist schon an einer anderen Stelle die Unrichtigkeit der Behauptung hervorgehoben worden [342]), dieses Bündniß habe zunächst die Wiedereroberung Schlesiens für Maria Theresia bezweckt. Eine sorgfältige Prüfung der einzelnen Vertragsartikel führt vielmehr zu der Ueberzeugung, daß jener Tractat nur ein Vertheidigungsbündniß und darauf berechnet war, Oesterreich gegen etwaige Angriffe von Seite Preußens oder der Pforte sicher zu stellen. Daß man in Wien an der Anschauung von dem bloß defensiven Charakter dieses Vertrages festhielt, dafür finden sich in den diplomatischen Verhandlungen jener Zeit wiederholte Beweise [343]). Auch das Bestreben des Wiener Hofes, die Seemächte, obgleich man bei einem Kriege mit Preußen von ihnen durchaus keinen Beistand erwartete, dennoch in jenes Bündniß zu ziehen, spricht eher für als gegen diese Ansicht. Darum trug man auch in Wien keine Scheu, den vierten geheimen Separatartikel, welcher die Verabredungen hinsichtlich Preußens enthielt, nachdem Rußland seine Zustimmung gegeben hatte, der englischen Regierung vollständig mitzutheilen. Und man that dieß, obgleich man bei den damaligen ziemlich vertraulichen Beziehungen der englischen Regierung, worunter freilich nicht die Person des Königs zu verstehen sein wird, zu Preußen überzeugt sein konnte, daß dieser Artikel, wenn es nicht bereits geschehen,

doch gewiß jetzt dem Könige von Preußen ungesäumt werde bekannt werden.

Nur hinsichtlich des sogenannten geheimsten Artikels, durch welchen Oesterreich und Rußland sich gegenseitig verpflichteten, daß wenn etwa die Pforte den Belgrader Frieden brechen und eine der beiden Mächte angreifen würde, die andere der Türkei allsogleich den Krieg erklären und durch den Einmarsch auf osmanisches Gebiet eine mächtige Diversion herbeiführen solle, wurde auf Rußlands Begehren eine Ausnahme gemacht und derselbe an England nicht mitgetheilt. Man fürchtete, daß die Pforte, welche sich bisher ruhig verhalten hatte, daraus Anlaß zu Besorgnissen schöpfen und die bisherigen befriedigenden Beziehungen zu ihr wesentliche Beeinträchtigung erfahren könnten.

So sehr nun auch die kaiserliche Regierung, und es liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, in gutem Glauben den blos defensiven Charakter des vierten Separatartikels des Bündnisses mit Rußland hervorhob, so wenig zeigte sich doch das britische Cabinet geneigt, seinen Beitritt zu dieser Verabredung zu erklären. Und man kann die Berechtigung des Bedenkens nicht leugnen, welches gegen deren Inhalt von englischer Seite erhoben wurde. Unbestreitbar sei es, erklärte der Herzog von Newcastle dem Grafen Richecourt, daß wenn der König von Preußen Oesterreich angreifen sollte, dieses hiedurch seiner Verpflichtungen gegen ihn, England aber der übernommenen Gewährleistung Schlesiens entledigt sein würde. Das Gleiche walte jedoch im Falle eines preußischen Angriffes auf Rußland oder Polen nicht ob, während doch der geheime Separatartikel auch dann der Kaiserin das Recht einräume, nach dem Wiederbesitze Schlesiens zu streben. Auch sonst könne dieser Artikel nach seiner gegenwärtigen Fassung gar leicht den Vorwand liefern zu einem Friedensbruche wider Preußen. Darum werde England, welches auch dem geheimen Artikel wegen Schleswig nicht beizustimmen vermöge, seine Zutrittserklärung nur auf den Tractat allein beschränken und sie nicht auf die mit demselben verbundenen Separatartikel ausdehnen.

Die kaiserliche Regierung, welche bei der ganzen Verhandlung hauptsächlich den Zweck verfolgte, England mehr und mehr dem Könige

von Preußen zu entfremden und es wenigſtens allmälig in das Bündniß zu ziehen, welches zwiſchen den Höfen von Wien und St. Petersburg beſtand, und von Tag zu Tage enger ſich knüpfte, begnügte ſich vor der Hand mit demjenigen, worauf England eingehen zu wollen erklärte. Im October 1750 kam der Beitritt Georgs II. als König von England und Kurfürſt von Hannover zu dem Vertrage vom Jahre 1746, jedoch ohne daß deſſen geheime Separatartikel darin begriffen geweſen wären, zu Stande.

In dem Augenblicke, in welchem dieß geſchah, waren jedoch ſchon Verhandlungen anderer Art zwiſchen König Georg und Maria Thereſia angeknüpft, auf welche wenigſtens von Seite des Erſteren ungleich größeres Gewicht als auf diejenigen gelegt wurde, welche ſeinen Beitritt zum Petersburger Bündniſſe bezweckten.

Ein Bericht des Grafen Richecourt an die Kaiſerin vom 9. April 1750 enthält die Darſtellung eines eingehenden Geſpräches, welches er wenige Tage zuvor mit dem Herzoge von Newcaſtle über die politiſchen Angelegenheiten pflog. Während desſelben ließ der Herzog zum erſten Male die Aeußerung fallen, ſowohl für die gemeinſame Sache der beiden Staaten, als für das beſondere Intereſſe des Erzhauſes Oeſterreich könne es nichts Nützlicheres geben, als ſich des deutſchen Reiches mehr und mehr zu verſichern. Der entſcheidendſte Schritt hiezu aber beſtehe in der Wahl des Erzherzogs Joſeph zum römiſchen Könige. Um ſich hievon zu überzeugen, dürfe man ſich nur in's Gedächtniß zurückrufen, daß des Hauſes Oeſterreich erbittertſte Feinde immer vor Allem darnach getrachtet hätten, es der deutſchen Kaiſerkrone zu berauben und dieſelbe in ein anderes Fürſtenhaus zu verpflanzen. Solche Plane habe auch Frankreich nach der Thronbeſteigung Maria Thereſia's verfolgt; um ſie für immer zu vereiteln, müſſe die Wahl ihres älteſten Sohnes zum Nachfolger ſeines Vaters jetzt ſchon in's Auge gefaßt und durchgeſetzt werden. Auf Englands Beiſtand zur Erreichung dieſes Zieles möge man in Wien mit Zuverſicht zählen.

Der Kaiſerin gereiche, ſo wurde dem Grafen Richecourt am 17. Mai 1750 von Wien aus erwiedert, die Abſicht der engliſchen Regie-

rung, den gemeinſamen Einfluß im deutſchen Reiche zu ſtärken und zu mehren, zu lebhafter Befriedigung. Sie werde hiezu jederzeit auf's kräftigſte mitwirken. Bevor aber die Angelegenheiten des deutſchen Reiches nicht ein beſſeres Ausſehen gewonnen hätten, könne ſie von Schritten zur Herbeiführung der Wahl des Erzherzogs Joſeph zum römiſchen Könige keinen günſtigen Erfolg ſich verſprechen. Als ein ſolcher werde dieſe Wahl überhaupt nur dann anzuſehen ſein, wenn ſie nicht durch eine Erniedrigung der kaiſerlichen Würde oder durch neue Opfer von Seite des Hauſes Oeſterreich erkauft werden müſſe [344]).

Man ſollte meinen, daß gegen dieſe Erklärung des Wiener Hofes von keiner Seite eine gegründete Einwendung erhoben werden konnte. Eine neue Beſchränkung der ohnedieß ſchon zum Schattenbilde herabgeſunkenen kaiſerlichen Macht durfte wohl niemand wünſchen, dem überhaupt an dem Wohle Deutſchlands und ſeinem Anſehen nach Außen irgend etwas gelegen war. Und daß Oeſterreich, welches durch den kaum beendigten Krieg ſo empfindliche Einbußen erlitten hatte, nicht abermals zu ſchwerwiegenden Opfern ſich herbeilaſſen konnte, war gleichfalls nur natürlich. Auch König Georg wies nicht ohne empfindliche Gereiztheit den Verdacht von ſich, als ob er irgend etwas in Vorſchlag zu bringen vermöchte, was in der einen oder der anderen Richtung für Oeſterreich von Nachtheil ſein könnte. Nur um „kleine und unwichtige Gefälligkeiten" handle es ſich, welche der Kaiſerhof den Kurfürſten erweiſen ſolle, um ſie für ſich zu gewinnen und ſich ihrer Stimmen für den Erzherzog zu verſichern [345]).

Im Verlaufe der ferneren Verhandlung kam es jedoch gar bald an den Tag, von welcher Art jene kleinen und unwichtigen Gefälligkeiten eigentlich waren.

Dieſe Verhandlung wurde jedoch nicht mehr in London, ſondern in Hannover gepflogen, wohin König Georg im Frühſommer des Jahres 1750 ſich begab und Richecourt ihm folgte. Da der Letztere von den Angelegenheiten des deutſchen Reiches nur wenig verſtand, wurde ein Mann, welcher mit denſelben innig vertraut war, der Reichshofrath Johann Werner von Vorſter, von Seite des Kaiſerhofes nach Hannover

geſandt. In ſeinen Händen lag nun zum größten Theile die Verhandlung, welche eigenthümlicher Weiſe von engliſcher und hannoverſcher Seite mit Eifer und Lebhaftigkeit, von dem Wiener Hofe aber nur mit einer gewiſſen Lauheit geführt wurde. Denn wie man richtig vorhergeſehen, ſo überſchritten die in Anſpruch genommenen „Gefälligkeiten" weitaus das Maß desjenigen, was man in Wien gewähren zu können glaubte. Hätte es ſich um bloße Geldopfer gehandelt, ſo hätte man ſich, ſo übel es auch um die öſterreichiſchen Finanzen beſtellt war, in Anbetracht der Wichtigkeit des Zweckes, um den es ſich handelte, hiezu am Ende wohl noch bereit finden laſſen. Wozu man ſich aber nicht zu entſchließen vermochte, das war die ausnahmsweiſe Begünſtigung gerade derjenigen Höfe, welche in dem vergangenen Kriege für Frankreich und Preußen gegen Oeſterreich Partei genommen hatten. Mit Recht wies man darauf hin, daß ein ſolcher Vorgang, durch welchen die Feinde des Kaiſerhauſes vor ſeinen getreueſten Anhängern belohnt und bevorzugt würden, das ohnehin ſchon ſo tief geſunkene Anſehen der Kaiſermacht in Deutſchland neuerdings ſchwächen und für die Zukunft gewiſſermaßen als ein Sporn gelten müßte, ein Beiſpiel zu befolgen, das ſo reichlichen Gewinn brachte.

Außerdem wollte man am Kaiſerhofe, und gewiß gleichfalls mit nicht geringerem Rechte, von all den Zugeſtändniſſen nichts hören, welche darauf abzielten, die ohnehin ſchon bis auf's Aeußerſte geſchmälerte oberſte Richtergewalt des Kaiſers zu Gunſten der einzelnen Reichsfürſten noch mehr zu beſchränken, ja ſie völlig zu vernichten. Und endlich wies man Alles weit von ſich ab, was darauf hinausging, der öſterreichiſchen Monarchie erneuerte Opfer, ſei es an Gebietsabtretungen oder irgend einer Belaſtung ihrer Bewohner zu Gunſten benachbarter Länder aufzuerlegen. Wenn man aber dieſen Grundſätzen folgte, da blieb freilich nur wenig übrig, um die deutſchen Fürſten zu gewinnen, welchen es, den König von Preußen voran, nicht im allerentfernteſten um Deutſchland, ſeine Kräftigung im Innern und ſein Anſehen nach Außen, ſondern einzig und allein um Befriedigung ihrer Habſucht, um Ausdehnung ihrer eigenen Macht auf Koſten des großen Ganzen zu thun war.

Daß Maria Thereſia in der That nicht jeder Beitragsleiſtung aus dem Wege ging und ein für ſie ſogar beträchtliches Opfer nicht ſcheute, um auch ihrerſeits mitzuwirken zur Erreichung des gemeinſchaftlichen Zweckes, das bewies ſie zuerſt Baiern gegenüber, deſſen Geſandter Graf Joſeph Haßlang in Hannover über den Kaufpreis unterhandelte, welcher dem Kurfürſten für ſeine Stimme zu Gunſten des Erzherzogs Joſeph bezahlt werden ſollte. Am 22. Auguſt 1750 kam der Vertrag zu Stande, durch welchen dem Kurfürſten von Baiern für ſechs Jahre eine Zahlung von jährlich vierzigtauſend Pfund Sterling zugeſichert wurde. England ſollte die Hälfte, Holland und Oeſterreich je ein Viertheil bezahlen. Um dem letzteren Staate gegenüber den Schein der Uneigennützigkeit zu wahren, verzichtete der Kurfürſt auf ſeine vermeintlichen Anſprüche auf Mirandola und Concordia, welche übrigens durchaus keine begründeten waren. Baiern verſprach außerdem ſechstauſend Mann Hülfstruppen zu ſtellen und in den deutſchen Angelegenheiten mit Hannover zu gehen, worunter verſtanden wurde, daß es bei der Königswahl ſeine Stimme dem Erzherzoge zuwenden werde.

Ein Hauptgrund, weßhalb man ſich Baiern gegenüber ſo freigebig bewies, beſtand in der Erwartung, daß das Beiſpiel Baierns auch die ihm nahe verwandten Kurfürſten von Köln und der Pfalz nach ſich ziehen werde. Das wurde wenigſtens von baieriſcher Seite verſprochen und war auch die Meinung des Herzogs von Newcaſtle [346]), der ſich des Kurfürſten Clemens Auguſt von Köln noch überdieß um ſo mehr verſichert hielt, als König Georg mit ihm ſchon im Mai 1750 einen Subſidienvertrag abgeſchloſſen hatte. Darin war gleichfalls die Verpflichtung enthalten, in allen Reichsangelegenheiten mit Hannover zu ſtimmen. Auch der erſte hannoverſche Miniſter, der Großvogt von Münchhauſen hielt Köln für gewonnen, und dieſe Anſicht fand in dem ſogenannten „Generalplan" ihren Ausdruck, welchen Münchhauſen entwarf, um ihn zur Richtſchnur des gemeinſchaftlichen Vorganges in der ganzen Wahlangelegenheit zu machen. Auf Mainz und Trier rechnete man unbedingt, Sachſen hofften die engliſchen und hannoverſchen Staatsmänner durch die Vermittlung Rußlands zu gewinnen, für Kurpfalz aber müſſe, ſo ließ man verlauten, von öſterreichiſcher Seite das

verhältnißmäßig geringe Opfer der Ueberlaſſung der Grafſchaft Pleiſtein gebracht werden.

Das dem Großvogt von Münchhauſen in gleichzeitigen Berichten geſpendete Lob, ein durchaus erfahrener und in den verwickelten Reichsgeſchäften wohlbewanderter Mann zu ſein, mag er vollauf verdient haben. Aber mit dem Grundzuge des Charakters der damaligen Fürſten Deutſchlands war er wohl zu wenig vertraut; ihre Begehrlichkeit, ihre unerſättliche Habgier ſchlug er allzu gering an. Am entſchiedenſten zeigte ſich dieß dem Kurfürſten von der Pfalz gegenüber, und gar bald begann man auch in Hannover die Richtigkeit der Anſchauung des Wiener Hofes zu erkennen, der ſich zwar bereit erklärte, den Kurfürſten von der Pfalz mit der Grafſchaft Pleiſtein zu belehnen, jedoch gleichzeitig die Beſorgniß ausſprach, dieſes Zugeſtändniß werde nicht ausreichend erſcheinen und den Kurfürſten nur zu neuen Forderungen anſpornen.

Doch mochte man vielleicht ſelbſt in Wien nicht vermuthen, daß die Richtigkeit dieſer Vorausſetzung ſo bald ſchon durch die Thatſachen bekräftigt werden ſollte. Noch war, möchte man ſagen, die Tinte nicht trocken, mit welcher die Verabredungen Baierns mit dem Kaiſerhofe und den Seemächten unterzeichnet worden waren, als ſchon der Bevollmächtigte des Kurfürſten von der Pfalz in Hannover, Herr von Wrede mit den Begehren hervortrat [317]), an deren Gewährung ſein Herr die Zuſage zur Uebernahme der gleichen Verbindlichkeiten knüpfte. Er verlangte nicht weniger als Subſidien von den Seemächten, von dem Kaiſerhofe aber die Abtretung der Grafſchaft Pleiſtein und zwei Millionen Pfund Sterling als Schadenerſatz für die Nachtheile, welche die Pfalz ſeit dem Jahre 1734 bis zum Abſchluſſe des Aachner Friedens durch die Kriegführung erlitten.

Es iſt wahr daß König Georg über dieſe faſt ſinnlos zu nennende Forderung des Kurfürſten von der Pfalz ſich lebhaft ereiferte und im erſten Unmuthe ſogar befahl, dem Geſandten von Wrede ſeine Eingabe zurückzuſtellen, denn mit einem ſolchen Vorſchlage könne man gar nicht an's Licht treten. Aber wie dieß in ähnlichen Fällen faſt immer geſchieht, ſo hatte man von pfälziſcher Seite wenigſtens das

erreicht, daß man nach und nach in Hannover mit dem Gedanken vertraut wurde, man müsse für den Kurfürsten von der Pfalz noch ein Mehreres thun, als bisher beabsichtigt war. Wrede selbst, ein Mann von ungewöhnlicher Feinheit und Verschlagenheit, und der diplomatischen Kunstgriffe jener Zeit, zu denen Falschheit und Verstellung in erster Linie gehörten [348]), sich meisterlich bedienend, arbeitete rastlos in diesem Sinne. So kam es daß, als Wrede sein früheres Begehren in dasjenige um Abtretung der Grafschaft Falkenstein verwandelte, man sich in Hannover schon geneigter zeigte, auf Kosten Oesterreichs mit sich markten zu lassen. „Zur Zeit noch", so wurde erwiedert, könne man nur wegen Pleistein allein unterhandeln, im Uebrigen müsse der Kurfürst andere und billigere Bedingungen stellen. Denn sonst werde man, wie es im Jahre 1745 der Fall war, auf sein zustimmendes Votum zuletzt völlig verzichten [349]).

Mit um so größerem Rechte meinte man in Hannover von der völligen Außerachtlassung des kurpfälzischen Votums reden zu dürfen, als man von Tag zu Tag der Ankunft des Sendboten entgegensah, welcher die bindende Erklärung des Kurfürsten von Köln überbringen sollte, seine Wahlstimme dem Erzherzoge Joseph zu geben. Nach längerem Zaudern erschien er wirklich, aber seine Botschaft lautete wesentlich anders, als man so zuversichtlich geglaubt hatte. Allerdings erklärte der Kurfürst sich zur Erfüllung des an ihn gestellten Begehrens bereit, aber er knüpfte dieselbe an Bedingungen, von denen er im voraus wissen konnte und wohl auch wußte, daß sie nicht annehmbar seien. Von den Seemächten verlangte er 175.000 Gulden als Ersatz des Entganges, welchen die Zurückhaltung der bisherigen französischen Subsidien ihm verursachte. Der Kaiserhof aber solle auf die Rückstände verzichten, welche der Kurfürst von Köln von den noch zu entrichtenden Römermonaten schulde. Außerdem habe Oesterreich dem Kurfürsten all den Schaden zu vergüten, der während des vergangenen Krieges durch die kaiserlichen Truppen in den kölnischen Landen angerichtet worden sei. Und endlich solle es dem Kurfürsten von Baiern, welcher zwar seinen Ansprüchen auf Mirandola und Concordia entsagt, dergleichen aber

noch andere zur Geltung zu bringen habe, ein angemeſſenes Aequivalent für dieſelben gewähren [350]).

So wie er es den Begehren des Kurfürſten von der Pfalz gegenüber gethan, ſo ſehr ereiferte König Georg ſich jetzt auch über die Erklärung des Kurfürſten von Köln. Nachdem derſelbe, rief der König aus, auf eine ſo ſchändliche und unwürdige Art handle, ſolle ihm auch kein Heller mehr zu Theil werden. Aber dieſer Unmuth, ſo lebhaft gefühlt er auch ſein mochte, blieb gleichwohl wirkungslos. Den Kurfürſten von Köln und der Pfalz war es um nichts Anderes als um möglichſte Ausbeutung ihrer kurfürſtlichen Stellung und Würde zu thun. Und in dieſer Abſicht wurden ſie von denjenigen Staaten, welche darauf ausgingen, Alles zu nichte zu machen, was zur Einigung und Kräftigung Deutſchlands beizutragen vermochte, von Frankreich und Preußen auf's entſchiedenſte beſtärkt.

Es iſt ſchon früher des Planes des Kaiſerhofes Erwähnung geſchehen, ſeine politiſchen Beziehungen zu Frankreich nach und nach günſtiger zu geſtalten und hierin wo möglich ſo weit zu gelangen, daß man in dem Kampfe, welcher früher oder ſpäter ſich neuerdings mit Preußen um den Beſitz Schleſiens entſpinnen müſſe, an Frankreich keinen Gegner, ja vielleicht ſogar einen Verbündeten beſitze. Aber ein ſolcher Plan konnte nur mit äußerſter Vorſicht in's Werk geſetzt werden, nur langſam und allmälig reifen. Die größte Schwierigkeit lag offenbar darin, ſolchen Gedanken in Frankreich ſelbſt Eingang zu verſchaffen und eine gänzliche Umwandlung eines politiſchen Syſtems zu bewerkſtelligen, das Jahrhunderte hindurch gerade in der entgegengeſetzten Richtung thätig geweſen war. Und welcher Art auch die einleitenden Schritte hiezu, auf die noch ſpäter zurückgekommen werden ſoll, geweſen ſein mögen, das iſt gewiß, daß ſich damals noch nicht die leiſeſte Wirkung derſelben verſpüren ließ. So wie in früheren Zeiten, ſo bildeten auch jetzt wieder die kleineren deutſchen Höfe den Schauplatz, auf welchem öſterreichiſcher und franzöſiſcher Einfluß ſich am heftigſten bekämpften [351]). Mit entſchiedenem Glücke für Frankreich war dieß am Kölner Hofe der Fall. Kaum hatte Clemens Auguſt die Meinung gewonnen, er habe von Oeſterreich und den Seemächten weniger Geld als von

Frankreich zu erwarten, so wandte er sich dem Letzteren wieder zu. Schon am 1. März 1751 schloß er mit Frankreich einen Vertrag, durch welchen er erklärte, mit dem französischen Hofe treue Freundschaft zu halten, keiner anderen Macht Truppen überlassen, in den Reichsangelegenheiten nur im Sinne Frankreichs stimmen und handeln, den König von Preußen aber zur Förderung der französischen Interessen in Deutschland anfeuern zu wollen. Jede Verbindung mit den Seemächten wolle er abbrechen, und im Falle eines Krieges sechstausend Mann mit den französischen Truppen vereinigen.

Der Kaufpreis für diesen, man darf wohl sagen, reichsverrätherischen Tractat bestand in der jährlichen Bezahlung von 270.000 Gulden und dem Versprechen, auch die Rückstände der früheren Subsidien zur Auszahlung gelangen zu lassen. Und so weit ging Clemens August in seiner Erniedrigung vor Frankreich, daß er auf dessen Wunsch den Freiherrn von Asseburg, den Unterhändler dieses Vertrages, zu seinem ersten Minister ernannte.

Weniger Eingang als bei dem Kurfürsten von Köln mögen Frankreichs feindselige Bemühungen gegen Oesterreich in Dresden gefunden haben. In einem Punkte aber glichen beide Höfe, der von Köln und von Dresden sich auf ein Haar, in der Begierde nach Geld, und in dem festen Entschlusse, nur für Geld, für möglichst viel Geld die Wahlstimme dem Erzherzog zu Theil werden zu lassen. Darum lautete denn auch die Antwort des Kurfürsten von Sachsen auf das Aufforderungsschreiben der Kaiserin zweideutig [352]), und man war in Wien gar bald darüber im Klaren, daß auch die sonst in Dresden so viel geltende Verwendung des Petersburger Hofes hieran keine Aenderung hervorbringen werde [353]). In England konnte man sich jedoch, und man darf der dortigen Regierung darin nicht Unrecht geben, nur schwer entschließen, für eine innere Angelegenheit des deutschen Reiches, wie die Wahl des Erzherzogs zum römischen Könige ja doch eigentlich war, sich allzu beträchtliche Opfer aufzuerlegen. Und der Kaiserhof hielt nach wie vor standhaft an dem Grundsatze fest, für ein allerdings an und für sich wünschenswerthes Resultat doch nicht einen Kaufpreis zu zahlen, der mit demselben kaum in entsprechendem Verhältnisse stand. Darum wurde

denn auch der Kurfürst von Sachsen durch längere Zeit unter diejenigen gezählt, auf deren Stimme bei der etwaigen Wahl eines römischen Königs nicht mit Bestimmtheit gerechnet werden könne. Erst im September 1751 kam zwischen den Seemächten und dem Kurfürsten von Sachsen ein ähnlicher Vertrag zu Stande, wie solches ein Jahr zuvor mit Baiern geschehen war. Der Kurfürst erhielt achtundvierzigtausend Pfund Sterling für vier Jahre; England übernahm zwei, Holland ein Drittheil hievon. Auf vier Jahre wurde die Dauer des Vertrages festgesetzt, in welchem der Kurfürst versprach, in den Reichsangelegenheiten mit Hannover zu gehen. Durch eine nähere Verabredung wurde festgesetzt, daß dieß so viel heiße, als dem Erzherzoge die Wahlstimme zu geben [354]).

Mit Kurmainz und Trier, mit Baiern, Hannover und Böhmen wäre nun Sachsen die sechste Stimme gewesen, welche für die Wahl des Erzherzogs sich aussprach. Aber zwei Drittheile der Stimmen schienen sowohl dem Kaiserhofe als dem Könige von England zu wenig, um nun wirklich an das Werk zu schreiten. Und hiezu kam in Wien wenigstens die Besorgniß, daß selbst die schon gewonnenen Stimmen wieder fahnenflüchtig werden könnten, wenn Frankreich und Preußen mit dem bisher insgeheim, aber darum nicht minder eifrig betriebenen Widerstande gegen die Wahl des Erzherzogs endlich offen hervortreten würden [355]).

Denn mit so großem Eifer auch Frankreich den gemeinschaftlichen Bemühungen Oesterreichs und der Seemächte widerstrebte, so trat doch Alles, was in dieser Beziehung von französischer Seite geschah, weit in den Hintergrund vor den Anstrengungen des Königs von Preußen. Es soll ihn darum keine besondere Anklage treffen, denn die Handlungsweise, die er dabei befolgte, ging eben nur aus der innersten Natur seines eigenen Wesens und der freilich von ihm selbst geschaffenen Verhältnisse hervor. Denn darin bestand ja seit seinem ersten Einbruche in Schlesien bis auf unsere Tage mit seltenen Ausnahmen der stets sich gleichbleibende Kern der preußischen Politik: Vereitlung alles dessen, was eine kräftigere Einigung Deutschlands herbeiführen konnte, so lang hiedurch irgend welches Opfer, selbst nur ein Schatten der Unterordnung Preußens verlangt wurde, dagegen Förderung dieser Einheit mit

allen ſich darbietenden Mitteln, ſobald dieſelbe gleichbedeutend war mit der möglichſt uneingeſchränkten Herrſchaft Preußens über Deutſchland.

Iſt das Verhältniß Deutſchlands zu Preußen in unſeren Tagen in das letztere Stadium getreten, ſo war zur Zeit Friedrichs der zuerſt erwähnte Grundſatz, die Spaltung und Zerſplitterung Deutſchlands der maßgebende für Preußen. Freilich war es hiebei nicht ſo ſehr Deutſchland ſelbſt, um welches Friedrich, ſei es in der einen oder in der anderen Richtung ſich kümmerte, ſondern der Gegenſatz zu Oeſterreich, der alle ſeine Handlungen beſeelte. Die Unruhe des böſen Gewiſſens, und die Beſorgniß, es könne doch noch einmal der rächende Tag für ihn erſcheinen, an welchem er das in ſo ungerechter Weiſe gewonnene Gut wieder herausgeben müſſe, traten in jedem ſeiner Schritte unverkennbar hervor. Aber die Anerkennung muß man ihm zollen, mit einer Wachſamkeit, einem Scharfblicke ohne Gleichen verfolgte er die Wandlungen der öffentlichen Geſchäfte, mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen, niemals ermüdenden Thätigkeit wirkte er für ſeine eigenen Intereſſen. Und darum hätte auch das Wort des Dichters: „Find' ich dich überall auf meinen Wegen", wohl niemals Jemand mit größerem Rechte ausſprechen können, als Maria Thereſia gegen Friedrich von Preußen.

Eilftes Capitel.

Oeſterreich und Preußen.

Schon zweimal während Maria Thereſia's erſter Regierungsjahre war die diplomatiſche Verbindung zwiſchen Oeſterreich und Preußen abgebrochen worden. Erſt geraume Zeit nach Abſchluß des Dresdner Friedens, im Juli 1746, kehrte nach zweijähriger Abweſenheit der öſterreichiſche Geſandtſchaftsſecretär Leopold von Weingarten nach Berlin zurück. Und drei Monate ſpäter, zu Ende des Monats October, traf auch der General der Cavallerie Graf Joſeph Bernes, welcher gleichfalls ſchon früher dieſes Amt bekleidet hatte, als neu ernannter öſterreichiſcher Geſandter in der preußiſchen Hauptſtadt ein. Bei der Auswahl desſelben hatte man wohl auf die militäriſchen Neigungen des Königs und deſſen Vorliebe für franzöſiſches Weſen beſondere Rückſichten nehmen zu müſſen geglaubt. Die hauptſächliche Verrichtung des Grafen Bernes habe darin zu beſtehen, ſo heißt es in dem Schreiben, in welchem Maria Thereſia ihren Repräſentanten bei Friedrich einführte, den König zu verſichern, wie hoch die Kaiſerin ſeine Freundſchaft ſchätze, und daß ſie es an deren aufrichtiger Erwiederung nicht fehlen zu laſſen gedenke. Es werde ihr vielmehr zu beſonderem Vergnügen gereichen, das erneuerte Freundſchaftsband immer mehr und mehr befeſtigt und enger verknüpft zu ſehen [356]).

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß dieſe Worte, obgleich ſie bei der Erneuerung der diplomatiſchen Beziehungen zwiſchen Oeſterreich und Preußen gebraucht werden mußten, nicht eben die wahre Geſinnung der Kaiſerin zum Ausdrucke brachten. Aber ſie konnten doch, gerade

ſo wie die Entſendung des Grafen Bernes überhaupt, als ein Anknüpfungspunkt, als die dargebotene Hand zur Herſtellung äußerlich befriedigender Beziehungen gelten. Friedrich aber zeigte ſich keineswegs beeilt, dieſelbe auch wirklich zu ergreifen; er war vielmehr gerade damals aufs höchſte beunruhigt durch die glücklichen Fortſchritte der kaiſerlichen Waffen in Italien, und die hervorragendſten Perſonen in Berlin, deren Meinungsäußerungen ſich unbedingt nach des Königs Anſchauungen richteten, ſprachen ungeſcheut davon, der König könne, wenn er ſich in dem Beſitze Schleſiens behaupten wolle, nichts Anderes thun als neuerdings den Frieden brechen und Frankreich zu Hülfe eilen [357]).

Wenn es nun auch hiezu nicht kam, ſo zeigte doch Friedrich ſeine wirkliche Stimmung gegen Oeſterreich ſchon dadurch, daß er während vier Wochen den kaiſerlichen Geſandten auf die von demſelben mehrmals erbetene Audienz warten ließ. Als er ſie ihm endlich ertheilte, war freilich der König mit Freundſchaftsverſicherungen nicht ſparſam, und lebhaft erinnerte er ſich des Jahres 1734, während deſſen er unter Eugen von Savoyen gemeinſchaftlich mit der kaiſerlichen Armee im Felde geſtanden war [358]). Aber er täuſchte damit doch Niemand, ja er beabſichtigte es kaum, ſondern nährte wohl gefliſſentlich die Beſorgniß, die man in Wien vor einem erneuerten Friedensbruche hegte.

Der Kaiſerhof wurde darin nicht nur durch die noch ſo friſche Erinnerung an das vor zwei Jahren Geſchehene, ſondern noch überdieß durch die Mittheilung beſtärkt, daß in der Perſon des Marquis de Volvire ein geheimer Unterhändler Frankreichs eingetroffen ſei, welcher dem Könige von Preußen eine beträchtliche Erhöhung ſeiner franzöſiſchen Subſidien verſprach, wenn er zu Gunſten Frankreichs eine ausgiebige Diverſion wider Oeſterreich unternähme [359]). Allerdings meldete Bernes, der König, von Beſorgniſſen erfüllt vor der ihn im Kriegsfalle bedrohenden ruſſiſchen Heeresmacht, habe das Anerbieten Frankreichs mit der Erklärung zurückgewieſen, er werde auf dasſelbe nicht eingehen und nicht ein drittes Mal ſein Schickſal vom franzöſiſchen Hofe abhängig machen. Aber man wußte doch nicht mit Beſtimmtheit, ob dieſe Worte auch ernſt gemeint und nicht etwa darauf berechnet waren, für den vielleicht beabſichtigten Treubruch einen noch größeren Kaufpreis zu erzielen.

Die franzöſiſche Partei in Berlin, den Feldmarſchall Grafen Schmettau und den Grafen Rothenburg an ihrer Spitze, arbeitete raſtlos daran, den König zu einem neuen Feldzuge wider Oeſterreich zu drängen. Aber die Vertreibung der Oeſterreicher aus Genua, das Scheitern der Unternehmung gegen Südfrankreich, und die Rückkehr des Grafen Browne über den Var, die Anknüpfung der Friedensverhandlungen in Breda endlich machten wohl einerſeits die Begehren Frankreichs um thatkräftige Hülfe nach und nach verſtummen, während andererſeits der König von Preußen noch weniger geneigt wurde als zuvor, an dem ſichtlich ſeinem Ende ſich nähernden Kampfe neuerdings Antheil zu nehmen.

Durch den Frieden von Aachen erfolgte die allgemeine Pacification von Europa, und hiedurch wurde denn auch jeder Gedanke an eine unmittelbare Erneuerung des bewaffneten Streites zwiſchen Oeſterreich und Preußen beſeitigt. Der Kampf mit der Feder, mit diplomatiſchen Schachzügen dauerte freilich mit nicht verminderter Thätigkeit fort. Die Erſetzung des Grafen Bernes, welcher nach Petersburg geſandt wurde, durch den Feldmarſchall-Lieutenant und Oberſtkriegscommiſſär Grafen Johann Chotek, denſelben, der an den Ereigniſſen von Genua ſo ſehr betheiligt geweſen war, brachte hierin keine Aenderung hervor. Auch dadurch, daß Chotek nach elf Monaten wieder an einem anderen öſterreichiſchen General, dem Grafen de la Puebla einen Nachfolger erhielt, geſchah dieß durchaus nicht. Denn nicht in den Repräſentanten der beiden Höfe von Wien und Berlin, ſondern in den Monarchen ſelbſt und in der Situation, welche der Eine derſelben geſchaffen hatte, der Andere aber nur mit Widerſtreben ertrug, lag der unverſöhnliche Gegenſatz zwiſchen ihnen. Nicht nur ihr ganzes Leben wurde dadurch erfüllt und verbittert, ſondern auch nach ihrem Tode noch iſt er das charakteriſtiſche Kennzeichen der Stellung der beiden Staaten zu einander geblieben.

Als eines der vielen Merkmale dieſer Stimmung mußte die Haltung des Königs von Preußen in all den Angelegenheiten erſcheinen, welche ſich auf die Verwirklichung derjenigen Beſtimmungen des Dresdner Friedens bezogen, deren Erfüllung ihm keinen Gewinn bot, ſondern

ihm vielmehr beträchtliche Leistungen auferlegte. Hauptsächlich war dieß in Bezug auf die durch den Dresdner Tractat bestätigte Bestimmung des Berliner Vertrages vom Jahre 1742 der Fall, derzufolge König Friedrich sich anheischig gemacht hatte, nicht nur die von englischen und holländischen Staatsangehörigen dargeliehenen, auf Schlesien versicherten Summen zu bezahlen, sondern noch überdieß den Schlesiern die Beträge zurückzuerstatten, die sie dem Steueramte, der Baucalität und dem Staate auf die schlesischen Domänen vorgestreckt hatten. Hinsichtlich der gleichen Forderungen österreichischer und fremder Unterthanen sollte man später ein Uebereinkommen treffen.

Daß in der kurzen Zeit zwischen dem Abschlusse des Berliner Vertrages und dem erneuerten Friedensbruche Preußens im Jahre 1744 nichts zur Begleichung dieser Angelegenheiten geschah, ist ziemlich begreiflich. Aber auch nach der Bekräftigung jener Verpflichtungen durch den Dresdner Tractat that Friedrich nichts zu deren Erfüllung. Nach Abschluß des Friedens von Aachen kam man von österreichischer Seite neuerdings und in drängender Weise darauf zurück. Auch den sechsten Artikel des Dresdner Vertrages hob man hervor und drang darauf, in Gemäßheit seines Inhaltes die Handelsbeziehungen zwischen beiden Staaten in einer für ihre Unterthanen gleichmäßig ersprießlichen Weise zu ordnen.

Dieses letztere Begehren stimmte allerdings auch mit Friedrichs Absichten überein, denn auch er wünschte seinem Lande die Vortheile einer geregelten Handelsverbindung mit dem benachbarten Oesterreich zugewendet zu sehen. Aber eines lag ihm natürlich noch weit mehr am Herzen, und das war die Sicherstellung seines neu gewonnenen Besitzes. Als eines der entscheidendsten Mittel hiezu erschien ihm jedoch die Gewährleistung Schlesiens von Seite des deutschen Reiches.

Darum war auch in dem neunten Artikel des Dresdner Vertrages die Bestimmung aufgenommen worden, der König von England werde seine Bemühungen mit denen der beiden vertragschließenden Theile vereinigen, um der Kaiserin sowohl als dem Könige von Preußen den Besitz aller ihrer gegenwärtigen Länder von Seite des deutschen Reiches garantiren zu lassen.

Es darf nicht verkannt werden, daß durch den Wortlaut dieſer Beſtimmung die Mitwirkung Maria Thereſia's zur Erreichung jenes Zieles vertragsmäßig zugeſagt war. Daß man jedoch in Wien, wo man noch immer mit dem geheimen Gedanken ſich trug, ſich gelegentlich in den Wiederbeſitz Schleſiens zu ſetzen, nicht eben ſehr eifrig war mit der Verwirklichung jener Bedingung, iſt nicht weniger begreiflich, als daß gerade ihre Erfüllung dem Könige von Preußen am meiſten galt. Als daher Graf Puebla im Auftrage ſeiner Regierung im Dezember 1749 die beiden Angelegenheiten wegen der ſchleſiſchen Schulden und der Regulirung der beiderſeitigen Handelsbeziehungen neuerdings in Anregung brachte, erhielt er nicht nur eine ausweichende, ſondern eine der Form nach höhniſche, ja beleidigende Antwort. Man habe ſich darüber gefreut, ſo heißt es darin, in der öſterreichiſchen Denkſchrift einer dreimaligen Verſicherung der Bereitwilligkeit der Kaiſerin zu begegnen, die übernommenen Verbindlichkeiten treu zu erfüllen. Die Befriedigung hierüber würde jedoch einen weit höheren Grad erreicht haben, wenn es möglich geweſen wäre, in dem ferneren Inhalte jener Schrift einige Spuren von der „Realität" dieſer guten Geſinnung zu entdecken, während man doch das entſchiedene Gegentheil davon habe wahrnehmen müſſen.

Von öſterreichiſcher Seite war nämlich, und wie es ſcheint nicht mit Unrecht, die Behauptung aufgeſtellt worden, man ſei erſt dann verpflichtet, zur Erlangung der Reichsgarantie mitzuwirken, wenn die Vertragsbeſtimmungen ſelbſt, um deren Gewährleiſtung es ſich handle, erfüllt worden ſeien. Hierauf wurde jedoch von preußiſcher Seite entgegnet, daß ſolches nur dann gelten könne, wenn die Nichterfüllung einer übernommenen Verpflichtung in der Schuld des Betheiligten liege. Die Gewährleiſtung des Dresdner Vertrages von Seite der vereinigten Provinzen von Holland ſei gleichfalls eine Beſtimmung des Friedens. Der König habe ſich für ihre Verwirklichung lebhaft bemüht; daraus aber, daß dieſe Bemühung ohne ſein Verſchulden erfolglos geblieben ſei, könne doch unmöglich abgeleitet werden, daß man um die Reichsgarantie ſich gar nicht zu bekümmern, oder wie in Wien behauptet werde, dieſelbe erſt dann zu vollziehen habe, wenn diejenige Hollands zu einer Thatſache geworden ſei [369]).

In Wien blieb man die Antwort auf die Erklärungen, welche die preußische Denkschrift enthielt, natürlich nicht schuldig. Wenn man bisher, so heißt es in der Erwiederung des Kaiserhofes, sich in der Bemühung, die Reichsgarantie des Dresdner Friedens zu erwirken, säumig gezeigt habe, so liege auch jetzt wieder der Hauptgrund hievon nur in dem Verfahren des Königs von Preußen. Denn er selbst habe insgeheim und im Widerspruche mit dem Dresdner Tractate die einseitige Gewährleistung seines schlesischen Besitzthumes bei der englischen Regierung durchzusetzen gewußt. Die gleichen Zielpunkte verfolge er jetzt bei dem deutschen Reiche. Wolle er jedoch darauf ausgehen, dem Dresdner Vertrage entsprechend, der Kaiserin die Garantie ihres Besitzstandes ebenso zu Theil werden zu lassen, wie er für sich selbst sie verlange, dann könne er auch auf ihre Mitwirkung zur Zustandebringung einer solchen Gewährleistung zählen [361]).

Gewiß war es der Umstand, daß es Oesterreich gelang, in der Zwischenzeit von englischer Seite die Zusage einer Garantie sämmtlicher Bestimmungen des Dresdner Friedens zu erhalten, wodurch Maria Theresia zu einer dem Wesen nach so willfährigen Antwort vermocht wurde. Auch Friedrich trachtete sich jetzt wenigstens den Anschein zu geben, als ob es ihm nie darum zu thun gewesen sei, sich, wie es von Seite Englands im Jahre 1746 geschehen war, allein den Besitz Schlesiens und der Grafschaft Glatz garantiren zu lassen. Die von ihm verlangte Gewährleistung des Reiches solle sich, erklärte er jetzt, auch nach seinem Wunsche auf den ganzen Dresdner Frieden erstrecken. In eben dem Maße, in welchem Maria Theresia zur Erwirkung der Reichsgarantie beitragen werde, solle dieß von Seite Preußens zur Begleichung der schlesischen Schuldsache geschehen [362]).

Freilich war auch jetzt wieder die preußische Erklärung in jenem bitteren und verletzenden Tone abgefaßt, welchen Friedrich in seinen Mittheilungen an Oesterreich nun einmal nicht zu lassen vermochte. Aber in Wien hielt man es für klüger und der Würde des Kaiserhauses entsprechender, dem Könige von Preußen auf diesem Wege nicht länger zu folgen. Man verzögerte die Antwort, bis man von englischer Seite die Gewährleistung des Dresdner Friedens erlangt hatte. Und als dieß

wirklich geschehen war, kündigte Maria Theresia in einer kurzen Erklärung, welche über alle in der preußischen Denkschrift enthaltenen Anklagen und stachlichten Worte schweigend hinwegging, ihre Bereitwilligkeit und ihren festen Entschluß an, sowohl bei der Reichsversammlung zu Regensburg als an den deutschen Höfen auf baldige Gewährleistung des Dresdner Friedens von Seite des Reiches nachdrücklich hinzuwirken [363]). Gleichzeitig wurde Graf Puebla von dem Plane des Königs von England in Kenntniß gesetzt, dem Erzherzoge Joseph durch dessen Wahl zum römischen Könige die Nachfolge auf dem deutschen Kaiserthrone zu sichern.

In Wien glaubte man wirklich, König Friedrich werde gegen diese Wahl keine Einsprache erheben. Man meinte, daß sich dieselbe keineswegs im Widerspruche mit dem politischen Systeme des Königs von Preußen befinde, und daß ihn die Verwirklichung der Reichsgarantie vollends willfährig stimmen werde für den Gedanken des Königs von England. Graf Puebla wurde überdieß beauftragt, die Mitwirkung der Kaiserin zur Zustandebringung der Garantie nicht etwa als eine Bedingung zur Erlangung der preußischen Wahlstimme für den Erzherzog erscheinen zu lassen, sondern die beiden Angelegenheiten, da zwischen ihnen ein näherer Zusammenhang durchaus nicht stattfinde, sorgfältig auseinanderzuhalten. Die Zusage der Kaiserin hinsichtlich der Reichsgarantie sei ganz unabhängig von der Wahlangelegenheit, und in der letzteren nehme man die preußische Stimme nur als ein Zeichen der Freundschaft des Königs in Anspruch [364]). So wenig als die Wahlsache, so sehr stehe jedoch die Erfüllung der Bestimmungen des Vertrages, welche auf die schlesische Schuld sich bezögen, in enger Berührung mit der Reichsgarantie. Gerade Preußen habe hierauf zu wiederholten Malen den entschiedensten Nachdruck gelegt. Man erwarte daher, daß es nun seine Zusage gleichfalls erfüllen und diese Angelegenheit einer raschen und dem Tractate entsprechenden Entscheidung zuführen werde.

Nun unterschied sich auch die preußische Erwiederung in merkbarer Weise von den Kundgebungen, welche bisher von Berlin nach Wien gelangt waren. Von Maria Theresia's „großmüthiger und auf„richtig freundschaftlicher Denkungsart", so wie von des Königs „Erkennt-

„lichkeit“ war darin die Rede, daß ſie ſeine „beharrliche Hoffnung“ nicht getäuſcht, ſondern ſich bereit erklärt habe, nachdrücklich darauf hinwirken zu wollen, daß die Reichsgarantie des Dresdner Friedens nunmehr ohne längere Säumniß zu Stande komme. Der König werde nicht nur zur Erreichung dieſes Zweckes ſeine Bemühungen mit denjenigen der Kaiſerin vereinigen, ſondern noch überdieß zur Durchführung der ſchleſiſchen Schuldſache gern und mit Freuden die Hand bieten. Da jedoch ein befriedigendes Reſultat wohl nur dann zu erwarten ſei, wenn man ſich beiderſeits zuvor über die zu beobachtenden Grundſätze geeinigt habe, ſo wäre es zweckmäßig, wenn Oeſterreich irgend Jemand von maßvoller und leidenſchaftsloſer Geſinnung nach Berlin abſenden wollte, um vorerſt über dieſe Grundſätze eine Verſtändigung herbeizuführen. Der König von Preußen werde hiezu jede mögliche Erleichterung gewähren, und gerade aus dieſem Beweggrunde wünſche er, daß die Verhandlung unter ſeinen Augen gepflogen werde [365]).

Ungleich weniger erfreulich lautete die Antwort des Königs auf den Vorſchlag, den älteſten Sohn Maria Thereſia's zum römiſchen Könige wählen zu laſſen. Er gebe zu, ſo ließ ſich Friedrich vernehmen, daß der Erzherzog mit der Zeit einer derjenigen Bewerber ſein werde, welche die meiſte Aufmerkſamkeit verdienten. Aber er müſſe es dem Urtheile der beiden kaiſerlichen Majeſtäten anheimſtellen, ob es nicht dieſe Wahl allzuſehr beſchleunigen heiße, wenn man ſie in einem Augenblicke in's Werk ſetzen wolle, in welchem ſich der Kaiſer noch in der Blüthe der Jahre befinde und der beſten Geſundheit erfreue. Ganz Europa und insbeſondere das deutſche Reich ſeien in vollſtändigſter Ruhe und nichts deute auf die Nothwendigkeit einer ſolchen Wahl. Ebenſowenig ſprächen für ſie die Beweggründe, welche in der Wahlcapitulation des gegenwärtigen Kaiſers angeführt ſeien, und deren Prüfung, ſo wie diejenige der Legalität der vorzunehmenden Wahl nach dem achten Artikel des weſtphäliſchen Friedens von dem ganzen Reiche vorzunehmen ſei [366]). Wenn aber, was Gott verhüten wolle, der Kaiſer ſterben ſollte, in welche Lage würde man das Reich bringen, wenn man es von einem unmündigen Kaiſer regieren laſſen wolle? Man möge alſo, ehe man mit der Wahlfrage hervortrete, des Erzherzogs Großjährigkeit abwarten, dann

werde man ſie auch leichter im Sinne der Geſetze und der Verfaſſung des Reiches zu löſen im Stande ſein.

Es iſt wohl ſelbſtverſtändlich, daß dieſe Erklärung König Friedrichs in Wien, wo man ſich wirklich mit der Hoffnung geſchmeichelt hatte, der König werde ſich der Wahl des Erzherzogs zum römiſchen Könige kaum widerſetzen, peinlich berühren mußte. Aber gerade jetzt zeigte es ſich deutlich, wie ſehr es der Kaiſerin Ernſt war mit dem Vorſatze, die Wahlſache nicht im Zuſammenhange mit den übrigen Angelegenheiten behandeln zu laſſen, welche bisher Anlaß zu Differenzen zwiſchen Oeſterreich und Preußen geboten hatten. Denn trotz der ſo unwillfährigen Antwort des Königs entſprach doch Maria Thereſia ſeinem Wunſche und ſandte den Hofkammerrath Joſeph von Koch nach Berlin, um dort die Unterhandlungen wegen der ſchleſiſchen Schulden zu pflegen. Nicht ſo ſehr ihr eigenes Intereſſe als dasjenige der hiebei betheiligten Staatsgläubiger bewog ſie hiezu. In Preußen werde man darin, erklärte die Kaiſerin, um ſo mehr ein beſonderes Merkmal ihres Wunſches erblicken, die verſchiedenen Streitpunkte nach und nach einer Ausgleichung zuzuführen, als die Abſendung eines eigenen Unterhändlers im Grunde genommen nicht nöthig erſcheine. Denn die Beſtimmungen der Verträge lauteten unzweideutig und klar, ihre gründliche Ausführung aber ſollte nach den bei allen geſitteten Nationen anerkannten Grundſätzen des Völkerrechtes wohl gleichfalls keinem Zweifel unterliegen [367]).

Es fiel natürlicher Weiſe der preußiſchen Regierung nicht bei, dieſen letzteren Satz irgendwie zu beſtreiten. In Wahrheit aber handelte ſie demſelben ſo viel als nur immer möglich entgegen. Denn als Koch ſich trotz der ungünſtigen Jahreszeit noch im Dezember 1750 nach Berlin verfügte, behauptete man dort plötzlich, über die Schuldſache nur gleichzeitig mit der Frage über die gegenſeitigen commerziellen Beziehungen, von welchen in den letzten Mittheilungen der preußiſchen Regierung gar nicht die Rede geweſen war, unterhandeln zu können. Und obwohl Koch bedauernd entgegnete, daß dieſe letzteren Angelegenheiten ihm völlig fremd und mit der Schuldſache in gar keinem inneren Zuſammenhange ſeien, blieb man doch in Berlin bei jenem Entſchluſſe und handelte dadurch dem erſt vor kurzem gegebenen Verſprechen

zuwider, die Beilegung der Differenz in der Schuldſache mit der Zuſtandebringung der Reichsgarantie Hand in Hand gehen zu laſſen [368]). Man griff eben ja nach jedem nur irgend denkbaren Auswege, um ſich der Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen wo möglich ganz, jedenfalls aber ſo lang als es nur immer ſein konnte, zu entziehen. Darum blieb zuletzt für Koch nichts übrig, als unverrichteter Dinge Berlin wieder zu verlaſſen. Der König aber gab ihm den ziemlich ſchalen Troſt auf den Weg, er beſchäftige ſich mit dem Gedanken, eine in jeder Beziehung hervorragende Perſönlichkeit nach Wien abzuſenden, welche ſowohl hinſichtlich der Schuldangelegenheit als der Handelsbeziehungen die Streitpunkte zwiſchen Oeſterreich und Preußen einer definitiven Ausgleichung zuführen werde [369]).

Wie dieß faſt immer der Fall iſt, ſo wurde auch jetzt wieder die feindſelige Geſinnung des Königs, welche in dieſem ganzen Verfahren unverkennbar an den Tag tritt, durch die Berichte wohldieneriſcher Menſchen noch geſchürt. Denn nicht mit Unrecht dachten ſie in ſeiner Gunſt ſich zu befeſtigen, wenn ſie in einer Weiſe an ihn ſchrieben, die ſeiner eigenen vorgefaßten Meinung vollſtändig entſprach. In höchſtem Maße war dieſes Verfahren von dem Grafen Podewils geübt worden, welcher zuerſt nach dem Abſchluſſe des Friedens von preußiſcher Seite in Wien beglaubigt worden war. Und als er zu Anfang des Jahres 1751 an Joachim Wilhelm von Klinggräff einen Nachfolger erhielt, da fand man zwar in Wien, daß der Letztere in ſeinen Depeſchen nicht in der Weiſe Unwahrheiten und Verläumdungen vorbringe, wie dieß von ſeinem Vorgänger geſchehen ſei [370]). Aber auch Klinggräff hielt ſich nicht frei von dem Beſtreben, den König in ſeiner Abneigung gegen den Wiener Hof noch zu beſtärken. Als er ſeine Antrittsaudienz bei Maria Thereſia erhielt und von der Kaiſerin wohlwollend aufgenommen wurde, konnte er zwar die Wahrheit dieſer Thatſache dem Könige nicht verſchweigen, aber er beeilte ſich beizufügen, ihn habe die Kaiſerin durch ihre anſcheinende Zuvorkommenheit keinen Augenblick getäuſcht. Allzuſehr ſei ſie bemüht geweſen, ihn von der Aufrichtigkeit ihrer Geſinnungen für den König von Preußen zu überzeugen. Dadurch habe ſie jedoch auf ihn nur die entgegengeſetzte Wirkung hervorgebracht. Weniger als

je werde er ihr trauen, denn trotz ihrer Beredsamkeit habe der Ausdruck ihrer Augen ihre wahre Denkungsart verrathen [371]).

Wie sehr diese letztere Bemerkung dem Sinne des Königs entsprach, geht aus seiner Antwort an Klinggräff deutlich hervor. Er lobt ihn dafür, daß er vor den Schmeichelreden der Kaiserin auf seiner Hut sei und ihr mißtraue. „Ich weiß genau", fügt er wörtlich hinzu, „was „ich in Bezug auf ihre Gesinnung gegen mich halten soll. Am Altare „könnte sie mir schwören, meine Freundin sein zu wollen, so würde ich „ihr nur so lang glauben, als sie keine Gelegenheit und keinen günsti„gen Augenblick fände, um mir zu schaden" [372]).

In diesen Worten, welche der Kaiserin selbst nicht unbekannt blieben, wird man ein neues Kennzeichen der tief eingewurzelten Ueberzeugung Friedrichs erblicken, daß nach dem, was von seiner Seite an Maria Theresia verübt worden, an eine aufrichtige Versöhnung mit ihr nicht zu denken sei. Er handelte daher fortan gegen sie wie gegen eine erklärte Feindin, und vor Allem war dieß in der Wahlangelegenheit der Fall.

Im Sinne seiner Antwort an Maria Theresia schrieb er an sämmtliche Kurfürsten des Reiches [373]), und suchte sie für seine Behauptung zu gewinnen, daß die Wahl eines römischen Königs nicht zeitgemäß und noch einer Menge von Vorfragen unterworfen sei, deren Entscheidung von Reichswegen der Wahl vorhergehen müsse. Die Widerlegung seiner Anschauungen, wie sie ihm beispielsweise von Hannover zu Theil wurde und ihm bewies, daß gerade das Wohl und das Interesse des Reiches es fordere, die Wahl in Friedenszeiten vorzunehmen, um für einen passenden Nachfolger auf dem Kaiserthrone rechtzeitig zu sorgen, beirrte den König in seinen Bestrebungen nicht. Nach wie vor waren sie unablässig darauf gerichtet, das Ansehen des Hauses Oesterreich in Deutschland zu schwächen, die Autorität des Reichsoberhauptes, wo sie überhaupt noch einer Schmälerung fähig war, völlig zu vernichten, jegliche Einigungsbestrebung zu stören und den Zwiespalt im Reiche zu einem immer tiefer gehenden, unheilbaren zu gestalten.

Daß hiezu die Hülfe Einheimischer und Fremder gleichmäßig benützt wurde, ist durch jeden der damaligen Schritte des Königs un-

widerleglich bewieſen. Unter den Erſteren ſtand der Kurfürſt von der Pfalz, unter den Letzteren Frankreich in vorderſter Reihe. Dieſem Staate und Preußen möge man, erklärte der König ganz ernſthaft dem öſterreichiſchen Geſandten in Berlin, das Schiedsrichteramt über dasjenige übertragen, womit die Anſprüche des pfälziſchen Kurfürſten zu befriedigen wären [374]). Und man behauptete von Friedrich, daß er für ſich ſelbſt die Vormundſchaft über den jungen römiſchen König, wenn deſſen Vater vorzeitig ſterben ſollte, in Anſpruch zu nehmen gedenke. Erſt wenn man hierüber, ſo wie über die Wahlcapitulation im Reinen ſei, werde auch er gegen die Wahl des Erzherzogs keinen Anſtand erheben.

Die Kundgebungen Friedrichs dienten nur dazu, den Wiener Hof von dem Uebelwollen des Königs neuerdings zu überzeugen. Die ganze Erklärung, durch welche für Frankreich ein Schiedsrichteramt in einer rein deutſchen Angelegenheit in Anſpruch genommen wurde, glaubte man nur darauf berechnet, ſich bei Frankreich mehr und mehr einzuſchmeicheln und mit deſſen Beiſtand ein Project ſcheitern zu machen, zu deſſen Unterſtützung Friedrich ſcheinbar ſich anbot. So durchdrungen war man von dem Gedanken, der König treibe nach wie vor nur ein falſches Spiel, daß Maria Thereſia es unter ihrer Würde hielt, ſeine ſchriftliche Erklärung auch nur zu beantworten. Dem Könige von Preußen gegenüber, ſo wurde im Namen der Kaiſerin in England erklärt, ſei keine Erwiederung beſſer als die gegründetſte Antwort, und die Verachtung, welche in einem ſolchen Stillſchweigen liege, werde den König empfindlicher berühren, als Alles, was man ihm zu entgegnen vermöchte [375]).

Die Erbitterung, welche in dieſen Worten ſich ausſpricht, wurde durch König Friedrich gleichſam abſichtlich genährt und geſteigert. Allerdings ging er daran, ſein Verſprechen zu löſen und einen Mann von hervorragender Stellung nach Wien zu ſenden, um die Angelegenheiten wegen der ſchleſiſchen Schulden und der beiderſeitigen Handelsbeziehungen zur Entſcheidung zu bringen. Aber ſchon in der Wahl, welche er traf, glaubte man ein Anzeichen erblicken zu müſſen, daß es mit dieſer Abſicht ihm keineswegs Ernſt ſei. Der Vicepräſident der Regierung in Pommern, Herr von Dewitz, ein Schwiegerſohn des Cabinetsminiſters

Grafen von Podewils, ein Mann, von dem man behauptete, daß er von Handels- und Geldangelegenheiten gar nichts verstehe, war der Erkorne, und selbst in Berlin war man höchlich erstaunt über diese Wahl [376]). Man zweifelte nicht, daß unter solchen Händen das Geschäft, um das es sich handelte, nur wenig Fortschritte machen werde. Und so war es auch in der That, wohl aber ließ Dewitz in Umtriebe sich ein, welche den Wiener Hof gegen ihn aufbringen mußten. Er bemühte sich hervorragende österreichische Offiziere für den preußischen Kriegsdienst zu gewinnen [377]).

Seit einiger Zeit schon war von Berlin aus in diesem Sinne gearbeitet worden. Im vergangenen Jahre hatte der preußische General Winterfeldt während eines Aufenthaltes in Karlsbad den Oberstlieutenant Rebentisch vom österreichischen Regimente Browne zum Uebertritte nach Preußen vermocht. Der Oberst Freiherr von Schönaich vom Regimente Graf Johann Palffy war ihm, zum Lohne seines Uebertrittes vom Könige zum Generalmajor ernannt, dorthin gefolgt [378]). Insgeheim berichtete Puebla von neuen Verhandlungen, welche mit dem Feldmarschall-Lieutenant von Schmerzing und dem Generalmajor Winkelmann gepflogen werden sollten. Dem Ersteren sei ein jährlicher Gehalt von sechstausend Thalern und das Cavallerie-Regiment Geßler als Preis seines Eintrittes in preußische Dienste angeboten worden. Der Oberst von Grumbkow aber und andere preußische Offiziere würden sich im nächsten Sommer gleichfalls nach Karlsbad begeben und dort dieselben Kunstgriffe anwenden, deren im vergangenen Jahre Winterfeldt sich mit so vielem Erfolge bediente. Auch sie beabsichtigten Offiziere und Soldaten zum Uebertritte nach Preußen zu verlocken [379]).

Da man den vortrefflichen Zustand der preußischen Armee und ihre ausgezeichneten Offiziere in Wien gerade so genau als die Sparsamkeit kannte, derzufolge der König sich nur bei ganz besonderen Anlässen zu beträchtlicheren Ausgaben entschloß, so zweifelte man nicht, daß er bei solchem Verfahren nur den Fall einer Erneuerung des Krieges im Auge habe und den Zweck verfolge, Oesterreich im Voraus seiner besten Offiziere zu berauben. Ein derartiger Verdacht war sicherlich nicht dazu angethan, Maria Theresia's leicht erregtes, ja leidenschaftliches

Gemüth mit freundlicheren Geſinnungen für König Friedrich zu erfüllen. Alles was nur immer von ſeiner Seite geſchah, beſtärkte ſie vielmehr in ihrer Abneigung wider ihn.

Manchmal kamen freilich wieder Kundgebungen vor, welche einen unerfahrenen Beurtheiler glauben machen konnten, daß es Friedrich um Herbeiführung beſſerer Beziehungen zu ſeiner Gegnerin zu thun ſei. So um das Ende des Jahres 1752, als plötzlich der König großen Werth darauf legte, ein möglichſt wohlgetroffenes Bildniß der Kaiſerin zu beſitzen. Dem öſterreichiſchen Geſandten in Berlin, Grafen Puebla, ſchenkte er zu allgemeiner Verwunderung eine ziemlich werthvolle Doſe. Und als im Jänner 1753 ſein Vertreter bei den Verhandlungen über die ſchleſiſche Schuld und die Handelsbeziehungen zwiſchen Oeſterreich und Preußen, Herr von Dewitz, welcher in der letzteren Zeit ein ungleich verſöhnlicheres Benehmen an den Tag gelegt hatte als früher, binnen vier Tagen von den Blattern hinweggerafft wurde [380]), beeilte ſich Friedrich ihm ſo raſch als möglich einen Nachfolger zu geben. Seine Wahl fiel auf einen der tüchtigſten Mitarbeiter des Großkanzlers Cocceji bei der Umgeſtaltung des preußiſchen Gerichtsweſens, den Schleſier Karl Joſeph Maximilian von Fürſt. Er galt als ein Mann von wohlwollender und redlicher Geſinnung, von erprobter Geſchäftskenntniß, und man meinte, daß er in der That der Geeignetſte ſei, die ihm übertragenen Geſchäfte zu befriedigendem Ende zu führen, wenn ihm ſolches nicht etwa durch die Aufträge ſeines Hofes unmöglich gemacht würde [381]).

Es ſoll nicht behauptet werden, daß Letzteres wirklich geſchehen und Preußen allein für die langſamen Fortſchritte der Verhandlungen verantwortlich zu machen ſei. Aber daran iſt gewiß nicht zu zweifeln, daß die Förderung der ganzen Angelegenheit durch Preußen eine ungemein läſſige war und keineswegs der Zuſage Friedrichs entſprach, er werde das Verfahren des Kaiſerhofes hinſichtlich der Reichsgarantie zum Maßſtabe nehmen für ſein eigenes Verhalten in Bezug auf die ſchleſiſche Schuld. Längſt ſchon war die erſtere Sache nach den Wünſchen des Königs geordnet, während die zweite noch immer nicht zur Austragung zu gelangen vermochte.

Doch trat dieſer Beweis der Feindſeligkeit Friedrichs wider Oeſterreich noch ſehr in den Hintergrund vor der Art und Weiſe, in welcher er die gleiche Geſinnung in der Wahlſache bethätigte. Seinem Einfluſſe und demjenigen Frankreichs ſchrieb man in Wien es zu, daß nun England wirklich verlangte, die Kaiſerin ſolle dem Kurfürſten von der Pfalz als Preis ſeiner Stimme ſtatt der Grafſchaft Falkenſtein ein angemeſſenes Aequivalent für dieſelbe gewähren. Umſonſt wies man in Wien darauf hin, daß dem Kurfürſten auch nicht der Schatten eines ſolchen Anſpruches gebühre; England hatte ſich, wie man am Kaiſerhofe mit Beſtimmtheit in Erfahrung gebracht zu haben glaubte, gegen Frankreich zur Erwirkung einer ſolchen Leiſtung anheiſchig gemacht, und mit all der Hartnäckigkeit, welche das Verfahren der britiſchen Staatsmänner von jeher kennzeichnete, drangen ſie nun auf Verwirklichung ihres Begehrens. Um in Wien deſſen Annahme durchzuſetzen, ſandte man den Unterhändler der Breslauer Präliminarien, Lord Hyndford dorthin. Gleichzeitig erklärte König Georg, der ſich im Frühjahre 1752 wieder nach Hannover begeben hatte, dem öſterreichiſchen Geſandten von Vorſter mit trockenen Worten, er werde der Kaiſerin, wenn nicht alſogleich zur Wahl eines römiſchen Königs geſchritten werden ſollte, ſeine Freundſchaft entziehen und ſich mit Frankreich vergleichen [382]).

Mit ſolchen Drohungen vermochte man jedoch dem ſtandhaften Sinne der Kaiſerin gegenüber nicht viel zu erreichen. In einem Tone, deſſen Verbindlichkeit ſich von der herriſchen Sprache der engliſchen Staatsmänner auf's vortheilhafteſte unterſchied, bewies Maria Thereſia neuerdings die Unannehmbarkeit der pfälziſchen Forderungen. Außer der Ueberlaſſung von Pleiſtein erſtreckten ſich dieſelben auf die Abtretung der Grafſchaft Falkenſtein, die Gewährung einer Entſchädigung von mehreren Millionen für die im Kriege erlittenen Verluſte, und die Einräumung des Rechtes, daß von den kurfürſtlichen Entſcheidungen nicht an das Reichsoberhaupt appellirt werden dürfe. Endlich ſollte dem Kurfürſten noch die Anwartſchaft auf irgend ein Lehen, etwa in der Oberpfalz eingeräumt werden.

Solchen Begehren gegenüber war es der Kaiſerin nicht ſchwer, die Unmöglichkeit ihrer Erfüllung von Seite Oeſterreichs darzuthun.

Wenn ſie ſelbſt durch freiwillige Gebietsabtretungen der pragmatiſchen Sanction zuwider handeln würde, ließ Maria Thereſia ſich vernehmen, von wem könne ſie dann die Aufrechthaltung derſelben noch überhaupt fordern? Und wenn ſogar das Haus Oeſterreich und der gegenwärtige Träger der Kaiſerkrone zu erneuerter Schwächung der Reichsgewalt ſich herbeiließe, wer würde dieſelbe noch irgendwie reſpectiren? Was ſei überhaupt eine Krone noch werth, die man in ſolcher Weiſe zu einem leeren Schattenbilde erniedrige? Um jedoch zu zeigen, daß ſie ſich einem wenn gleich empfindlichen Opfer nicht entziehe, wenn ſie damit einem Begehren ihres mächtigen Bundesgenoſſen zu willfahren vermöge, ſo erklärte ſich die Kaiſerin bereit, dem Kurfürſten von der Pfalz außer der Ueberlaſſung von Pleiſtein auch noch eine halbe Million Gulden zu bezahlen. Sie werde dieſelbe zu Handen des Königs von England und zwar in dem Augenblicke erlegen, in welchem das Wahlgeſchäft zu befriedigendem Abſchluſſe gelange. Damit ſeien jedoch die Zugeſtändniſſe erſchöpft, zu denen ſie ſich dem Kurfürſten von der Pfalz gegenüber herbeilaſſen könne [383]).

Lord Hyndford und der engliſche Geſandte Keith waren billig genug, die Größe dieſes Opfers zu ermeſſen. Aber in Hannover ſchien man dadurch nicht befriedigt, und am Mannheimer Hofe war dieß ſelbſtverſtändlich noch weniger der Fall. Man glaubte dort ſchon genug zu thun, wenn man nur die Forderung wegen Falkenſtein fallen ließ, auf den übrigen Begehren aber um ſo hartnäckiger beſtand. Außer Pleiſtein verlangte nun der Kurfürſt von der Pfalz eine Million baaren Geldes, die Anwartſchaft auf die Ortenau oder ein anderes Lehen von ähnlichem Werthe, und das Privilegium de non appellando für alle ſeine Länder, Zweibrücken mit inbegriffen. Und dieſe Begehren wurden von König Georg II. neuerdings dringend befürwortet.

Auf's Aeußerſte getrieben, gab man in Wien nun inſoweit nach, daß man die an Kurpfalz zu bezahlende Summe auf ſechsmalhunderttauſend Gulden erhöhte und ſich zur Ertheilung des Privilegiums de non appellando herbeiließ. Endlich wurde dem Kurfürſten die Anwartſchaft auf das Lehen von Wildenau zugeſagt, welches ſich damals im Beſitze des Freiherrn von Sazenhofen befand [384]).

Von den engliſchen und den hannoverſchen Staatsmännern, insbeſondere dem Herzog von Newcaſtle wurde dieſe Erklärung Maria Thereſia's mit Freude begrüßt. Denn nun zweifelten ſie nicht mehr daran, daß mit ſo weitgehenden Zugeſtändniſſen der Kurfürſt von der Pfalz ſich zufrieden geben und das Einverſtändniß mit ihm keinem Hinderniſſe mehr begegnen werde [385]). Aber nur allzubald erwies ſich dieſe Erwartung als trügeriſch. Man ſchrieb es in Hannover dem Einfluſſe des Königs von Preußen an dem Hofe von Mannheim zu [386]), wenn der Kurfürſt von der Pfalz die Opfer, zu denen man in Wien ſchon ſo ſchwer ſich entſchloſſen hatte, auch jetzt noch als ungenügend erklärte. Nun aber blieb die Kaiſerin unerſchütterlich, und auch in Hannover ſchien man endlich einzuſehen, daß man ihr keine neuen und noch größeren Zugeſtändniſſe zumuthen könne. Fruchtlos blieben die Vermittlungsverſuche des kurmainziſchen Bevollmächtigten Grafen Stadion, und auch die diplomatiſchen Kunſtgriffe des aalglatten Wrede brachten keine Wirkung mehr hervor. Wenn er ſich erſt kurz vor der Rückkehr des Königs nach England in Hannover einfinden werde, hatte Wrede gedacht, ſo könnte es ihm noch am eheſten gelingen, in der leicht begreiflichen Ungeduld Georgs und ſeiner Miniſter, vor ihrer Abreiſe die Sache zum Abſchluſſe zu bringen, die Annahme der pfälziſchen Forderungen zu erreichen. So ſchlau dieſe Berechnung auch ſein mochte, ſo ſchlug ſie dennoch fehl, und neuerdings kehrte König Georg unverrichteter Dinge nach England zurück.

Aber dieſer Mißerfolg ſchreckte weder ihn ſelbſt noch ſeine einflußreichſten Rathgeber davon ab, für die Verwirklichung des bisher mit ſo vieler Hartnäckigkeit verfolgten Planes auch noch fortan mit nicht geringerem Eifer thätig zu ſein. Da die ſpezielle Sendung Lord Hyndfords im Jahre 1752 erfolglos geblieben war, erſchien ſchon im Juli 1753 ein neuer Delegirter der engliſchen Regierung in Wien, um den Kaiſerhof zu all den Opfern zu vermögen, welche die Gewinnung der deutſchen Kurfürſten für die Wahl des Erzherzogs ihm auferlegen ſollte. Aber auch jetzt wieder war dieß ein fruchtloſes Beginnen; Sir Charles Hanbury Williams vermochte in Wien nicht mehr auszurichten, als dieß vor ihm Lord Hyndford und Robert Keith, der

engliſche Miniſter am Kaiſerhofe, im Stande geweſen waren. Selbſt die draſtiſchen Mittel der Ueberredung, welche Sir Charles in Anwendung brachte, änderten hieran nichts, und ſogar die Verſicherung, in den Straßen Wiens werde gar bald das Gras wachſen, wenn die Kaiſerkrone auf ein anderes Fürſtenhaus übergehe [347]), blieb ohne Eindruck auf die Kaiſerin und ihre Umgebung.

Ueberhaupt war der engliſche Bevollmächtigte nicht eben glücklich in der Wahl ſeiner Argumente. So konnte es gewiß nur die entgegengeſetzte Wirkung von derjenigen, die er wünſchte, hervorbringen, wenn er der Kaiſerin auf ihre Klage über die vorſchnelle Unterzeichnung der Friedenspräliminarien von Aachen durch die Seemächte trocken erwiederte, ſie ſei die einzige Perſon in Europa, welche ſich der Ueberzeugung verſchließe, daß gerade jener Unterzeichnung das Haus Oeſterreich ſeine Rettung verdanke [348]).

Auch die Wohlthaten, welche England dem Wiener Hofe durch Gewährung reichlicher Subſidien während der Dauer des Erbfolgekrieges erwieſen hatte, wurden von Williams der Kaiſerin in nicht ſehr delicater Weiſe vor Augen gerückt. Da war es denn auch kein Wunder, daß Maria Thereſia, wie Sir Charles berichtet, von ſeinen Worten nicht eben erbaut war. Und es mag für ſeine Aufrichtigkeit, aber nicht für ſeine diplomatiſche Geſchicklichkeit zeugen, wenn er bemerkt, er konnte von demjenigen nicht abgehen, was er für wahr hielt. „Eure Herrlich„keit haben mich beauftragt", ſchreibt er dem Herzoge von Newcaſtle, „mit Freimuth zu ſprechen, und ich that ſo".

Dieſen Grundſatz befolgte der Abgeſandte der engliſchen Regierung auch bei ſeinen Beſprechungen mit den Miniſtern der Kaiſerin. Aber in dem Augenblicke wenigſtens, als Williams die öſterreichiſche Hauptſtadt verließ, ſtanden dort nicht mehr Ulfeld und Bartenſtein an der Spitze der Geſchäfte. Der Erſtere hatte an dem Grafen Wenzel Kaunitz einen Nachfolger erhalten, und in Folge deſſen war Bartenſtein von einem Poſten entfernt worden, von dem aus er durch mehr als ein Vierteljahrhundert die Staatsgeſchäfte Oeſterreichs nach ſeinem Willen gelenkt hatte.

Zwölftes Capitel.

Kaunitz in Paris.

Bald nach Abſchluß des Aachner Friedens hatte man ſowohl in Wien als in Paris an die Wiederanknüpfung der diplomatiſchen Beziehungen zwiſchen Oeſterreich und Frankreich gedacht. Der Geſandtſchaftsbeamte Cornel Ludwig de Launay erſchien zuerſt von öſterreichiſcher Seite in Paris; er ſtarb jedoch bald und wurde durch den Legationsſecretär Johann Karl von Mareſchal erſetzt. Frankreich aber ſandte einen Mann Namens Blondel, einen nahen Verwandten jenes du Theil, welcher zugleich mit dem Grafen von Saint-Severin für die franzöſiſche Regierung den Aachner Frieden unterzeichnet hatte, als ſeinen Geſchäftsträger nach Wien.

Blondel kam einige Monate früher an den Ort ſeiner Beſtimmung, als die Kaiſerin ihren Miniſtern die Aufgabe ſtellte, ihre Gedanken über das politiſche Syſtem kundzugeben, welches Oeſterreich den fremden Staaten gegenüber von nun an befolgen ſolle. Auch Kaunitz war damals noch nicht in Wien. Dennoch ſprach Maria Thereſia ſchon in der erſten Audienz, welche ſie Blondel ertheilte, dem Repräſentanten Frankreichs gegenüber in einem Sinne ſich aus, welcher die Anſchauungen wenigſtens ahnen ließ, die binnen kurzem durch Kaunitz in unzweideutige Worte gekleidet und in einen beſtimmten Plan gebracht wurden. Thunlichſte Annäherung an Frankreich und allmälige Loslöſung desſelben von dem Bündniſſe mit Preußen war die Parole, welche Kaunitz

ausgab, und die auch Maria Thereſia zu der ihrigen gemacht zu haben ſchien. Wenigſtens erging ſie ſich in jener erſten Beſprechung mit Blondel in Ausdrücken der Unzufriedenheit mit den Seemächten, von denen ſie ſowohl während des Krieges als der Friedensverhandlungen zu Aachen im Stiche gelaſſen worden ſei. Sie knüpfte hieran die Verſicherung ihres Bedauerns, daß im Herbſte des Jahres 1741 der Hofkriegsrath von Koch, auch jetzt noch ihr vertrauter Secretär, zu ſpät nach Frankfurt gekommen ſei, um in geheimer Verhandlung mit Belleisle eine Ausſöhnung zwiſchen den Höfen von Wien und Verſailles zu Stande zu bringen [389]). Viele tauſend Menſchenleben und viele Millionen an Geld würden Frankreich dadurch erſpart worden ſein [390]).

Auch ſonſt war Maria Thereſia eifrig bemüht, durch Aufmerkſamkeiten aller Art Blondel für den Wiener Hof einzunehmen und ſo durch ſeine Vermittlung in Paris einer günſtigeren Stimmung für Oeſterreich Eingang zu verſchaffen. Selbſtgefällig rühmt ſich Blondel ſeiner Regierung gegenüber, wenn er zu kleineren Hoffeſten, bei welchen die Kaiſerin nur einen vertrauteren Kreis um ſich verſammelte, mit den ihm am Range weit voranſtehenden Botſchaftern des Papſtes und Venedigs, den Geſandten Englands und Hollands geladen wird. Und als Maria Thereſia, wie es bei ihr ſo oft ſich ereignete, neuerdings auf dem Punkte ſtand, Mutter zu werden, kündigte ſie ihren Entſchluß an, für den Fall der Geburt eines Erzherzogs den König von Frankreich zum Taufzeugen zu bitten.

Dieſe entgegenkommenden Schritte der Kaiſerin erregten natürlicher Weiſe bei demjenigen, wider den ſie zunächſt gerichtet waren, bei dem Könige von Preußen lebhafte Unruhe. Er wurde nicht müde, Blondel bei der franzöſiſchen Regierung zu verklagen und von ihm zu behaupten, er ſei von Oeſterreich völlig gewonnen worden. Und Friedrich fand in der That bei dem Hofe von Verſailles Gehör für dieſe Beſchuldigung. Gar bald tritt in vertraulichen Aufzeichnungen aus jener Zeit die Meinung hervor, man werde durch Blondel in Paris nichts ausrichten können, indem man in Folge der Anklagen des Königs von Preußen ihm dort nicht mehr ſo viel Zutrauen ſchenke als zuvor [391]).

Uebrigens war ja die ganze Anwesenheit Blondels in Wien, so wie diejenige Mareschals in Paris nur der vorbereitende Schritt zur Absendung diplomatischer Repräsentanten, welche insbesondere nach den Begriffen der damaligen Zeit dem Range der beiderseitigen Monarchen und der Macht ihrer Staaten allein entsprachen. Maria Theresia schwankte keinen Augenblick in der Wahl des Mannes, den sie für den einzig geeigneten ansah zur Uebernahme dieser Mission. Es war dieß kein Anderer als ihr Bevollmächtigter bei den Friedensverhandlungen zu Aachen, Graf Wenzel Kaunitz.

Noch ehe jene Verhandlungen vollständig beendigt waren, hatte man in Wien den Gedanken gefaßt, den Grafen Kaunitz je nach seiner Wahl entweder nach England oder nach Frankreich als Botschafter zu senden [392]). Kaunitz aber war wenigstens vor der Hand nicht darauf eingegangen, sondern er hatte den lebhaften Wunsch ausgesprochen, einige Zeit hindurch sich selbst, der Pflege seiner Gesundheit und der Ordnung seiner Privatverhältnisse leben zu können. Als eine Gunst der Kaiserin nahm er die Erlaubniß in Anspruch, sich nach Wien begeben zu dürfen [393]). Als er jedoch im Jänner 1749 dort eingetroffen war, und sich in Folge seiner Ernennung zum Mitgliede der geheimen Conferenz an den Berathungen betheiligte, welche die Kaiserin über die Aufstellung eines neuen politischen Systems abhalten ließ, als endlich durch sein Auftreten ein Gedanke als der für die Zukunft maßgebende angenommen wurde, welcher ein vollständiges Verlassen der bisher betretenen Bahnen in sich schloß, da war es wohl nicht anders als natürlich, daß nun auch Kaunitz dem Begehren der Kaiserin sich nicht länger entziehen konnte, bei der Ausführung dieses Gedankens als Mitwirkender thätig zu sein, ja den wichtigsten und schwierigsten Theil der Aufgabe zu übernehmen. Dieser aber fiel wohl schon der Natur der Sache nach dem neu zu ernennenden Botschafter Oesterreichs am französischen Hofe zu.

Graf Kaunitz hatte damals, im Februar 1749, sein achtunddreißigstes Lebensjahr eben vollendet. Seit dem Augenblicke, in welchem er als Gesandter Maria Theresia's am Turiner Hofe beglaubigt worden war, hatte er sich als tüchtiger und eifriger Theilnehmer an den wichtigsten Verhandlungen bemerkbar gemacht. In hervorragendster Weise

war jedoch seine ganz ungewöhnliche Befähigung bei den Aachner Friedensverhandlungen in den Vordergrund getreten. Wie früher von Cristiani gesagt wurde, kann auch von Kaunitz behauptet werden, daß Jedermann, der mit ihm zu thun hatte, er mochte ein unparteiischer Beurtheiler, ein Anhänger oder ein Gegner seiner Person und seiner Meinungen sein, doch überströmte in dem Lobe seiner außerordentlichen Begabung. „Er ist der am meisten Vertrauen genießende Conferenzminister", schreibt über ihn der venetianische Botschafter Tron, „und durch seine Klugheit „und sein Ansehen bei der Kaiserin hat er bei vielen Berathungen den „Ungestüm Ulfelds zu mäßigen gewußt [394])". Der französische Geschäftsträger Blondel berichtet, daß alle Welt in der Meinung übereinstimme, Niemand sei befähigter als Kaunitz zur Uebernahme des Postens, welchen Ulfeld gegenwärtig bekleide [395]). Und Ulfeld selbst konnte wenigstens so lang, als er noch nicht gewahr wurde, welch ein gewaltiger, ja überlegener Nebenbuhler ihm an Kaunitz heranwuchs, sich nicht entschlagen, den Talenten desselben Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. „Kaunitz „kommt früh dazu", sagt Ulfeld im März 1748 in einem Berichte an die Kaiserin, in welchem er über einige in Antrag gebrachte Verleihungen des Ordens vom goldenen Vließe sich ausspricht, „aber er hat „sich auch durch seine Fähigkeit früh hervorgethan, und ich wünschte nur, „daß Eure Majestät noch mehrere solche Leute besäßen und ihnen Ihr „Zutrauen zu schenken vermöchten" [396]).

Freilich änderte Ulfeld gar bald seine Sprache über Kaunitz, als er von dem allmäligen Ueberhandnehmen seines Einflusses sich mehr und mehr überzeugte. „Des Grafen Kaunitz Schrift", so läßt sich Ulfeld in einem eigenhändigen Berichte [397]) an die Kaiserin über ein politisches Gutachten vernehmen, welches Kaunitz ausgearbeitet hatte, „überweiset mich nicht mehr als seine frühere Anmerkung. Sie ist mit „einiger Ereiferung und so hochtrabend geschrieben, daß sie mir Eckel „verursacht. Denn worin besteht der Vorschlag des Grafen Kaunitz, „von welchem er behauptet, daß er genehmigt worden sei, als in dem„jenigen, was auch mein Votum und die übrigen enthielten".

Wenn Ulfeld durch diese und ähnliche Ausfälle das steigende Ansehen des Grafen Kaunitz bei der Kaiserin zu untergraben sich bemühte,

ſo iſt er mit dieſem Vorhaben doch kläglich geſcheitert. Wie ſehr dieß der Fall war, geht aus einem vertraulichen Briefe der Kaiſerin an ihren Cabinetsſecretär Koch deutlich hervor. „Ich habe", ſo ſchreibt ſie ihm am 14. Mai 1750, indem ſie ihm eine von Kaunitz entworfene Staatsſchrift über die Barriere-Angelegenheit zurückſandte, „ich habe „Kaunitz' Arbeit geleſen und beſchäftigte mich mit ihr einen ganzen Tag, „während deſſen ich an Fieber und ſtarken Kopfſchmerzen litt. Aber ich „kann ſagen, daß mich am Abende die Genugthuung vollſtändig geheilt „hatte, die ich empfand, einen ſolchen Mann und an ihm die einzige Hülfe „für mein Miniſterium zu beſitzen. Je mehr ich ihn ſchätze, deſto mehr „zittere ich für ihn und ſeine Erhaltung, und deſto mehr fühle ich wie „ſehr er mir hier abgehen wird" [398]).

Zu jener Zeit war alſo die Abſendung des Grafen Kaunitz nach Paris ſchon eine unwiderruflich beſchloſſene Sache, während er doch früher wenigſtens Blondel gegenüber ſich das Anſehen gegeben hatte, als zögere er mit der Uebernahme des wichtigen und glänzenden Poſtens, den die Kaiſerin ihm zudachte. Auch die großen Koſten hob er hervor, welche die Pariſer Botſchaft ihm verurſachen müſſe, und er wies darauf hin, daß Fürſt Wenzel Liechtenſtein, welcher vor dem Ausbruche des Erbfolgekrieges den Kaiſerhof in Frankreich vertrat, immer behauptete, dort dritthalb Millionen Gulden verausgabt zu haben. Dennoch mag ſein Entſchluß, dem Rufe der Kaiſerin zu folgen, nicht allzulang geſchwankt haben. Mit großem Aufwande traf er die Vorbereitungen zu ſeiner Sendung nach Paris; freilich befolgte er dabei nur das Beiſpiel, welches man in Frankreich mit der Ausrüſtung des neuernannten Botſchafters in Wien, des Marquis von Hautefort gab. Mit einem zahlreichen Gefolge von Geſandtſchaftscavalieren, Secretären und Dienern ging endlich Kaunitz im October 1750 nach Paris. Ungefähr zu gleicher Zeit kam Hautefort nach Wien, wo er von Seite des Hofes in zuvorkommendſter Weiſe empfangen wurde. Denn über alle Bedenklichkeiten, welche von einem Theile ihrer Umgebung gegen eine Verletzung der ſtrengen Regeln der Etiquette erhoben wurden, ſetzte ſich die Kaiſerin ſorglos hinweg. Und auch ihr Gemal zeigte ſich voll Zuvorkommenheit gegen den franzöſiſchen Botſchafter. Er ſuchte hiedurch der ziemlich all-

gemein verbreiteten Meinung entgegen zu wirken, als ob er grundsätzlich ein Widersacher Frankreichs und ein persönlicher Feind Ludwigs XV. sei.

Auch Hautefort gegenüber sprach die Kaiserin von ihren politischen Planen mit einer ziemlich weitgehenden Offenheit. Was Schlesien angehe, sagte ihm Maria Theresia, gebe man ihr Schuld, daß sie an nichts denke als an dieses Land. „Ich behaupte nicht", fügte sie hinzu, „daß ich dessen Verlust nicht bedaure. Ich sage auch nicht, daß wenn „der Lauf der Zeit günstige Umstände hiezu herbeiführen würde, ich „nicht an dessen Wiedererlangung dächte. Aber ich wiederhole es Ihnen, „für den gegenwärtigen Augenblick denke ich keineswegs daran."

Daß sie sich wenigstens für eine spätere Zeit mit dem Gedanken an die Wiedereroberung Schlesiens beschäftigte, war diesen Worten der Kaiserin ziemlich deutlich zu entnehmen. Nicht minder aufrichtig war sie gegen Hautefort, wenn sie ihm von der Aufnahme sprach, welcher ihre Absicht einer größeren Annäherung an Frankreich in diesem Lande begegnen werde. „Ich fürchte nicht die Denkungsweise des Königs", sagte sie ihm, „ich fürchte nur das, was ihm mittelbar oder unmittel„bar die Leute eingeben werden, deren hauptsächlichstes Interesse darin „besteht, uns so weit als möglich von einander zu entfernen [399])."

Wenn auch die Kaiserin mit den letzteren Worten wohl zunächst auf den König von Preußen hindeutete, so wollte sie gewiß nicht weniger durchblicken lassen, daß es auch in Frankreich selbst einflußreiche Leute genug gebe, welche eine Annäherung zwischen den beiden Staaten, die sich durch so lange Zeit feindselig gegenüber gestanden hatten, zu vereiteln suchen würden. Und so verhielt es sich denn auch in der That. Wohl wird in hervorragenden Geschichtswerken die Behauptung aufgestellt, daß schon in dem Augenblicke, in welchem Kaunitz sich noch in Wien befand und wenigstens vor den Augen der Uneingeweihten seine Sendung nach Paris noch keineswegs als eine feststehende Sache galt, er alle Einleitungen zu directen Verhandlungen mit der allmächtigen Maitresse des Königs von Frankreich, der Marquise von Pompadour, getroffen hatte. Allein die geheimsten Aufzeichnungen der Wiener Archive enthalten hievon keine Spur. Und selbst wenn Kaunitz von einer gün-

ſtigen Stimmung der Marquiſe für den Wiener Hof und ihrer Abneigung gegen den König von Preußen unterrichtet geweſen wäre, ſo täuſchte er ſich doch darüber gewiß nicht, daß die Anſchauungen der einflußreichſten franzöſiſchen Staatsmänner einem künftigen Bündniſſe mit Oeſterreich wenigſtens damals noch wenig geneigt waren, daß vielmehr ganz außerordentliche Hinderniſſe überwunden werden mußten, ehe man auch nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit hoffen durfte auf eine Verwirklichung jenes Planes.

Die erſten Berührungen wenigſtens, welche zwiſchen dem öſterreichiſchen Geſchäftsträger Mareſchal und dem franzöſiſchen Hofe ſtattfanden, waren nicht gerade ermuthigender Art, und himmelweit verſchieden von dem Entgegenkommen, welches Blondel bei Maria Thereſia gefunden hatte. Eine eigentliche Audienz bei dem Könige wurde Mareſchal verweigert; bei ſeiner Vorſtellung am Hofe ſprachen weder der König noch die Königin oder ſonſt Jemand mit ihm auch nur ein Wort; ebenſo wenig war ihm geſtattet, ein ſolches an ſie zu richten [400]). Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Marquis von Puyſieux, behandelte ihn kalt, und Mareſchals Berichte ſind erfüllt von Schilderungen der feindſeligen Geſinnung, auf die er überall ſtoße. Man beabſichtige in Frankreich nichts, ſo ſchrieb er, um nur ein Beiſpiel zu erwähnen, einmal an Ulfeld, als dem Kaiſerhofe jeden Einfluß auf die „Weltſachen“ zu entziehen, ſeine Stellung gegen die anderen Staaten zu erſchweren, ihn von allen Seiten zu beunruhigen, Mißtrauen wider ihn zu erwecken, und die Dinge fortan in einem ſolchen Stande zu erhalten, „daß man uns immer mit fremden Waffen bekriegen und „wie bisher Deutſche durch Deutſche ſchwächen und aufreiben könne [401])“.

Auch die Inſtruction, welche die franzöſiſche Regierung dem Marquis von Hautefort ertheilte, iſt ein Beweis ihrer für Oeſterreich nicht eben wohlwollenden Geſinnung. In entſchiedenem Gegenſatze zu ihr ſteht diejenige, welche Kaunitz vor ſeiner Abreiſe erhielt [402]).

Da er, ſo heißt es darin, als Mitglied der geheimen Conferenz ihren Berathungen beigewohnt und an denſelben ſo großen Antheil gehabt habe, müſſe es als überflüßig erſcheinen, ihm gegenüber manchen

Punkt zu berühren, der ſonſt in geſandtſchaftlichen Inſtructionen beſprochen werde. Nur dasjenige wolle man nicht mit Stillſchweigen übergehen, was für ihn nöthig ſei, um von der Kaiſerin „eigentlicher Willens„meinung" vollſtändig unterrichtet zu ſein.

Vor Allem habe er ſein Augenmerk darauf zu richten, in einer Weiſe, welche weder bei den Seemächten Anſtoß erregen, noch Frankreich gegenüber als Zaghaftigkeit oder Demüthigung ausgelegt werden könnte, den franzöſiſchen Hof immer mehr von der friedliebenden Geſinnung der Kaiſerin und von ihrem aufrichtigen Verlangen zu überzeugen, zur Aufrechthaltung der Ruhe Europa's und zur Förderung des allgemeinen Wohlſtandes in ein dauerndes und inniges Freundſchaftsverhältniß mit Frankreich zu treten. So wenig als zu irgend etwas die Hand geboten werden dürfe, woraus die Seemächte Anlaß ſchöpfen könnten zu berechtigter Klage, ſo wenig dürfe man ſich auch von ihnen zu einem Schritte verleiten laſſen, der neuerdings zu einem Zerwürfniſſe mit Frankreich zu führen vermöchte. Erſt wenn dieſe Grundlage gegeben und die franzöſiſche Regierung von der Aufrichtigkeit der Geſinnung des Wiener Hofes überzeugt worden ſei, erſt dann könne man nach und nach daran arbeiten, bei Frankreich den Verdacht gegen Preußen zu vermehren. Doch dürfe ſolches nur allmälig und bei paſſender Gelegenheit geſchehen, um nicht durch übertriebenen Eifer mehr zu ſchaden als zu nützen.

Wie Kaunitz am beſten wiſſe, ſei der König von Preußen unabläſſig bemüht, Frankreich mit Mißtrauen gegen Oeſterreich zu erfüllen, ſich ſelbſt aber dem Cabinete von Verſailles unentbehrlich zu machen. Dieſen Beſtrebungen nachdrücklich entgegen zu wirken, ſei die Hauptaufgabe des Repräſentanten des Kaiſerhofes in Frankreich; über die Art aber, in welcher er zur Erreichung dieſes Zieles thätig zu ſein habe, werde er ſelbſt erſt an Ort und Stelle und nach eingehender Erforſchung der obwaltenden Verhältniſſe zu urtheilen vermögen.

So verſchieden alſo die Inſtruction, welche der Wiener Hof dem Grafen Kaunitz ertheilte, auch von derjenigen war, die Hautefort erhielt, ſo ſind ſie doch beide gleichmäßig als Beweis dafür anzuſehen, wie weit

entfernt man damals noch in Frankreich von jeder Annäherung an den Kaiserhof war. Daß trotzdem Ludwig XV. schon insgeheim durch die Marquise von Pompadour für Oesterreich gewonnen, und nur sein Ministerium noch in den früheren Anschauungen befangen gewesen sei, ist somit eine Behauptung, welche durch gar nichts bekräftigt, sondern vielmehr durch alle Zeugnisse, die wir über die damaligen Vorgänge besitzen, gründlich widerlegt wird.

Am meisten Gewicht unter diesen Zeugnissen verdienen ohne Zweifel die geheimen Berichte, welche Kaunitz seit seiner Abreise von Wien bis zu seiner Rückkehr dorthin durch die Vermittlung des Kabinetssecretärs Koch der Kaiserin erstattete [403]). Auch an den Kaiser, welcher bekanntlich der Annäherung an Frankreich weit weniger günstig gesinnt war als seine Gemalin, schrieb Kaunitz sehr häufig vertrauliche Briefe in französischer Sprache. In diesen Berichten, hauptsächlich aber in den Schreiben an Koch [404]) erzählt Kaunitz genau und ausführlich seine Erlebnisse am französischen Hofe und den Gang der Verhandlungen, mit denen er betraut war. Er schildert den zuvorkommenden Empfang, welchen der König und der Marquis von Puysieux ihm bereiteten. Ludwig XV. habe zu ihm, so sagt er, wie zu einem alten Bekannten und mit einer Vertraulichkeit gesprochen, über welche alle Welt sich verwunderte. In den Gesichtszügen des Königs und in seiner ganzen Haltung habe er, behauptet Kaunitz, große Aehnlichkeit mit dem Kaiser gefunden. Puysieux besitze, wie er ihn zuvor schon gekannt, eine edle Seele, ein vornehmes und doch zugleich sanftes Wesen, einen wahrheitsliebenden Charakter [405]). Auch der Marquise von Pompadour habe er sich genähert und ihr Aufmerksamkeiten erwiesen; er wisse daß dieß dem Könige angenehm, und daß die Marquise selbst ihm dafür dankbar gewesen sei [406]).

Wurden die persönlichen Beziehungen des Königs von Frankreich und seiner Minister zu Kaunitz, diesem eben so hochgestellten als hochbegabten Staatsmanne, gleich von Anfang an bei weitem bessere, als sie es zu dem sowohl seiner Stellung als seiner Befähigung nach wenig bedeutenden Geschäftsträger Mareschal gewesen waren, so blieb doch das politische Verhältniß zwischen Oesterreich und Frankreich noch lange Zeit dasselbe. Ja man kann nicht einmal behaupten, daß es Kaunitz persön-

lich gelungen wäre, auch nur allmälig Bahn zu brechen für die weit ausſehenden Plane, auf deren Verwirklichung er ausging.

Wie ſchwer man in Frankreich von der alten Abneigung und dem alten Mißtrauen gegen Oeſterreich ſich losmachen konnte, zeigt am deutlichſten die Haltung des franzöſiſchen Hofes in der Angelegenheit der Wahl des Erzherzogs Joſeph zum römiſchen Könige. Es iſt ſchon früher geſagt worden, daß neben dem preußiſchen zunächſt der franzöſiſche Einfluß es war, welcher den Bemühungen, dieſe Wahl zu Stande zu bringen, am mächtigſten und erfolgreichſten widerſtrebte. Auch die Anſtrengungen des Grafen Kaunitz, das Cabinet von Verſailles in dieſer Beziehung auf andere Gedanken zu bringen, blieben vollſtändig fruchtlos. Von großem Intereſſe iſt es, den Betrachtungen nachzugehen, durch welche Kaunitz dieſes Verfahren des franzöſiſchen Hofes ſich zu erklären ſucht. Auch in dieſem Punkte ſich ſtreng von Bartenſtein und ſeiner Schule unterſcheidend, welche ja noch heut zu Tage ſowohl unter Staatsmännern als Geſchichtſchreibern fortlebt, ſah Kaunitz nicht ſchon in jedem politiſchen Gegner einen verwerflichen Menſchen, wider den man nur in Anklagen und Drohungen ſich ergehen müſſe. Er trachtete ſich vielmehr an deſſen Stelle zu verſetzen, die Beweggründe ſeines Handelns zu erforſchen, und wenn er ſie vom Standpunkte des Gegners aus als begründet erkennen mußte, ſah er in der Gegnerſchaft allein noch kein ausreichendes Motiv zur Verurtheilung desſelben.

So vorurtheilslos geht er denn auch bei der Erklärung des damaligen Verfahrens der franzöſiſchen Regierung zu Werke. „Sie benimmt „ſich," ſo ſchreibt er am 20. November 1750 an Koch, „nach ihren eigenen „Intereſſen und nach ihrem augenblicklichen Syſtem. Sie beſitzt keine Ver„bündeten, die ſie nicht bezahlen muß, außer dem König von Preußen. „Sie fühlt ſich in ihrer ganzen Stärke und Größe; ſie kann ſich daher „weder ganz Europa noch ihren eigenen Geſchöpfen und Verbündeten „gegenüber mit der Rolle desjenigen begnügen, mit Ausſchluß deſſen „man thut, was man will" [107]). In Frankreich hege man den ſtärkſten Verdacht, ſchreibt Kaunitz ein andermal, daß Oeſterreich und Rußland einig ſeien in dem Gedanken eines Angriffes auf den König von Preußen. Am ärgſten aber ſei das Mißtrauen gegen England, und ihm werde

man niemals den Ruhm gönnen, allein ein so großes Werk wie die Wahl des Erzherzogs zu vollbringen. Darum werde man in Frankreich nie davon abgehen, den König von Preußen und den Kurfürsten von der Pfalz in ihrem Widerstreben gegen diese Wahl zu unterstützen. Nur die Gewinnung jener beiden Fürsten und die Zustandebringung eines gütlichen Einvernehmens mit Frankreich könnte hierin eine Aenderung herbeiführen [408]).

„Sie haben sehr Recht", sagt Kaunitz in einem anderen Briefe an Koch, „wenn Sie glauben, daß dieser Hof mit dem von Berlin Alles „vereinbart, was sich auf die Wahl des römischen Königs bezieht. Es „werden noch viele Veränderungen in dem allgemeinen System eintre„ten müssen, um mit der Hoffnung sich schmeicheln zu können, diese „Vereinigung zu brechen oder wenigstens zu vermindern" [409]). Er finde Puysieux, setzt Kaunitz hinzu, zwar verständig und gerecht, aber allzu geneigt, sich überreden und irrige Meinungen beibringen zu lassen. Er hoffe ihm nach und nach über die falschen Einflüsterungen des Königs von Preußen die Augen öffnen zu können; er werde jedoch nur vorsichtig und allmälig vorgehen, und er hoffe hiedurch größere Erfolge als mit den ewig wiederkehrenden Klagen und Vorwürfen zu erzielen. „Man fördert die Dinge nicht, indem man sie überstürzt." Man möge daher auch, fügt Kaunitz mit einem bedeutsamen Seitenblicke auf Ulfeld und Bartenstein hinzu, den übrigens Maria Theresia auch auf sich selbst beziehen konnte, in Wien ein gleiches Verfahren beobachten und sich nach und nach aller Ausbrüche des Unmuthes gegen den König von Preußen enthalten. Denn sonst werde man, statt die gewünschte Wirkung zu erzielen, nur das Bündniß zwischen ihm und Frankreich immer fester knüpfen, keineswegs aber, wie Oesterreichs Interesse so dringend es fordere, dasselbe nach und nach schwächen und lösen.

Auch in einem späteren Briefe an Koch, und zwar vom 11. Dezember 1750, kommt Kaunitz auf das Bündniß zwischen Frankreich und Preußen zurück. Er finde dasselbe und das Einverständniß der beiden Regierungen über die meisten politischen Angelegenheiten, sagt er auch jetzt wieder, so natürlich und so sehr dem gegenwärtigen Stande der Dinge und Frankreichs Interesse entsprechend, daß er darüber keinen

Augenblick erſtaunt ſei. „Der König von Preußen," fährt Kaunitz fort, „iſt Frankreichs Verbündeter und wir ſind es nicht. Und welch ein „Verbündeter iſt er noch überdieß? Ein ſolcher, ohne deſſen Macht und „Anſehen Frankreich ſeine jetzige ſchöne Rolle in der Welt nicht ſpielen „würde. Es iſt daher nur ſelbſtverſtändlich, daß man hier für ihn mehr „Rückſicht und Zutrauen hat als für uns" [410]).

Was ſeine eigene Geſchäftsführung in Frankreich betreffe, ſo rufe er ſich, ſagt Kaunitz in einem anderen Briefe an Koch, gar oft den Ausſpruch Philipps II. in's Gedächtniß zurück, daß man zwar das Vollkommene anſtreben, ſich jedoch gleichzeitig auch mit dem Guten begnügen müſſe [411]). Man ſei am Hofe von Verſailles im Ganzen nicht mehr ſo feindſelig gegen Oeſterreich geſinnt als zuvor, und der Wiener Hof würde vielleicht manche Beweiſe des Wohlwollens von franzöſiſcher Seite erhalten, wenn man dort nicht in der ſteten Beſorgniß ſich befände, bei dem Könige von Preußen Anſtoß zu erregen. Darum baue der letztere auch mit Zuverſicht auf die Freundſchaft Frankreichs, und Friedrich wiſſe gar wohl, wie ſchwer es falle, an Frankreichs gegenwärtigem, ſo tief eingewurzeltem politiſchen Syſteme eine Aenderung durchzuſetzen.

„Das hieſige Miniſterium beobachtet," ſo heißt es in einem Briefe an Koch vom 18. Dezember 1750, „ſein eigenes Syſtem; das ſcheint „mir ganz natürlich, und wir können nichts Beſſeres thun als das Gleiche. „Keine kleinlichen Eiferſüchteleien, keine Starrſinnigkeit, und einen einzi„gen Zielpunkt, das Intereſſe unſerer Monarchin. Dieſer kleine Mann„heimer Hof ſcheint mir gefährlicher als jeder andere zu ſein; er be„folgt den gleichen Grundſatz und ſeine Miniſter verſtehen ſich vollſtän„dig unter einander. Der ganze Unterſchied, welchen wir zwiſchen ihrem „und unſerm Verfahren zulaſſen ſollten, beſteht darin, daß wir in Treue „und Glauben ſowohl dieſen als alle übrigen Höfe Europa's über„treffen müſſen; das wird immer die beſte Politik des Hauſes Oeſter„reich ſein [412])".

Wo ſolche Grundſätze nicht etwa in Depeſchen, welche für die Oeffentlichkeit oder zur Mittheilung an fremde Regierungen beſtimmt waren, ſondern in vertraulichen Briefen ausgeſprochen werden, die vor

Jedermann geheim bleiben, und nur dem Auge der Kaiserin selbst zugänglich werden sollten, da darf man wohl behaupten, daß man nicht von vorneherein darauf ausging, die Politik des eigenen Staates in verächtlichen Winkelzügen sich bewegen zu lassen, sondern daß man so viel als nur immer möglich an dem Gedanken festhielt, nicht unlautere Mittel zur Erreichung der Ziele zu gebrauchen, die man als ein Gebot des Staatswohles ansah.

Als einen peinlichen Zwischenfall empfand man es in Wien, daß derjenige, in dessen Hände die Ausführung jener Entwürfe zunächst gelegt war, daß Kaunitz schon zwei Monate nach seinem Eintreffen in Frankreich sehr bedenklich erkrankte. Mehr als drei Monate hindurch war er ganz außer Stande, die Geschäfte seines Amtes zu besorgen, und als er dieselben wieder aufzunehmen vermochte, da mußte er der Kaiserin anzeigen, daß die Stimmung der französischen Regierung gegen Oesterreich sich noch immer nicht gebessert habe. König Friedrich fahre fort, seine Feindseligkeit gegen die Kaiserin unverhüllter als je zur Schau zu tragen, Frankreich aber sei mit ihm nach wie vor auf's engste verbunden. Eine Trennung zwischen Beiden herbeiführen zu können, dazu sei für jetzt wenigstens auch nicht die leiseste Hoffnung vorhanden [413]). Der Kaiserin eigenem Entschlusse müsse es anheimgestellt werden, ob unter solchen Umständen von dem Plane, welcher vor zwei Jahren als Richtschnur des von nun an zu befolgenden politischen Systems angenommen wurde, abzugehen [414]), oder ob an demselben auch jetzt noch festzuhalten und an seiner Verwirklichung fortzuarbeiten sei.

Diesem Berichte fügte Kaunitz eine ausführliche Denkschrift bei, welche seinem eigenen Ausspruche nach als eine Art Fortsetzung seines vor zwei Jahren abgegebenen Gutachtens über die Politik, welche Oesterreich von nun an befolgen müsse, anzusehen war.

Der Grundgedanke der Betrachtungen des Grafen Kaunitz bestand in der Wahrnehmung, daß England und Frankreich trotz ihrer sonstigen Feindseligkeit doch darin übereinstimmen, daß sie gleichsam wetteifernd den König von Preußen in dem Besitze Schlesiens zu erhalten und zu befestigen suchen. Von Frankreich geschehe dieß, weil es in König

Friedrich seinen besten und mächtigsten, ja fast einzigen Alliirten erblicke. Und in England besitze er nicht nur schon an und für sich eine starke Partei, sondern gerade dasjenige, was den persönlichen Unwillen des Königs Georg gegen Preußen errege, sei einem großen Theile des englischen Volkes willkommen. Dort wolle man keinen König, der die im Lande gesammelten Schätze zu Gunsten fremder Besitzungen verwende, die letzteren bevorzuge und gar leicht seine Hausmacht dereinst zur Unterdrückung der Freiheiten Englands zu mißbrauchen vermöge. Wollte König Georg dieß jemals unternehmen, so könnte ihm wohl an Friedrich von Preußen der mächtigste Gegner erwachsen, von dem es nicht undenkbar wäre, daß er das Beispiel befolge, welches dereinst Wilhelm III. durch sein Verfahren gegen seinen Schwiegervater Jakob II. gegeben habe. Friedrich besitze ja ohnedieß durch seine Geburt und das von der Königin Anna verordnete Thronfolgegesetz ein Anrecht auf die englische Krone.

Hiezu komme noch, daß Preußen durch so lange Zeit ein treuer Verbündeter Englands gewesen sei. Wenn es sich im Erbfolgekriege auf die Seite Frankreichs gestellt habe, so sei dieß, und man wisse solches in England genau, keineswegs aus Abneigung gegen das Letztere, sondern nur darum geschehen, weil man nur in solcher Weise die neue Eroberung Schlesien sich zu sichern vermochte. Trage nun auch England Sorge für die Festhaltung dieses Besitzes, so werde ihm gerade daraus die Hoffnung erwachsen, Preußen nach und nach wieder auf seine Seite zu ziehen und es loszulösen von dem französischen Bündnisse.

So klar man nun auch in Frankreich diese Zielpunkte der Politik Englands erkenne, so tief sei man doch auch von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Haus Oesterreich den Verlust Schlesiens nimmermehr verschmerzen, dessen Wiedererwerbung jederzeit anstreben, und sich daher mit Preußen niemals versöhnen werde. Wenn man in Oesterreich auf diesem Wege verharren wolle, so möge man bedenken, daß man Ursache genug habe, nicht vor Preußen allein, sondern auch noch vor zwei anderen gefährlichen Nachbarn, vor Frankreich und der Pforte gegründete Besorgnisse zu hegen. Jeden Augenblick könne die Letztere, insbesondere wenn der schon betagte, friedliebende Sultan sterben sollte,

zu ihrer früheren Befehdung Oesterreichs zurückkehren. Die Haltung Frankreichs aber müsse nach wie vor als eine drohende erscheinen. Unter solchen Verhältnissen würde man in Oesterreich sein eigenes Interesse verkennen, wenn man sich auf zwei Seiten der augenscheinlichsten Gefahr aussetzen wollte, um nach einer dritten Seite hin der leeren Hoffnung auf Wiedereroberung eines verlorenen Landes auch dann noch nachzujagen, wenn zur Verwirklichung eines solchen Planes gar keine Möglichkeit obzuwalten scheine. „Denn nicht nur die früheren Gegner und eifersüchti„gen Nachbarn, sondern auch die eigenen Verbündeten ergreifen nun „gegen einen solchen Plan auf's eifrigste Partei, und nur in diesem ein„zigen Punkte vereinigen sie ihre sonst sich überall bekämpfenden Bestre„bungen zu gemeinschaftlichem Handeln".

„Was bleibt nun", fährt Kaunitz wörtlich fort, „bei solchen Um„ständen für ein anderes vernünftiges Mittel zur Befestigung der eigenen „Sicherheit übrig, als endlich den Verlust Schlesiens gänzlich zu ver„gessen, dem Könige von Preußen dießfalls alle Sorge zu benehmen, und „ihn auf diesem Wege dereinst in die Allianz Oesterreichs mit den See„mächten zu ziehen?"

Um die Kaiserin leichter mit diesem Gedanken zu versöhnen, ruft ihr Kaunitz alle die Abtretungen in's Gedächtniß zurück, in welche das Haus Oesterreich sich schon gefügt habe. Seien Neapel und Sicilien aufgegeben worden, und habe man dem Könige von Sardinien so beträchtliche Gebiete zu Theil werden lassen, ja auf Frankreichs Bemühungen, die Kaiserin um Krone und Szepter zu bringen, vollständig vergessen und die frühere Feindschaft in wahre freundschaftliche Zuneigung verwandelt, so sei ja ein gleiches Verfahren auch gegen den König von Preußen oder dessen Nachfolger durchaus nicht unmöglich. Denn durch das Interesse des Staates und die eigene Sicherheit werde ein solch großmüthiger Entschluß unumgänglich erfordert. Und ein erster und öffentlicher Schritt zu vollständiger Aussöhnung mit Preußen sei ja schon dadurch geschehen, daß man die Garantie des Dresdner Friedens vom deutschen Reiche verlangte. Hiedurch habe man die überzeugendste Probe von der friedfertigen Gesinnung Oesterreichs gegeben.

Was endlich den König von Preußen betreffe, so liege ihm die Sicherstellung seiner schlesischen Erwerbung ohne Zweifel am meisten am Herzen. Durch welche Macht aber vermöge er vollständiger dieses Ziel zu erreichen, als gerade durch Oesterreich? Sei man nur einmal in Wien zu der Ueberzeugung gelangt, daß das eigene Interesse nichts dringender fordere, als Preußen über den Besitz Schlesiens ganz zu beruhigen, so würden auch die geeigneten Mittel hiezu nicht schwer zu finden sein. Wenn nur die Kaiserin den Verzicht auf Schlesien wiederhole, die erneuerte Gewährleistung des Besitzes dieser Provinz von Seite ihrer eigenen Verbündeten veranlasse, und auch im Uebrigen im Einvernehmen mit England ein politisches System annehme, welches demjenigen Frankreichs entgegengesetzt wäre, so fände Preußen hiebei seine vollständige Sicherheit, erhalte freie Hand an neue Eroberungen zu denken, und könne sich losmachen aus seiner beschwerlichen Abhängigkeit von Frankreich. Denn von dieser Macht habe es doch früher oder später dafür eine Wiedervergeltung zu besorgen, daß es sie während des letzten Krieges nicht weniger als dreimal im Stiche gelassen habe. Allerdings danke es König Friedrich seiner eigenen Klugheit und der Verblendung der Anderen, daß England und Frankreich bisher für ihn gleichzeitig arbeiteten. „Wer aber so viel Verstand besitzt wie er, der traut auf die „Länge solchen Kunstgriffen nicht und sucht solidere Maßregeln zu er„greifen, sobald sich nur hiezu die rechte Gelegenheit bietet“ [415]).

Man kann sich wohl denken, welch tiefen Eindruck diese Mittheilungen des Grafen Kaunitz, welche mit den, ehedem von ihm selbst gemachten Vorschlägen in so entschiedenem Widerspruche standen, in Wien hervorbringen mußten. Wenn sie denjenigen, die von Anfang an für das Festhalten an dem Bündnisse mit den Seemächten gestimmt waren, nur willkommen sein konnten, so mochten die Wenigen, die dem früheren Vorschlage des Grafen Kaunitz beigestimmt hatten, und unter ihnen die Kaiserin selbst, sich durch das Verschwinden der Aussicht auf die Verwirklichung jener Plane um so ärger enttäuscht fühlen. Denn wenn schon der Urheber derselben und ihr wärmster Vertheidiger an der Möglichkeit ihrer Durchführung verzweifelte, so konnte wohl nicht leicht Jemand fortfahren, noch an deren künftige Realisirung zu glauben.

Leider fehlt es an einem schriftlichen Zeugnisse über die Aufnahme, welche der Bericht des Grafen Kaunitz bei Maria Thereſia fand. Nur das wissen wir aus einem späteren Briefe des Ersteren an Koch, daß die Kaiserin zwar von einem Bündnisse mit Preußen so weit entfernt war als je, daß sie jedoch demjenigen, welcher ihr gegenüber diesen Gedanken auszusprechen gewagt hatte, wegen seiner freimüthigen Kundgebung nicht zürnte. Sie ließ ihm vielmehr ein neues Zeichen ihres Vertrauens zu Theil werden, für welches ihr Kaunitz auf's lebhafteste dankte [416]). Und sie scheint sich von nun an noch ernstlicher als zuvor mit dem Gedanken beschäftigt zu haben, Kaunitz an Ulfelds Stelle mit der Leitung der auswärtigen Geschäfte zu betrauen [417]). Als aber die Nachricht einging, daß Kaunitz sich noch immer nicht recht zu erholen vermöge und vielleicht sogar eine neue Erkrankung zu besorgen sei, schrieb Maria Thereſia auf ein Referat, welches ihr Bartenstein hierüber erstattete, die Worte: „Wann er wieder anfangt, so ist alles aus. Wird „das Ende wie bei armen Wegner sein, wo recht betrübt bin" [418]).

Kurze Zeit nach dem Augenblicke, in welchem Kaunitz selbst auf dem Punkte stand, den Plan einer Gewinnung Frankreichs zu dereinstiger Bekämpfung Preußens vollständig fallen zu lassen, ja ihn sogar in dessen Gegentheil, die Versöhnung mit Preußen zu etwaigem Widerstande gegen Frankreich zu verwandeln, findet sich gleichwohl wieder eine Andeutung, wie schwankend doch damals seine eigene Meinung über das von Oesterreich zu befolgende politische System gewesen sein muß. Er erklärt später selbst, daß er an eine wirkliche Verbindung Oesterreichs mit Preußen nicht gedacht habe, noch jemals an eine solche denken werde [419]). Und in einem anderen Briefe an Koch begegnen wir zum ersten Male der Hinweisung auf die Möglichkeit, sich vielleicht des Einflusses der Marquise von Pompadour zur Erreichung politischer Zwecke zu bedienen.

„Wenn sich", schreibt Kaunitz am 22. August 1751, „Frau von „Pompadour in die auswärtigen Angelegenheiten mischen würde, habe „ich Ursache zu vermuthen, daß sie uns keine schlechten Dienste erweisen „könnte. Sie hat viel Güte für mich und bezeigt mir einiges Vertrauen. „In Compiegne hatte ich durch den Haushalt, den ich daselbst führte,

„Gelegenheit, den hervorragendsten Hofleuten, welche zu ihren Freunden „und dem kleineren Kreise des Königs gehören, Artigkeiten zu erweisen. „Ich weiß, daß der König dieß gut aufnahm, und daß mehrere dieser „Herren sehr zu meinen Freunden gehören. Man hat mir sogar zu „verstehen gegeben, daß wenn es ausführbar wäre, einen Botschafter „in den kleineren Kreis des Königs zu ziehen, solches mit mir geschehen „würde; aber es ist dieß eben unmöglich. Kurz, ich weiß nicht wie es „zuging, aber es ist wahr, daß der König und Frau von Pompadour „und ihre ganze Umgebung viel Güte für mich haben. Alles dieß hat „freilich keinen Einfluß auf die eigentlichen Geschäfte, aber derartige „persönliche Zuneigungen verderben doch nichts, und können bei günsti„ger Gelegenheit von bedeutenden Folgen sein“ [420]).

Wenn etwa Kaunitz in diesen Worten eine leise Hoffnung aussprechen wollte, durch den Einfluß der Marquise von Pompadour für seine Plane doch noch Boden zu gewinnen am Hofe von Versailles, so war die Veränderung, welche damals im französischen Ministerium eintrat, kein günstiger Umstand hiefür. Zu Kaunitz' lebhaftem Bedauern verließ der ihm persönlich befreundete und von ihm hochgeschätzte Marquis von Puysieux aus Gesundheitsrücksichten seinen Posten und wurde auf denselben durch den Marquis Saint-Contest ersetzt.

Kaunitz schildert den Letzteren als wenig bedeutend, langsam, unentschlossen, allen Einflusses bei dem Könige entbehrend und immer von der Besorgniß durchdrungen, seine eigene Stellung durch irgend einen Fehlgriff zu gefährden [421]). Und was die politischen Beziehungen Frankreichs zu Oesterreich betraf, so wich auch Saint-Contest nicht ab von den Pfaden, welche sein Vorgänger gewandelt war, indem er es zwar an allgemeinen Freundschaftsversicherungen für Oesterreich nicht fehlen ließ, aber doch zugleich die feindselige Haltung nicht änderte, welche in allen wichtigen Fragen Frankreich gegen den Wiener Hof bisher beobachtet hatte.

Es war ein bedeutsamer Gewinn für die Plane, welche Maria Theresia verfolgte, daß es ihr nach langer Verhandlung gelang, wenigstens einen der bourbonischen Höfe, den von Madrid, auf ihre Seite, und den Abschluß eines Freundschaftsvertrages mit demselben zu Stande zu bringen.

Der erſte Anſtoß hiezu ging inſofern von Spanien aus, als Cardinal Portocarrero, Spaniens Miniſter in Rom, zuerſt dem öſterreichiſchen Uditore di Rota Grafen Chriſtoph Migazzi den Wunſch zu erkennen gab, es möge durch ein dauerndes Bündniß zwiſchen Oeſterreich und Spanien den früheren Zwiſtigkeiten zwiſchen beiden Staaten ein für alle Mal ein Ende gemacht werden [422]).

In Wien konnte dieſe Mittheilung Migazzi's nur auf's Angenehmſte berühren. Wenn es gelänge, ſo wurde auch bei dieſem Anlaſſe wieder betont, zwiſchen den beiden mächtigſten Regentenhäuſern Europa's, den Bourbonen und dem Hauſe Oeſterreich dauernde Freundſchaft zu erzielen, dann würde mit einem Male jenen kleineren Höfen das Handwerk gelegt, deren ganze Politik bisher darin beſtanden habe, aus der Feindſchaft zwiſchen den großen Staaten für ſich ſelbſt Nutzen zu ziehen. Denn jedesmal hätten ſie ſich von demjenigen Staate, dem ſie gerade für den Augenblick ſich zuwandten, für ihre Dienſte gar theuer bezahlen laſſen [423]).

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß dieſe Anklage vornehmlich gegen Sardinien ſich richtete, wie denn der Hauptzweck einer engeren Verbindung zwiſchen Oeſterreich und Spanien, ganz abgeſehen von ihrer Rückwirkung auf Frankreich, in der Befeſtigung des Friedens in Italien und in der Sicherſtellung Oeſterreichs gegen jeden Angriff von dieſer Seite lag.

Daß die von Portocarrero zuerſt ausgeſprochene Meinung auch diejenige der ſpaniſchen Regierung ſein werde, glaubte man in Wien nicht bezweifeln zu dürfen. Denn auch der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Don Joſe Carvajal huldigte der Anſicht, welche damals in ſo vielen europäiſchen Cabineten die vorherrſchende war, der Staat bedürfe vor Allem des Friedens und der Erholung von den verderblichen Wirkungen des langjährigen Krieges, der ſo eben ſein Ende erreicht hatte. Die aus Indien kommenden Schätze ſollten endlich zum Beſten des Landes, und nicht mehr zur Führung aufreibender Kriege verbraucht werden. Und obgleich der Mann, welcher damals mit Carvajal in die Regierung Spaniens ſich theilte, der Miniſter des Krieges und der Finanzen, Marquis Enſenada, ſonſt mit Carvajal nicht einig

war, so pflichtete er doch wenigstens in dieser Beziehung dessen Anschauungen bei. Daher wurde denn auch Graf Nikolaus Esterhazy, welcher gegen Ende des Jahres 1750 zum bevollmächtigten Minister Oesterreichs am spanischen Hofe ernannt wurde [424]), sowohl von Carvajal als von Enfenada mit großer Zuvorkommenheit bewillkommt. Und auch die dritte Person, welche die beiden Minister an Einfluß wohl noch übertraf, der berühmte Sänger Farinelli legte aus eigenem Antriebe die größte Bereitwilligkeit an den Tag, zur Anknüpfung freundschaftlichster Beziehungen zwischen den beiden Regierungen thätig zu sein [425]). Da endlich die Königin Maria, welche eine fast unbeschränkte Macht ausübte über ihren Gemal, sowohl aus persönlicher Freundschaft für Maria Theresia, mit der sie als Tochter der Königin Marianne von Portugal, einer Tante der Kaiserin, ziemlich naher Blutsverwandtschaft sich rühmte, als aus richtiger Erkenntniß der gleichartigen Interessen beider Staaten einem Bündnisse mit Oesterreich günstig gesinnt war, schien die Zustandebringung desselben schon von vorneherein ziemlich gesichert [426]).

Ein mächtiges Bindemittel zur Eintracht zwischen beiden regierenden Familien lag auch noch in der Absicht, welche sowohl auf spanischer als auf österreichischer Seite gehegt wurde, eine Doppelheirat zwischen Prinzen und Prinzessinnen aus beiden Häusern zu stiften. Die Ehe des Königs von Spanien war zwar nicht mit Kindern gesegnet, wohl aber war dieß bei seinem Bruder, dem Könige Karl von Neapel der Fall, und dessen Botschafter in Wien, Fürst Camporeale trat zu Anfang des Jahres 1751 ganz ohne Vorbereitung plötzlich mit dem Antrage hervor, man möge seiner Zeit den Erzherzog Joseph mit der ältesten Tochter des Königs beider Sicilien, dessen ältesten Sohn aber mit einer Erzherzogin vermälen.

Allerdings wurde ihm erwiedert, daß man bei dem zarten Alter der Betheiligten nicht so lang im Voraus eine bindende Verpflichtung eingehen wolle. Aber gleichzeitig hatte man kein Hehl, daß man den Vorschlag willkommen heiße und dessen dereinstige Verwirklichung wünsche [427]). Vor der Hand beschränkte man sich darauf, dem Grafen Esterhazy den Entwurf eines Freundschaftsvertrages mit Spanien zu

überſenden. Derſelbe war von einem Briefe der Kaiſerin an die Königin von Spanien begleitet [428]), und Eſterhazy erhielt den Auftrag, Beides der Letzteren zu überreichen. Er begab ſich zu dieſem Ende nach Aranjuez; nachdem aber die ſpaniſche Hofſitte dem Grafen Eſterhazy jede Möglichkeit abſchnitt, allein mit der Königin zu ſprechen, bewog er Farinelli, ihm in dieſer Beziehung als Vermittler zu dienen. Er ſelbſt mußte ſich begnügen, aus Zeichen, welche ihm die Königin bei der allgemeinen Audienz gab, ſo wie aus dem Berichte Farinelli's zu entnehmen, daß ſie ſeine Botſchaft wohl aufgenommen habe. Auch von Seite des Miniſters Carvajal war hinſichtlich des Vertragsentwurfes das Gleiche der Fall [429]).

Der Tractat ſelbſt, welcher von Wien aus in Antrag gebracht wurde, hatte ſeiner Natur nach ein Defenſivvertrag zu ſein. Beide Mächte ſollten ſich zur Aufrechthaltung des Friedens und zu gemeinſchaftlichem Auftreten wider denjenigen verpflichten, der ihn zu brechen verſuchte. Für den Fall eines bewaffneten Angriffes wider einen der beiden Staaten wurde eine Truppenhülfe von zwölftauſend Mann, worunter viertauſend Reiter beantragt. Endlich ſollte dem gegenſeitigen Handel, und darin beſtand wohl die Hauptſache, welche insbeſondere für Trieſt und die öſterreichiſchen Niederlande von Werth war, jede nur irgend mögliche Begünſtigung zu Theil werden [430]).

Gegen die Grundſätze, welche durch den vorgeſchlagenen Vertrag zur Geltung gebracht werden ſollten, erhob die ſpaniſche Regierung keinerlei Bedenken. Wohl aber wurden ſolche in Bezug auf deſſen Ausdehnung vorgebracht, indem man in Wien die Hülfeleiſtung Spaniens für den Fall eines feindlichen Angriffes überhaupt in Anſpruch nehmen wollte, während Spanien ſie nur auf einen Angriff auf die öſterreichiſchen Beſitzungen in Italien, Toscana mit eingeſchloſſen, zu beſchränken gedachte.

Nur allmälig und widerſtrebend ſcheint man ſich in Wien zur Nachgiebigkeit in Bezug auf dieſen Punkt entſchloſſen zu haben. Allzugern hätte man ſich wenigſtens für den Fall eines Angriffes auf die deutſch-öſterreichiſchen Erbländer von Seite des Königs von Preußen der ſpaniſchen Hülfe verſichert. Aber man hielt in Madrid, und von

dem dortigen Standpunkte aus gewiß nur mit Recht, an dem Grundsatze fest, den man gleich ursprünglich zur Basis der ganzen Verhandlung gemacht hatte, daß zunächst die Aufrechthaltung des Friedens in Italien es sei, welche durch den neuen Vertrag gesichert werden sollte. Einer etwaigen Ruhestörung in Deutschland wollte man fern bleiben.

Ein anderer Zwischenfall bestand darin, daß auch der König von Sardinien Antheil zu nehmen wünschte an den Verhandlungen und an dem Vertrage. Da eine Sicherstellung nach dieser Seite hin dem Kaiserhofe gleichfalls nur willkommen sein konnte, so bot man in Wien hiezu bereitwillig die Hand. Aber hiedurch wurde der Fortgang der Verhandlungen ungemein verzögert, denn über die Bedingungen, unter denen der Beitritt Sardiniens stattfinden sollte, vermochte man sich nur schwer zu verständigen. Hiezu kam noch die Langsamkeit, mit der am Hofe zu Madrid alle Geschäfte besorgt wurden, und eine langdauernde Erkrankung des Grafen Esterhazy trug gleichfalls an dem Aufschube Schuld. Endlich scheint es fast, daß England, obwohl es erklärte, dem Vertrage nicht in den Weg treten, ja sogar Antheil an demselben nehmen zu wollen, ihm doch insgeheim entgegenwirkte. Denn es wollte ja niemals gern von Abmachungen hören, welche dem Handel der österreichischen Niederlande und der Stadt Triest zu Gute gekommen wären.

In dem Augenblicke endlich, in welchem Esterhazy, der wiederholt und dringend seine Abberufung verlangt hatte, durch den Grafen Migazzi ersetzt wurde, am 18. April 1752 erfolgte die Unterzeichnung des Vertrages. Doch geschah dieselbe vor der Hand nur durch Esterhazy und Carvajal; der sardinische Gesandte Marquis von San Marzano war noch nicht zum Abschlusse ermächtigt. Denn noch hatte man in Wien sich zur Erfüllung der Begehren nicht zu entschließen vermocht, welche von Seite des Turiner Hofes gestellt wurden. Außer einem Streite über die Gleichheit des Ranges, welche der König von Sardinien begehrte, während man sie in Wien nicht zugestehen zu sollen glaubte, meinte man auch dem Verlangen einer etwaigen Vertheidigung der Insel Sardinien nicht willfahren zu können, indem Oesterreich hiezu keine Seemacht besitze. Als endlich Maria Theresia sich auch hinsichtlich

dieſer Punkte zur Nachgiebigkeit verſtand, fand am 14. Juni 1752, und zwar für Oeſterreich durch den Grafen Criſtoph Migazzi, jetzt Erzbiſchof von Carthago und Coadjutor von Mecheln, die Unterzeichnung des Vertrages ſtatt, welcher nach dem Orte, an dem dieß geſchah, gewöhnlich der von Aranjuez genannt wird.

Oeſterreich und Spanien garantirten ſich durch denſelben den Beſitz ihrer eigenen Länder in Europa. Auch derjenige der Könige von Sardinien und Neapel, dann des Herzogs von Parma wurde garantirt; die Gewährleiſtung dieſer drei letzteren Fürſten dem Wiener Hofe gegenüber erſtreckte ſich jedoch nur auf die öſterreichiſchen Länder in Italien. Nur im Falle eines Angriffes auf die letzteren war die im Tractate näher bezeichnete Truppenhülfe zu leiſten. Doch konnte an Stelle derſelben auch eine Geldentrichtung treten, welche für je tauſend Mann Fußvolk monatlich achttauſend Gulden, für je tauſend Mann Reiter aber das Dreifache betrug. In Handelsangelegenheiten ſollten die gegenſeitigen Unterthanen den begünſtigtſten Nationen gleichgeſtellt ſein.

Man hatte ſich in dem Augenblicke, in welchem man die erſten Schritte zu dem nun vollendeten Werke unternahm, in Wien ohne Zweifel mit der Hoffnung geſchmeichelt, auf dem Umwege über Madrid in Paris einer günſtigeren Stimmung für Oeſterreich Eingang zu verſchaffen. Die zunehmende Erkaltung zwiſchen den beiden bourboniſchen Höfen vereitelte jedoch dieſe Erwartung. Aber auch hiedurch ließ Kaunitz ſich nicht abhalten, fortwährend thätig zu ſein zur Herbeiführung befriedigenderer Beziehungen zwiſchen Oeſterreich und Frankreich. Wie ſehr er hiebei von Maria Thereſia ſelbſt unterſtützt wurde, beweiſet der Umſtand, daß ſie ihm hunderttauſend Gulden anwies, um die Koſten eines feierlichen Einzuges in Paris zu beſtreiten. Denn nachdem ein ſolcher auch von Seite des franzöſiſchen Botſchafters Hautefort in Wien ſtattgefunden hatte, legte der König, der ſammt ſeinem vergnügungsſüchtigen Hofe viel auf derlei Feſtlichkeiten hielt, Werth darauf, daß dieß auch durch Kaunitz geſchehe. Am 17. September 1752, alſo faſt zwei Jahre nach ſeinem Eintreffen in Paris und nur kurz vor ſeiner Abreiſe von dort vollzog Graf Kaunitz unter unerhörtem Zuſammenſtrömen der ſchauluſtigen Pariſer ſeinen feierlichen Einzug.

Außer ihm nahmen noch die Grafen Starhemberg, Paar und Mercy in eigenen Staatscarrossen daran Theil. Er selbst erzählt, daß man von der Pracht und dem Geschmacke seiner Equipagen und des ganzen Aufzuges so entzückt gewesen sei, daß er nicht nur von Seite des Königs und des Hofes, sondern auch von der Pariser Bevölkerung mit Lob überschüttet wurde. Insbesondere habe die letztere während seines Vorüberfahrens die schmeichelhaftesten Dinge ihm zugerufen [431]).

Von größerer Bedeutung, wenn auch vor der Hand noch von geringem Erfolge waren die Schritte, mit welchen Kaunitz seine Annäherung an die Marquise von Pompadour zu einer mehr und mehr Raum gewinnenden zu gestalten sich bemühte. Zu wiederholten Malen besuchte er sie während des Sommers des Jahres 1752 in dem prächtigen Lustschlosse Bellevue, welches der König ihr geschenkt hatte. Doch zog er hieraus für jetzt wenigstens noch keinen größeren Nutzen, als daß er ihr in anscheinend vertraulichem Tone Dinge erzählte, von denen er wünschte, daß sie dem Könige mitgetheilt würden [432]). Denn er wußte wohl, daß die Marquise dem Letzteren Alles berichtete, was sie erfuhr, und er gab deßhalb seinem Gespräche mit ihr die Wendung, die ihm in solcher Beziehung die nützlichste zu sein schien. Aber von einem weitergehenden Einverständnisse mit der Pompadour, von Schritten derselben zur Verwirklichung der geheimen Plane des Grafen Kaunitz ist in dessen vertraulichen Berichten nicht die leiseste Andeutung zu finden.

Nur ein einziges Mal nimmt Kaunitz ihre Vermittlung bei dem Könige in Anspruch, um denselben zu einem Zugeständnisse zu vermögen, an welchem dem Kaiser persönlich gelegen war. Es handelte sich darum, der Prinzessin Charlotte, der Schwester des Kaisers, die von ihr sehnlich gewünschte Erlaubniß zu erwirken, mit dem ihrer hohen Geburt und ihrem Range entsprechenden äußeren Glanze in irgend einer Stadt ihres Heimatlandes Lothringen ihren Aufenthalt nehmen zu dürfen. Nachdem die Verwendung des Grafen Kaunitz bei Puysieux und Saint-Contest fruchtlos geblieben war, bat er die Marquise von Pompadour um ihre Fürsprache bei dem Könige. Bereitwillig gewährte sie ihm dieselbe, aber auch ihre Dazwischenkunft war ohne Erfolg. König

Ludwig erklärte zwar, der Rückkehr der Prinzessin nach Lothringen kein Hinderniß in den Weg legen zu wollen; irgend eine Prärogative aber, die auf ihre Abkunft aus souveränem Hause hindeute, könne er ihr nicht zugestehen. Er mochte wohl denken, daß hieran, wie es denn auch wirklich geschah, der Plan der Prinzessin am ehesten scheitern werde. Kaunitz aber meinte, der König sehe es nicht gern, daß die alte Anhänglichkeit der Lothringer an ihr früheres Herzogshaus, von welcher sich schon im Jahre 1744, bei der Annäherung des Herzogs Karl an ihr Land so unverkennbare Symptome gezeigt hatten, durch die Anwesenheit eines Mitgliedes dieses Hauses eine neue Belebung erfahre [433]).

Auf diese fruchtlos gebliebene Verwendung der Marquise von Pompadour zu Gunsten eines Anliegens des Grafen Kaunitz beschränken sich die Andeutungen, welche wir über die Beziehungen des Letzteren zu der Favorite des Königs besitzen. Eine weitergehende Verbindung zwischen Beiden fand bis zu dem Augenblicke der Abreise des Grafen Kaunitz von Paris am Neujahrstage 1753 in keiner Weise statt. Wenigstens ist weder in seinen amtlichen Berichten noch in seinen vertraulichen Briefen an den Kaiser oder an Koch auch nur mit einem Worte davon die Rede.

Dreizehntes Kapitel.

Kaunitz als Staatskanzler.

Schon an einer früheren Stelle iſt der Beweis geführt worden, daß die ſo oft wiederholte Erzählung von der Art, in welcher Kaunitz die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten erhielt, nicht in der Wahrheit begründet ſein kann. Längſt ſei Maria Thereſia für ſeine Vorſchläge gewonnen worden, ſo lautet jene Erzählung, habe ſie jedoch vor ihrem Gemal und den Miniſtern ſorgfältig verborgen gehalten. Als nun Kaunitz nach ſeiner Rückkehr aus Paris ſeinen Platz in der geheimen Conferenz wieder einnahm, habe unter dem Vorſitze der Kaiſerin eine Berathung ſtattgefunden über etwaige Veränderungen des bisherigen politiſchen Syſtems. Einſtimmig hätten die älteren Miniſter ſich für das Feſthalten an der Allianz mit England und gegen eine nähere Verbindung mit Frankreich erklärt. Als endlich an Kaunitz als den Jüngſten im Kreiſe die Reihe kam, ſeine Meinung zu ſagen, habe er, der bisher der Verhandlung anſcheinend keine Aufmerkſamkeit geſchenkt, zu höchſter Ueberraſchung der Uebrigen mit eben ſo viel Nachdruck als Beredſamkeit das entgegengeſetzte Syſtem, den Anſchluß an Frankreich vertheidigt. Drei Wochen ſpäter ſei das Miniſterium geändert und Kaunitz an Ulfelds Stelle zum Leiter der auswärtigen Politik ernannt worden [134]).

Wir wiſſen jetzt, daß ſeit länger als drei Jahren der Plan des Grafen Kaunitz weder dem Kaiſer noch irgend einem Mitgliede der Conferenz ein Geheimniß geblieben war. Wenn gleich im Laufe der

Zeit nicht nur den Mitwiſſern dieſes Planes, ſondern faſt auch ſeinem Urheber ſelbſt die Luſt, für deſſen Verwirklichung noch fortan thätig zu ſein, durch Frankreichs wenig zuvorkommende, ja nicht ſelten feindſelige Haltung abhanden gekommen ſein mochte, ſo konnte doch die Enthüllung, oder beſſer geſagt, die etwaige Wiederholung ſolcher Gedanken für keinen einzigen Theilnehmer an jener Verſammlung eine Ueberraſchung ſein. Und hiezu kommt noch, daß die Aenderung im Miniſterium nicht eine plötzlich hervortretende, ſondern eine lang ſchon vorbereitete und den Hauptbetheiligten durchaus nicht unerwartete Sache war. Durch geraume Zeit ſchon hatte Maria Thereſia ſich mehr und mehr von Ulfelds geiſtiger Unzulänglichkeit für die ihm obliegenden Aufgaben überzeugt. Seine immer wiederkehrenden und immer ungeſtümer werdenden Bitten um Erſatz der Geldſummen, von denen er behauptete, daß er ſie in Erfüllung ſeiner Amtspflichten von ſeinem eigenen Vermögen habe verausgaben müſſen [435]), beraubten ihn des letzten Reſtes ſeines Anſehens bei der Kaiſerin. Dennoch trachtete ſie, jede Kränkung Ulfelds thunlichſt zu vermeiden. Darum verzögerte der Umſtand, daß lange Zeit hindurch kein Poſten verfügbar wurde, mit welchem Ulfeld zufriedengeſtellt werden konnte, ſeine Entfernung von der Leitung der auswärtigen Geſchäfte. Als aber im Dezember 1751 der greiſe Feldmarſchall Graf Königsegg ſtarb und durch dieſen Todesfall das Ehrenamt eines Oberſthofmeiſters, dem Range nach das erſte am Hofe, in Erledigung kam, da war wenigſtens bei der Kaiſerin ſelbſt die Sache ſo gut als entſchieden. Ulfeld ſollte Oberſthofmeiſter und Kaunitz an deſſen Stelle Staatskanzler werden. Unverzüglich erging durch Koch's Vermittlung die entſprechende Verſtändigung an Kaunitz nach Paris.

Gewiß iſt es von hohem Intereſſe, die Art und Weiſe in's Auge zu faſſen, in welcher Kaunitz dieſe Mittheilung aufnahm. Nachdem er ſeiner Dankbarkeit für das Vertrauen der Kaiſerin Worte geliehen, hob er hervor, daß er auch für die perſönliche Ehre, mit dem wichtigſten und ſchwierigſten Poſten der Monarchie betraut zu werden, ſo wie für die materiellen Vortheile einer ſolchen Stellung durchaus nicht unempfindlich ſei. Auch die letzteren könnten ihm, dem Vater von ſechs Kindern, deſſen Privateinkommen kaum zwanzigtauſend Gulden jährlich

betrage, keineswegs gleichgültig ſein. Aber weder durch ſeine Eigenliebe noch durch ſein Intereſſe ſei er ſo ſehr verblendet, um ſich über ſich ſelbſt und die Leiſtungen zu täuſchen, die er ſeinem Verſtande wie ſeinem Körper zumuthen könne. Ihm mangle die Gabe, gleichzeitig viele und verſchiedenartige Geſchäfte zu überſehen und zu beſorgen, ſo wie diejenige eines guten Gedächtniſſes. Ein Staatskanzler hingegen müſſe, um den fremden Miniſtern mit genauer Sachkenntniß antworten zu können, von allen wichtigen und unwichtigen Angelegenheiten, welche ſeinen Wirkungskreis berühren, gründlich unterrichtet ſein. Außerdem beſitze er eine tiefe Abneigung, über Gegenſtände zu reden, mit denen er ſich nicht vollſtändig vertraut zu machen vermochte. Endlich koſte es ihn eine wahrhaft peinliche Anſtrengung, das Nachdenken über Dinge von der höchſten Bedeutung durch die Beſchäftigung mit geringfügigeren Angelegenheiten unterbrechen zu müſſen. Alle dieſe und noch andere Fehler, in Verbindung gebracht mit der Schwäche ſeiner Geſundheit, ließen ihn nur allzuklar ſeine Unzulänglichkeit zu einem ſolchen Poſten erkennen. Seine Geſundheit ſei der Art angegriffen, daß er lange und angeſtrengte Arbeit gar nicht ertrage und nicht ſelten genöthigt ſei, ihr für mehrere Tage ganz zu entſagen.

Da er ſich nun, fuhr Kaunitz fort, nicht für geeignet anſehe, den Poſten eines Staatskanzlers zu übernehmen, ſo fühle er ſich verpflichtet, ſeine Gedanken über dasjenige kundzugeben, was ſeiner Anſicht nach geſchehen ſolle, um eine beſſere und zweckmäßigere Leitung der auswärtigen Geſchäfte herbeizuführen. Hiezu ſcheine ihm eine Umgeſtaltung des Amtes, durch welches dieſelben beſorgt würden, der Staatskanzlei ganz unerläßlich. Wahrhaft erſtaunlich ſei es, daß durch ſo lange Jahre Bartenſtein die ganze Laſt der Staatsgeſchäfte allein zu tragen vermochte. „Niemand kann ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen als ich; ich bewundere ſeinen Fleiß, ſeine Kenntniſſe, ſeine Regſamkeit, ſeinen Eifer, ſein unglaubliches Gedächtniß, aber er iſt darum nicht weniger Menſch, und obwohl ich alle ſeine großen Eigenſchaften anerkenne, ſo halte ich ihn deßhalb doch nicht für unfehlbar, hauptſächlich was ſeine Behandlungsweiſe der Geſchäfte betrifft. Außerdem iſt er nicht mehr jung, und da er bisher keine Schüler

„herangezogen hat, wird er dieß wohl auch ſchwerlich in Zukunft thun.“ Hieraus folgert Kaunitz die Nothwendigkeit, die Staatskanzlei völlig umzugeſtalten, und er erbietet ſich, dieß im Namen und Auftrag der Kaiſerin zu thun. Für ſo lange ſei er bereit, an die Spitze des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, jedoch nur in der zuverſichtlichen Erwartung zu treten, daß er, wenn die Sache einmal in Gang gebracht ſei, einer Laſt entledigt werde, welche er auf die Länge nicht tragen könne [436]). Als den geeignetſten Zeitpunkt, in welchem alle dieſe Veränderungen in's Werk zu ſetzen wären, bezeichnete Kaunitz den October des kommenden Jahres 1752. Bis dahin könne er ſelbſt den Plan der neuen Einrichtung der Staatskanzlei reiflich durchdenken, und von Seite der übrigen Conferenzminiſter möge das Gleiche geſchehen.

Maria Thereſia ſtimmte in Allem den Anſchauungen des Grafen Kaunitz bei; nur in einem Punkte mag ſie von denſelben abgewichen ſein, und zwar dort, wo es ſich um eine bloß zeitweilige Uebernahme der Geſchäftsleitung handelte. Aber ſie dachte wohl, kommt Zeit kommt Rath, und ſie fuhr fort, die Vorbereitungen zu der beabſichtigten Veränderung zu treffen. Genau ſo wie Kaunitz es gewünſcht, kündigte ſie im October 1752 Ulfeld ihren Entſchluß an, ihn von dem Amte eines Staatskanzlers zu entheben und zu ihrem Oberſthofmeiſter zu ernennen.

Die mürriſchen, ja abſtoßenden Manieren, über welche die fremden Geſandten ſo oft ſich beklagten, trug Ulfeld jetzt auch ſeiner Monarchin gegenüber zur Schau. Nur widerwillig fügte er ſich in ihre Befehle, und nur mit beträchtlichen Opfern erkaufte ſich Maria Thereſia ſeinen Gehorſam. Nach der Verſicherung eines zu jener Zeit in Wien anweſenden engliſchen Diplomaten mußte ihm ein Jahresgehalt von 45.000 Gulden gewährt, ein Haus geſchenkt, und endlich eine Schuldenlaſt von 160.000 Gulden abgenommen werden, welche er keineswegs im Dienſte der Kaiſerin, ſondern durch übertriebenen Aufwand und hohes, aber unglückliches Spiel aufgehäuft hatte [437]). Maria Thereſia gab jedoch, wie es ſcheint, mit vollen Händen, um ſeiner nur los zu werden.

Ungleich ſchwerer als die Trennung von Ulfeld wird es der Kaiſerin gefallen ſein, Bartenſtein aus der Stellung zu entfernen, die

er nun durch ein Vierteljahrhundert eingenommen, und in welcher er ſich, man mochte über ſeine Anſchauungen denken wie man wollte, doch unleugbar große Verdienſte erworben hatte. Es mag ſein, daß er ſchon Karl VI. und dann auch Maria Thereſia nicht ſelten Rathſchläge ertheilte, welche in ihrer Ausführung ſich keineswegs als glückliche bewährten. Aber das kann doch auch wieder nicht in Abrede geſtellt werden, daß wenn er gleich von Irrthümern, von großen und folgenſchweren Irrthümern nicht frei geweſen ſein mag, dieſelben nur durch eine falſche Auffaſſung der Weltlage und der Stellung, ſo wie der Aufgaben Oeſterreichs herbeigeführt wurden, daß Bartenſtein jedoch immer nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu Werke ging, daß er ſtets nur das Beſte ſeiner kaiſerlichen Herrin und ihres Reiches zu ergründen und zu fördern ſich bemühte. Und für die raſtloſe, faſt übermenſchliche Thätigkeit, welche er entwickelte in unermüdlicher Erfüllung ſeiner Pflicht, dafür liefert die unglaubliche Menge und Ausdehnung der von ihm ſelbſt verfaßten Staatsſchriften wohl einen unwiderleglichen Beweis.

Daß Maria Thereſia ſelbſt voll Anerkennung war für Bartenſteins Dienſte, und ihn als einen derjenigen bezeichnete, welchen ſie und ihr Haus zu immerwährendem Danke verpflichtet ſeien, iſt ſchon an einer anderen Stelle gezeigt worden. Auch zu der Zeit, in welcher die Rückkehr des Grafen Kaunitz nahe bevorſtand, begegnen wir Aeußerungen der Kaiſerin, welche beweiſen, wie ſehr ſie Bartenſtein noch immer zugethan war. „Ich bin morgen den ganzen Morgen in der Stadt“, ſchrieb ſie ihm am 19. October, dem Vorabende des Todestages ihres Vaters, „und werde meine Andacht in der Gruft verrichten. Habe mir „zwar andere Leute beſtellt, Euch aber wäre mir zu hart. Ich weiß „wie der Kaiſer hochſeligſter Gedächtniß für Euch gedacht und Ihr noch „denkt, alſo kann ich Euch nicht indifferent wie Andere anſehen, und „verſchiebt es bis über acht Tage“.

Trotz dieſes Gefühls der Anhänglichkeit und Dankbarkeit für Bartenſtein ſah doch Maria Thereſia ein, daß an ein Verbleiben desſelben in ſeiner bisherigen Stellung, wenn Kaunitz an die Spitze der Staatskanzlei träte, nicht gedacht werden könne. Nicht ſo ſehr eine

grundſätzliche Meinungsverſchiedenheit war daran Schuld, denn auch Bartenſtein hatte ja ſchon lang mit dem Plane ſich getragen, Oeſterreich müſſe ſich um die Freundſchaft Frankreichs bewerben, um mit deſſen Beiſtand Schleſien wieder zu gewinnen. Auch ſonſt begegnen wir in den Berichten und Briefen des Grafen Kaunitz nicht ſelten Aeußerungen der Zuſtimmung zu den Anſchauungen Bartenſteins [438]). Aber darum war ihm doch die ganze Art ſeiner Geſchäftsbehandlung, der hofmeiſternde und ungeſtüme, nicht ſelten herriſche Ton, den er in ſeinen Staatsſchriften anſchlug, die ſtete Wiederkehr der Vorwürfe und Anklagen, mit denen er auch befreundete Regierungen allzufreigebig bedachte, endlich die endloſe Weitſchweifigkeit ſeiner Arbeiten nicht weniger unerträglich. Die rechthaberiſche Weiſe, welche Bartenſtein gegen Jedermann, ja manchmal gegen die Kaiſerin ſelbſt ſich herausnahm, verletzte Kaunitz empfindlich. „Wenn Ihre kaiſerliche Majeſtät", ſchrieb er noch während ſeines Aufenthaltes in Wien an Koch [439]), „Ihre Allerhöchſte Entſchließung „einmal ertheilt haben, ſo ſollte ſich ein Diener nicht unterfangen, „ſeine Privatmeinung noch behaupten zu wollen." Daß er ſich ſelbſt dieſen Ton nicht gefallen laſſen werde, daß daher mit ſeinem eigenen Eintritte in die Staatskanzlei Bartenſtein aus derſelben ausſcheiden müſſe, darüber war Kaunitz mit ſich vollſtändig im Reinen.

Um alſo einerſeits Kaunitz zu befriedigen und ſich andererſeits nicht undankbar gegen Bartenſtein zu erweiſen, ſetzte Maria Thereſia ſich mit gewohnter Großherzigkeit über all die Vorurtheile des Ranges und der Geburt hinweg, denen zufolge die Stellen von Conferenzminiſtern nur Mitgliedern der vornehmſten Adelsfamilien zu Theil werden ſollten. Schon bei der erſten Mittheilung, welche über die beabſichtigten Veränderungen an Kaunitz erging, wurde er von dem Plane der Kaiſerin unterrichtet, Bartenſtein zum Conferenzminiſter zu ernennen. Lebhaft ſtimmte Kaunitz dieſem Gedanken bei, den er einen ſehr glücklichen nannte. In ſolcher Weiſe würden die reichen Erfahrungen, welche Bartenſtein während eines langen Geſchäftslebens geſammelt, nicht mit einem Male nutzlos gemacht, und Bartenſteins Rathſchläge ohne Zweifel erſprießlicher ſein, als die durch ihn geſchehende Ausführung der gefaßten Beſchlüſſe es bisher geweſen. Endlich könnte man ſich ſeiner noch immer zur Ver-

fertigung von Denkſchriften über beſtimmte Fragen bedienen, und ſo noch fortan aus ihm den größtmöglichen Nutzen ziehen [440]).

Es blieb bei dieſer Verabredung; in dem Augenblicke jedoch, als es zu ihrer Verwirklichung kam, fand man an Bartenſtein ſelbſt ein unerwartetes Hinderniß. Dringend bat er die Kaiſerin, den Gedanken, ihn zum Conferenzminiſter zu ernennen, nicht zur That werden zu laſſen.

Leider beſitzen wir die beiden Denkſchriften nicht, welche Bartenſtein hierüber an die Kaiſerin richtete. Nur aus einem Briefe des Grafen Kaunitz an Koch [441]) wiſſen wir von ihrer Exiſtenz. Er ſei nicht erſtaunt darüber, ſchreibt Kaunitz, daß Bartenſtein nichts davon hören wolle, Conferenzminiſter zu werden. „Er war es ja in Wahrheit „ſchon jetzt," fährt Kaunitz fort, „und noch überdieß mit dem Einfluſſe „und den Hülfsmitteln, welche die ausſchließliche Führung der Feder „natürlicher Weiſe gewährt. Denn im Grunde machte er Alles allein „und ungefähr ſo wie er es wollte. Mit einem Worte, er ſtand bisher „an der Spitze eines Departements, und würde im Vergleiche damit „gar nichts mehr ſein, wenn er nichts anderes als Conferenz„miniſter wäre."

Es war eine Entſcheidung darüber noch nicht getroffen oder wenigſtens noch nicht verlautbart, als endlich Kaunitz, von Maria Thereſia mit Ungeduld erwartet, im April 1753 nach Wien kam. Seit ſechs Monaten war die Nachricht, er werde die Leitung der Staatskanzlei übernehmen, überall verbreitet, es war alſo kein Wunder, daß Jedermann ſeiner Ankunft mit Spannung entgegenſah. Am höchſten mochte dieſelbe wohl bei Bartenſtein gediehen ſein, der ſich, wie es ſcheint, noch immer nicht mit dem Gedanken hatte befreunden können, aus der Staatskanzlei und von der Ausarbeitung aller Schriften entfernt zu werden, welche auf die auswärtigen Angelegenheiten ſich bezogen. Darum zwang ſich der ſonſt ſo ſtolze und hochfahrende Mann jetzt Kaunitz gegenüber zu entgegenkommenden Schritten; alle ſeine Inſinuationen wurden jedoch mit kühler Höflichkeit abgelehnt. Bartenſtein erhielt die Stelle eines Vicekanzlers bei dem Directorium und wurde zum geheimen Rathe ernannt. In den auswärtigen Angelegen-

heiten führte er nicht mehr die Feder, ja er wurde in denselben, wie es scheint, nur sehr selten mehr zu Rathe gezogen [442]).

Wenn es wahr wäre, daß Kaunitz in einer fast gewaltsamen Weise die Entfernung Ulfelds und Bartensteins aus den Geschäften herbeigeführt und in einer stürmischen Sitzung der Staatsconferenz, aus welcher der Kaiser selbst sich unmuthig entfernte, die Aenderung der bisherigen österreichischen Politik durchgesetzt habe, so müßten wenigstens leise Andeutungen darüber den fremdländischen Agenten in Wien, welche überall ihre Späher unterhielten, zugekommen sein. War doch schon im Jahre 1749, selbst ehe die Conferenzminister ihre Gutachten über die künftighin zu befolgende Politik ausgearbeitet hatten, der Gedanke der Kaiserin, sich gelegentlich Schlesiens wieder zu bemächtigen, nach Berlin berichtet worden. Hatte doch kurze Zeit nachher der englische Gesandte Keith seiner Regierung geschrieben, Bartenstein beabsichtige zu diesem Ende um die Freundschaft und den Beistand Frankreichs zu werben. Und jetzt sollte gar nichts darüber in die Oeffentlichkeit dringen, ja gerade das Gegentheil der eigentlichen Wahrheit von aller Welt geglaubt werden? In welch hohem Maße dieß Letztere der Fall war, zeigt jedoch am besten der umfassende und hier schon mehrmals benützte Bericht, welchen der englische Gesandte in Dresden, Sir Charles Hanbury Williams, dem Herzoge von Newcastle über die specielle Mission erstattete, welche ihn im Frühsommer 1753 von Dresden nach Wien führte. Hauptsächlich um die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen Könige so wie um die Angelegenheiten der niederländischen Barriere handelte es sich dabei, und mit dem Grafen Kaunitz als dem neu ernannten Leiter der österreichischen Politik hatte Williams am häufigsten und eingehendsten in Berührung zu treten.

„Kaunitz ist ohne Zweifel diejenige Persönlichkeit," sagt Williams von ihm, „welche in Wien am meisten Ansehen und Vertrauen genießt. „Der Gnade und Gunst des Kaisers wie der Kaiserin erfreut er sich „in gleich ausgedehntem Maße. Und wirklich kann ich sagen, daß all „das Gute, das ich von ihm gehört habe, wahr, all das Böse aber, „das man von ihm erzählt, falsch ist. Er besitzt nicht allein natürliche „Gaben ersten Ranges, sondern sie sind auch in hohem Grade ausge-

„bildet. In seiner Jugend lernte er viel und mit großem Fleiße; seit „jener Zeit wurde er fortwährend in den verschiedenartigsten Angelegen„heiten verwendet. Er spricht gut und mit großer Präcision des Aus„druckes, so gut, daß ich ihn in Verdacht habe, er liebe es sich selbst „sprechen zu hören. Seine Phrasen sind etwas allzu gesucht und studirt, „aber die Mannigfaltigkeit der Geschäfte, in welche er jetzt gestürzt „worden, wird ihn bald heilen von diesem Fehler. Jedermann sagt von „ihm, daß er ein ehrlicher Mann sei und die Interessen seiner Kaiserin „wahrhaft im Herzen trage. Er wünscht das Haus Oesterreich jene „Rolle spielen zu sehen, welche ihm zukommt, und in vielen Dingen zeigt „er richtige und edelgedachte Anschauungen und Absichten, um dieses „große Ziel zu erreichen."

„Kaunitz hat auch noch einen anderen Vortheil," fährt Williams fort, „welchen Niemand außer ihm besitzt. Derselbe besteht darin, daß „die Kaiserin durchaus keine Besorgniß hegt vor seinen Talenten [413]). „Sie sieht ihn als einen Mann an, der unter ihren eigenen Augen, „unter ihrer Anleitung zu den Geschäften herangezogen worden. Sie „denkt daß sie selbst ihn dazu ausgebildet habe, und fühlt daher keine „Eifersucht gegen das Werk ihrer eigenen Hände, noch Verdacht wider „denjenigen, den sie für ihr Geschöpf hält. Andererseits erklärt Kaunitz, „daß er nur aus Grundsatz und aus Anhänglichkeit, nicht aber aus „Habsucht oder aus Ehrgeiz diene, daß er in dem gegenwärtigen Augen„blicke sich gleichmäßig der Gunst beider Majestäten erfreue, und daß „so lang dies andauert, er ihnen dienen werde mit Eifer und Treue. „So bald er jedoch eine Verminderung dieses Vertrauens und dieser „Gunst gewahr werden sollte, werde er seine Entlassung verlangen und „sich nach Rietberg zurückziehen."

Was die politischen Angelegenheiten betreffe, habe er Kaunitz voll tiefer Kenntniß und richtiger Beurtheilung derselben gefunden. „Er ist „nun überzeugt," sagt Williams wörtlich, „obgleich er es in dem Augen„blicke seiner Absendung nach Paris durchaus nicht war, daß das Haus „Oesterreich weder Freundschaft noch Hülfeleistung von dem Hofe von „Versailles zu gewärtigen habe, daß eine gesunde Politik die Kaiserin „veranlassen müsse, gegen die ehrgeizigen Absichten jener Krone stets auf

„ihrer Hut zu sein, und daß es daher für Ihre Majestät als ein Gebot „der Nothwendigkeit erscheine, das Band der Freundschaft mit ihren „alten und natürlichen Verbündeten immer fester zu knüpfen."

Es ist selbstverständlich, daß Williams entzückt war über solche Anschauungen, welche ihm Kaunitz oft wiederholte und von denen der österreichische Minister sich ihm gegenüber auf's tiefste durchdrungen zeigte [111]). Und Williams selbst zweifelt nicht im entferntesten, daß Kaunitz keinen anderen Gedanken hege, als sich vor Frankreich mißtrauisch zu hüten, mit England aber die vertraulichsten Beziehungen einer unerschütterlichen Allianz wieder herzustellen.

Es mag wohl sein, daß Kaunitz die politische Lehre, die Sprache sei dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen, schon ein halbes Jahrhundert ehe sie ausgesprochen worden, thatsächlich geübt habe. Aber daran wird wohl auch nicht zu zweifeln sein, daß mit dem Eintritte des Grafen Kaunitz in das Ministerium durchaus kein so rascher und vollständiger Umschwung der österreichischen Politik eintrat, als man bisher geglaubt hat. Seiner Berufung nach Wien lagen in ungleich höherem Maße persönliche als sachliche Motive zu Grunde, und in der Haltung so wie in den Bestrebungen des Kaiserhofes trat wenigstens vor der Hand noch gar keine irgendwie bemerkbare Veränderung ein. Die äußerste Vorsicht wurde von Kaunitz beobachtet, nur langsam und gleichsam tastend versuchte er allmälig die ersten Schritte zur Einschlagung anderer Bahnen zu thun, als diejenigen waren, in welchen die Politik des Hauses Oesterreich sich durch so lange Zeit bewegt hatte.

Wer sich von der Richtigkeit des hier Gesagten vollständig überzeugen will, darf nur einen Blick auf die Art werfen, in welcher seit der Abreise des Grafen Kaunitz die diplomatischen Beziehungen zu Frankreich fortgeführt wurden. Gewöhnlich heißt es, daß Graf Starhemberg, von Kaunitz selbst durch längere Zeit in Paris in den Geschäften unterwiesen, ihn auf dem dortigen Posten ersetzt habe. Das ist wohl im Wesentlichen richtig, aber man vergißt, daß Starhemberg in dem Augenblicke der Abreise des Grafen Kaunitz nicht in Paris war,

daß damals der unbedeutende und in Frankreich wenig beliebte Mareschal neuerdings die Besorgung der Geschäfte übernahm und denselben ein ganzes Jahr hindurch vorstand, indem Starhemberg erst im Jänner 1754 zu Paris sich einfand. Mareschal aber begab sich nach der Schweiz, wo er zum kaiserlichen Residenten ernannt wurde.

In der That ist denn auch die Correspondenz, welche im Laufe des Jahres 1753 zwischen dem Wiener Hofe und Mareschal geführt wurde, so nichtssagend als möglich. Von wichtigeren politischen Fragen ist darin eben so wenig als von Hindeutungen auf bessere Beziehungen zwischen Oesterreich und Frankreich die Rede. Und nur ein einziges Mal begegnen wir in einem Privatbriefe des Grafen Kaunitz an Mareschal dem Auftrage, die Marquise von Pompadour seiner unverbrüchlichen Anhänglichkeit zu versichern [445]).

Es ist daher eine durchaus grundlose Behauptung, daß damals zwischen Kaunitz und der Marquise von Pompadour unmittelbare Verhandlungen gepflogen worden seien, welche sich zu den in den französischen Staatsschriften niedergelegten Anschauungen in entschiedenem Gegensatze befunden hätten.

Die letzteren waren in der That nicht von der Art, um ermuthigend einzuwirken auf die Verfolgung des Planes, welchen Kaunitz erdacht hatte. Um sich dieß klar zu verdeutlichen, braucht man nur einen Blick in die Instruction zu werfen, welche der neu ernannte französische Gesandte in Wien, Marquis von Aubeterre mit auf den Weg bekam.

„Es ist nur allzusehr zu besorgen", so heißt es wörtlich darin, „daß Ihre kaiserlichen Majestäten festhalten an den ehrgeizigen Ab„sichten des Hauses Oesterreich, und daß sie nur darnach trachten, sich „der gegenwärtigen Umstände zu bedienen, um neue Unternehmungen „in's Werk zu setzen. Der kaiserliche Hof, innig verbunden mit dem„jenigen Englands, sieht nur mit Schmerz die Größe des Königs von „Preußen. Diese beiden Höfe können es nicht ertragen, daß jener Fürst „das einzige Hinderniß ihres Planes ist, sich zu unbeschränkten Herren „von Deutschland zu machen, und je nach ihrem Gefallen dem ganzen

Reiche Geſetze anſzuerlegen. Dieſelben Höfe, welche immer im Einverſtändniſſe handeln, ſind unabläſſig damit beſchäftigt, Vorwände zu erfinden, um den König von Preußen anzugreifen, und ſie bieten ſich gegenſeitig die Hand, um ihrem Verfahren einen Anſchein von Recht, ihren Behauptungen einen ſolchen von Wahrſcheinlichkeit zu verleihen [446]).

Jedoch nicht dasjenige, was von Paris aus dem damaligen Botſchafter Frankreichs in Wien vorgezeichnet wurde, ſondern das iſt für uns von entſcheidender Wichtigkeit, was der Kaiſerhof ſeinem neu ernannten Repräſentanten in Frankreich als Verhaltungsbefehle mit auf den Weg gab. Vom 28. October 1753 iſt die Inſtruction für Starhemberg datirt, und ſie ſtammt aus der Feder des Hofrathes Friedrich von Binder, des Nachfolgers Bartenſteins in dem Amte eines Staatsreferendars. Da Binder der vertrauteſte Freund und Rathgeber des Grafen Kaunitz war, und Starhemberg noch insbeſondere aufgetragen wurde, die Inſtruction in eigener Verwahrung zu halten und Niemand auch nur ein Wort davon mitzutheilen, ſo iſt nicht anzunehmen, daß Starhemberg neben derſelben auch noch mit anderen Weiſungen verſehen worden ſein könnte.

Die Inſtruction beginnt mit einer langen und ſehr in's Detail gehenden Darſtellung des feindſeligen Verfahrens, welches das Cabinet von Verſailles ſeit dem Abſchluſſe des Aachner Friedens gegen den Wiener Hof beobachtet habe. In allen Angelegenheiten von nur einiger Wichtigkeit, am meiſten aber in derjenigen der Wahl des Erzherzogs Joſeph zum römiſchen Könige ſei dieß gleichmäßig zu Tage getreten. So weit ſei es gekommen, daß ſowohl gegen den Geſchäftsträger Blondel, als den Botſchafter Marquis von Hautefort ſchwere Beſchuldigungen erhoben worden ſeien, als ob ſie ſich durch die Freundſchaftsverſicherungen des Kaiſerhofes allzuſehr hätten gewinnen laſſen. Ja was den Erſteren, Blondel, anging, ſo ſei die Verfolgungsſucht wider ihn ſo weit gegangen, daß man einen Augenblick geglaubt habe, er werde nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich in die Baſtille geworfen werden. Und obgleich ſolches nicht geſchah, auch ohne allzu großes Aufſehen unmöglich geſchehen konnte, ſo werde er doch jetzt in den

Geschäften gar nicht mehr gebraucht, sondern von denselben entfernt gehalten. Bei solchen Vorgängen könne man leicht ermessen, was man von dem neuen französischen Gesandten Marquis d'Aubeterre, und zwar um so mehr sich versprechen dürfe, als in der letzteren Zeit sich Manches ereignete, wodurch die Mißgunst des Hofes von Versailles noch wesentlich vermehrt worden sei.

Der von dem Kaiserhofe mit dem Herzoge von Modena abgeschlossene Erbfolgevertrag und die geheime Absicht des Königs von Frankreich, dem Prinzen Conti die polnische Königskrone zu verschaffen, werden hiebei in erster Linie genannt. Durch Verabfolgung beträchtlicher Geldsummen an die Potocki'sche Partei habe Frankreich dieselbe für jenen Plan gewonnen; durch eine Allianz mit der Pforte und die Hülfe des Königs von Preußen gedenke es ihn vollends zu verwirklichen. Freilich bemühe sich der König von Preußen vor Allem, durch Frankreich die Pforte zum Kriege gegen Oesterreich zu reizen. Allein Frankreich traue dem Könige von Preußen doch nicht so weit, um ihm jetzt schon die wahre Absicht in Bezug auf den Prinzen Conti zu eröffnen und dadurch vor der Zeit das Heft aus den Händen zu geben. Es beschränke sich daher für jetzt darauf, dem Berliner Hofe zu Gemüthe zu führen, wie sehr es seinem eigenen Interesse zuwider sei, die polnische Wahlfreiheit durch die russische Uebermacht fast gänzlich vernichten und künftighin nur einen solchen Candidaten zur polnischen Krone gelangen zu lassen, welcher von Rußlands Führung vollständig abhänge und daher für Preußen ein sehr unbequemer Nachbar werden könne.

Eine ähnliche Sprache wie in Berlin werde auch von dem französischen Botschafter Desalleurs in Constantinopel geführt. „Wenn „die Türken," so heißt es wörtlich in Starhembergs Instruction, „ihre „Herrschbegierde und Vergrößerungssucht so weit treiben würden als „einige christliche Höfe, so wäre die der ganzen Christenheit und ins„besondere Unserem Erzhaus so gefährliche französische Bemühung schon „zu ihrer völligen Reife gelangt. Allein der jetztregierende bejahrte „Sultan liebt die Erhaltung des Friedens, wie auch Treue und „Glauben allzusehr, als daß er sich wirklich in derlei weit aussehende „Projecte hätte einflechten lassen." Bisher habe Frankreich in Con-

ſtantinopel trotz aller Ueberredungs- und Beſtechungskünſte noch nichts erreicht. Gleichwohl könne dieß jeden Tag, und insbeſondere dann geſchehen, wenn daſelbſt etwa ein Regierungswechſel eintrete.

Begreiflich ſei es, daß durch dieſe Vorgänge Rußland beunruhigt und zu dem Entſchluſſe vermocht worden ſei, eine Armee von ſechzigtauſend Mann an ſeiner liefländiſchen Grenze zuſammen zu ziehen. Von Seite Frankreichs wurde dieſe Truppenbewegung am engliſchen Hofe zur Sprache gebracht. Und als der Herzog von Newcaſtle auf die Anfrage des franzöſiſchen Botſchafters, des Herzogs von Mirepoix erwiederte, man könne einem Staate wohl unmöglich verwehren, innerhalb ſeiner Grenzen eine Anſammlung von Streitkräften vorzunehmen, da gab Mirepoix dieß bereitwillig zu. Nur werde man dann auch, fügte er bei, es ſeinem Könige nicht verdenken können, wenn er ſeine Armee an der Grenze gegen die öſterreichiſchen Niederlande zuſammenziehe.

Dieß iſt in ihren Hauptzügen die Schilderung, welche der Kaiſerhof dem Grafen Starhemberg von den damaligen Beziehungen Oeſterreichs zu Frankreich entwarf. Uebergehend auf das Verhalten, welches derſelbe auf ſeinem neuen Poſten zu beobachten habe, wurde ihm vor Allem erklärt, das vorzüglichſte und ſorgfältigſte Augenmerk des Wiener Hofes ſei darauf gerichtet, mit ſämmtlichen Mächten in gutem Einvernehmen zu leben, den Frieden in Europa aufrecht zu erhalten und nicht nur ſelbſt jeden Anlaß zu deſſen Störung zu vermeiden, ſondern ſich eifrig zu bemühen, daß dieß auch nicht von Seite Anderer geſchehe. Oeſterreich werde ſich daher in keine Verbindungen einlaſſen, welche auf Offenſivmaßregeln und Verletzung irgend eines anderen Staates hinausliefen, ſondern es werde nur auf ſeine eigene Erhaltung und Sicherheit bedacht ſein.

„Dieſe friedfertige Geſinnung," heißt es weiter, „erſtreckt ſich „ſogar auf den franzöſiſchen und den preußiſchen Hof, ungeachtet uns „ihre widrigen und mit der Beobachtung der Treue und des Glaubens „nicht zu vereinbarenden geheimen Abſichten und Unterbauungen durch„aus nicht verborgen ſind, und ungeachtet bei den meiſten Höfen das „unbegründete Vorurtheil obwaltet, als ob wir die Staatsangelegen-

„heiten ſo zu führen befliſſen ſeien, daß wir in einen baldigen Krieg „mit dem König in Preußen gerathen und neue Gelegenheit finden „möchten, die verlorenen ſchleſiſchen Lande wieder unter unſere Bot„mäßigkeit zu bringen. Wir ſind gewohnt, und unſere chriſtliche Ge„ſinnung erfordert es, das Verſprochene heilig zu erfüllen und unſer „Gewiſſen vor Veranlaſſung eines Krieges und häufiger Vergießung „von Menſchenblut rein zu erhalten. Wir verabſcheuen alle politiſchen „Maßregeln, welche nur auf Ungerechtigkeit, Eigennutz und Ver„größerungsſucht gebaut ſind. So lang alſo der genannte König ſeinen „Verbindlichkeiten genügt und nicht ſelbſt ein neues Kriegsfeuer anbläſt, „hat er ſo wenig als jede andere Macht etwas Feindliches von uns „zu beſorgen."

Wir wiſſen wohl, daß die Kaiſerin nicht jederzeit ſo entfernt war von der Herbeiführung eines Angriffskrieges gegen Preußen, als es hier mit ziemlich emphatiſchen Worten verſichert wird. Die letzteren haben daher nur darum beſonderes Intereſſe für uns, weil aus ihnen mit ziemlicher Beſtimmtheit hervorgeht, daß jetzt am Kaiſerhofe, wohl zunächſt in Folge der feindſeligen Haltung Frankreichs, welche eine Mitwirkung dieſer Macht zur Wiedereroberung Schleſiens vor der Hand ganz undenkbar erſcheinen ließ, jeder Gedanke hieran für den Augenblick wenigſtens in den Hintergrund getreten war.

Solches beſtätigt denn auch die Richtſchnur, welche dem Grafen Starhemberg für ſein Verhalten am Hofe von Verſailles vorgezeichnet wurde. Trotz der unverkennbaren Abneigung gegen Oeſterreich, von welcher die ganze Politik Frankreichs erfüllt ſei, müſſe man es doch vermeiden, zu einer Steigerung dieſer Mißſtimmung noch beizutragen. Darum habe Starhemberg darnach zu trachten, ſich bei dem Könige von Frankreich und deſſen Miniſterium beliebt zu machen und ihr Vertrauen zu erwerben, ohne jedoch in dieſem Beſtreben jemals zu weit zu gehen und ſich irgend eine Demüthigung gefallen zu laſſen. „Die „Liebe zur Wahrheit und Redlichkeit, ein gleichförmiges Betragen, die „Billigkeit und die Entfernung von allen Chicanen, nebſt der Ver„ſchwiegenheit, Mäßigung und Vorſicht ſind allein die richtigen Mittel, „um zu dieſem Ziele zu gelangen."

Was die Beziehungen Frankreichs zu Preußen betreffe, ſo ſeien ſie ſo ſehr auf gegenſeitiges engſtes Einvernehmen gegründet, daß es eher eine widrige als eine günſtige Wirkung hervorbringen müßte, wenn man die früher gegen den König von Preußen erhobenen Beſchwerden erneuern und Haß oder Abneigung wider ihn zur Schau tragen wollte. Starhemberg möge ſich daher, wenn der Anlaß hiezu von ſelbſt ſich ereigne, auf allgemeine Ausdrücke beſchränken, von dem Könige als ſolchem gar nicht reden und ſich begnügen, nur ganz obenhin ſein Betragen während des verfloſſenen Krieges mit dem Bemerken in Erinnerung zu bringen, daß man ſich dereinſt in Frankreich wohl noch überzeugen werde, in wie fern die eine oder die andere Macht vorzugsweiſe Frankreichs Vertrauen verdient habe [447]).

Die Anführung dieſer Worte wird genügen, um keinen Zweifel übrig zu laſſen, daß damals die Verbindung zwiſchen Preußen und Frankreich auf's engſte geknüpft ſchien. Durch einen Handelsvertrag, welcher zwiſchen beiden Staaten im Februar 1754 abgeſchloſſen wurde, und durch ihr einträchtiges Zuſammenwirken in der bedeutſamen Frage, welche die politiſche Welt zu jener Zeit vorwiegend beſchäftigte, der Wahl des Erzherzogs Joſeph zum römiſchen Könige fand ſie einen allgemein erkennbaren Ausdruck. Und andererſeits erhielt die Erbitterung, mit welcher die hartnäckige Bekämpfung ſeines Lieblingsplanes durch Frankreich und Preußen den König von England erfüllte, dadurch, daß nun auch zwiſchen der engliſchen und preußiſchen Regierung wegen der Entſchädigung, die König Friedrich für die während des letzten Krieges weggenommenen preußiſchen Schiffe in Anſpruch nahm, eine heftige Fehde entbrannte, eine ſehr geſteigerte Bedeutung. Jeden Augenblick konnte irgend ein an und für ſich wenig bedeutendes Ereigniß den Krieg zum Ausbruche bringen; der Umſtand aber, daß wohl keinem der Staaten, welche zunächſt in denſelben verwickelt worden wären, die Gewinnung irgend eines zureichenden Kampfpreiſes in ſicherer Ausſicht ſtand, ließ ſie am Ende wieder Bahnen aufſuchen, auf welchen der Friede erhalten werden konnte.

Im allerentſchiedenſten Maße ſcheint dieſe friedliebende Tendenz am Wiener Hofe obgewaltet zu haben, wenigſtens iſt in all ſeinen

amtlichen und vertraulichen Kundgebungen aus jener Zeit auch nicht im Entfernteſten der Wunſch angedeutet, jetzt den Kampf um Schleſiens Wiedererlangung entbrennen zu ſehen. In dem gleichen Sinne lauteten denn auch die Verſicherungen, welche Starhemberg nach ſeiner Ankunft in Paris der dortigen Regierung ertheilte. Die Antworten, die er hierauf von dem Miniſter Saint-Conteſt erhielt, waren freilich der Art, daß ſie gerechtem Zweifel darüber Raum gaben, ob jenen Erklärungen am Hofe von Verſailles auch voller Glauben geſchenkt werde [448]).

Ungleich zuvorkommender als Saint-Conteſt ſprach ſich die Marquiſe von Pompadour bei ihrer erſten Begegnung mit Starhemberg aus. Er war der Ueberbringer eines Schreibens des Grafen Kaunitz [449]), welches ſich zunächſt auf eine Prozeßangelegenheit bezog, die der Marquiſe am Herzen lag. Es handelte ſich um einen Beſitz an liegenden Gütern auf dem Gebiete der öſterreichiſchen Niederlande. Die Gräfin Marſan aus der in Frankreich hochangeſehenen Familie Rohan beſaß daſelbſt beträchtliche Güter, und zwar Walhain in Brabant, Flobecq und Leſſines im Hennegau, und Ninove in Flandern. Nebſt anderen Beſitzungen hatten dieſelben früher dem Fürſten von Vaudemont gehört. Als dieſer im Jahre 1723 zu Nancy kinderlos ſtarb, fand ſich ein Teſtament vor, durch welches der älteſte Sohn des Herzogs Leopold von Lothringen zum Erben ſämmtlicher Güter beſtimmt, deren Fruchtgenuß aber Vaudemonts zwei Nichten, Töchtern ſeiner Schweſter Anna von Lothringen, vermälten Fürſtin von Lislebonne vermacht wurde. Die letzteren, die Fürſtin von Epinoy und die Aebtiſſin von Remiremont, glaubten ſich hiedurch verletzt, und es kam endlich zwiſchen ihnen und dem Herzoge Leopold von Lothringen ein Vertrag zu Stande, durch welchen jene vier Beſitzungen ihnen gegen Verzichtleiſtung auf ihre ſonſtigen Rechte und Anſprüche zu Theil wurden. Als nun im Jahre 1736 die Enkelin der Fürſtin von Epinoy mit dem Grafen Marſan vermält wurde, erhielt ſie die vier Güter als Morgengabe. Von Seite des Generalprocurators von Brabant wurde jedoch, nachdem Oeſterreich wieder in den Beſitz der Niederlande getreten war, die Behauptung aufgeſtellt, die Güter hätten nach dem

Tode des Prinzen von Vaudemont, der bekanntlich nur ein illegitimer Sprößling des Herzogs Karl IV. von Lothringen war, nicht weiter vererbt werden, sondern an die Krone zurückfallen sollen. Er nahm sie für die letztere jetzt nachträglich, und zwar sammt allen hievon seit dem Jahre 1723 bezogenen Einkünften in Anspruch [450]). Denn nach althergebrachtem Rechte und Gebrauche seien in allen drei niederländischen Provinzen, welche hiebei in Betracht kämen, nicht nur die aus einer illegitimen Verbindung stammenden Kinder unfähig zu letztwilligen Verfügungen, sondern ihre Güter nach ihrem Tode als erledigt und der Krone heimgefallen zu erklären. Noch strenger seien diese Gesetze dort, wo es um eine ehebrecherische Verbindung sich handle. Dieß sei aber hier der Fall, indem Prinz Vaudemont, ein Sohn der Beatrix von Cusance, Witwe des Fürsten von Cantecroix, dem Herzoge Karl von Lothringen geboren worden, als dessen rechtmäßige Gemalin, die Herzogin Nicole noch am Leben war. Welcher Art auch die Abmachungen des Herzogs Leopold von Lothringen mit der Fürstin von Epinoy und ihrer Schwester gewesen, so könnten sie doch an demjenigen, was einen fremden Staat, die österreichischen Niederlande und das in denselben gesetzlich bestehende Heimfallsrecht angehe, nicht das Mindeste ändern [451]).

Am französischen Hofe machte diese Rechtssache ganz außerordentliches Aufsehen, denn dort stand die Gräfin Marsan, welche mit der Marquise von Pompadour die vertrautesten Beziehungen unterhielt, in besonderer Gunst. Erst kürzlich war sie zur Gouvernante der königlichen Kinder ernannt worden, und die Marquise von Pompadour hatte Kaunitz noch vor seiner Abreise von Paris auf's dringendste um seine Vermittlung gebeten, daß der Prozeß niedergeschlagen werde, und die Gräfin Marsan ungestört im Besitze ihrer niederländischen Güter verbleibe. Kaunitz hatte ihr versprochen, das Möglichste zu thun; als er jetzt schriftlich an seine Zusage erinnert wurde, rieth er der Marquise, die Gräfin Marsan solle sich der Prozeßführung vor den belgischen Gerichten nicht entziehen. Selbst wenn das Urtheil, auf dessen Unparteilichkeit sie zählen dürfe, wider sie ausfallen sollte, so werde ihr durch die Gnade der Kaiserin eine besondere Berücksichtigung zu Theil werden.

Nur ſchwer fand ſich die Marquiſe von Pompadour darein, daß ihrem Schützling nicht Alles gewährt werde, was ſie für denſelben in Anſpruch nahm. Beſſer als ihre Gönnerin erkannte jedoch die Gräfin Marſan ihren Vortheil. Sie entſagte dem thörichten Anſpruch, welchen übereifrige Schmeichler ihr in den Kopf geſetzt hatten, daß ihre Stellung an dem Hofe von Frankreich ſie ſchützen könne vor einem Prozeſſe über den Beſitz ihrer belgiſchen Güter. Sie erklärte, dem Rathe des Grafen Kaunitz und Starhembergs folgen und auf die Prozeßführung vor den belgiſchen Gerichten eingehen zu wollen [452]).

Es iſt dieſer Rechtsſache hier nur aus dem Grunde ausführlichere Erwähnung geſchehen, weil ſie den einzigen Berührungspunkt zwiſchen Kaunitz und der Pompadour darbietet, von welchem eine Spur ſich entdecken läßt. Auch von einer genaueren Verbindung der Letzteren mit Starhemberg, und von einer Einwirkung der Pompadour zu Gunſten der öſterreichiſchen Intereſſen iſt nicht das Mindeſte zu verſpüren. Als im Juli 1754 der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Marquis von Saint-Conteſt, ſchwer erkrankt, iſt Starhemberg ganz ohne beſtimmtere Nachrichten darüber, wer etwa im Falle der Erledigung jenes Poſtens denſelben erhalten könnte. Und als Saint-Conteſt wirklich ſtirbt, zeigt Starhemberg dem Grafen Kaunitz an, der König habe ganz unerwartet dem bisherigen Staatsſecretär der Marine, Herrn Rouillé, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertragen. „So viel kann „ich vorläufig erwähnen," fügt er in einem ſpäteren Berichte hinzu, in welchem er auch noch die übrigen hiedurch nothwendig gewordenen Aenderungen beſpricht, „daß dieſe ganze Austheilung der Aemter von „der Madame Pompadour herrührt. Es iſt ſo geheim tractirt worden, „daß ſelbſt die hieſigen Miniſter Puyſieux und Saint-Severin nicht „eher davon gewußt, als bis die Promotion geſchehen war" [453]).

So wenig als die Einwirkung der Marquiſe von Pompadour auf dieſe Ernennungen, ſo wenig wird auch die Richtigkeit der Behauptung zu beſtreiten ſein, daß ſie keineswegs unter öſterreichiſchem Einfluſſe, derſelbe mochte von Kaunitz oder Starhemberg herrühren, geſchahen. Die ganze Art und Weiſe, in welcher der Letztere über Rouillé und

den Vorgang berichtet, der bei deſſen Berufung in das Miniſterium des Aeußern beobachtet worden, iſt dafür ein unwiderleglicher Beweis. Rouillé nennt er „einen ſehr ſchwachen, in auswärtigen Geſchäften ganz „unerfahrenen und zu einer ſo wichtigen Stelle untüchtigen Mann.“ Als den Grund aber, warum die Marquiſe von Pompadour den König zu dieſer Ernennung vermocht habe, gibt er ihren dringenden Wunſch an, die Stelle eines Generalcontrolors mit einer Perſönlichkeit zu beſetzen, auf welche ſie unbedingt zählen könne. Eine ſolche ſei Sechelles, der nicht nur der Marquiſe, ſondern auch ihrem vertrauteſten Freunde, dem Prinzen von Soubiſe blindlings ergeben ſei. Ihm habe der bisherige Generalcontrolor Machault weichen, und um für Letzteren einen Platz zu finden, Rouillé vom Marinedepartement zu demjenigen der auswärtigen Angelegenheiten übergehen müſſen. Allerdings verſtehe Machault ſo wenig von der Marine als Rouillé vom Aeußern, aber darum kümmere man ſich nicht. Den einfacheren Vorgang zu wählen und Machault gleich unmittelbar die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten anzuvertrauen, wozu er weit geeigneter geweſen wäre als Rouillé, habe man darum nicht thun wollen, weil Machault nicht zu der kriegeriſch geſinnten Partei gehöre, welche jetzt, nebſt der Pompadour aus dem Kriegsminiſter d'Argenſon, den Prinzen von Conti und Soubiſe, dem Marſchall Belleisle und Sechelles beſtehend, ein beträchtliches Uebergewicht erlangt habe. Jedoch auch von Rouillé meint Starhemberg, daß er mit Noailles, Puyſieux und Saint-Severin dem Kreiſe derjenigen angehöre, denen die Erhaltung des Friedens am Herzen liege [454]).

Wer dort, wo von Parteien des Krieges und des Friedens am franzöſiſchen Hofe und von der Theilnahme der Marquiſe von Pompadour an der erſteren die Rede iſt, etwa der Meinung ſein wollte, daß es ſich hier ſchon um einen Krieg handelte, der zu Gunſten Oeſterreichs und zur Wiedereroberung Schleſiens für daſſelbe geführt werden ſollte, der würde ohne Zweifel in einen ſchweren Irrthum verfallen. Schon die Zuſammenſtellung der beiden Namen d'Argenſon und Belleisle müßte ihn eines Beſſeren belehren. Beide hatten ſich in früherer Zeit durch eine wahrhaft fanatiſche Parteinahme gegen Oeſterreich hervorgethan, und auch die ſeither vergangenen Jahre hatten keine Aenderung

in dieſer Geſinnung bewirkt. Auch jetzt noch brachten ſie jeden Gedanken an einen Krieg mit einem ſolchen wider Oeſterreich in Verbindung, und die Ereigniſſe in Italien, die Zwiſtigkeiten Oeſterreichs mit Genua und mehr noch ſeine enge Verbindung mit Modena, die daraus hervorgehende Ausſicht auf eine beträchtliche Vergrößerung des öſterreichiſchen Gebietes in Italien, auf eine Vermehrung ſeines Einfluſſes in dieſem Lande ſollten den Anlaß und Vorwand dazu bieten.

Wenn er nun auch, ſagt Starhemberg in dem ausführlichen Berichte, welchen er über dieſe Vorgänge an Kaunitz erſtattet, an einen Krieg nicht glaube, indem das wahre Intereſſe der Marquiſe von Pompadour, deren Einfluß mächtiger ſei als je, einem ſolchen nicht günſtig erſcheine, ſo ſei doch auch keine Hoffnung vorhanden, daß „ein „gutes Einvernehmen und eine genaue Freundſchaft" zwiſchen den Höfen von Wien und Verſailles, wenn auch von Seite Oeſterreichs alles mögliche dafür geſchehe, jemals werde herbeigeführt werden können. Denn ſo weit werde der Einfluß der Kriegspartei immerdar vorherrſchen, daß man den Einflüſterungen des Königs von Preußen und der übrigen Gegner Oeſterreichs Gehör ſchenken, bei jeder Gelegenheit wider Oeſterreich Partei nehmen und ihm die Abneigung zu erkennen geben werde, die einmal in Frankreich wider dasſelbe herrſche [455]).

Daß man über die letztere auch in Wien ſich nicht täuſchte, bezeugt die Depeſche, welche auf jene Mittheilungen an Starhemberg erging. „Wir glauben durch den Tod des Marquis von Saint-Conteſt," heißt es darin, „keinen Verluſt erlitten zu haben, da dieſer Miniſter „bei allen Gelegenheiten nicht nur ſeines Hofes abgeneigten Grund„ſätzen nachgegangen iſt, ſondern auch wenige Rückſicht und Achtung „für uns und unſere wohlgemeinten Vorſtellungen geäußert hat, welches „uns alſo den natürlichen Anlaß gegeben, die freundſchaftlichen Eröff„nungen abzubrechen und durch Aeußerungen der Gleichgültigkeit werk„thätig zu zeigen, daß unſere frühere Sprache aus keinem furchtſamen „oder zweideutigen Antrieb, ſondern nur aus friedfertigen Abſichten „herrührte" [456]).

So ſtand es um die Beziehungen zwiſchen Oeſterreich und Frankreich im Laufe des Jahres 1754. Wie gering damals die Ausſichten

waren auf eine Verwirklichung der Plane des Grafen Kaunitz, wie wenig von öſterreichiſcher Seite hiefür geſchah und wie irrig daher die Behauptungen derjenigen ſind, welche meinen, daß zu jener Zeit ſchon Alles geebnet war für den Abſchluß eines engen Bündniſſes zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, bedarf wohl künftighin keines ferneren Beweiſes. Und auch der Zwieſpalt, welcher wegen der nordamerikaniſchen Colonien zwiſchen England und Frankreich ausbrach und vorerſt zu offenen Feindſeligkeiten zur See und auf dem amerikaniſchen Feſtlande führte, brachte hierin wenigſtens vor der Hand keine Aenderung hervor. In den Tagen, in welchen man glaubte, daß ſich der Krieg zwiſchen den beiden Seemächten auch auf dem europäiſchen Continente entzünden werde, zweifelte Niemand daran, daß ſich Frankreich und Oeſterreich wieder feindlich gegenüber ſtehen würden. Jeden Augenblick meinte man einen Einbruch der Franzoſen in die öſterreichiſchen Niederlande beſorgen zu müſſen, und Starhemberg erhielt den Auftrag, die Anfrage an die franzöſiſche Regierung zu ſtellen, ob ſie im Falle eines in Europa zu führenden Krieges mit England wirklich den Aachner Frieden brechen und die Niederlande angreifen werde.

Man kann nicht ſagen, daß die Antwort, welche Rouillé hierauf ertheilte, geeignet geweſen wäre, ſolche Beſorgniſſe zu zerſtreuen. Nach lebhaften Verſicherungen der friedliebenden Geſinnung des franzöſiſchen Hofes rückte er doch mit der Aeußerung hervor, daß man es demſelben nicht verdenken könnte, im Falle eines Krieges mit England ſich durch Bekämpfung der Verbündeten dieſer Macht für die von ihr zu beſorgenden Nachtheile ſchadlos zu halten [457]).

Wie ſehr man auf einen ſolchen Friedensbruch von franzöſiſcher Seite am Wiener Hofe gefaßt war, wird außerdem noch durch einen kleinen, aber bezeichnenden Zug auf's klarſte bewieſen. Als nach langer Verhandlung im April 1755 der Gräfin Marſan ein gütlicher Vorſchlag zur Ausgleichung ihrer Rechtsſache gemacht wurde, da zweifelte Kaunitz ſelbſt daran, daß ſie ſich zu einer Annahme desſelben herbeilaſſen werde. Denn im Falle eines Einmarſches der Franzoſen in die Niederlande könnte ſie Mittel finden, ſich jene Güter durch denſelben

Richter zusprechen zu lassen, vor welchem sie jetzt vielleicht Besorgnisse hegte [458]).

Es ist wohl selbstverständlich, daß gegenüber der Wahrscheinlichkeit, sich binnen kürzester Frist durch französische Streitkräfte auf ihrem eigenen Gebiete angegriffen zu sehen, die Blicke der Kaiserin mehr als zuvor dorthin sich richteten, von woher sie noch am ehesten Hülfe erwarten durfte. In erster Linie war dieß von Seite Rußlands der Fall, zu welchem Staate die freundschaftlichen Beziehungen Oesterreichs die ganze Reihe von Jahren hindurch, welche seit dem Aachner Frieden verflossen waren, mit wenigen, jedoch im Ganzen und Großen nicht gerade viel bedeutenden Schwankungen ziemlich gleichmäßig fortbestanden hatten. Von Rußland aber konnte seiner geographischen Lage wegen ausgiebiger Beistand nur wider Preußen, nicht aber gegen Frankreich erwartet werden. Wider letzteres war eigentlich nur England im Stande, wirkliche Unterstützung zu gewähren. Eine Hülfeleistung von dieser Seite schien aber nicht nur in Englands Interesse, sondern auch im Kreise seiner Pflichten zu liegen, denn gerade um Englands willen und darum, weil man sie in Paris noch für eine treue Verbündete Englands hielt, sollte Maria Theresia in einer ihr sonst fern liegenden Sache neuerdings in einen Krieg verwickelt werden.

Das damalige Verhältniß Oesterreichs zu England wird schon aus dem bisher Erzählten klar geworden sein. Noch immer sahen die beiden Staaten als Verbündete sich an; noch immer hielten sie es für einen richtigen politischen Grundsatz, diese Allianz fortdauern zu lassen. Aber trotzdem hatte der Zwiespalt der Meinungen in vielen der wichtigsten Fragen so mannigfachen Streit zwischen beiden Höfen entzündet, daß eine gewisse Gereiztheit in ihrem Verkehre sich kundgab, welche zuletzt auch auf die Geschäfte selbst nicht ohne Rückwirkung blieb. Maria Theresia war durch Englands Verfahren während der Aachner Verhandlungen auf's tiefste verletzt worden; in England aber rechnete man es der Kaiserin wie ein Verbrechen an, daß sie in die Erneuerung des Barrierevertrages nicht willigen, ihre volle Souveränetät über die Niederlande behaupten und es nicht zugeben wollte, daß ihre dortigen Unter-

thanen zu Gunsten der Holländer und Engländer sich die drückendste Beschränkung ihres Handels und ihrer Schifffahrt gefallen lassen sollten. Man war in England auf's höchste darüber erbittert, daß Maria Theresia durch einen neuen Tarif ihren Unterthanen die gleichen Begünstigungen einräumte, wie sie die Engländer und Holländer genossen. Daß in dem Vertrage mit Spanien und Sardinien vom Jahre 1752 auch die Angehörigen dieser Länder den begünstigtsten Nationen beigezählt wurden, steigerte die Unzufriedenheit der Engländer und Holländer mit Oesterreich nur noch mehr. Und König Georg war persönlich über die Haltung aufgebracht, welche man zu Wien in der Wahlsache beobachtete. Die anscheinende Gleichgültigkeit der Kaiserin in einer Frage, welche er selbst für die wichtigste politische Angelegenheit Europa's hielt, sah er fast wie eine ihm widerfahrende Beleidigung an, und sein Unmuth machte nicht selten in heftigen Ausdrücken sich Luft.

So stand es damals um diese beiden, unablässig mit einander hadernden und zankenden Freunde. Nur die Zeit konnte es lehren, ob über ihrem fortwährenden Zwiste endlich ihr Bündniß in Trümmer gehen, oder ob die Gewalt der Thatsachen sich stärker erweisen und die gemeinsame Bedrängniß sie wieder einander nähern und neuerdings vereinigen werde zu gemeinschaftlichem Handeln.

Daß dieß Letztere geschehen werde, dafür sprach vor Allem der Umstand, daß die so lange Jahre hindurch fortbestehende politische Gruppirung der wichtigsten europäischen Staaten noch immer nicht wesentlich geändert worden war. Der Zwiespalt zwischen England und Frankreich erwies sich so stark als nur je, und die Gereiztheit des Hofes von St. James gegen Preußen, die innige Verbindung der letzteren Macht mit Frankreich erlaubten keinen Zweifel darüber, auf welcher Seite Preußen im Falle eines allgemeinen Krieges zu finden sein werde. Ebenso erschien es als selbstverständlich, daß England einen Krieg auf dem Festlande ohne Oesterreichs Beistand nicht zu führen vermöge. Und die freundschaftlichen Beziehungen des Wiener Hofes zu Rußland, die gemeinschaftliche Abneigung dieser beiden Mächte gegen Preußen ließen darauf hoffen, daß Rußland der Dritte sein werde in

dem zu erwartenden Bündnisse zwischen England und Oesterreich gegen Frankreich und Preußen.

Dieses Bündniß zu Stande zu bringen und es zu einem möglichst festen und dauernden zu gestalten, darauf waren von nun an die Bemühungen des Grafen Kaunitz unabläſſig gerichtet. Er handelte dabei mit einem Eifer und einem Nachdrucke, als ob ihm niemals die Verwirklichung des Gegentheils des politiſchen Planes, welchen er jetzt verfolgte, in den Sinn gekommen wäre. Aber jene Gedanken ſchienen tief in den Hintergrund getreten zu ſein, und nichts als die Herbeiführung der engſten Allianz mit England und Rußland war für den Augenblick wenigſtens der Zielpunkt der öſterreichiſchen Politik.

Nach beiden Richtungen hin mußten jedoch ganz eigenthümliche Schwierigkeiten beſiegt werden. Was England anging, lagen ſie zunächſt in den Zwecken des Bündniſſes, was hingegen Rußland betraf, in den Mitteln zur Erreichung dieſes Zweckes. Denn darüber kann wohl kein Zweifel obwalten, daß England, wie ſo oft ſchon, ſo auch dießmal ſich Oeſterreichs ausſchließlich zur Bekriegung Frankreichs zu bedienen gedachte. Für Oeſterreich hingegen lag nicht der entfernteſte Grund zu einem Kampfe wider Frankreich vor. Mußte es durchaus Krieg führen, ſo konnte es für Oeſterreich nur einen einzigen Preis für einen ſolchen geben und dieſer lag in der Wiedereroberung Schleſiens. Wurde ihm von vorneherein dieſer Kampfpreis verweigert, dann war es für Oeſterreich beſſer, jeder Verbindung mit England und dadurch aller Theilnahme am Kriege zu entſagen, ſtrengſte Neutralität zu behaupten und dadurch Frankreich jeden Vorwand zum Einfalle in die öſterreichiſchen Niederlande zu entziehen.

Was hingegen Rußland anging, ſo lag der Stein des Anſtoßes nicht ſo ſehr in mangelnder Bereitwilligkeit dieſes Staates zu einem Bündniſſe, als in der Beſorgniß, daß er die Bedingungen desſelben nur in unzureichendem Maße erfüllen werde. Denn die Kaiſerin Eliſabeth ſowohl als der Großkanzler Beſtuſchew legten es unverholen an den Tag, daß es ihnen eigentlich um nichts ſo ſehr zu thun war als um Geld, welches zu ganz anderen Dingen als zur Kriegführung, und

zwar von der Kaiserin zu Bauten und zur Bestreitung der Ausgaben, welche ihre verschwenderische Lebensweise verursachte, von Bestuschew aber zu seiner eigenen Bereicherung verwendet werden sollte. Wie es dann mit der Kriegführung aussah, darüber schienen sie um so sorgloser zu sein, als sie wohl wußten, daß Rußlands geographische Lage ihm die beste Schutzwehr gegen einen feindlichen Angriff gewähre, daß sie somit einen solchen selbst von Preußen nicht zu befürchten hätten. Darum war denn auch England sparsamer in Zugeständnissen an Geld, als es in Rußland gewünscht wurde, und die Thätigkeit der österreichischen Diplomatie bestand vorerst in nichts Anderem, als wo möglich Rußland zu einer Ermäßigung seiner Forderungen, England aber zu einer Steigerung seiner Verwilligungen zu vermögen. Freilich war diese Rolle nicht dankbar; in England klagte man darüber, daß die Verbündeten allzu große Begier zeigten nach englischem Gelde, in Rußland aber beschuldigte man den Wiener Hof einer zu weit gehenden Sympathie mit England und allzu lebhafter Unterstützung des englischen Standpunktes in den Verhandlungen, welche zur Verwirklichung des gemeinsamen Bündnisses gepflogen wurden.

Wie ungerecht diese letztere Beschuldigung war, ist am besten aus den Vorstellungen ersichtlich, welche von österreichischer Seite in England erhoben wurden, um die dortige Regierung zu größerer Nachgiebigkeit gegen die Wünsche Rußlands zu stimmen. Man erkenne gar wohl, heißt es in einer Depesche [459]) der Kaiserin an den Grafen Karl Colloredo, welcher nach Richecourts Tode Oesterreich in England vertrat, man erkenne gar wohl, daß jeder Staat in Friedenszeiten darauf bedacht sein müsse, unnöthige Ausgaben zu vermeiden und seine Finanzen zu ordnen, um für den Fall eines Krieges auch außerordentliche Opfer bringen zu können. „Wo aber die Gefahr des gänzlichen Umsturzes „bemerkbar vor Augen steht, sollten doch endlich die Illusionen ver„schwinden und vernünftige Leute sich nicht selbst verblenden."

„Wem ist wohl verborgen," fährt die Kaiserin fort, „daß Eng„land auf keinen einzigen seiner Alliirten als auf uns und unsere werk„thätige Mitwirkung sicher zu zählen vermag, daß hingegen die mächtige

„Krone Frankreich in der engſten Verbindung mit Preußen, Schweden, „Dänemark, den bewaffneten Reichsfürſten und der Pforte ſteht, auch „ihr künftiger Operationsplan dahin gerichtet iſt, bei ausbrechendem „Kriege die Niederlande mit einer Armee zu überſchwemmen, die Eng„länder auf ihrer Inſel einzuſchließen, die faſt wehrloſe Republik Holland „entweder gänzlich zu unterwerfen oder zur Neutralität zu zwingen, „und wie es zu Anfang des vergangenen Krieges geſchehen, eine Armee „nach Weſtphalen abzuſchicken, welche ganz Deutſchland, vor Allem aber „die hannoverſchen Lande im Zaum halten und ihnen willkürlich Ge„ſetze vorſchreiben kann.“

Nebſtdem ſei, heißt es weiter, es noch unvergeſſen, welche Gefahr der letzte Aufſtand in Schottland und die verhältnißmäßig unbedeutende Ausſchiffung an der dortigen Küſte für England mit ſich brachte. Was habe England erſt zu erwarten, wenn ihm durch den Verluſt der Niederlande alle Hülfe vom Feſtlande abgeſchnitten und dem mächtigen Nachbar die Gelegenheit gegeben werde, das Feuer des Krieges in das Herz Englands zu tragen und ſich eine Nation zu unterwerfen, welche ihre Freiheit und glückliche Regierungsform ſo hochſchätze? Das ſeien keine politiſchen Träume oder Schreckſchüſſe, ſondern offenkundige Wahrheiten, denen Niemand zu widerſprechen vermöge. Um ſo mehr aber ſei es zu verwundern und zu bedauern, daß man ſie gänzlich außer Augen ſetze und nicht eines reifen Nachdenkens würdige, da es doch nicht bloß um etwas mehr oder weniger Anſehen bei Freunden und Feinden, ſondern um die eigene Erhaltung, um die Vertheidigung von Krone und Scepter ſich handle, und die innerliche Stärke Englands wie eine Kette zuſammenhänge, welche bei Zerreißung einiger Glieder unter ihrer eigenen Laſt erliegen müſſe.

Wahr ſei es, daß die Forderungen Rußlands zu weit getrieben ſeien und nicht immer auf die anſtändigſte Art vorgebracht würden. Aber nicht minder wahr ſei es auch, daß der engliſche Hof in Beherzigung der obwaltenden Umſtände ein Mehreres thun und ausgiebigere Summen an Rußland bewilligen ſollte.

So wie in England, so wurde von österreichischer Seite auch in Rußland ernstlich zur Nachgiebigkeit gemahnt. Und noch nach einer anderen Richtung hin sah man sich Rußland gegenüber zu dringenden Vorstellungen genöthigt. Denn man besorgte in Wien, daß durch manchen herausfordernden Schritt, welchen Rußland der Pforte gegenüber that, hauptsächlich aber durch den Bau einer großen Festung, die man in Südrußland anlegen wollte, auch nach dieser Seite hin der Friede gestört werden könnte. Bei dem überwiegenden Einflusse Frankreichs in Constantinopel aber müsse man Alles mit Sorgfalt vermeiden, was dem Hofe von Versailles Anlaß geben könnte, die Pforte zum Friedensbruche zu reizen. In einem solchen Falle müßten die russischen, ja vielleicht auch die österreichischen Streitkräfte dorthin sich wenden, und es hätten auf den anderen Kriegsschauplätzen die gemeinsamen Feinde gewonnenes Spiel.

In dieser letzteren Beziehung blieben zwar die Vorstellungen des Wiener Hofes nicht ohne Erfolg, und Rußland stellte die schon begonnenen Festungsbauten wieder ein. In ersterer Hinsicht aber bewies man sich um so zäher, und bis tief in das Jahr 1755 dauerten die Verhandlungen über das Bündniß zwischen Rußland und England. Als es endlich zu Stande kam, hatten inzwischen auf anderen Punkten sich Veränderungen vorbereitet, welche der ganzen politischen Lage Europa's ein anderes Ansehen gaben.

Vierzehntes Capitel.

Wandlungen der Politik.

Dieſelben Beweggründe, welche die engliſche Regierung zu den Verhandlungen über einen Subſidienvertrag mit Rußland vermochten, beſtimmten dieſelbe auch, ſich eifriger als es bisher der Fall geweſen, noch nach anderen Bundesgenoſſen umzuſehen, welche im Stande wären, der franzöſiſchen Landmacht auf dem Continente Europa's die Spitze zu bieten. Denn wenn man auch in England vielleicht nicht ſo weit ging als Maria Thereſia, welche in einer Beſetzung der Niederlande durch die Franzoſen eine Bedrohung Englands durch eine franzöſiſche Invaſion und ſomit eine ernſtliche Gefährdung der Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit des Inſelreiches erblickte, ſo war man doch für all die Nachtheile nicht blind, welche eine Occupation der Niederlande durch Frankreich für England herbeiführen mußte. Die erneuerte Bedrohung, ja vielleicht die Unterwerfung Hollands ſtand hiebei in vorderſter Reihe. Ihr konnte nur vorgebeugt werden, wenn die öſterreichiſchen Niederlande widerſtandsfähig gemacht und in den Stand geſetzt wurden, die Beſtimmung zu erfüllen, welche ihnen in den Augen der beiden Seemächte zunächſt angewieſen war, und die darin beſtand, eine Vormauer für Holland gegen Frankreich zu bilden.

Von ſolchen Betrachtungen ausgehend, begann man in England zu Anfang des Jahres 1755 mit größerem Eifer als bisher nach der Wiederherſtellung der früheren freundſchaftlichen Beziehungen zu Oeſterreich zu ſtreben. Ernſtlich ſprach man dem kaiſerlichen Geſandten in London

von der Abſicht, ein großes Bündniß zuſammenzubringen, darauf berechnet, wo möglich den Frieden auf dem europäiſchen Feſtlande zu erhalten, und wenn derſelbe dennoch durch Frankreich gebrochen werden ſollte, deſſen Angriff zurückſchlagen zu können [460]). Aber die Wege, welche man wenigſtens Oeſterreich gegenüber zur Verwirklichung dieſes Gedankens betrat, waren gerade die verkehrten. Zum Schutze der Niederlande könne nichts günſtiger ſein, ſo behauptete man in England, als die Erneuerung des Barrierevertrages. Oeſterreich möge doch ja nicht mehr zögern, dem hierauf gerichteten Wunſche der Seemächte Folge zu geben.

Es iſt ein ſprechender Beweis des ſehnlichen Wunſches der Kaiſerin, die früheren freundſchaftlichen Beziehungen zu England aufrecht zu erhalten, wenn ſie ſich endlich in einem der Hauptpunkte, der Bezahlung der früheren Subſidien an Holland zur Nachgiebigkeit bereit finden ließ. Aber die Hälfte jener Summe ſollte zur Wiedererbauung der zerſtörten Feſtungen verwendet, und binnen Jahresfriſt zum Schutze der Intereſſen ihrer Unterthanen ein Handelsvertrag abgeſchloſſen werden. Denn in dem Augenblicke, in welchem, wie ſo oft ſchon, ſo auch jetzt wieder die Niederlande mit dem Schickſale bedroht waren, der Schauplatz eines blutigen Krieges zu werden, konnte die Beherrſcherin dieſer Provinzen Verpflichtungen nicht eingehen, durch welche der Wohlſtand derſelben nicht etwa von der Hand des Feindes, ſondern zu Gunſten der eigenen Alliirten für alle Zukunft auf's ſchwerſte geſchädigt worden wäre. England habe ſchon einmal, ſchrieb Kaunitz dem Grafen Colloredo, durch Verzichtleiſtung auf den Aſientovertrag zu Gunſten politiſcher Vortheile ſeinem eigenen Handel ſchwerwiegende Opfer auferlegt. Habe man damals keine Vorwürfe beſorgt von der engliſchen Nation, ſo ſeien deren jetzt um ſo weniger zu erwarten, wo es gelte, einen alten und treuen Verbündeten in jene Rechte eintreten zu laſſen, welche jeder Monarch in Bezug auf ſein Land in Anſpruch nehmen dürfe [461]). Und während England fortwährend fordere, ſage es gar nichts über die Leiſtungen, die es zur Erreichung des gemeinſchaftlichen Zweckes auf ſich zu nehmen gedenke. Vor allem ſei es nöthig, die Streitmacht in den Niederlanden anſehnlich zu verſtärken. Zu den vier und zwanzig-

tausend Oesterreichern und zwölftausend Holländern, welche sich jetzt dort befänden, müßten acht- bis zehntausend Engländer und etwa sechstausend Hessen, dann vielleicht ein Corps Baiern und Würzburger stoßen. Mit den Schweizern müßten Werbeverträge, und zwar durch Oesterreich mit den katholischen, durch England aber mit den protestantischen Cantonen abgeschlossen werden [462]). Alles habe zu geschehen, um die Streitmacht der Verbündeten möglichst zu vermehren.

Aber nicht allein um die Bekriegung Frankreichs, sondern auch darum handle es sich, den König von Preußen in Schach zu halten [463]) und ihn zu verhindern, in dem Augenblicke, in welchem die Verbündeten sich Frankreichs zu erwehren hätten, sie auch von seiner Seite mit Krieg zu überziehen. Allerdings sei es Oesterreich, welches von ihm jederzeit das Meiste besorgen müsse. Aber auch die hannoverschen Lande lägen ihm offen, und es könne leicht sein, daß dieselben von zwei Seiten aus, von Frankreich und von Preußen einen Einmarsch feindlicher Truppen zu gewärtigen hätten.

„Wir erwarten mit Verlangen die zuverlässige Auskunft," schreibt Kaunitz an Colloredo [464]), „welche Entschließung der englische „Hof fassen wird. Es mag zum Krieg oder zum Vergleich kommen, „so ist doch gerade jetzt die Zeit, ein solides System zu Grunde zu „legen. Sollte aber auch dermalen die Indolenz fortdauern, so ist „menschlichem Ansehen nach nichts Gutes mehr zu hoffen und der „Seemächte Untergang leicht vorherzusehen. Je nachdrücklicher und leb„hafter Sie die Gefahr vorstellen und die bisherigen Illusionen auf„decken, um so mehr werden Sie der Absicht der Kaiserin entsprechen. „So lang England nicht mit dem erforderlichen Vertrauen und der „gehörigen Rücksicht auf das Allgemeine zu Werke geht, so lang ist „nichts Gutes zu hoffen und so lang mangelt der ganzen Allianz der „gehörige Nachdruck."

Diese und viele ähnliche, nicht etwa bloß in ostensiblen Depeschen, sondern in geheimen und chiffrirten Schreiben des Grafen Kaunitz vorkommenden Stellen zeigen wohl deutlich, daß Oesterreich keineswegs wünschte, in einer ihm fernliegenden Sache in einen allgemeinen Krieg verwickelt zu werden. Konnte es sich jedoch demselben nicht entziehen,

ſo war es wenigſtens damals noch entſchloſſen, an der Seite ſeiner alten Verbündeten einzutreten in den Kampf. Und da man mit voller Beſtimmtheit vorausſetzte, daß auch der König von Preußen Theil nehmen werde an demſelben, ſo dachte man wider ihn als den nächſten und gefährlichſten Gegner die öſterreichiſche Hauptmacht zu kehren. Man wollte die letztere ſo wenig als möglich theilen und die äußerſten Anſtrengungen machen, um gleich in den erſten Feldzügen entſcheidende Ergebniſſe zu erringen. Wäre dieß vorerſt wider Preußen gelungen, dann könne man noch immer und mit deſto größerer Ausſicht auf Erfolg den Kampf aufnehmen wider Oeſterreichs übrige Feinde. Man wiſſe ja zuverläſſig, daß König Friedrich ſich weder mit der bereits erfolgten Eroberung Schleſiens begnügen, noch die Bedingungen der von ihm abgeſchloſſenen Verträge erfüllen werde. Er warte nur auf einen günſtigen Anlaß, um die öſterreichiſchen Erblande neuerdings zu überfallen und zu Grunde zu richten. Und darüber möge man ſich nur ja nicht täuſchen, daß jetzt, wenn auch „gerade zur „Unzeit," doch der Augenblick gekommen ſei, in welchem das ſchon lange glimmende Feuer der Zwietracht zwiſchen den beiden feindſeligen Nachbarn zu hellen Flammen ausbrechen werde [463]).

Mit offenen Worten iſt es hier und an zahlreichen ähnlichen Stellen geſagt, daß Kaunitz den Ausbruch des Kampfes für einen unzeitigen hielt und den Fortbeſtand des Friedens ungleich lieber geſehen hätte. Um dieſen Preis hätte er wenigſtens vor der Hand dem Gedanken an die Wiedereroberung Schleſiens noch gern entſagt. Und nicht minder wichtig iſt die Behauptung, welche noch oftmals wiederkehrt, König Friedrich beſchäftige ſich mit neuen Angriffsplanen gegen Oeſterreich. Es wird ſpäter ausdrücklich verſichert, daß man die unumſtößlichen Beweiſe für dieſe Thatſache in Händen habe. Worin jedoch die Beweiſe beſtanden, iſt nirgends erſichtlich.

Nachdem man in Wien, wie ſo eben gezeigt worden, den Krieg am liebſten völlig vermieden hätte, ſo war man auch im Sinne der Beilegung der obwaltenden Streitigkeiten bei den Regierungen von Frankreich und England bemüht. Sollten jedoch dieſe Beſtrebungen wirkungslos bleiben, und mußte man wider Willen die Waffen er-

greifen, dann wollte man sie vornehmlich wider denjenigen kehren, den man für den unversöhnlichsten Feind hielt, und welchem noch überdieß der einzige des Kampfes würdige Preis abgerungen werden konnte.

Aus diesem Grunde war man auch keineswegs abgeneigt, den König von England des Beistandes Oesterreichs zu versichern, wenn seine hannoverschen Erblande durch Preußen angegriffen werden sollten. Aber man machte gleichzeitig darauf aufmerksam, daß England sich zu einer verhältnißmäßigen Gegenleistung in Bezug auf den Schutz der österreichischen Niederlande herbeilassen müsse, und daß es mehr als wahrscheinlich sei, der König von Preußen werde seine kriegerische Action nicht auf einen Einfall in Hannover beschränken, sondern er werde noch weit eher einen solchen gegen die österreichischen Staaten ausführen wollen. Die Kaiserin nehme keinen Anstand, so wurde in ihrem Namen gesagt, feierlich zu erklären, daß sie ihre eigene Erhaltung nur in derjenigen ihrer Verbündeten suche. Zu Gunsten derselben sei sie daher zu jedweder Anstrengung entschlossen, doch müsse die Wahl, die Zahl und die Art der anzuwendenden Vertheidigungsmittel den Gegenstand einer eigenen Verabredung bilden, zu deren Zustandebringung die Kaiserin bereitwillig die Hand biete [466]).

Wie sehr es dem Wiener Hofe Ernst war mit den Bestrebungen, über eine gemeinschaftliche Action mit den Seemächten eine Vereinbarung herbeizuführen, zeigen wohl auch die Berathungen, welche Prinz Karl von Lothringen zu Brüssel mit dem englischen Minister Grafen Holderneſſe über diesen Gegenstand pflog, und die Zugeständnisse, zu denen man sich von österreichischer Seite herbeiließ. Als solches kann erwähnt werden, daß so ungern man sich auch zu einer Zersplitterung der ohnedieß wenig zahlreichen Streitkräfte in den Niederlanden entschloß, man doch dem dringenden Begehren der Engländer und Holländer nachgab und die Besatzung von Namur durch viertausend Oesterreicher verstärkte.

Die englische Regierung zeigte sich jedoch weit davon entfernt, sich mit solchen Concessionen zufrieden zu stellen oder überhaupt nur auf die Vorschläge des Wiener Hofes einzugehen. Ohne sich selbst zu irgend einer Leistung verbindlich zu machen, forderte sie kategorisch die

unverweilte Abſendung von fünfundzwanzig bis dreißigtauſend Mann nach den Niederlanden. Außerdem ſolle die Kaiſerin, wenn Hannover angegriffen würde, nicht nur dorthin Truppen abſchicken, ſondern noch überdieß eine Diverſion gegen den König von Preußen unternehmen. Und mit ſo heftigen Vorwürfen und Drohungen begleitete die engliſche Regierung dieſes Begehren, daß man ſich in Wien davon auf's tiefſte verletzt fühlte. Dennoch hütete man ſich ſorgfältig vor einem übereilten Entſchluſſe, und in zwei Conferenzen, welche am 12. und am 15. Juni 1755 in Gegenwart des Kaiſers und der Kaiſerin, dann der Grafen Ulfeld, Rudolph Colloredo, Khevenhüller, Batthyany und Kaunitz ſtattfanden, wurden die zu ergreifenden Maßregeln eingehend berathen.

Gegen die Gewährung der Vorſchläge Englands wurde angeführt, daß der Streit wegen der amerikaniſchen Colonien das Haus Oeſterreich in keiner Weiſe berühre. Unmöglich könne es ſich daher zumuthen laſſen, gerade in einer ſolchen Sache die Initiative zu feindſeligen Demonſtrationen gegen Frankreich zu ergreifen. Denn als ſolche würde dieſe Regierung die Abſendung einer anſehnlichen Verſtärkung der Truppen in den Niederlanden ohne Zweifel auffaſſen. Es wäre dieß ein Schritt, welcher außerordentliches Aufſehen erregen, ja wahrſcheinlicher Weiſe das Signal zum Ausbruche des Krieges geben würde. Denn Frankreichs Entſchluß, in die Niederlande einzufallen und ſich derſelben zu bemächtigen, ehe jene Verſtärkung den weiten Weg dahin zurücklegen könnte, ſei leicht vorherzuſehen. Hiezu komme noch, daß Oeſterreich auf eine ausgiebige Hülfe von Seite der Seemächte nicht zählen dürfe. Sollte es nun in Folge der Abſendung einer beträchtlichen Streitmacht nach den Niederlanden die Stammprovinzen der Monarchie nur ſchwächer beſetzt halten können, ſo würden dieſelben dem mit Beſtimmtheit vorherzuſehenden Angriffe des Königs von Preußen um ſo gewiſſer zur Beute. Da man nicht zweifle, daß der künftige Krieg zwar kurz, aber ſehr heftig ſein werde, müſſe man um ſo mehr dafür beſorgt ſein, die Vertheidigungsmittel in den deutſchen Erbländern nicht zu ſchwächen, ſondern ſie insgeſammt dem Könige von Preußen als dem gefährlichſten Feinde entgegenzuſetzen. Dieſes Princip ſei von der Kaiſerin bereits gebilligt und als ein durch das Wohl des Staates

dringend gefordertes anerkannt worden. Man würde jedoch im entgegengeſetzten Sinne handeln, wenn man ſich jetzt durch die Drohungen Englands einſchüchtern und bewegen ließe zu blinder Unterwerfung unter die von dort geſtellten Begehren.

In entſchiedenem Widerſpruche zu dieſen Anſchauungen ſtanden die Betrachtungen, welche ihnen von anderen Stimmen entgegengeſetzt wurden. Ob die Veranlaſſung zum Kriege Oeſterreich betreffe oder nicht, darauf komme es jetzt, ſo wurde von dieſen behauptet, gar nicht mehr an; der Krieg ſei einmal unvermeidlich geworden, und da handle es ſich nicht mehr um das allgemeine Aufſehen oder um das Mißfallen Frankreichs, welches irgend ein Schritt der öſterreichiſchen Regierung erregen könne, ſondern um die Vertheidigung wider einen zu beſorgenden Angriff. Wenn Frankreich nicht wirklich Böſes im Schilde führe, könne es ſich durch die Abſendung einer bloß zur Vermehrung der Vertheidigungsmittel beſtimmten Truppenzahl nach den Niederlanden unmöglich verletzt fühlen. Trage es ſich aber mit feindſeligen Gedanken, dann ſei eine baldige Vorkehrung gegen die ungehinderte Verwirklichung derſelben vollends am Platze. Wenn ſich auch von den Seemächten nicht allzuviel Beiſtand verſprechen laſſe, ſo ſeien ſie doch überhaupt die einzigen natürlichen Bundesgenoſſen Oeſterreichs, und ganz ohne Alliirte könne kein Staat ſo vielen und mächtigen Feinden Widerſtand leiſten. England könne gleichfalls die ganze Laſt des Krieges nicht allein tragen. Würde es aber von Oeſterreich verlaſſen und in Folge deſſen von ſeinen Feinden überwältigt, dann werde Oeſterreich ſeiner Zeit ſich auch dieſes Bundesgenoſſen beraubt ſehen, in Europa allein ſtehen und nicht nur Frankreichs Angriffen, ſondern auch denen des Königs von Preußen ſchutzlos preisgegeben ſein.

Der Haß gegen den Letzteren und die Beſorgniß vor ihm wurden von beiden Parteien benützt, um die Entſcheidung zu Gunſten ihrer Anſchauung ausfallen zu machen. Wer von den Mitgliedern der Conferenz auf der einen oder der anderen Seite ſtand, iſt aus den Aufzeichnungen über dieſelbe nicht näher zu entnehmen, doch wird man nach dem, was früher zur Charakteriſtik jener Männer geſagt wurde,

aus denen die Conferenz zusammengesetzt war, in dem Urtheile über die Meinungen der einzelnen Mitglieder nicht so leicht irren. Was Kaunitz anging, so scheint er für den Mittelweg sich ausgesprochen zu haben, welcher denn auch zum Beschlusse erhoben wurde und der darin bestand, daß Englands Begehren weder vollständig erfüllt noch vollständig zurückgewiesen werden sollte. Man erklärte sich zur Absendung einer geringeren Verstärkung, etwa von zehn- bis zwölftausend Mann, jedoch nur unter der Bedingung bereit, daß auch von England und Holland eine entsprechende Anzahl entweder eigener oder von ihnen besoldeter Truppen in den Niederlanden aufgestellt würden.

Um jedoch durch diese wenigstens theilweise Unterwerfung unter die Forderungen Englands nicht das Ansehen zu gewinnen, als ob man sich durch die heftige und drohende Sprache, in welcher sie vorgebracht worden, zu dieser Willfährigkeit habe bewegen lassen, wurde einstimmig beschlossen, die beleidigenden Worte, deren England sich bediente, nachdrücklich zurückzuweisen. „Sollte man," so heißt es in dem Vortrage des Grafen Kaunitz, „auch bei den dermaligen Umständen, „wo die Seemächte Eurer Majestät kräftigste Mitwirkung nicht entbehren können, dergleichen Zudringungen ungeahndet erdulden müssen, „was würde man nicht dann erst zu gewärtigen haben, wenn Eure „Majestät sich über kurz oder lang genöthigt sähen, die Seemächte um „ihren bundesmäßigen Beistand zu ersuchen" [467]).

Von Kaunitz selbst rührt die Antwort her, welche in diesem Sinne an den englischen Gesandten Keith erging. „Sie werden starke „Ausdrücke darin finden," schrieb Maria Theresia dem Prinzen Karl von Lothringen, als sie ihm unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit das Schriftstück mittheilte, „aber ich mußte zu denselben greifen, „um endlich zu wissen, woran ich mit den Engländern bin" [468]).

Die Wichtigkeit dieses Actenstückes, welches gewisser Maßen als die Einleitung zu dem in nicht ferner Zeit folgenden Bruche mit England anzusehen ist, wird es nothwendig machen, sich hier etwas näher mit demselben zu beschäftigen.

Wenn sich die österreichischen Truppen im Solde Englands und nicht in demjenigen ihrer eigenen Monarchin befänden, so könnte, heißt es darin, nicht mit größerer Entschiedenheit des Tones das Begehren an die Kaiserin gestellt werden, den Kern ihrer Staaten von Truppen zu entblößen, um sie wahrscheinlich mit wenig Nutzen, aber mit desto gewisserer Gefahr zur Vertheidigung der Niederlande und Hollands, Englands und Hannovers zu verwenden.

Als Ueberredungsmittel hiezu werde vor Allem die Aufzählung desjenigen benützt, was England zu verschiedenen Zeiten für das Haus Oesterreich gethan habe, während England gerade seinen damaligen Anstrengungen seine eigene Größe, seine Reichthümer und seine Freiheit verdanke. Hätte England nicht in früherer Zeit diese Grundsätze gleichmäßig befolgt, so würde es sich jetzt nicht in der Lage befinden, in jedem Augenblicke die Güter verlieren zu können, die es mit so viel Opfern sich erwarb.

Wenn aber das Haus Oesterreich in dem Bündnisse mit den Seemächten nützliche Hülfe fand, so habe es dieselbe gar oft mit dem Blute und dem Ruin seiner Unterthanen bezahlt und dabei sehr empfindliche Einbußen erlitten, während seine Verbündeten sich vergrößerten und sich neue Wege eröffneten, um ihren Handel und dadurch ihre Reichthümer zu mehren. Man bedauere, diese Wahrheiten ungerechten und ewig wiederkehrenden Vorwürfen entgegensetzen zu müssen. Wenn jedoch irgend etwas geeignet wäre, die Erkenntlichkeit, welche den Seemächten gegenüber das Haus Oesterreich grundsätzlich immerdar bezeigt habe, nach und nach zu vermindern, so wäre dieß das Bestreben derselben, eine Hülfeleistung, welche immer nur die Folge ihrer Verpflichtung und von ihrem eigenen Interesse dictirt war, als eine ganz uneigennützige hinzustellen. Würde vielmehr von England sein eigenes wohlverstandenes Interesse besser gewürdigt worden sein, so befände es sich jetzt nicht in dem Falle, Oesterreich jene Schwäche der Niederlande zur Last zu legen, welche nur die Folge seines eigenen Verfahrens, seiner eigenen Grundsätze sei.

In Zeiten des Friedens finde es England für gut, die Vertheidigung der Niederlande als eine Pflicht hinzuſtellen, welche nur den Seemächten obliege, deren Erfüllung nur für ſie von Intereſſe ſei. Darum habe man dem Wiener Hofe zu verſtehen gegeben, er möge die Anzahl ſeiner Truppen in den Niederlanden vermindern, wenn ihr Unterhalt ihn verhindere, die früheren Subſidien für die Erhaltung der Barrierepläße fortzubezahlen. In Befolgung dieſes gefährlichen Syſtems hätten die Seemächte ſich den Anſchein gegeben, als betrachteten ſie die Niederlande wie einen Beſitz, deſſen Vortheile ihnen zukämen. Sie theilten ſich in den Handel derſelben, und Holland bezog jährlich eine Million Gulden von ihnen. Ein Vertrag, der in ſeinen Endzwecken nur als ein Mittel zur Herbeiführung einer gemeinſamen Vertheidigung und Sicherſtellung anzuſehen war, ſei zum Schmerze des Hauſes Oeſterreich, zum Verderben ſeiner Unterthanen und zur Vernichtung aller Hülfsquellen ausgebeutet worden, aus denen ſie eine Steigerung ihres Wohlſtandes zu ſchöpfen vermocht hätten. Seit mehr als vierzig Jahren habe die Stimme des Rechtes verſtummen, die Forderung der allgemeinen Wohlfahrt zurückweichen müſſen vor dem Gedanken, daß die Seemächte zur Vertheidigung des Landes berufen und daher zum Bezuge aller Vortheile aus demſelben berechtigt ſeien. Und wenn man auch in Holland ſchon mehrmals auf dem Punkte geſtanden, ſich den im Rechte und in der Billigkeit begründeten Begehren Oeſterreichs nicht länger zu verſchließen, ſo habe ſich doch England deſſen jederzeit geweigert. Gerade diejenige Regierung, welche immer den Grundſatz vertrat, die Vertheidigung der Niederlande obliege den Seemächten, verlange jetzt von Oeſterreich die Rettung derſelben. Und die Kaiſerin, obgleich der Veranlaſſung und dem Zwecke des bevorſtehenden Krieges gleichmäßig fremd, habe dennoch die Hand dargeboten zur gemeinſamen Vertheidigung. Sie habe ſich bereit erklärt, ihre Truppen in den Niederlanden nicht allein zum Schutze dieſer Provinzen, ſondern auch zu demjenigen Hollands und Englands daſelbſt zu belaſſen und den König von Preußen mit Krieg zu überziehen, wenn er die hannoverſchen Provinzen angreifen würde [169]). Dadurch habe ſie auf eigene Gefahr ſich mit der Aufgabe beladen, den gefährlichſten Feind zu beſchäftigen, und ſomit nicht nur Alles, was in ihrer Macht ſtand, ſondern mehr

gethan, als man von ihr erwarten durfte. Doch ſei dieß nur unter der Vorausſetzung geſchehen, daß nun auch England dasjenige mittheilen werde, wozu es im gemeinſchaftlichen Intereſſe entſchloſſen ſei. Statt dieß zu thun, habe man angekündigt, daß Holland ſeine Truppen aus den Barriereplätzen zurückziehe, und nur in Namur, jedoch einzig und allein unter der ausdrücklichen Bedingung deren belaſſen wolle, wenn die Hälfte der Beſatzung von Oeſterreich geſtellt würde. England aber biete nichts als eine Unterhandlung über einen Soldvertrag mit Heſſen und die Erneuerung ſolcher Verträge mit Baiern und Sachſen. Dafür verlange es die unverzügliche Abſendung von fünfundzwanzig- bis dreißigtauſend Mann nach den Niederlanden. Es vergeſſe ganz, daß Oeſterreich ſich nicht Bedingungen gefallen zu laſſen, ſondern das Recht habe, Forderungen zu ſtellen. Denn das Verlangen, daß Holland ſein Truppencontingent bereit halte, ſei in den beſtehenden Verträgen gegründet. Eben ſo wenig habe England auf die ſonſtigen Vorſchläge geantwortet, welche in dem Vertheidigungsplane enthalten waren. Wenn aber weder England noch Holland thatkräftig zum gemeinſamen Widerſtande beitragen wollten, ſo könne man auch Oeſterreich nicht dazu verhalten. Dennoch ſei die Kaiſerin zur Abſendung von zehn- bis zwölftauſend Mann nach den Niederlanden bereit; mehr könne ſie nicht entbehren, denn ſie müſſe jederzeit darauf gefaßt ſein, daß der König von Preußen binnen vierzehn Tagen achtzigtauſend Mann aufſtelle, um mit ihnen die öſterreichiſchen Staaten zu überſchwemmen. Und wenn man ihr ſage, daß dann die Niederlande verloren gehen würden, ſo müßte ſie ein ſolches Ereigniß auf's ſchmerzlichſte empfinden, aber auch dann noch leichter das geringere als das ſchwerere Uebel ertragen.

Nicht erſt ſeit heute wiſſe die Kaiſerin, daß England eine Politik befolge, die es ohne Zweifel für gut halte, durch welche es ſich jedoch abhalten laſſe von den ſeiner politiſchen Lage allein entſprechenden Maßregeln. Aber auch die Kaiſerin beſitze Feſtigkeit und Entſchloſſenheit genug, um vor den Folgen dieſer Politik auf ihrer Hut zu ſein und ſich denſelben nicht auszuſetzen [470]). Um jedoch dem verderblichen Streite zwiſchen zwei Verbündeten ein Ende zu machen, und noch tiefer berührt von dem traurigen Zuſtande der Allianz, als von den verletzenden

Vorgängen wider sie selbst, habe die Kaiserin sich zu einem letzten Schritte und zu der offenen Mittheilung desjenigen entschlossen, was sie für ihre Verbündeten zu leisten im Stande sei, und was sie von denselben verlangen zu dürfen glaube. Sie hoffe darauf, daß man in England die Größe des Dienstes erkennen werde, welchen sie der Allianz schon durch den bloßen Entschluß leiste, an einem Kriege Antheil zu nehmen, der nicht seinem Ursprunge nach, sondern nur wegen seiner gefährlichen Folgen für sie von Bedeutung sei.

Die Kaiserin schmeichle sich mit der Hoffnung, daß noch allen Uebelständen gesteuert werden könne, wenn die erforderlichen Maßregeln nur endlich einmal mit Thatkraft und Nachdruck und mit jenem Einverständnisse ergriffen würden, welches unter Verbündeten wünschenswerth und nothwendig sei.

Was aber auch kommen möge, so werde doch der Wiener Hof niemals zu irgend etwas die Hand bieten, was unvereinbar erscheine mit seiner Selbsterhaltung, seinem Ruhme und dem wahren Besten der Allianz [471]).

Wer die Schärfe der Sprache erwägt, deren sich Kaunitz in dieser Denkschrift der englischen Regierung gegenüber bediente, der könnte leicht auf den Gedanken gerathen, Kaunitz habe nichts anderes beabsichtigt, als die Sache mit England zum Bruche zu treiben und in das von ihm schon seit so langer Zeit gewünschte Bündniß mit Frankreich zu treten. Daß jedoch eine solche Anschauung irrig wäre, geht aus einer vertraulichen Mittheilung des Grafen Kaunitz deutlich hervor. In den Tagen, in welchen er der Antwort Englands auf die österreichische Denkschrift mit Spannung entgegensah, hielt es Kaunitz für seine Pflicht, in einem ausführlichen Berichte der Kaiserin die Gesichtspunkte klar zu machen, von denen er seit der Uebernahme der Leitung der auswärtigen Geschäfte ausgegangen war. Ja sogar auf das Jahr 1749 greift er zurück, und er entwickelt nochmals die Gründe, welche ihn damals den Gedanken, der Beihülfe Frankreichs zur Wiedereroberung Schlesiens theilhaft zu werden, nicht als einen so abenteuerlichen ansehen ließen, wie er Anderen erschienen sein mochte. Aber er müsse bereitwillig zugeben, daß verschiedene Umstände, insbesondere

aber die Haltung der französischen Regierung die Verwirklichung jenes Planes vollständig vereitelten. „So lange Frankreich," sagt Kaunitz wörtlich, „zu keiner deutlicheren Sprache zu bringen ist, und vielmehr „durch das Werk selbst zu erkennen gibt, daß es bei seinen früheren „Staatsmaximen unabänderlich beharre, so lang kann auch von Eurer „Majestät nicht gewagt werden, sich neuerdings, und mehr als es „bereits geschehen ist, gegen diesen Hof bloß zu geben, und sich, wie „man zu sagen pflegt, der Art zwischen zwei Stühle zu setzen, daß das „Vertrauen der Seemächte für immer verloren würde, ohne von „anderer Seite her sichergestellt und einer verläßlichen Beihülfe Frank„reichs gewiß zu sein." Sollte aber auch die widrige Gesinnung Frankreichs jemals überwunden, und es für ein aufrichtiges Einverständniß mit Oesterreich gewonnen werden können, so wäre es dennoch sehr zweifelhaft, ob Frankreich zu vermögen sein werde, wider den König von Preußen, diesen Hauptfeind Oesterreichs Partei zu ergreifen und der Kaiserin zur Wiedereroberung Schlesiens hülfreiche Hand zu bieten.

Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, habe Kaunitz sich zwar sorgfältig gehütet, das Verhältniß zu Frankreich ein noch weniger befriedigendes werden zu lassen, als es ohnedieß sei, sein Hauptaugenmerk aber darauf gerichtet, das Bündniß mit den Seemächten zu stärken und es möglichst der Gebrechen zu entkleiden, unter denen es bisher so augenscheinlich litt. Denn diese Allianz sei noch immer als die natürlichste, sicherste und vortheilhafteste anzusehen und daher sorgfältig zu erhalten.

Hiezu sei es aber nöthig gewesen, den Seemächten gegenüber eine offene, ungeschminkte Sprache zu führen und ihnen die irrige Ansicht zu benehmen, nur auf ihre Hülfe müsse Oesterreich seine ganze Wohlfahrt bauen und allsogleich sich einschüchtern lassen, wenn ihm mit der Aufkündigung der englischen Freundschaft gedroht werde. Es sei unerläßlich, sie zu der Erkenntniß zu bringen, daß auch sie des Beistandes Oesterreichs in keiner Weise zu entrathen vermöchten. Und Englands „Uebermuth" würde sich in's Unabsehbare steigern, wenn dessen unstatthafte Vorwürfe und unanständige Drohungen nicht in gleichem Tone abgefertigt würden. Denn das lasse sich allerdings nicht leugnen, daß

auch bei dem bisherigen System, wenn dessen Gebrechen nicht verbessert werden sollten, Oesterreich keine hinlängliche Sicherheit für sich selbst und noch weniger die bundesmäßige Mitwirkung der Seemächte zu der wünschenswerthen Beschränkung der preußischen Macht zu gewärtigen habe. Da nun England selbst durch eigene Schuld sich in großer Verlegenheit befinde, so scheine der richtige Augenblick gekommen zu sein, es durch eine eindringliche Sprache zu entschiedenem Auftreten zu bewegen.

Geschehe dieß letztere, so seien drei verschiedene Möglichkeiten denkbar. Entweder entscheide sich England für thatkräftige Maßregeln im Sinne der Allianz, dann sei der Hauptzweck erreicht und zu Allem noch Rath zu schaffen. Oder es finde sich durch die Haltung Oesterreichs bewogen, zu einer gütlichen Beilegung seines Streites mit Frankreich die Hände zu bieten, dann sei wenigstens für den Augenblick die Kriegsgefahr beseitigt. Oder es ereigne sich ein drittes und England wende sich, wovon die letzten geheimen Nachrichten schon einige Andeutungen enthielten, an Preußen. Dann werde es darauf ankommen, ob König Friedrich auf die Vorschläge Englands eingehe oder nicht. Geschehe das Letztere und Wahrscheinlichere, so werde dieses Fehlschlagen seiner Entwürfe England zwingen, sich neuerdings und eifriger als je um den Beistand Oesterreichs zu bewerben. Sollte aber Preußen wider Vermuthen auf die Seite Englands sich schlagen und das Bündniß mit Frankreich verlassen, dann wäre wohl nicht zu zweifeln, daß Frankreich selbst die vollständige Aussöhnung und Verbündung mit Oesterreich suchen und auf die Annahme eines politischen Systems hinwirken würde, welches die ersten katholischen Mächte gegen die protestantischen vereinigen und die bisherige Gestalt des europäischen Gleichgewichtes völlig abändern würde.

In Englands Hände sei somit die Entscheidung über dasjenige gelegt, was Oesterreich ferner zu thun habe. Biete es zum Vergleiche mit Frankreich die Hand, dann bleibe der Friede erhalten, und dieß sei vor Allem zu wünschen und zu erstreben. Halte es fest an der bisherigen Allianz, dann müsse es zu thatkräftigem Auftreten angefeuert und hiebei von Oesterreich nachdrücklich unterstützt werden, jedoch nur

mit steter Beobachtung des Grundsatzes, daß die Vertheidigung der deutschen Erblande am wenigsten zu vernachlässigen sei. Verwerfe es aber diesen Weg, der ohne Zweifel als der sicherste und natürlichste erscheine, dann sei es klar, daß nichts Gedeihliches mehr zu hoffen sei von dem Bündnisse mit einer Macht, die zuerst den Krieg herbeiführt und dann die Mittel vernachlässigt, welche allein sie selbst und ihre Verbündeten aus der augenscheinlichsten Gefahr zu retten vermögen. Dann aber müsse auch ernstlich an die Anbahnung eines neuen Systems gedacht und, sei es durch Spanien oder durch Neapel, eine Annäherung an Frankreich versucht werden. „Ein allergnädigster Fingerzeig wird „mir genug sein," so schließt Kaunitz seinen Vortrag an die Kaiserin [472]), „meine eigenen Ideen der ewigen Vergessenheit zu widmen, wenn solche „von Eurer Majestät nicht genehmigt werden sollten. Falls sie aber „den allerhöchsten Beifall fänden, könnte ich um so getroster meine „künftigen Schritte hienach ausmessen und auf die weiteren Einleitungen „in Zeiten fürdenken."

Einen „Probirstein" nannte Kaunitz der Kaiserin gegenüber seine Denkschrift an Keith, einen Probirstein, um zu erfahren, ob auf ein verläßliches Bündniß mit den Seemächten zu hoffen oder auf ein solches nicht mehr zu zählen sei. Daß es dem Wiener Hofe Ernst war mit seinem Wunsche, wenn schon der Friede nicht erhalten bleiben könne, auf der Seite Englands einzutreten in den allgemeinen Kampf, und nicht den alten Bundesgenossen zu verlassen, um einen neuen dafür einzutauschen, das beweiset auch die Instruction, welche der kaiserliche Gesandte Graf Karl Colloredo damals erhielt [473]). Da König Georg II. sich nach Hannover begab, um seine dortigen Truppen zu mustern und sein Stammland in Vertheidigungsstand zu setzen, wurde Colloredo beauftragt, dem Könige dorthin zu folgen, sich aber zuvor noch in Wien einzufinden, um hier mit neuen Verhaltungsbefehlen versehen zu werden. So umfangreich sind dieselben, daß sie an Bartenssteins voluminöse Ausarbeitungen lebhaft erinnern. Der Kern der weit ausgesponnenen Betrachtungen und Andeutungen, welche dem Grafen Colloredo an die Hand gegeben wurden, besteht übrigens nur in dem, was schon die früher angeführten Actenstücke enthalten. Die

Bewahrung des Friedens sei vor Allem, und wenn diese unmöglich, die äußerste Anstrengung zur gemeinsamen Vertheidigung zu erstreben. Dem Könige Georg, der zunächst für Hannover besorgt sei, müsse begreiflich gemacht werden, daß der ausgiebigste Schutz für dieses Land in einer zahlreichen Armee liege, die in den belgischen Provinzen sich versammle. Darum möge England zwanzigtausend Mann Hülfstruppen dahin abschicken und Holland sein Contigent stellen, das sich wenigstens auf achttausend Mann zu belaufen habe. Vereint mit der österreichischen Streitmacht, welche etwa dreißigtausend Mann zählen werde, könne man dann schon den Franzosen die Stirne bieten. Ihre übrigen Truppen müsse die Kaiserin gegen Preußen bereit halten [474]).

Die Sendung Colloredo's blieb jedoch ohne den gewünschten Erfolg, und auch Keiths Verhandlungen mit Kaunitz führten nicht zum Ziele. Noch konnten die österreichischen Vorschläge nicht nach England gelangt sein, als Keith den Grafen Kaunitz um eine kategorische Erklärung über fünf Punkte ersuchte. Ob die Kaiserin im Falle eines Angriffes auf Hannover zur Hülfeleistung bereit sei, in welcher Anzahl von Streitkräften diese Hülfe bestehen, wann sie sich in Marsch setzen werde, ob Oesterreich den Subsidienvertrag mit Baiern zu erneuern und ob es zu den Kosten des Marsches dieser Truppen beizutragen gedenke, darin bestanden die einzelnen Fragepunkte Keiths. Da auch sie nur auf die Leistungen Oesterreichs und nicht auch auf diejenigen Englands sich bezogen, konnte Kaunitz sich ihnen gegenüber nur auf seine frühere Erklärung berufen. Die letztere aber wurde von England keiner Antwort mehr theilhaft. Wohl schwand mit dem Ueberhandnehmen der Feindseligkeiten zur See und in Nordamerika die Aussicht auf Erhaltung des Friedens auf dem europäischen Festlande immer mehr. Dennoch raffte sich England nicht auf zu energischen Maßregeln, um den bevorstehenden Krieg mit Nachdruck zu führen. Noch immer verweigerte es eine befriedigende Erklärung über die Streitmacht, die es selbst auf die Beine zu bringen gedenke zu dem gemeinsamen Kampfe wider Frankreich; noch immer bestand es auf seinem Begehren, daß Oesterreich eine größere Truppenzahl nach den Niederlanden entsende. Und es unterstützte dieses Verlangen mit einer leisen Hindeutung darauf,

daß es wohl gelingen könnte, den König von Preußen zur Neutralität zu bestimmen, so daß Oesterreich seine Truppen unbesorgt gegen Frankreich zu verwenden vermöchte.

In Wien aber brachten diese Anzeichen eines günstigen Einvernehmens zwischen England und Preußen nicht die gewünschte Wirkung hervor. Selbst wenn England, wurde in der geheimen Conferenz vom 16. August 1755 gesagt, den König von Preußen von der Theilnahme am Kriege zurückzuhalten vermöchte, so sei darin nur ein Fingerzeig für Oesterreich gelegen, sich gleichfalls fern zu halten von dem Kampfe. Denn er könne doch keine andere Folge für Oesterreich haben, als seine Finanzen neuerdings zu zerrütten, sein Heer theilweise zu Grunde zu richten, die Niederlande aber als den Schauplatz des Krieges zu verwüsten. Dem Könige von Preußen würde hievon der wesentlichste Nutzen zu Theil werden. Denn während Oesterreich nur geschwächt aus dem Kampfe hervorgehen könnte, blieben seine Truppen und seine Schätze geschont, und er vermöge dann im geeigneten Zeitpunkte um so ungehinderter den Meister zu spielen. Man einigte sich daher zu dem Beschlusse, bei der obwaltenden Lage der Dinge sich eher in das kleinere Uebel zu fügen als sich dem größeren auszusetzen. Daher sei jede Feindseligkeit nach allen Seiten hin sorgfältig zu vermeiden, und Oesterreich dürfe sich selbst durch einen Einbruch Frankreichs in die Niederlande nicht aus seiner theilnahmslosen Stellung verdrängen lassen [475]).

Wir kennen nicht die innere Geschichte dieses Beschlusses, doch scheint es, als ob nicht allein das in keiner Weise zu rechtfertigende Verfahren der Seemächte [476]), sondern auch die etwas günstigeren Nachrichten aus Paris und die Erklärung der französischen Regierung, sie werde sorgfältig alles vermeiden, wodurch sie mit Oesterreich in Krieg gerathen könnte [477]), hierauf nicht ohne Einfluß geblieben wären. Auch mochten der Kaiser selbst, der Reichsvicekanzler Colloredo und diejenigen, welche einer offenen Parteinahme wider die Seemächte und Preußen abgeneigt waren, in gleichem Sinne thätig gewesen sein. Aber lang hielt man an jenem Vorhaben nicht fest, und Kaunitz sagt ausdrücklich, die Nachricht von dem wahrscheinlichen Einbruche Frankreichs in die

Niederlande habe die kaiserliche Regierung bewogen, dem Gedanken der Neutralität zu entsagen und sich rasch zu entschließen, den früheren Plan wieder aufzunehmen und Schritte zu thun zum Abschlusse eines Bündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich. Schon am 19. und 21. August fanden neue Conferenzen statt, in welchen die Berathung über die Haltung Oesterreichs bei dem bevorstehenden Kriege wieder aufgenommen wurde. Größeres Gewicht als zuvor legte man jetzt auf die Bedenken, welche gegen die Nichtbetheiligung am Kampfe erhoben werden konnten. Der drohende Verlust der Niederlande und die Gefährdung Hannovers wurden als äußerst bedauerliche Vorkommnisse hingestellt. Außerdem sei es dem Ansehen einer Großmacht wie Oesterreich gewiß im höchsten Grade schädlich, wenn sie ruhig mit ansehe, wie ein beträchtlicher Theil ihrer Staaten vom Feinde besetzt werde. Durch Oesterreichs Nichtbetheiligung am Kriege würden dessen bisherige Alliirte und insbesondere England so empfindlich gereizt, daß wohl ohne allen Zweifel beim Abschlusse des Friedens ein Theil der Niederlande geopfert und von England benützt werden würde, um in solcher Weise zum Schaden Oesterreichs sein eigenes Interesse zu wahren.

Trotz alledem sei es jedoch noch weit gefährlicher, auf Seite Englands gegen Frankreich an dem Kampfe Antheil zu nehmen. So peinlich es nun sei, zwischen zwei so großen Uebeln wählen zu müssen, so glücklich müßte man sich preisen, wenn man einen Ausweg zu finden vermöchte, durch welchen nicht nur die bisher besorgten Gefahren beseitigt, sondern günstige Wirkungen, wenn auch nicht mit voller Bestimmtheit erwartet, so doch mit vieler Wahrscheinlichkeit gehofft werden dürften. Dieser Ausweg bestehe in dem Versuche, sich insgeheim mit Frankreich derart zu verständigen, daß dem Könige von Preußen als dem gefährlichsten Feinde Schlesien wieder entrissen und ihm gleichzeitig die Gelegenheit zur Rache im Voraus benommen werde. Man wisse wohl, daß in dem letzten Kriege der König von Preußen seinem eigenen Geständnisse zu Folge den großen Fehler begangen habe, sich mit der Einnahme von Prag allzulang aufzuhalten und nicht direct nach Wien zu marschiren. Man dürfe davon überzeugt sein, daß er einen solchen Irrthum nicht wieder begehen, sondern in dem Augenblicke, in welchem

ein Krieg gegen die Pforte die ganze Macht des Hauſes Oeſterreich beſchäftige, ſeine gefährlichen Abſichten verwirklichen werde. Oeſterreich müſſe daher bei Zeiten auf ſeine eigene Rettung bedacht ſein. Das wirkſamſte Mittel hiezu beſtände darin, wenn Frankreich zur Löſung ſeiner bisherigen Allianz mit dem Könige von Preußen, und wenn Rußland dazu vermocht werden könnte, den Letzteren mit wenigſtens achtzigtauſend Mann anzugreifen.

Allerdings ſei es richtig, daß für Frankreich die wichtigſten politiſchen Gründe obwalteten, Preußen nicht fallen zu laſſen, ſondern durch die Macht dieſes Staates diejenige Oeſterreichs in Schach zu halten. Es müßten ihm alſo, wenn nicht größere, ſo doch wenigſtens eben ſo große Vortheile angeboten werden, um Frankreich für einen ſolchen Gedanken zu gewinnen. Solches könne jedoch nur während eines Krieges geſchehen, denn im Frieden würden ſowohl Frankreich als England ſich den Abſichten Oeſterreichs widerſetzen. Während des Krieges aber fordere es Frankreichs Intereſſe, die Zahl ſeiner Feinde nicht zu vermehren. Es werde alſo gern zu einem gütlichen Abkommen mit Oeſterreich die Hand bieten. Hiezu komme noch, daß es dem Könige von Preußen mißtraue und dieſer Argwohn noch dadurch vermehrt werde, daß Preußens Intereſſe und Politik ihm vorſchreiben, ſich an dem bevorſtehenden Kampfe nicht zu betheiligen. Sollte ſich noch überdieß die Vermuthung eines geheimen Einverſtändniſſes zwiſchen Preußen und England beſtätigen, ſo könne ein ſolches Frankreich nicht verborgen bleiben und werde deſſen Geneigtheit vermehren, ſich den Planen Oeſterreichs nicht zu widerſetzen. Uebrigens falle dann der Vortheil des Bündniſſes mit Preußen für Frankreich völlig hinweg. Denn wenn König Friedrich unthätig bleibe und es ruhig geſchehen laſſe, daß Oeſterreich ſeine Hauptmacht gegen Frankreich gebrauche, ſo ziehe Letzteres aus der Allianz mit Preußen gar keinen Nutzen.

Hiezu komme noch, daß Oeſterreich durch das vertragswidrige Verfahren ſeiner bisherigen Verbündeten in das volle Recht geſetzt werde, einen ſolchen Schritt zu unternehmen. Allerdings unterſage der Barriere-tractat, irgend etwas von den Niederlanden zu veräußern. Die Seemächte aber könnten ſich auf dieſen Tractat nicht berufen, denn ſie

hätten ihm und den übrigen Verträgen zuerſt entgegengehandelt. So habe Holland, ſtatt ſeine Truppen in den Niederlanden bei anſcheinender Kriegsgefahr auf 16.000 Mann zu vermehren, dieſelben größtentheils aus dem Lande gezogen; ja es würde, wenn nur Frankreich darauf einginge, gar gern zur Neutralität ſich entſchließen und damit die ganze Grundlage des Barrieretraetates umſtürzen. England aber handle eben ſo, ſobald es ſich weigert, Oeſterreich auf dem Continent mit ſeiner ganzen Macht beizuſtehen. Wie aber könne Oeſterreich allein an die Verträge gebunden ſein, wenn deſſen Verbündete offen dagegen handeln.

Ein ſolches Zuſammentreffen von Umſtänden werde ſich ſobald nicht, ja vielleicht niemals wieder ereignen. Wenn man ſich dasſelbe nur recht zu Nutzen mache und Frankreich zugleich weſentliche Vortheile anbiete, ſo ſei viele Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß es auf ſolche Vorſchläge eingehen und dadurch Oeſterreich zu Ergebniſſen verhelfen werde, von denen die Wohlfahrt der ganzen Monarchie abhänge und auf welche es durch ſeine bisherigen Verbündeten nimmermehr hoffen dürfe.

Die Vortheile, welche Frankreich anzubieten wären, beſtänden darin, daß man dem Infanten Don Philipp für ſeine Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla ein anderes und einträglicheres Gebiet in den Niederlanden zu Theil werden ließe. Der Bewerbung des Prinzen Conti um die polniſche Krone, welche der König von Frankreich in Folge ſeiner Vorliebe für dieſen Prinzen ſo ſehr begünſtige, möge man förderlich und nicht entgegen ſein, an der Zuſtandebringung eines Bündniſſes zwiſchen Frankreich, Spanien, Neapel und Rußland arbeiten, Frankreich aber von der Lauterkeit der Abſichten Oeſterreichs dadurch überzeugen, daß man ihm geſtatte, ſich Oſtende's und Nieuports für die Dauer des Krieges zu bemächtigen. Endlich ſollten den Verbündeten Frankreichs, wie Schweden, Sachſen und der Pfalz weſentliche Vortheile auf Koſten Preußens zu Theil werden, welcher Staat auf die Ausdehnung, die er vor dem dreißigjährigen Kriege gehabt, reducirt und dadurch außer Stand geſetzt werden müſſe, jemals Rache zu nehmen. Gegen alle dieſe Zugeſtändniſſe verlange man nichts, als

daß Frankreich der Allianz mit dem Könige von Preußen völlig entsage und sich mit Oesterreich einverstehe über die Bestreitung der Kosten, welche die Ausführung des ganzen Planes verursachen werde.

Wenn Oesterreich mit hunderttausend Mann und Rußland mit einer fast gleichen Truppenzahl den Krieg gegen Preußen begännen, dann würden wohl Schweden, Sachsen, Pfalz, ein Theil des fränkischen Kreises, ja vielleicht Hannover selbst nicht lang sich bitten lassen, an dem Kriege wider Preußen Antheil zu nehmen. Schweden wäre mit Stettin und Vorpommern, Sachsen mit Magdeburg, Pfalz mit Cleve und dem märkischen Gebiete, der fränkische Kreis durch die Entfernung der Gefahr wegen Baireuth, Hannover mit Halberstadt zu gewinnen. Dann aber könnten schon im künftigen Jahre mehr als 250.000 Mann gegen Preußen zu Felde ziehen. Die Vortheile, welche hieraus für Oesterreich erwüchsen, brauchten nicht näher erörtert zu werden. Aber auch Frankreich könnte ohne seine eigene Betheiligung an dem Kriege auf dem Festlande und bloß dadurch, daß es seinen früheren Verbündeten, dem es ohnehin nicht trauen dürfe, verlasse, Resultate erreichen, auf die es nur nach dem glücklichsten Kriege zu zählen vermöchte. Dadurch aber sei der Grundsatz verwirklicht, welcher allein der neu abzuschließenden Allianz Dauer und Kraft zu verleihen vermöge. Er bestehe darin, daß alle Betheiligten hiebei gleichmäßig Vortheile fänden.

Uebergehend auf den Weg, auf welchem zur Erreichung dieses Zieles Frankreich gegenüber die ersten Schritte unternommen werden sollten, schlägt Kaunitz vor, daß der kaiserliche Gesandte in Paris, Graf Starhemberg, welcher hiezu ausreichende Geschicklichkeit und Vorsicht besitze, von dem ganzen Zusammenhange des Planes genau verständigt und mit einer eigenhändigen Beglaubigung beider Majestäten, oder wenigstens der Kaiserin allein versehen werden möge. Dann habe Starhemberg dem Prinzen Conti insgeheim anzuvertrauen, daß er dem Könige sehr wichtige und für Conti selbst erfreuliche Geheimnisse mitzutheilen habe, wenn nur der König eine vertraute und von seiner Seite mit der gleichen Beglaubigung zu versehende Person hiezu benennen wolle. Die letztere wäre einstweilen mündlich in den neuen Plan ein-

zuweihen und hierauf die französische Antwort abzuwarten, um zu sehen, ob man sich mit Frankreich weiter einlassen könne oder nicht.

Die Absicht, um derentwillen man gerade durch Conti den ersten Antrag einbringen wolle, liege auf der Hand. Von seinem Einflusse auf den König dürfe man sich die durchgreifendste Wirkung, von der Aussicht aber, welche ihm auf die polnische Krone eröffnet würde, die lebhafteste Aneiferung zur Ausführung des ganzen Projectes versprechen. Um jedoch dem Grafen Starhemberg, der an Ort und Stelle am besten zu beurtheilen vermöge, welcher Weg am ehesten zum Ziele führen könnte, die Hände nicht allzusehr zu binden, möge ihm noch überdieß ein Schreiben an die Marquise von Pompadour zugesendet werden, um sich etwa derselben statt des Prinzen Conti zur ersten Anregung der Sache bei dem Könige von Frankreich zu bedienen [478]).

Erst wenn eine zuverlässige Verabredung mit Frankreich zu Stande gebracht sei, solle die Verhandlung mit Rußland eröffnet und mit allem Eifer betrieben, dem Petersburger Hofe jedoch nicht gleich Anfangs das ganze Geheimniß geoffenbart werden. Ihm gegenüber möge man sich vor der Hand auf die Mittheilung beschränken, daß nachdem der König von Preußen mehrmals den Verträgen entgegen gehandelt habe, jetzt die beste Gelegenheit zu seiner Demüthigung erschienen sei. Maria Theresia habe sich daher entschlossen, den König im kommenden Frühjahr mit gesammter Macht anzugreifen, wenn nur Rußland sich kraft des vierten Artikels des Vertrages vom Jahre 1746 verpflichtet erkenne, gleichzeitig mit wenigstens achtzigtausend Mann loszuschlagen.

Um das tiefste Geheimniß zu bewahren, wurde beantragt, zur Ausarbeitung und Ausfertigung der Depeschen, welche nur aus der Feder des Grafen Kaunitz und des Staatsreferendars Friedrich von Binder stammten, bloß zwei Beamte der Staatskanzlei, den Hofrath Johann Jakob von Dorn und den Archivar Elias von Hochstättern zu verwenden. Die Höfe aber, welche nicht in das Geheimniß gezogen werden sollten, seien in der Vermuthung zu bestärken, Oesterreich suche sich der Theilnahme am Kriege völlig zu entschlagen. Beobachte man sorgfältig diesen Vorsatz, dann werde die wahre Absicht Oesterreichs

wohl verborgen zu halten ſein. Denn wenn gleich England, Preußen und andere Staaten argwöhnen dürften, daß man von öſterreichiſcher Seite in Frankreich an einer Neutralität oder einem engeren Einverſtändniſſe arbeite, ſo werde doch nicht leicht Jemand den ganzen Plan und deſſen eigentlichen Zuſammenhang errathen, noch von dem Hauſe Oeſterreich ſo große und ſtandhafte Entſchließungen erwarten, welche in gewiſſem Maße eine Trennung von deſſen Verbündeten und eine Verſöhnung mit dem mächtigſten ſeiner Feinde umfaßten.

Aber auch vom Standpunkte der bisherigen Allianz müſſe der Vorſchlag, wenn man ihn ohne Vorurtheil betrachte, als ein vortheilhafter angeſehen werden. Denn da die Kaiſerin den größten Theil ihrer Macht ohnehin nicht wider Frankreich zu verwenden vermöchte, ſo lang ſie in der augenſcheinlichſten Gefahr ſtünde, von dem Könige von Preußen angegriffen zu werden, ſo wäre ihr Bündniß für England ohnedieß nutzlos, während durch den neu ausgedachten Plan die Allianz auf den Zuſtand vor dem letzten Kriege zurückgeführt würde. Die Seemächte aber hätten einen deſto größeren Beiſtand von Oeſterreich zu erwarten, je weniger deſſen Macht getheilt werden müſſe.

Die letztere Bemerkung, derzufolge der Abſchluß eines Bündniſſes zwiſchen Oeſterreich und Frankreich ſogar im Intereſſe der Seemächte und der Allianz mit denſelben gelegen ſein ſollte, konnte von Kaunitz ſelbſt kaum ernſtlich gemeint ſein. Sie war wohl nur darauf berechnet, den Kaiſer, an deſſen Perſon Kaunitz gegen die ſonſtige Gewohnheit dießmal ſeinen Vortrag richtete, für den neuen Plan zu gewinnen. Und in der That wurde, was ſonſt niemals vorkam, die Genehmigung der Vorſchläge des Grafen Kaunitz gleichzeitig von dem Kaiſer und ſeiner Gemalin eigenhändig bekräftigt [479]).

Unverzüglich ſchritt nun Kaunitz an die Ausführung ſeines Planes. Noch am 21. Auguſt, an dem Tage, an welchem ſeine Anträge Annahme fanden, wurden in Gegenwart des Kaiſers und der Kaiſerin die Depeſchen verleſen, durch welche Starhemberg von den Abſichten ſeiner Regierung die erſte Mittheilung, und nähere Andeutungen zu deren Verwirklichung erhielt. Und noch am Abende desſelben Tages eilten zwei niederländiſche Couriere mit der wichtigen Sendung nach Paris [480]).

Selbstverständlich waren die Instructionen für Starhemberg in allen wesentlichen Punkten den Anträgen angepaßt, welche Kaunitz dem Kaiser und der Kaiserin vorgelegt hatte. Von den übrigen Schriftstücken, welche Starhemberg gleichzeitig erhielt, ist eine eigenhändig ausgestellte Erklärung, in welcher die sorgfältigste Geheimhaltung der Sache für jetzt und alle Zukunft versprochen wurde [481]), dann das Schreiben des Grafen Kaunitz an die Marquise von Pompadour zu erwähnen, dessen Starhemberg sich nur dann bedienen sollte, wenn er nicht etwa der Vermittlung des Prinzen Conti den Vorzug geben würde [482]). Endlich erhielt Starhemberg eine in französischer Sprache abgefaßte, in wenige Sätze zusammengedrängte Skizze des ganzen Planes. Er sollte sie dem Delegirten des Königs bei der ersten Zusammenkunft vorlesen, und ihm zwar gestatten, sich die wichtigsten Punkte zu notiren, ihm aber eine Abschrift durchaus nicht verabfolgen.

Es ist darin gesagt, daß die Kaiserin gern den allgemeinen Frieden erhalten und sich nur mit Widerwillen in die Nothwendigkeit versetzt sehen würde, an einem Kriege gegen Frankreich Antheil zu nehmen. Die für Frankreich so ungünstigen Ereignisse in Amerika seien völlig unerwartet gekommen, und die Kaiserin habe dieselben lebhaft bedauert. Uebrigens hätten ihre Verbündeten schon ihren Beistand in Anspruch genommen, und ohne eben so gerechte als mächtige Gründe werde sie sich der ausschließlich einen defensiven Charakter an sich tragenden Verpflichtungen gewiß nicht entschlagen, welche sie gegen dieselben eingegangen sei. Sie habe jedoch Ursache zu der Vermuthung, daß England sich durch die Vermittlung protestantischer Höfe mit dem Könige von Preußen zu verbünden oder ihn wenigstens durch russische Streitkräfte nur zu dem Ende in Schach zu halten suche, um in solcher Weise die Interessen der katholischen Religion, so wie der Häuser Oesterreich und Bourbon seinen besonderen Absichten zu opfern. Diese durchaus nicht grundlosen Vermuthungen hätten lebhafte Unruhe und gerechten Verdacht in der Seele der Kaiserin erweckt, und sie auf den Gedanken gebracht, den Versuch zu wagen, ihre eigenen Interessen mit denen des Hauses Bourbon in Uebereinstimmung zu bringen. Nur blinde Leidenschaftlichkeit und alte Vorurtheile hätten bis jetzt das

Zustandekommen eines so heilsamen und für die Aufrechthaltung der katholischen Religion und der Ruhe Europa's so wünschenswerthen Werkes vereitelt.

Man beabsichtige daher sich mit Frankreich über einen Plan zu verständigen, durch dessen Annahme beide Theile volle Sicherheit erhielten. Dem Infanten Don Philipp würde ein Ländergebiet in den Niederlanden zugewiesen, dem Prinzen Conti aber die polnische Krone verschafft werden. Außerdem wolle man Frankreich in günstige Beziehungen zu Rußland bringen, und Spanien gewinnen für den gemeinschaftlich zu verabredenden Plan, endlich den Verbündeten Frankreichs Vergrößerungen verschaffen. Hiegegen müsse Frankreich der Allianz mit dem Könige von Preußen entsagen, der ja gleichfalls bereit sei, Frankreich seinen eigenen Absichten und dem Bündnisse aufzuopfern, welches er zwischen den protestantischen Mächten zu Stande zu bringen trachte[183]). Ueber die Kosten der Ausführung dieses Planes werde man sich mit Frankreich verständigen.

Aus dem Vortrage des Grafen Kaunitz an den Kaiser und die Kaiserin, aus der Instruction für Starhemberg und aus den Mittheilungen, mit welchen Kaunitz selbst die letzteren begleitete, sind die wahren Absichten des Wiener Hofes ganz unzweideutig zu entnehmen. Sie gingen wenigstens jetzt noch nicht dahin, Frankreich zur offenen Theilnahme an dem Kampfe gegen Preußen zu bewegen; man wollte sich damit begnügen, daß Frankreich es ruhig geschehen lasse, wenn Preußen von Oesterreich, Rußland und wo möglich noch anderen kleineren Mächten mit Krieg überzogen werde. Nur auf ein Geldopfer von Seite Frankreichs, um damit Rußland zu gewinnen, glaubte man nicht verzichten zu dürfen.

„Ich kann mir leicht vorstellen," schrieb Kaunitz am 21. August an Starhemberg, „welche Menge verschiedener Ideen sich Ihnen bei „Durchlesung des kaiserlichen Reskriptes vor Augen legen wird." Und so war es denn auch in der That, denn eine größere Ueberraschung, als Starhemberg sie in dem Augenblicke des Empfanges der neuen Instructionen empfand, kann fürwahr nicht gedacht werden. Auf's tiefste

war er durchdrungen von der Größe der Aufgabe, welche ihm gestellt wurde. Kaunitz selbst charakterisirt sie in einer späteren Denkschrift mit den Worten: „Eine Großmacht war mit der Ueberzeugung zu „durchdringen, daß ihr ganzes bisheriges politisches System sich in „entschiedenem Widerspruche befinde mit ihren wahren Interessen. Man „mußte ihr beweisen, daß das Mittel, das sie für das einzige ansah, „um sich aus ihren Verlegenheiten England gegenüber zu ziehen, zu „dem beabsichtigten Zwecke nicht tauge, und daß sie einen falschen Weg „einschlage, wenn sie fortfahre, den König von Preußen zu unterstützen, „den sie bisher als den Knotenpunkt all ihrer Bündnisse ansah. Mit „einem Worte," fährt Kaunitz fort, „es handelte sich darum, die alte „Rivalität Frankreichs gegen das Haus Oesterreich vollständig aus„zurotten und den nationalen Charakter eines ganzen Ministeriums „gründlich umzuformen. Es war dieß eine Aufgabe, welche die Vor„sehung allein einzugeben, zu lenken und gelingen zu machen vermochte; „unter ihrer Leitung war es auch, daß man an's Werk schritt" [484]).

Fünfzehntes Capitel.

Verhandlungen mit Frankreich.

Am Schluſſe des Schreibens, mit welchem Kaunitz dem Grafen Starhemberg deſſen neue Inſtructionen überſandte, ſprach er die Hoffnung aus, die Vorſehung werde Starhemberg dazu auserſehen haben, dasjenige glorreich auszuführen, wozu ſich ihm ſelbſt während ſeines Aufenthaltes in Paris gar kein Anlaß habe darbieten wollen [185]). Die Ergebniſſe der erſten Bemühungen Starhembergs ſchienen jedoch einer ſolchen Erwartung nur wenig zu entſprechen. Am 29. Auguſt 1755 empfing Starhemberg die Inſtructionen, am zweiten Tage darauf wandte er ſich an die Marquiſe von Pompadour, welche ſeine Mittheilungen wohlwollend aufnahm [186]). Warum er ſich der Vermittlung des Prinzen Conti nicht bediente, iſt aus Starhembergs Berichten nicht ganz klar zu entnehmen [187]). Doch geht aus einem Reſcripte der Kaiſerin an Starhemberg hervor, der Letztere habe ſich darum an die Pompadour gewendet, weil ſie als die eigentliche Vertrauensperſon des Königs anzuſehen war. Hätte man ſie nicht in das Geheimniß gezogen, ſo wäre von ihr vielleicht eine nachtheilige Einwirkung zu beſorgen geweſen [188]).

Dem Wunſche der Kaiſerin ungeſäumt Folge gebend, beſtimmte der König von Frankreich eine Perſon ſeines Vertrauens zur Führung der geheimen Verhandlung mit Starhemberg. Es war dieß der Abbé von Bernis, ein Günſtling der Pompadour, der er ſchon in ihren früheren Lebensverhältniſſen nahe geſtanden war. Allſogleich begann er die Verhandlungen mit Starhemberg; über die erſten Beſprechungen

fehlen uns jedoch die Berichte, und wir wiſſen darüber nichts, als daß die erſte Zuſammenkunft am 3. September zu Sevres in einem kleinen Landhauſe ſtattfand, welches der Marquiſe von Pompadour gehörte, unterhalb der Terraſſe des Schloſſes von Bellevue lag und nach der damaligen Mode Bagatelle, Brimborion, nach Anderen auch Babiole genannt wurde. Die zweite Conferenz fand am 7. September in der Wohnung, welche Bernis in den Tuilerien eingeräumt war, die dritte aber zwei Tage ſpäter in dem Hauſe Starhembergs ſtatt. In dieſer letzten Beſprechung wurde die Antwort niedergeſchrieben, welche Bernis im Namen des Königs auf die Vorſchläge der Kaiſerin ertheilte [489]).

In neunzehn Punkte iſt ſie gekleidet, als deren erſter der Ausdruck des Wunſches erſcheint, von nun an eine Grundlage zu gewinnen zu einer beſtändigen und unerſchütterlichen Vereinigung zwiſchen den beiderſeitigen Staaten. So wie der König erfreut geweſen ſei über die Erklärung der Kaiſerin, daß die Ereigniſſe in Amerika ſie mit Beſtürzung erfüllt hätten, ſo erſtaunt ſei er doch auch über die Mittheilung, daß der König von Preußen daran denken ſolle, ſein Bündniß mit Frankreich demjenigen mit England zum Opfer zu bringen. Nicht der leiſeſte Verdachtsgrund habe bis jetzt darauf hingedeutet. Ohne die überzeugendſten Beweiſe und die wichtigſten Beweggründe vermöchte aber der König nicht mit ſeinen Verbündeten zu brechen, ja nicht einmal ihre Treue auch nur im geringſten zu bezweifeln. Die Kaiſerin möge ihm daher mit vollem Vertrauen die Anhaltspunkte mittheilen, durch welche ſie zu dem Schluſſe gelangt ſei, daß zwiſchen Preußen und England geheime Unterhandlungen ſtattfänden zum Schaden der katholiſchen Religion, zum Nachtheile Oeſterreichs und Frankreichs. Je mehr ſie aber Urſache habe zum Mißtrauen wider England, um ſo gewiſſer hoffe der König auf ihren Beiſtand zur Verwirklichung ſeiner Abſicht, an jenem Staate Rache zu nehmen für die ihm von dorther widerfahrenen Inſulten. Zu dieſem Ende wäre es vor Allem nöthig, durch vorläufige Verabredungen jeden Friedensbruch zwiſchen Oeſterreich und Frankreich zu verhindern. Vor Allem müßten die beiden Mächte ſich verpflichten, Niemanden beizuſtehen, der im Widerſpruche mit dem Vertrage von Aachen und den darin enthaltenen Gewährleiſtungen zu handeln

ſich anſchickte. In einem ſpäteren Tractate könnte man mit Zuziehung Spaniens und Neapels über die Bedingungen ſich einigen, unter welchen der Austauſch der italieniſchen Herzogthümer gegen ein Aequivalent in den Niederlanden zu Gunſten des Infanten Don Philipp ſtattfinden ſolle. In die abzuſchließende Allianz wären auch Rußland und die übrigen Verbündeten der beiden Mächte, über welche man ſich ſpeciell verſtändigt haben würde, einzubeziehen. Durch eine geheime Verabredung ſeien die franzöſiſchen Truppen in Oſtende und Nieuport einzulaſſen, ohne hiedurch die Eigenthumsrechte der Kaiſerin irgendwie zu gefährden. In ſolcher Weiſe könnte eine verläßliche Grundlage gewonnen werden zu einer ſtarken, ja vielleicht immer dauernden Allianz.

So unbeſtimmt auch die Antwort des Königs von Frankreich gehalten ſein mochte, in einem Punkte war ſie doch deutlich und klar, in der Weigerung, zu irgend einem feindſeligen Schritte gegen Preußen die Hand zu bieten oder einen ſolchen auch nur ſtillſchweigend zuzulaſſen. Jetzt darf man ſich darüber nicht wundern, denn man weiß, daß gerade zu jener Zeit Frankreich ſich eifrig bemühte, Preußens bewaffneten Beiſtand wider England zu erlangen. Aber auch damals war es natürlich, daß Frankreich, obgleich es im vorigen Kriege von Preußen wiederholt im Stiche gelaſſen worden war, ſich doch nützlichere Dienſte von demſelben als von Oeſterreich verſprach. Frankreich war es vor Allem um Kriegshülfe gegen England zu thun; von Oeſterreich, das auch jetzt noch ſein Defenſivbündniß mit dem letzteren Staate als fortbeſtehend anerkannte und offen erklärte, es hoffe zuverſichtlich darauf, Frankreich werde jedem Gedanken an die Beſetzung Hannovers entſagen [490]), durfte es ſich aber eine ſolche ſo leicht nicht verſprechen. Ungleich größere Erwartungen glaubte man in dieſer Beziehung von Preußen, ſchon wegen deſſen geographiſcher Lage und der Spannung zwiſchen den Königen Friedrich und Georg hegen zu dürfen.

Von großem Intereſſe iſt die Art, in welcher Kaunitz über die franzöſiſche Antwort ſich ausſpricht. Er verkennt nicht, daß die letztere einer förmlichen Ablehnung gleich komme. Frankreich halte an dem Bündniſſe mit Preußen um ſo eifriger feſt, als es nicht mit Unrecht

behaupte, nach dem Vorschlage Oesterreichs werde Frankreichs mächtigster Alliirter, der König von Preußen mit dem Verderben bedroht, während den Verbündeten Oesterreichs kein Nachtheil widerfahre. Dem gegenüber wolle nun Frankreich, daß Oesterreich nicht nur still sitze, sondern dazu behülflich sei, seine eigenen Verbündeten, die man als die Angreifer hinstellen werde, zu Grunde zu richten, ohne einen anderen Vortheil davon zu haben, als jetzt der Ruhe genießen und abwarten zu dürfen, bis es selbst an die Reihe komme. Hierauf dürfe man jedoch nun und nimmermehr eingehen. Es entstehe vielmehr die Frage, ob man nicht zu dem schon früher gefaßten Beschlusse, von dem Kampfe sich fern zu halten, neuerdings zurückkehren solle. Denn die Sache wegen Preußen noch weiter zu treiben, sei in keiner Weise räthlich. Es wäre unverantwortlich gewesen, eine vortheilhaft erscheinende Gelegenheit unbenützt vorübergehen zu lassen. Doch die Ereignisse vermöge man nicht zu erzwingen, sondern nur vorzubereiten, um sie dann, wenn sie sich wirklich einstellten, gehörig zu benützen. Wider alle Vernunft wäre es jedoch gehandelt, auf einer anscheinend noch so glücklichen Idee allzu hartnäckig zu verharren, wenn die entscheidenden Umstände ihr ungünstig seien.

Ungleich ersprießlicher und ehrenvoller für Oesterreich als die bloße Neutralität wäre es jedoch, wenn durch sein Auftreten dem Ausbruche des Krieges auf dem europäischen Festlande überhaupt vorgebeugt werden könnte. Man solle daher erklären, daß der Kaiserin die Ereignisse in Amerika zu fern lägen, um zu entscheiden, wer dort der Angreifer gewesen sei, daß sie jedoch selbst nicht nur den Aachner Frieden gewissenhaft zu beobachten, sondern bei Spanien und anderen Mächten auf eine Vereinbarung anzutragen gedenke, derzufolge gemeinschaftlich wider denjenigen Partei ergriffen werde, welcher zuerst die Feindseligkeiten auf dem europäischen Festlande eröffne. Es sei zu hoffen, daß mehrere Staaten einer solchen Erklärung sich anschließen, ja daß sogar Frankreich und England den Krieg in Europa nicht ungern vermeiden würden [491]).

Am 24. September wurde über Starhembergs Berichte und die Vorschläge des Grafen Kaunitz in einer Conferenz berathen, bei welcher

der Kaiſer und die Kaiſerin, dann außer Kaunitz noch Ulfeld, Colloredo, Khevenhüller und Batthyany anweſend waren. Die Anträge des Grafen Kaunitz wurden genehmigt, und am 27. September ging der Eilbote nach Paris, welcher Starhemberg neue Inſtructionen überbrachte. Aus denſelben war nicht nur der Gedanke eines Angriffskrieges gegen den König von Preußen vollſtändig beſeitigt, ſondern es wurde darin unzweideutig erklärt, daß man unter den obwaltenden Umſtänden gänzlich davon abſtehe. Denn die franzöſiſche Antwort habe, ſo heißt es darin, die ganze Grundlage umgeſtürzt, auf welche der öſterreichiſche Plan gebaut geweſen ſei. Freilich könne nun auch von den Anerbietungen nicht mehr die Rede ſein, welche man hieran geknüpft habe [492]). Und ebenſowenig ſei man im Stande, die Hände zu bieten zur Verwirklichung der Begehren der franzöſiſchen Regierung, welche Oeſterreich den einzigen Gewinn, den es geſucht, verſage, und dennoch der Vortheile theilhaft werden möchte, die man ihr unter jener Bedingung in Ausſicht geſtellt habe.

Der Vorſchlag Frankreichs, nicht allein einen förmlichen Neutralitätsvertrag mit ihm einzugehen, ſondern noch überdieß England als den Friedensbrecher anzuſehen und zu erklären, ja wider dasſelbe offen Partei zu ergreifen, ſei für Oeſterreich ganz unannehmbar. Man würde ſich dadurch für die Zukunft völlig in die Gewalt Frankreichs begeben, und das in dem Augenblicke, in welchem dieſe Macht ihre Vorliebe für Oeſterreichs gefährlichſten Feind und ihre Abſicht, feſtzuhalten an dem Bunde mit ihm, offen zur Schau trage. Nimmermehr könne der Kaiſerhof zu einem ſolchen Verfahren ſich verſtehen. Aber dazu ſei er gerne bereit, ſich, wenn Frankreich es billige, mit Spanien und anderen Mächten zu gemeinſchaftlicher Parteinahme gegen denjenigen zu vereinigen, welcher zuerſt auf dem Feſtlande Europa's den Krieg beginne.

Von Kaunitz' eigener Hand war in dieſem Sinne die Antwortsnote abgefaßt, welche Starhemberg beauftragt wurde, dem franzöſiſchen Unterhändler zu übergeben.

In der ſpäteren Denkſchrift, welche wir über dieſe Verhandlungen von Kaunitz beſitzen, behauptet er, daß die Erklärung, Oeſterreich

trete von seinem Projecte zurück, nur eine scheinbare und darauf berechnet gewesen sei, Zeit zu gewinnen, um Frankreich sowohl von der Aufrichtigkeit der Anerbietungen des Kaiserhofes, als davon zu überzeugen, daß der König von Preußen es früher oder später verlassen werde. Man habe also vor der Hand nur darnach getrachtet, die Verhandlung nicht abbrechen zu lassen und das aufkeimende Mißtrauen gegen Preußen zu nähren. Denn man habe nicht gezweifelt, König Friedrich werde selbst die Mittel zur Steigerung desselben an die Hand geben.

Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Gedanken wirklich schon damals die maßgebenden für den Wiener Hof waren, oder ob Kaunitz dieselben nur später als solche hinstellte, um sein Verfahren um so folgerichtiger erscheinen zu lassen. Wie dem aber auch sein mochte, am 4. October traf der österreichische Courier bei Starhemberg ein, der damals mit dem königlichen Hofe in Fontainebleau sich befand. Allsogleich richtete Starhemberg die weitere Mittheilung an Bernis; aber die französische Antwort ließ eine Woche auf sich warten. Und als sie endlich kam, bestand sie in nichts anderem als in dem Begehren nach deutlicherer Erläuterung der Vorschläge Oesterreichs [193]).

Ein eigenthümliches Zusammentreffen ist es, daß die Antwort der Kaiserin auf die französische Erklärung durch die Entbindung verzögert wurde, in welcher sie die Erzherzogin Antonie, jene Prinzessin zur Welt brachte, deren ganzer späterer Lebenslauf mit dem österreichisch-französischen Bündnisse in so enge Verbindung trat, deren Verheiratung nach Frankreich gewisser Maßen als sichtbares Zeichen dieser Allianz galt, und welche zuletzt das beklagenswerthe Opfer derselben wurde. Aber damals kamen derartige Gedanken selbstverständlich Niemand in den Sinn; Kaunitz meldet nur dem Grafen Starhemberg die am 2. November erfolgte glückliche Niederkunft der Kaiserin. „Da aber Ihre „Majestät", so fügt er hinzu, „die gewöhnlichen Wochen nicht auszu„halten, sondern den Geschäften nur allzugeschwind sich wieder zu „unterziehen pflegen, so hoffe ich binnen wenig Tagen die Antwort „ertheilen zu können" [194]).

Am 20. November fand in Gegenwart der Kaiserin und der sonstigen Theilnehmer an der Staatsconferenz die Berathung über die Antwort statt, auf welche man nach Starhembergs Berichten in Paris schon mit ziemlicher Ungeduld wartete.

Noch immer müsse, wurde auch bei dieser Berathung wieder von Kaunitz entwickelt, das Hauptaugenmerk der österreichischen Regierung auf den König von Preußen und darauf gerichtet sein, seine allzusehr angewachsene Macht wieder zu schwächen. Nur auf zweifachem Wege, entweder mit Hülfe der bisherigen Verbündeten oder mit derjenigen Frankreichs vermöge man dieß zu erreichen. Zu dem Wege müsse man sich entschließen, welcher am ersten zum Ziele zu führen verspreche. So lang aber hiezu keine Hoffnung vorhanden sei, dürfe man sich wenigstens für die Zukunft keinen dieser beiden Wege versperren. Daher könne kein Krieg, welcher nicht unmittelbar gegen den König von Preußen gerichtet sei, Oesterreich zu wesentlichem Vortheil gereichen. Wohl aber sei von einem solchen Kampfe großer Nachtheil zu besorgen, und er müsse daher so viel als nur immer möglich vermieden werden.

Da nun Frankreich nicht die geringste Neigung gezeigt habe, dem Bunde mit Preußen zu entsagen, ja vielmehr gerade das Gegentheil klar zu erkennen gebe, so dürfe man nicht weiter in dasselbe dringen. Aber das müsse man ihm gleichfalls klar machen, daß es die Vortheile, auf welche man ihm früher Aussicht eröffnet und um die es ihm wahrhaft zu thun sei, auf dem eingeschlagenen Wege nimmermehr erreiche. Denn niemals werde man den Versprechungen Frankreichs zu trauen im Stande sein, so lang man besorgen müsse, daß es mit Preußen in engerer Verbindung als mit Oesterreich bleibe. Um jedoch die französische Regierung, welche sich in der letzteren Zeit doch immerhin günstiger gesinnt zeige als früher, nicht völlig zurückzustoßen und die geheime Verhandlung mit ihr nicht vollständig abzubrechen, sei ihr eine zuvorkommende, wenn gleich nicht entscheidende Antwort zu ertheilen. Wolle Frankreich hauptsächlich Zeit gewinnen, so sei dieß auch für Oesterreich erwünscht. Selbst in Frankreich werde man einsehen müssen, daß der Wiener Hof, ohne von Frankreichs eigentlichen Absichten genauer unterrichtet zu sein, unmöglich weiter gehen könne [495]).

In diesem Sinne waren denn auch die neuen Instructionen, die am 22. November an Starhemberg abgesendet wurden, und die Erklärungen abgefaßt, welche derselbe gegen Bernis auszusprechen hatte. Aber nicht nur dieser allein, sondern auch der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Rouillé, und der erste Beamte dieses Ministeriums, der Abbé de la Ville waren vollständig, der Marineminister Machault und der Generalcontrolor Sechelles wenigstens theilweise in das Vertrauen gezogen worden. Und man sah es in Wien als eine günstige Vorbedeutung an, daß das Gleiche nicht auch mit Belleisle und d'Argenson geschehen war. Denn sie hielt man, und wohl mit Recht, für die eifrigsten und gefährlichsten Repräsentanten des Systems, welches in dem vorigen Kriege seinen Ausdruck gefunden hatte, und das darin bestand, im Bunde mit Preußen Oesterreich zu bekriegen.

Man war sich in Wien vollständig bewußt, daß man in Versailles mit der so lang schon erwarteten Antwort nicht zufrieden sein und nichts darin erblicken werde, als eine Wiederholung des schon früher Gesagten. Das aber lag gerade in der Absicht des kaiserlichen Hofes, denn um jeden Preis wollte er es vermeiden, sich vorzeitig bloß zu geben und seine Stellung vielleicht nach allen Seiten hin zu compromittiren. Ruhig wollte er abwarten, ob denn die Versprechungen, die er Frankreich gegenüber gemacht, dort gar keine Wirkung hervorbringen würden, und ob nicht der lebhafte Wunsch, die gegebenen Zusagen der Verwirklichung näher gebracht zu sehen, Frankreich nach und nach geneigter machen werde zu einer Veränderung seines bisherigen politischen Systems.

„Diese erste Epoche unserer Verhandlungen", sagt Kaunitz in seiner späteren Denkschrift, „war nur erfüllt mit Zweifel und Miß„trauen, mit Unentschlossenheit und Ungewißheit der peinlichsten Art. „Von England verlassen, oder doch zum Mindesten überzeugt, daß wir „von dort nichts zu hoffen haben gegen des Hauses Oesterreich ge„bornen Feind, besorgten wir jeden Augenblick, von Frankreich zu der „im Aachner Frieden verabredeten Garantie gegen England aufgefordert, „oder im günstigsten Falle zu einer für die Gegenwart unvortheil„haften, für die Zukunft aber verderblichen Neutralität gezwungen zu

„werden. Denn indem ſie allen unſeren Feinden freien Spielraum „wider uns gegönnt hätte, würde ſie uns unſerer alten Freunde un„widerruflich beraubt haben. Dennoch hätte in jenem unglücklichen „Augenblicke die Rückſicht auf die Gegenwart es über jene auf die „Zukunft davon tragen müſſen, und wir wären ohne allen Zweifel auf „eine einfache Neutralität eingegangen, wenn Frankreich dieß in einer „Weiſe von uns verlangt hätte, daß von einer Ablehnung die Herbei„führung des Krieges zu befürchten geweſen wäre. Aber wie groß war „unſere Freude, als unſere Beſorgniſſe plötzlich durch die Antwort „zerſtreut wurden, welche uns Frankreich am 28. Dezember ertheilte."

„Dieſe günſtige Veränderung," fährt Kaunitz fort, „verdankte man „nur der äußerſten Sorgfalt, mit welcher man während des ganzen Laufes „der Verhandlung ſich bemüht hatte, dem Könige von Frankreich eine „vortheilhafte Idee von der Aufrichtigkeit, der Entſchloſſenheit und der „Seelengröße Ihrer kaiſerlichen Majeſtäten beizubringen, und in der „That konnte man deren Plane und Abſichten nicht beſſer vertreten, als „dieß von Seite des Grafen Starhemberg geſchah."

Wenn man jedoch die Antwort der franzöſiſchen Regierung zum erſten Male durchlieſt, ſo vermag man nur ſchwer und allmälig zu begreifen, daß ſie am Wiener Hofe einen ſo freudigen Eindruck hervorbrachte. Der Inhalt derſelben weiſet allerdings auf die ſteigende Erbitterung gegen England, aber keineswegs darauf hin, daß man die bisherige Allianz mit Preußen zu löſen gedenke. Ausdrücke der Verwunderung und des Bedauerns kommen darin vor, daß der Wiener Hof auf dem Gedanken beharre, die Staaten des Königs von England auf dem europäiſchen Feſtlande vor einem Angriffe bewahrt zu ſehen. Seit der Eröffnung des engliſchen Parlamentes und ſeit den Adreſſen der beiden Häuſer an den König ſei man in Frankreich feſt entſchloſſen, ſich aller nur möglichen Mittel zu bedienen, um an England Rache zu nehmen für die von dorther empfangenen Beleidigungen [496]). Nur die Zurückſtellung der weggenommenen Schiffe könne noch den Weg bahnen zu neuen Verhandlungen, um die amerikaniſchen Streitfragen zu ſchlichten. Erfolge dieſelbe jedoch nicht, dann würden weder der Kaiſer und die Kaiſerin, noch die übrigen Verbündeten Englands den

franzöſiſchen Truppen den freien Durchzug durch ihre Länder verweigern können, um die Beſitzungen des Königs von England ſowohl als der engliſchen Nation anzugreifen und ſie Beide in ſolcher Weiſe zu einem billigen Ausgleiche zu zwingen. Denn die unbeſchränkte Freiheit, in jene Gebietstheile vorzudringen, müſſe ſich Frankreich für jeden Fall bewahren. Darum könnten dieſelben auch unmöglich in die Gewährleiſtung einbegriffen werden, welche man hinſichtlich der Länder Oeſterreichs und Frankreichs, ſo wie der fonſtigen Verbündeten dieſer beiden Mächte einzugehen bereit ſei. Willige England nicht in die Zurückſtellung der Schiffe und entzünde ſich darüber der Krieg, ſo könne Oeſterreich ſtrenge Neutralität beobachten. Doch müſſe es nachdrücklich dahin wirken, daß ſowohl den ruſſiſchen als den heſſiſchen oder anderen von England in Sold genommenen Truppen der Durchzug verweigert werde. Gelinge es trotzdem den Ruſſen, ſei es Frankreich, ſei es einen ſeiner Verbündeten zu bedrohen, ſo müſſe Oeſterreich den franzöſiſchen Streitkräften freien Durchzug gewähren, um derlei Unternehmungen Schranken zu ſetzen. Wenn zwiſchen Oeſterreich und Frankreich hierüber völliges Einverſtändniß beſtehe, dann werde auch kein Staat in Europa es wagen, die Ruhe auf dem Feſtlande zu ſtören.

„Statt uns," läßt ſich Kaunitz über dieſe Erklärung Frankreichs vernehmen, „dadurch in Verlegenheit zu bringen, daß es unſere Ge„währleiſtung des Aachner Friedens forderte, ſchlug es uns eine voll„ſtändige Neutralität für den Fall, daß zwiſchen England und Frank„reich ein Krieg in Europa ausbreche über ihren amerikaniſchen Streit, „einen Freundſchafts- und Garantievertrag mit Frankreich und deſſen „Alliirten, endlich eine definitive Verabredung über die Differenzen vor, „welche durch den Aachner Frieden noch nicht ausgeglichen wurden."

„Freilich waren die Vorſchläge Frankreichs von wenig ange„nehmen Bedingungen begleitet. Außerdem bezogen ſie ſich nicht auf un„ſeren großen Zielpunkt, ja ſie ſchienen uns ſogar von demſelben weiter „zu entfernen. Aber ſie gewährten uns doch wenigſtens Zeit, wieder „Athem zu ſchöpfen. In Folge der uns gemachten Vorſchläge brauchten „wir nicht zu beſorgen, von Frankreich angegriffen zu werden, und wir

„konnten nunmehr mit beruhigteren Sinnen nachdenken über den Weg, „welchen wir einzuschlagen hatten."

Der Vortheil wenigstens, welcher in diesem Zeitgewinne lag, wurde von der österreichischen Regierung ausgiebig benützt. In der Nacht vom 12. auf den 13. Jänner 1756 war die Antwort Frankreichs in Wien eingetroffen; erst zehn Tage später, am 23. Jänner fand die Conferenz statt, in welcher auch jetzt wieder in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin über die Schritte berathschlagt wurde, welche Frankreich gegenüber geschehen sollten. Die Hauptfrage bestand darin, ob es trotz der Ungewißheit, in der man sich befand, Frankreich in naher Zukunft von dem Bündnisse mit Preußen loslösen zu können, doch für Oesterreich gerathen sei, sich mit Frankreich durch einen Freundschafts- und Garantievertrag zu verbünden. Mit größter Sorgfalt erwog man die Gründe für und wider eine solche Allianz. Ein Verbündeter Frankreichs, so wurde gegen dieselbe bemerkt, könne nicht gleichzeitig ein solcher für England sein, indem die Interessen dieser beiden Mächte jederzeit in directem Gegensatze zu einander stünden. Eine Allianz mit Frankreich werde Oesterreich vielleicht mit Rußland entzweien. Man dürfe Frankreich nicht trauen; sobald das Bündniß mit ihm den Kaiserhof seiner Alliirten beraubt habe, werde es ihn im Stiche lassen, von Freunden verlassen, von Feinden umgeben. Ueberhaupt sei es ein politisches Hirngespinnst, das Haus Oesterreich sich mit Frankreich verbünden zu sehen. Alle Welt werde sich beschweren über den Umsturz des politischen Systems, England aber Vorwürfe erheben über Undankbarkeit. Vor fünfzehn Jahren habe es beigetragen die österreichische Monarchie zu retten, und jetzt werde es vom Kaiserhofe verlassen.

Diesen Einwendungen stellte man die Gründe gegenüber, welche zu Gunsten der französischen Vorschläge sprachen, und schon die Ausführlichkeit, mit der sie entwickelt wurden, zeigt ziemlich deutlich, wohin die Vorliebe der maßgebenden Personen sich neigte. Dasselbe Motiv, heißt es darin, welches die Engländer dazu bewegt, das Bündniß mit Oesterreich zu suchen, sollte das Letztere davon zurückhalten. Denn für

England sei Oesterreich nur gut genug, sich dessen gegen Frankreich zu bedienen. Oesterreichs Bedrohung durch die Türken habe England niemals berührt, und weit davon entfernt, sich Englands Hülfe gegen Preußen versprechen zu dürfen, sei jeder Vortheil, den man durch eigene Anstrengung gegen Preußen erringe, im Widerspruche mit Englands Politik. Es wolle die Vergrößerung Oesterreichs nicht, und sogar sein Verderben wäre ihm gleichgültig, weil es Oesterreich durch den König von Preußen zu ersetzen gedenke. Es beabsichtige nichts als Oesterreich in Streit mit Frankreich zu bringen, und es freue sich, wenn sich die beiden katholischen Mächte in demselben erschöpften; sowohl durch seine religiösen wie seine commerziellen Interessen werde es nach dieser Richtung gedrängt. Das Bündniß mit England sei also für Oesterreich nutzlos gegen zwei seiner gefährlichsten Feinde, Preußen und die Pforte. Wider den dritten, unter welchem man Frankreich verstand, sei es noch überdieß schädlich, weil es diese Macht verlocke, jederzeit ihre größten Anstrengungen direct gegen Oesterreich zu kehren, und weil das Letztere in jedem Streite zwischen jenen beiden Mächten dem Angriffe Frankreichs preisgegeben sei, auch wenn ein solcher Streit es gar nicht berühre, und es am allerwenigsten sich irgend einen Vortheil davon versprechen dürfe. Selbst wenn man also über das Bündniß mit Frankreich dasjenige mit England verliere, so werde Oesterreich künftighin statt vor drei, nur mehr vor zwei Feinden sich hüten müssen.

Das Bündniß Oesterreichs mit Rußland beruhe auf der ähnlichen Stellung beider Mächte gegen die Türkei; hieran werde sich aber auch in Zukunft nichts ändern. An einem anderen Kriege als gegen die Pforte werde Rußland nur auf Grundlage reichlicher Subsidien sich betheiligen, England ihm deren jedoch niemals zu Gunsten Oesterreichs gewähren. Darum dürfe man sich auch keine Hülfe von Seite Rußlands versprechen, noch weniger aber besorgen, daß es mit Preußen jemals gemeinschaftliche Sache gegen Oesterreich mache; sein eigenes Wohl, seine eigene Sicherheit stünden dem entgegen. Selbst wenn also auch einige Erkaltung zwischen Oesterreich und Rußland eintreten sollte, so werde dieselbe weder von Dauer noch von gefährlichen Folgen sein.

Noch geringere Beachtung verdienten die Einwendungen, welche gegen die Verläßlichkeit Frankreichs vorgebracht würden. Vor der Durchführung des Tractates werde es sein Wort nicht brechen wollen, weil es eben der Vortheile desselben theilhaft zu werden wünsche. Nach seiner Verwirklichung wäre dieß eher zu besorgen, und man müsse sich dagegen sicher zu stellen suchen. Aber sei nicht das Gleiche von jeder Macht, und vor Allem von England zu besorgen? Ein Bündniß Oesterreichs mit Frankreich sei nicht in höherem Grade ein Hirngespinnst, als es der Vertrag von Hannover oder selbst der von Aranjuez gewesen. In dem ersteren Falle habe England, Oesterreichs Alliirter, sich gegen dieses Oesterreich mit Frankreich, in dem zweiten Falle Spanien, Frankreichs Alliirter, sich mit Oesterreich verbündet, welches zu England in Freundschaftsbeziehungen stand.

Feststehende politische Systeme gebe es nicht; das Richtige und einzig Wahre könne auch in der neuen politischen Gruppirung bestehen. Endlich sei es nicht Oesterreich, welches England verlasse, sondern es sei von demselben verlassen worden. Es habe ihm seine Anerbietungen gemacht und keine Antwort darauf erhalten. Im Gegentheile habe England erklärt, ohne die Mitwirkung Hollands vermöge es nichts für den Continent zu thun; jetzt rathe es selbst den Holländern, mit Frankreich einen Neutralitätsvertrag zu schließen. Wenn Oesterreich ein Gleiches thue, handle es nur nach Englands Begehren; dem Letzteren stehe daher auch kein Recht zu Vorwürfen zu.

Es wird hier absichtlich etwas länger bei der Widerlegung verweilt, mit welcher man die Einwendungen gegen den beabsichtigten Systemwechsel zu entkräften versuchte. Aber nicht in der Meinung geschieht es, daß dieser Versuch überall gelungen sei, sondern nur um die Gesichtspunkte klar an's Licht treten zu lassen, von denen man am Kaiserhofe ausging. Und auch Frankreich gegenüber meinte man jetzt nicht mehr die frühere Zurückhaltung beobachten zu sollen. Es sei wohl mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, heißt es in dem Rescripte, welches am 27. Jänner 1756 an Starhemberg erging, England habe das, was bisher zwischen ihm, Oesterreich und Rußland unterhandelt

worden sei, an Preußen verrathen, und von Berlin aus werde man sich dieser Mittheilungen bedienen, um Oesterreich bei Frankreich verdächtig zu machen. Durch offene Auseinandersetzung des Geschehenen und der Beweggründe hiezu werde man solchen Kunstgriffen am wirksamsten begegnen. Starhemberg möge daher unbedenklich erklären, daß schon seit Beginn der nordamerikanischen Wirren die Hauptabsicht des Kaiserhofes darauf gerichtet gewesen sei, den Ausbruch des Krieges zu hintertreiben. Nachdem aber nicht nur von England aus, sondern auch von anderen Seiten her der Ausspruch der französischen Minister bekannt wurde, der erste Kanonenschuß zur See würde das Signal sein zu einem allgemeinen Kriege, habe der Kaiserhof sich gegen seinen Willen genöthigt gesehen, zum Schutze der Niederlande wider den zu besorgenden feindlichen Ueberfall rechtzeitig Vorkehrungen zu treffen. Er habe nur seine Pflicht redlich erfüllt, wenn er damals in die englische Regierung gedrungen sei, nicht nur mit Rußland, Sachsen und Baiern, sondern auch mit anderen Mächten Subsidienverträge abzuschließen, an die Aufstellung eines ansehnlichen Heeres in den Niederlanden zu denken und überhaupt einen feststehenden Plan zu gemeinsamer Vertheidigung zu vereinbaren. Hiebei wollte Oesterreich es übernehmen, mit dem größten Theile seiner Macht dem Könige von Preußen, wenn er in das Spiel sich einmengen würde, entgegen zu treten.

Die Erklärungen, welche hierauf dem Wiener Hofe von England aus zugekommen seien, und die ganz unstatthafte Zumuthung, die kaiserliche Kriegsmacht in den Niederlanden ungesäumt durch dreißigtausend Mann österreichischer Truppen zu verstärken, hätten jedoch dem Wiener Hofe die Augen geöffnet. Er sei nicht länger darüber im Zweifel geblieben, daß Englands Absicht keineswegs auf die Sicherstellung Oesterreichs vor dem Könige von Preußen, sondern nur dahin gerichtet sei, Oesterreich in Krieg mit Frankreich zu verwickeln, die eine Macht durch die andere zu schwächen, Preußen aber in der vortheilhaftesten Lage zur Ausführung seiner wohlbekannten verderblichen Absichten gegen Oesterreich zu belassen.

Durch diesen Vorgang Englands sei in Wien die erste Grundlage zu dem Argwohn eines geheimen Einverständnisses zwischen Eng-

land und Preußen gelegt worden. Man habe jedoch den Freimuth so weit getrieben, dieſen Verdacht vor England nicht zu verbergen, ſondern ihm offenen Ausdruck zu geben; die gehoffte Erläuterung ſei jedoch niemals erfolgt, im Gegentheile hätten zahlreiche Anzeichen die Exiſtenz eines geheimen Vertrages zwiſchen Preußen und England immer wahrſcheinlicher gemacht. Hiedurch ſei man endlich in Wien zu den erſten Eröffnungen an Frankreich vermocht worden, während man England gegenüber ſeit ſieben Monaten jede vertrauliche Correſpondenz abgebrochen habe.

Nach dieſer Erläuterung und Rechtfertigung des früheren Vorganges zu demjenigen ſich wendend, um was es zunächſt ſich handelte, wird nunmehr die Antwort der franzöſiſchen Regierung einer umſtändlichen Erörterung unterzogen. Die Ergebniſſe derſelben lauten, wie es nach dem bisher Geſagten wohl Niemand mehr Wunder nehmen wird, im Allgemeinen günſtig. Frankreichs Entſchluß, es England noch einmal anheimzuſtellen, durch Auslieferung der weggenommenen Schiffe die gegen Frankreich verübten Inſulten gut zu machen und neuerdings die Bahn zu eröffnen zu friedlicher Ausgleichung des Streites, wird ein Kennzeichen der Mäßigung genannt, welche, wenn ſie erfolglos bleiben würde, England vor den Augen der Welt als den Ruheſtörer und Angreifer hinſtellen müßte. Auch die Erklärung Frankreichs, daß es keine andere Macht in den gegenwärtigen Streit verwickeln und keine aus ihnen, ſo lang ſie nicht England begünſtige, dasjenige büßen laſſen werde, was die britiſche Regierung verſchuldete, erhielt die lebhafte Zuſtimmung des kaiſerlichen Hofes. Denn er erblickte hierin die doppelte Verſicherung, daß Frankreich auch im Falle des Fehlſchlagens ſeiner kriegeriſchen Unternehmungen wider England und Hannover doch gegen die Niederlande und die übrigen öſterreichiſchen Staaten nichts Feindſeliges beabſichtige, ſo wie daß Frankreich nicht daran denke, ſich Preußens zur Bekriegung Englands und Hannovers zu bedienen, obwohl die Allianz zwiſchen Frankreich und Preußen noch fortbeſtehe und Letzteres verpflichtet wäre, einer Aufforderung zu bundesmäßiger Hülfe Folge zu geben. Hiedurch falle jedoch eine der weſentlichſten Beſorgniſſe hinweg, welche man ſonſt in Wien wegen der etwaigen Neutralität Oeſter-

reichs hätte hegen müssen. Sie würde darin bestanden haben, daß während Oesterreich die undankbare Rolle eines müßigen Zuschauers spielte, der König von Preußen Antheil am Kriege genommen, seine Macht und sein Ansehen erweitert, und gewiß die Gelegenheit nicht unbenützt gelassen hätte, im Trüben zu fischen.

Was endlich den Hauptpunkt der französischen Erklärung, den Vorschlag einer Gewährleistung des österreichischen Länderbesitzes durch Frankreich anging, so erblickte man darin in Wien den Antrag auf Stiftung einer dauernden Vereinigung zwischen Oesterreich und Frankreich. Es lasse sich nicht verkennen, wurde im Namen des Kaiserhofes weiter bemerkt, daß durch eine derartige Garantie eine völlige Trennung Oesterreichs von den Seemächten beabsichtigt werde. Und Frankreich begebe sich dadurch in die Gefahr, die Allianz mit dem Könige von Preußen zu verlieren, welcher in einer solchen Gewährleistung ein beständiges Hinderniß seiner gegen Oesterreich gerichteten Vergrößerungsplane erblicken müßte. Dennoch widerstreite der Abschluß eines Garantievertrages, wie er jetzt in Antrag gebracht werde, weder den bisherigen Verpflichtungen Oesterreichs gegen die Seemächte, noch seinem wohlverstandenen Interesse. Seinen Verpflichtungen nicht, indem dieselben bloß defensiver Natur seien, und es gewiß nicht als casus foederis gelten könne, wenn ein Verbündeter, wie es jetzt von England geschehe, sich ohne Noth Krieg zuziehe und dadurch seinen Alliirten in Gefahr und Verlegenheit setze. Und Oesterreichs Interessen nicht, weil es sich von England, das klein genug denke, durch völlige Vernachlässigung aller Mittel zur Rettung seine eigene Wohlfahrt auf's Spiel zu setzen, keinen Beistand, am allerwenigsten gegen die Pforte oder Preußen versprechen könne, während durch eine Gewährleistung des österreichischen Länderbesitzes von Seite Frankreichs wenigstens die drohendste Gefahr so ziemlich beseitigt erscheine. Darum müsse man auch dem beabsichtigten Tractate vor der früher beantragten einfachen Neutralität Oesterreichs den Vorzug geben. An der letzteren werde freilich festzuhalten und in dieselbe jedenfalls Spanien, Neapel und Sardinien einzubeziehen sein. Sollte Frankreich ein Gleiches für Preußen begehren, so könnte es von österreichischer Seite auch für Rußland und andere befreundete Mächte verlangt werden.

Die letztere Erklärung ist darum von Wichtigkeit, weil sie andeutet, daß der Wiener Hof sich einer Einbeziehung Preußens in den Garantievertrag nicht zu widersetzen gedachte. Der Gedanke an die Wiedereroberung Schlesiens scheint bei ihm also zu jener Zeit noch nicht so sehr in den Vordergrund getreten zu sein, als man vielleicht annehmen will. Und vor Allem war er weit davon entfernt, die gewiß willkommene Aussicht auf eine dauernde Annäherung an Frankreich so übermäßig hoch anzuschlagen, daß er sich in Gefahr begeben hätte, dadurch die ihm obliegenden Pflichten gegen das deutsche Reich zu verletzen, oder sein altes und bewährtes Bündniß mit Rußland wirklich in die Schanze zu schlagen. Darum stieß denn auch der Punkt der französischen Erklärung, durch welchen Oesterreich verpflichtet werden sollte, sich dem Durchmarsche der russischen und aller übrigen in englischem Solde stehenden Truppen mit Aufgebot all seiner Kräfte zu widersetzen, den französischen Streitkräften aber zur Bekämpfung der Unternehmungen Englands und Rußlands den Durchzug zu gestatten, am Wiener Hofe auf lebhaften Widerspruch. Denn dadurch würde das Freundschaftsband mit Rußland, diesem natürlichen Verbündeten gegen Preußen und die Pforte, vollständig zerrissen, Frankreich aber in die Lage gesetzt, je nach seinem Gutdünken die hannoverschen Lande zu überfallen, während dem Könige von England alle Mittel zu deren Vertheidigung benommen würden. Eine Zulassung, ja sogar eine Unterstützung derartiger Plane würde der von Frankreich selbst in Antrag gebrachten Neutralität auf's entschiedenste widersprechen, eine Verletzung der dem Reichsoberhaupte nach der beschworenen Capitulation obliegenden Verpflichtungen in sich begreifen, und keine andere Wirkung herbeiführen, als daß eine Entzweiung des Kaisers mit den Gliedern des Reiches, des Hauses Oesterreich aber mit seinen bisherigen Verbündeten einträte. Die unmittelbare Folge hievon würde darin bestehen, daß dem Kaiserhof kein anderes Mittel zu seiner Rettung übrig bliebe, als sich vollständig in Frankreichs Arme zu werfen und in eine Art von Abhängigkeitsverhältniß zu demselben zu begeben.

„Es ist auch in der That nicht wohl zu begreifen," so lauten die Worte des Rescriptes der Kaiserin an Starhemberg, „wie man

„des Kaisers Majestät und Liebden als dem Reichsoberhaupte, und „Uns als dem ersten Reichsmitstande ohne Schamröthe nur zumuthen „möge, daß Wir der französischen Armee den freien Eintritt in die „deutschen Staaten und den feindlichen Angriff der hannoverschen Lande, „ungeachtet diese in die gegenwärtigen Streitigkeiten keineswegs direct „mitverflochten sind, ohne Hinderniß gestatten, Uns hingegen dem „Einmarsche der russischen Truppen ungeachtet Unserer mit Ruß„land obschwebenden Freundschaft und ungeachtet Wir früher — wie „Wir freimüthig zu bekennen kein Bedenken tragen — auf die Er„richtung des nunmehr ohne Unser Zuthun zu Stande gekommenen „englischen Subsidientractates sehr gedrungen haben, mit allen Kräften „widersetzen sollten."

„Wenn Wir zu einem so unanständigen als widerrechtlichen „Schritte jemals zu vermögen wären, so müßte Frankreich selbst von „Unserem guten Treuen und Glauben ein sehr schlechtes Urtheil fällen „und weniger Hoffnung auf die Erfüllung Unserer künftigen Ver„sprechungen setzen."

An die Erklärung, daß der Kaiserhof nun und nimmermehr zu einem solchen Zugeständnisse sich herbeilassen werde, wurde der Auftrag an Starhemberg geknüpft, von der französischen Regierung die geheime Zusage zu erwirken, daß sie die Ruhe in Deutschland nicht stören und Hannover mit einem Angriffe verschonen wolle. Ueberdieß sei ein solcher schon darum zu widerrathen, weil er in England keinen sonderlichen Eindruck hervorbringen, ganz Deutschland aber in Aufregung versetzen und den Anmarsch der russischen Truppen nothwendig machen, endlich den Krieg viel weiter spielen müßte, als jetzt Frankreich selbst es beabsichtige.

Daß dieß wirklich die wahre Anschauung des Kaiserhofes war, geht aus einem vertraulichen Briefe des Staatskanzlers an Starhemberg noch deutlicher hervor. So sehr er auch im Allgemeinen erfreut war über den Stand der Verhandlungen, so nennt er doch jenes Begehren Frankreichs widerspruchsvoll und unredlich, ja selbst lächerlich. Das Erstere, weil es einen Vorgang gestatten würde, welcher dem

Begriffe der Neutralität gerade entgegengeſetzt wäre; das Letztere aber, weil man dadurch ſich verpflichten müßte, die Feinde der eigenen Verbündeten zu begünſtigen [497]).

In dieſem Sinne waren denn auch die Erklärungen, welche Starhemberg der franzöſiſchen Regierung gegenüber abzugeben hatte, und die Vollmachten eingerichtet, durch welche ihn der Kaiſer und die Kaiſerin zur Fortführung der Verhandlungen autoriſirten. Daß ſolches überhaupt geſchah, betrachtete Kaunitz als einen großen Triumph, und er gibt ſeiner Freude darüber in einem zweiten Privatſchreiben an Starhemberg unverholenen Ausdruck. Der Inhalt der ihm zugehenden Depeſchen werde, ſo ſchreibt er, Starhembergs Erwartungen wohl übertreffen. „Was mir am meiſten Sorgfalt und Mühe gekoſtet hat", fügt Kaunitz hinzu, „war die für das Zartgefühl Ihrer Majeſtäten „erforderliche Ueberzeugung, daß es erlaubt ſei [498]). Alles Uebrige „ergab ſich von ſelbſt. Ich ſehe für beide Höfe die ſchönſten Ausſichten „von der Welt vor mir, und es gibt nichts, worauf ich nicht zu hoffen „wage, wenn man nur dort, wo Sie ſich befinden, eben ſo offenes „Spiel ſpielt wie hier" [499]).

Es darf nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, daß Kaunitz dieſen Zeilen einige Worte hinzufügte, welche ohne Zweifel dazu beſtimmt waren, der Marquiſe von Pompadour vorgezeigt zu werden. Auf's höchſte ſei er geſchmeichelt geweſen, läßt ſich Kaunitz gegen Starhemberg vernehmen, durch einige Ausdrücke, welche das Briefchen der Marquiſe an ihn enthielt [500]). „Ich bitte Sie", fährt er fort, „ſie deſſen zu verſichern, ſo wie der Ehrfurcht und Anhänglichkeit, welche „ich, wie ſie weiß, für ſie empfinde. Ich ſchmeichle mir, daß ſie mich „nicht des Wortbruches beſchuldigen wird, aber ich wäre zugleich ſehr „befriedigt, wenn ſie ſich auch ihrerſeits des verſprochenen Bildniſſes „der liebenswürdigſten Frau erinnern wollte, welches ich ſchon ſeit drei „Jahren mit vieler Ungeduld erwarte" [501]).

Es iſt ſchwer ſich ein Urtheil über den Eindruck zu bilden, welchen die vorſtehenden Erklärungen des Kaiſerhofes an und für ſich bei der franzöſiſchen Regierung hervorgebracht hätten, wenn nicht in der

Zwiſchenzeit zwei Ereigniſſe eingetreten wären, welche auf die Entſchlüſſe der Letzteren von nachhaltigſter Wirkung ſein mußten. Das eine derſelben beſtand darin, daß England das Begehren um Zurückſtellung der franzöſiſchen Schiffe ablehnend beantwortete und dadurch Frankreich ſelbſt dazu drängte, die Drohung, es müſſe eine ſolche Ablehnung als offene Kriegserklärung anſehen und darnach handeln, zur Wahrheit zu machen. Noch bedeutſamer war die Nachricht von dem Bündniſſe, welches am 16. Jänner 1756 zwiſchen England und Preußen abgeſchloſſen wurde. Um ſo tieferen Eindruck brachte ſie in Frankreich hervor, als man ſich dort noch vor kurzem mit der Hoffnung geſchmeichelt hatte, die ſo oft und noch in jüngſter Zeit wiederholten Verſicherungen König Friedrichs von ſeiner Anhänglichkeit an Frankreich und ſeiner unverbrüchlichen Bundestreue ſeien redlich gemeint [502]). Je weniger man der Behauptung des Wiener Hofes, der König von Preußen trage ſich mit dem Gedanken eines Bündniſſes mit England, und daher, was unter den damaligen Verhältniſſen für den Hof von Verſailles ziemlich gleichbedeutend war, mit dem eines Abfalles von Frankreich, früher Glauben geſchenkt hatte, um ſo tiefer empfand man es jetzt, daß dieſe Vorherſagung nun wirklich eingetroffen war. Freilich hielt man es für ſtaatsklug, die Entrüſtung über dieſes Ereigniß vor den Augen des öſterreichiſchen Unterhändlers möglichſt zu verhüllen. Dennoch ging der franzöſiſche Miniſter Rouillé, dem man ſonſt nur Aengſtlichkeit und übertriebene Vorſicht nachzuerzählen wußte, jetzt ziemlich raſch auf die Andeutungen Starhembergs ein. Die Veränderung mit großer Gewandtheit benützend, hielt der öſterreichiſche Geſandte zwar nicht zurück mit dem Inhalt des jüngſten Reſcriptes ſeiner Regierung. Aber gleichzeitig erklärte er, die bisherige Grundlage der Verhandlungen zwiſchen Oeſterreich und Frankreich ſei durch die Ereigniſſe weit überholt. Man ſolle daher dem früheren, von dem Wiener Hofe aufgeſtellten, ſeither aber fallen gelaſſenen Plane ſich neuerdings zuwenden [503]).

Bedächtiger als Rouillé war dießmal der Abbé von Bernis, welcher von dem Gewichte der Entſchuldigungsgründe ſprach, die von Seite Preußens am franzöſiſchen Hofe vorgebracht wurden. Gehe

König Friedrich doch so weit, in Frankreich die Erneuerung des Vertrages vom Jahre 1741 anzubieten und dadurch die Meinung hervorzurufen, in dem neuen Tractate sei wirklich nichts enthalten, was mit seinen früheren Verpflichtungen im Widerspruche stehe. Dennoch räumte auch Bernis ein, daß sich die Lage völlig verändert habe [504]).

Mit der Marquise von Pompadour hatte Starhemberg keine Zusammenkunft, wie denn die persönliche Theilnahme derselben an den Verhandlungen ungleich geringer war, als man, durch die vielfach unrichtigen Angaben in den französischen Geschichtsbüchern irre geleitet, gewöhnlich annehmen zu dürfen glaubt. Bernis übernahm die Mittheilung der Worte an sie, welche das Schreiben des Grafen Kaunitz an Starhemberg enthält.

In dem gegebenen Falle hätte es übrigens der Einwirkung der Marquise von Pompadour wohl gar nicht bedurft, um den Hof von Versailles für das Bündniß mit Oesterreich immer günstiger zu stimmen. Ja während man früher die Anregung hiezu einzig und allein von Oesterreich ausgehen ließ und nur widerstrebend die Bahn zu betreten schien, auf welche man von Wien aus Frankreich hinüberzuziehen suchte, so war es jetzt der Hof von Versailles, welcher zu energischem Vorwärtsschreiten auf derselben drängte. Insbesondere waren es Rouillé und Sechelles, welche fortwährend die Frage wiederholten, ob man denn in Wien von dem Abschlusse des Vertrages zwischen England und Preußen noch immer nicht in Kenntniß sei, und ob man in Folge dessen Starhemberg noch keine neuen Instructionen ertheilt habe?

Es läßt sich nicht leugnen, daß Starhemberg in der schwierigen Lage, in der er sich befand, mit vieler Geschicklichkeit vorging. Einerseits waren seine Bemühungen darauf gerichtet, den Zwiespalt zwischen Frankreich und Preußen immer mehr zu erweitern. Friedrichs Verfahren und der Unmuth darüber, daß er gerade in dem Augenblicke, in welchem eine so hervorragende Persönlichkeit wie der Herzog von Nivernois als Frankreichs Abgesandter an seinem Hofe erschienen war, mit Frankreichs erbittertstem Gegner einen Vertrag abgeschlossen

hatte, der Argwohn, daß in demſelben geheime Artikel der bedenklichſten Art enthalten ſein könnten, die Erinnerung endlich, wie oft ſchon Frankreich, und am empfindlichſten beim Abſchluſſe des Dresdner Friedens von dem Könige von Preußen hintergangen worden war, all dieß war für Starhembergs Beſtrebungen von günſtigſter Wirkung. Und andererſeits begriff er vollſtändig den Vortheil, welcher für Oeſterreich darin lag, wenn künftighin nicht mehr von Wien, ſondern von Frankreich die Initiative ausging zur Herbeiführung eines Bündniſſes zwiſchen beiden Regierungen.

Schon begann Bernis, welcher faſt am längſten von der Aufrechthaltung der früheren Beziehungen Frankreichs zu Preußen geſprochen hatte, Starhemberg gegenüber die Frage aufzuwerfen, ob denn auch Oeſterreich dem Bündniſſe mit England entſagen werde, wenn Frankreich dasjenige mit Preußen aufgeben ſollte. Letzteres werde nur unter der Vorausſetzung des Erſteren ſtattfinden können [505]). Er wies darauf hin, daß König Friedrich von der geheimen Verhandlung zwiſchen den Höfen von Wien und Verſailles Kenntniß erlangt habe. Es möge daher kein Augenblick mehr verſäumt werden, um baldigſt zu beſtimmten Verabredungen zu gelangen.

Dieſem letzteren Begehren war auch in der Erklärung Ausdruck verliehen, welche Bernis im Namen des Königs am 19. Februar 1756 dem Grafen Starhemberg überreichte. Um den Abſchluß der für die Ruhe Europa's, das Heil der katholiſchen Religion und das Intereſſe der beiden Höfe ſo nothwendigen Vereinbarung zwiſchen ihnen nicht länger zu verzögern, heißt es darin, ſei der König entſchloſſen, ſich mit Ihren kaiſerlichen Majeſtäten in dauernder und unveränderlicher Weiſe einzuverſtehen, es möge dieß nun auf der Grundlage des erſten, von der Kaiſerin vorgeſchlagenen Planes, oder des zweiten, von Frankreich ausgegangenen Antrages geſchehen. Die Baſis des abzuſchließenden Vertrages aber müſſe in der Gleichheit und vollſtändigſten Gegenſeitigkeit der feſtzuſetzenden Bedingungen beſtehen [506]).

Auch in Wien hatte man nicht einen Augenblick an der Tiefe und Nachhaltigkeit des Eindruckes gezweifelt, welchen das Verfahren

des Königs von Preußen auf den Hof von Verſailles hervorbringen werde. „Ein entſcheidendes Ereigniß zu Oeſterreichs Heil“ [507]) nennt es Kaunitz in ſeiner oft citirten Denkſchrift. Und in dem geheimen Reſcripte der Kaiſerin an Starhemberg vom 22. Februar heißt es: „Es müßte das „franzöſiſche Miniſterium alle Empfindlichkeit und Gemüthsregungen „verloren haben, wenn es nicht im Herzen heimliche Rache nähren, „noch die Gelegenheit, ſolche in vollem Maße auszuüben, mit Freuden „ergreifen ſollte.“

Dennoch brachte die Frage, ob man die Vereinbarung mit Frankreich auf Grundlage des früheren öſterreichiſchen Planes oder des von Frankreich vorgeſchlagenen Garantievertrages zu Stande bringen ſolle, den Wiener Hof in einige Verlegenheit. Kaunitz hielt es für gefährlich, ſich geradezu für das Eine oder das Andere zu entſcheiden. Von der erſteren Verhandlung beſorgte er, daß ſie neuerdings ſcheitern könne. Der Garantievertrag aber hätte die Bande, durch welche Frankreich an Preußen geknüpft war, nicht gelöſt, und die für Oeſterreich ſo furchtbare Macht des Königs Friedrich ungeſchmälert gelaſſen. Man entſchied ſich daher in Wien dafür, beide Plane miteinander zu vereinigen, auf den erſteren wohl das Hauptgewicht zu legen, im Falle ſeiner Unausführbarkeit aber ſich auch mit dem zweiten zu begnügen. Denn auch aus dem letzteren werde man wenigſtens den Vortheil ziehen, von einem gefährlichen Feinde weniger bedroht zu ſein.

Vor Allem aber war man bemüht, Frankreich auf der Bahn weiter zu treiben, welche es jetzt, wenn gleich noch mit ſchwankendem und unentſchloſſenem Schritte eingeſchlagen hatte. Die Umſtände hiezu ſeien, heißt es in dem eben angeführten Reſcripte der Kaiſerin an Starhemberg, ungemein günſtig. Zur See und in Amerika werde Frankreich wahrſcheinlich den Kürzeren ziehen, auf dem Feſtlande aber habe ihm Preußen den Weg nach Hannover verſperrt. Auch die Möglichkeit einer franzöſiſchen Landung in England ſei durch den Vertrag dieſer Regierung mit Preußen beträchtlich vermindert, indem nun die heſſiſchen und auch ein Theil der hannoverſchen Truppen nach England gezogen werden könnten. Um ſeine Verluſte zur See, und den Schaden,

den es in Amerika wahrscheinlich erleiden werde, wieder gut zu machen, bleibe Frankreich kein anderes Mittel als die Annahme der ersten österreichischen Vorschläge. Beide Höfe seien hiezu durch das Verfahren Englands und Preußens vollständig berechtigt, indem hiedurch die Schranken beseitigt wurden, welche von derlei Unternehmungen noch hätten zurückhalten können.

Starhemberg wurde daher ermächtigt, auf die früheren Anträge Oesterreichs zurückzugehen, deren Annahme dem Kaiserhofe noch immer das Erwünschteste wäre. Das für Parma, Piacenza und Guastalla vorgeschlagene Aequivalent dürfe jedoch nur dann neuerdings angeboten werden, wenn es sich zeige, daß es dem französischen Hofe wirklich Ernst sei mit dem Abschlusse des geheimen Vertrages. Wäre dieß letztere nicht der Fall, dann könnte nichts anderes als eine Neutralitätsacte zwischen beiden Höfen aufgerichtet werden, deren Entwurf Starhemberg zugesendet wurde. Doch entspreche die letztere allein den Wünschen des Kaiserhofes nur wenig; dieselben gingen darauf hinaus, Frankreich, wenn nicht zu Offensivunternehmungen wider Preußen, so doch zu einem solchen Vertheidigungsbündnisse zu vermögen, daß es Oesterreich freiere Hand und größere Sicherheit gewähre. Und um Frankreichs etwaige Bedenklichkeiten zu beseitigen, wurde Starhemberg in einem wohl gleichfalls zur Mittheilung an die französischen Staatsmänner bestimmten Briefe des Grafen Kaunitz beauftragt, der französischen Regierung die unermeßliche Gefahr vor Augen zu führen, welche ein Bündniß zwischen England, Holland, Preußen, Oesterreich und Rußland, worauf England jetzt hinarbeite, für Frankreich herbeiführen müßte. Wenn auch dieser Gedanke den Hof von Versailles für die österreichischen Vorschläge nicht gewänne, dann müsse man auf die Hoffnung verzichten, es werde dieß jemals der Fall sein [508]).

Als Kaunitz diese Zeilen zu Papier brachte, war er natürlich noch nicht im Besitze des nur um zwei Tage älteren Berichtes des österreichischen Gesandten in Paris. Ihm hätte er entnommen, daß der Hof von Versailles sich schon bereit erklärt hatte, diejenigen Anträge zur Basis der Verhandlungen zu machen, welche man auch in Wien

als solche annehmen wollte. Und da man an der Zustimmung des Kaiserhofes nicht zweifelte, so war man, ohne der Antwort des Letzteren noch länger zu harren, dem Begehren Starhemberg's gefolgt und in nähere Besprechungen über jene Vorschläge getreten. An die Spitze derselben stellte man von französischer Seite neuerdings das Verlangen der vollsten Reciproeität, unter welcher man verstand, daß Oesterreich sich zu all demjenigen wider England anheischig mache, was es selbst von Frankreich gegen Preußen verlange. Bernis erklärte, daß man nicht weiter in die Sache eingehen könne, wenn nicht über diesen Punkt schon vorläufig eine bestimmte Zusage ertheilt werde [509]).

Umsonst bemühte sich Starhemberg, den Unterschied anschaulich zu machen, welcher seiner Meinung nach zwischen den Beziehungen Oesterreichs zu England und zwischen denen Frankreichs zu Preußen bestand. Umsonst wies er darauf hin, daß ein solches Versprechen, zu welchem er übrigens durchaus nicht ermächtigt sei, auch vollkommen nutzlos wäre. Denn wenn ein Theil eine Bedingung durchaus verlange und der andere sie eben so standhaft verweigere, so könne ja von einem Vertrage ohnedieß nicht die Rede sein. Dann aber trete auch alles dasjenige nicht in Kraft, worüber man sich etwa schon vorläufig verständigte.

Bernis gab die Richtigkeit dieser Bemerkung zu; dennoch beharrte er auf seinem Begehren. Als aber Starhemberg sich zur Ausstellung der von ihm geforderten Zusage durchaus nicht herbeiließ, ergriff endlich Bernis das ihm von dem österreichischen Gesandten vorgeschlagene Auskunftsmittel. Es bestand darin, daß er selbst schriftlich erklärte, wenn jene Grundbedingung von dem Kaiserhofe nicht angenommen werden sollte, sei Alles dasjenige null und nichtig, was zwischen Starhemberg und ihm über die ursprünglichen Vorschläge der österreichischen Regierung verhandelt werden würde [510]).

Erst nachdem Starhemberg diese Erklärung entgegen genommen hatte, schritt Bernis an die ausführlichere Besprechung der österreichischen Vorschläge, welche von ihm in sechs Punkte getheilt wurden. Der erste

betraf die Ausmittlung eines Ländergebietes für den Infanten Don Philipp in den österreichischen Niederlanden. Als solches wurde von Seite Frankreichs die Grafschaft Flandern, das Gebiet von Tournay und das ganze Land zwischen der Schelde und dem Meere verlangt. Denn das verstehe sich doch wohl von selbst, daß man dem Bruder des Königs von Spanien und dem Schwiegersohn des Königs von Frankreich bei seiner Uebersiedlung nach den Niederlanden ein ungleich Mehreres bieten müsse als er jetzt in Italien besitze. Auch wären über das Recht der Nachfolge desselben auf dem Throne von Neapel nähere Verabredungen zu treffen.

Was den zweiten Punkt, das ist das Anerbieten betraf, dem Prinzen Conti die polnische Königskrone zu verschaffen, erklärte Bernis, Frankreich beabsichtige nichts als die Erhaltung der Freiheit der polnischen Nation und ihres Wahlrechtes. Man wäre nicht abgeneigt, mit Oesterreich eine Vereinbarung einzugehen, um für den Fall des Todes des Königs von Polen die Aufrechthaltung des Friedens und der öffentlichen Ruhe zu sichern; eine andere Absicht habe man eben so wenig als einen bestimmten Throncandidaten im Auge.

Der dritte Punkt bestand in der Bemühung, welche man eintreten lassen sollte, um Rußland mit Frankreich zu versöhnen und Spanien in das Bündniß zu ziehen. Nach beiden Richtungen hin erklärte sich Frankreich bereit, die Hand zu bieten zur Erreichung des angegebenen Zweckes. Nur wünschte es, daß dasjenige, was in Bezug auf Spanien geschehen solle, in der gleichen Absicht auch auf Neapel ausgedehnt werde.

Als vierter Punkt wurde das Anerbieten des Kaiserhofes angesehen, den Verbündeten Frankreichs zu einer Vergrößerung zu verhelfen. Doch versparte man die Erörterung hierüber auf den Augenblick, in welchem man sich über den fünften und sechsten Punkt geeinigt haben werde. In dem ersteren hatte Oesterreich verlangt, daß Frankreich seiner Allianz mit dem Könige von Preußen entsage. Auch jetzt wieder erklärte Bernis, der französische Hof werde Preußen gegenüber genau so vorgehen, wie dieß von Seite Oesterreichs gegen England geschehe. Darum

werde auch nicht leicht von einer activen Theilnahme Frankreichs an den Schritten die Rede sein können, welche Oesterreich gegen Preußen beabsichtige, denn der Wiener Hof befinde sich ja nicht in der Lage, gegen England angriffsweise vorzugehen. Man werde sich daher wohl mit einer einfachen Verzichtleistung auf jenes Bündniß begnügen, wozu Frankreich ohne Zweifel bereit sei, wenn nur in Wien hinsichtlich der Allianz mit England das Gleiche geschehe. Denn immer werde Frankreich auf vollster Gegenseitigkeit bestehen und ohne dieselbe niemals zu einer Vereinbarung die Hand bieten.

Sorgfältig war Starhemberg bemüht, jeder bindenden Zusage über diesen Punkt aus dem Wege zu gehen. Die gemeinsame Absicht sei ja nur darauf gerichtet, behauptete er, die verderblichen Folgen des Bündnisses zwischen England und Preußen zu vereiteln; die wahre Gegenseitigkeit aber müsse man in dem gemeinschaftlichen Zusammenwirken zur Erreichung dieses Zweckes erblicken. Das beste, ja das einzige Mittel hiezu bestehe darin, der Macht des Königs von Preußen engere Grenzen zu ziehen. Es sei jedoch keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, zu diesem Ziele zu gelangen, wenn hiezu nicht auch Frankreich im Einvernehmen mit Oesterreich mitwirke, wenn es jeden Beitrag zu den Kosten verweigere, welche die Durchführung solcher Absichten gegen Preußen unfehlbar verursachen müßte. Darum handle es sich aber in dem sechsten Punkte, welcher das Einvernehmen mit Frankreich über die Bestreitung der Auslagen zur Verwirklichung des vereinbarten Planes betreffe.

Es kann hier der weitläufigen Erörterungen nicht Erwähnung geschehen, welche über diesen Kern der ganzen Frage zwischen Bernis und Starhemberg stattfanden. Jeder vertheidigte seinen Standpunkt mit Eifer und Geschick. Von demjenigen der Gegenseitigkeit ausgehend, behauptete Bernis, daß, weil Oesterreich gegen England nicht offensiv vorgehen könne und werde, dasselbe auch Frankreich gegen Preußen nicht aufzuerlegen sei. Man möge sich also damit begnügen, daß Oesterreich freie Hand gelassen werde zur Verfolgung seiner Plane gegen Preußen, und ebenso Frankreich, um an England gerechte Rache zu

nehmen. Starhemberg mußte es wenigstens vor der Hand aufgeben, den französischen Unterhändler auf andere Gedanken zu bringen. Aber im eifrigen Gespräche mit ihm entlockte er ihm wenigstens so viel, daß er nach Wien berichten konnte, es scheine ihm gewiß, man werde in Frankreich wenigstens theilweise eingehen auf die Absichten des Kaiserhofes gegen Preußen. Man werde zustimmen, daß Oesterreich die ihm geraubten Länder mit der Beihülfe Rußlands dem Könige von Preußen wieder entreiße; ja man werde sogar keine Schwierigkeit erheben, hiezu durch Gewährung der etwa nöthigen Geldhülfe gleichfalls Beistand zu leisten [511]).

Zu dem vierten Punkte zurückkehrend, stellte Bernis die Frage, welche Mächte man in Wien unter den Verbündeten Frankreichs verstehe, deren Vergrößerung man herbeiführen, und durch welche Mittel man die letztere bewerkstelligen wolle? Das Unternehmen gegen Preußen, antwortete Starhemberg, könne überhaupt nur dann in's Werk gesetzt werden, wenn man von seinem Gelingen moralisch überzeugt sei. Hiezu erscheine es jedoch zweckdienlich, außer den russischen Hülfstruppen, die man zu diesem Ende zu gewinnen sich bemühen werde, deren auch von sonstigen Nachbarn des Königs von Preußen zu erhalten. Um dieselben jedoch hiezu zu vermögen, müsse man ihnen die Aussicht auf Vortheile eröffnen und ihre Besorgnisse vor der Rache des Königs beschwichtigen. Die Vortheile könnten in einigen Ländern des Letzteren bestehen, auf welche jene Nachbarn ohnedieß gegründete Ansprüche besäßen, oder zu deren Besetzung sie aus dem Grunde berechtigt erschienen, weil sie darin eine Schadloshaltung fänden für den vielfachen Nachtheil, der ihnen von dem Könige von Preußen früher zugefügt worden sei. Um sie aber zu sichern vor seiner Rache, dazu gebe es kein geeigneteres Mittel als ihn in eine Lage zu versetzen, in welcher er Niemand mehr zu schaden vermöchte und auf die Verwirklichung seiner ehrgeizigen Plane verzichten müßte. Von verschiedenen Seiten her angegriffen, könnte er nicht überallhin Front machen, sondern wäre bald gezwungen, sich mit dem zu begnügen, was man ihm überhaupt lassen wolle.

Für Frankreich müsse ein solcher Vorgang um so vortheilhafter erscheinen, als es nach dieser Richtung hin nicht allzulang werde Opfer

zu bringen haben. Dann könne es all seine Kräfte gegen England kehren, welches, von Verbündeten völlig entblößt, nicht lang werde säumen können, die Hand zu bieten zu einem billigen Ausgleich. Und darin beständen auch die Mittel zur Erwirkung einer Vergrößerung für die Verbündeten Frankreichs. Unter ihnen habe man zunächst Schweden, die Pfalz und Sachsen verstanden, welche durch ihre geographische Lage so wie durch ihre Interessen am meisten darauf angewiesen seien, in dieser Sache Hand in Hand mit Oesterreich und Frankreich zu gehen.

So lauteten der Hauptsache nach die Erklärungen Starhembergs gegen Bernis. Der französische Unterhändler wollte jedoch von so weit absehenden Unternehmungen gegen Preußen nichts hören. Niemals werde König Ludwig, dessen Denkart ein so gewaltsamer Vorgang durchaus zuwider sei, auf derartige Vorschläge eingehen. Der König von Preußen werde für sein Verschulden an Frankreich, welches in nichts Anderem bestehe als daß er dem Hofe von Versailles ein Geheimniß gemacht habe aus seinen Verhandlungen mit England, genugsam bestraft, wenn man ihn allein lasse in dem Kampfe mit Oesterreich und Rußland, und wenn man zugebe, daß er Schlesien wieder verliere. Ihm diese Provinz zu entreißen, werde ein Leichtes sein, wenn er diesen beiden ihm so sehr überlegenen Mächten allein gegenüber stehe. Hiezu bedürfe es auch nicht der Mitwirkung anderer Staaten, und es genüge, wenn dieselben für ihn nicht Partei nähmen. Schweden werde immer das Bündniß mit Frankreich demjenigen mit Preußen vorziehen, Sachsen und Baiern aber könnten durch Subsidien bestimmt werden, keinen Antheil an dem Kampfe zu nehmen. Lieber würde Frankreich dem Könige von Preußen offen den Krieg erklären, als unter der Hand mitwirken zu seiner vollständigen Vernichtung [512]). Und selbst wenn Frankreich jemals darein willigte, so könnte dieß nur unter der Bedingung geschehen, daß auch Oesterreich seine Zustimmung gebe zur gänzlichen „Beraubung" des Königs von England [513]).

Dieß ist im Wesentlichen der Inhalt der Unterredungen zwischen Starhemberg und Bernis. Von nicht viel geringerem Interesse ist es, die Betrachtungen zu kennen, welche der kaiserliche Bevollmächtigte an

deren Darstellung knüpft. „Alles zeigt," so läßt er sich vernehmen, „daß man hier gegen eine Preisgebung des Königs von Preußen noch „viele Bedenklichkeiten hegt, oder sich wenigstens den Anschein gibt sie „zu hegen. Man will ihn ohne Zweifel im Besitze ausreichender Macht „lassen, um sich seiner in jedem Augenblicke gegen uns bedienen zu „können. Was ich auch sagen mag, man glaubt nicht daran, daß „Frankreich jemals irgend etwas von seiner Seite zu fürchten habe. „Man scheint den Vortheil nicht ganz zu ermessen, welchen England „aus dem Bündnisse mit Preußen zu ziehen vermag. Man hält dafür, „daß der Kaiserhof nur durch sein eigenes Interesse, durch Leiden„schaftlichkeit und Durst nach Rache sich leiten lasse. Mit einem Worte, „man will wohl die Macht des Königs von Preußen beschränken, aber „ihn nicht völlig vernichten. Man ist es zufrieden, wenn wir uns „Schlesiens wieder bemächtigen, aber man will uns nicht in eine ganz „gesicherte Lage versetzen, welche Frankreich Grund zu Besorgnissen „einflößen könnte."

Starhemberg schließt seinen Bericht mit der Hindeutung, daß, wie groß auch die Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Höfen über das Verfahren, welches gegen Preußen beobachtet werden solle, noch immerhin sein möge, die Vorschläge Oesterreichs doch streng genommen nur in dem einzigen Punkte, welcher sich auf die Gewinnung von Verbündeten gegen Preußen bezog, abgelehnt wurden. Es bleibe noch immer zu erwägen, ob man sich nicht allein und ohne die Mithülfe Frankreichs des Beistandes solcher Mächte zu versichern vermöge. Denn wenn auch vielleicht nicht durchaus nothwendig, so würde er doch gewiß höchst nützlich sein zur Verwirklichung der Plane des Kaiserhofes.

So sehr nun auch diese Mittheilungen in Wien im Allgemeinen befriedigten, so waren sie doch keineswegs geeignet, alle Bedenklichkeiten zu zerstreuen, alle Besorgnisse zu beseitigen, die man daselbst hegte. Denn aus den Erklärungen Frankreichs meinte man zu entnehmen, daß es noch nichts weniger als entschlossen sei, den König von Preußen auch wirklich im Stiche zu lassen. Und Starhemberg bestärkte auch seinerseits den Wiener Hof in dieser Vermuthung. In Frankreich be-

ſorge man noch immer, ſchrieb er an Kaunitz [514]), daß wenn die Macht Preußens völlig vernichtet würde, Oeſterreich ſeine alte Verbindung mit den Seemächten wieder anknüpfen und deren Streitkräfte mit den ſeinigen gegen Frankreich vereinigen könnte. Hierin beſtehe auch die Meinungsverſchiedenheit zwiſchen den beiden Haupttheilnehmern an den Verhandlungen, zwiſchen Rouillé und Bernis. Der Erſtere, ängſtlicher und mißtrauiſcher, wolle Frankreich nach keiner Seite hin bloßſtellen, ſowohl Oeſterreich als Preußen ſchonen und eine gewiſſe Rivalität zwiſchen ihnen fortbeſtehen laſſen. Der Letztere hingegen, gewandter und klarſehender, begreife wohl, daß Frankreich niemals auf Oeſterreich zählen dürfe, wenn es ſich nicht vollſtändig von Preußen losſage. Dazu werde man aber, fügte Starhemberg neuerdings hinzu, Frankreich nur dann bringen, wenn man ſich in Wien zu dem Gleichen in Bezug auf England entſchließe.

Ueber die Richtigkeit dieſer letzteren Anſchauung war man auch in Wien ſchon lang nicht mehr im Zweifel. Gleich nach dem Eintreffen des Berichtes aus Paris über jene wichtige Beſprechung zwiſchen Starhemberg und Bernis hatte man die Nothwendigkeit begriffen, entweder den ganzen Plan aufzugeben, oder hinſichtlich Englands auf den früher mit ſolcher Entſchiedenheit feſtgehaltenen Standpunkt zu verzichten. Was auch hiegegen, und gewiß nicht mit Unrecht, hauptſächlich in Bezug auf Hannover eingewendet werden konnte, wog in den Augen des Kaiſerhofes leichter als die Gefahr, des ganzen Gewinnes einer Verbindung mit Frankreich wieder verluſtig zu werden. Starhemberg wurde daher beauftragt, Bernis zu erklären, daß man auf die Forderung eingehe, derzufolge Oeſterreich gegen England und Hannover in gleicher Weiſe verfahren werde, wie Frankreich gegen Preußen, daß es ſich daher einer etwaigen Unternehmung Frankreichs gegen Hannover nicht länger widerſetze, ſondern hinſichtlich derſelben ſich neutral zu verhalten gedenke [515]).

Was die Art und Weiſe betraf, in welcher die Vereinbarung mit Frankreich zu Stande zu bringen ſei, ſo war man in Wien noch immer der Meinung, daß beide Projecte gemeinſam verwirklicht werden ſollten. Die Beſtimmungen des öſterreichiſchen Antrages wollte man

zur Grundlage und zum eigentlichen Endziele der Verhandlungen nehmen, als Vorbereitung hiezu hielt man es jedoch für wünschenswerth, die von Frankreich vorgeschlagene Neutralitätsacte und den Defensivvertrag zu errichten. Hiedurch meinte man auch den Vortheil zu erlangen, daß man durch Bekanntmachung der Neutralitätsacte das wach gewordene Mißtrauen der übrigen Höfe einiger Maßen beschwichtigen und in solcher Weise den Hauptgegenstand der Verhandlung bis zu dem Zeitpunkte des Losschlagens um so leichter geheim halten könnte.

Was das Letztere, das Losschlagen betraf, so erklärte man in Wien jeden Zeitverlust für einen unwiderbringlichen Schaden. Man müsse sich daher auch beeilen, mit Rußland ein völliges Einverständniß herbeizuführen und es zu dem Entschlusse zu bringen, mit Oesterreich wider Preußen gemeinschaftliche Sache zu machen und gegen billige Subsidien noch in diesem Jahre siebzig bis achtzigtausend Mann an die preußische Grenze marschiren zu lassen [516]).

Eine reifliche Erwägung der französischen Mittheilungen mahnte jedoch auch den Kaiserhof an die Nothwendigkeit größerer Mäßigung und Vorsicht. Ehe man nicht mit Frankreich völlig in's Reine gekommen und wenigstens über die Hauptpunkte einig sei, könne man auch in Rußland nicht weiter gehen. Einer jener Punkte jedoch, und ohne Zweifel für Oesterreich der wichtigste von allen bestehe darin, daß man sich nicht zu schwer wiegenden Opfern, und insbesondere nicht zu ansehnlichen Gebietsabtretungen in den Niederlanden entschließen könne, ehe man nicht vollständig sicher sei, wieder in den Besitz von Schlesien und Glatz zu gelangen. So lange dieß letztere nicht wirklich geschehen sei, könnten auch alle übrigen, Frankreich zum Vortheile gereichenden Bedingungen nicht in Wirklichkeit treten [517]).

So unerschütterlich man nun auch in Wien an diesem Grundsatze festhalten zu wollen erklärte, so täuschte man sich doch darüber nicht, daß um der Mitwirkung Frankreichs sicher zu sein, man demselben vielleicht noch weiter gehende Vortheile in Aussicht stellen müsse, als bis jetzt geschehen sei. Denn wenn man sich auch zu der von Frankreich geforderten Gegenseitigkeit verpflichten sollte, derzufolge Oesterreich

gegen England das gleiche Verfahren zu beobachten habe, wie Frankreich gegen Preußen, ſo war doch kein Zweifel möglich, daß in Ermanglung einer Seemacht ein agreſſives Vorgehen gegen England, aus Abgang der Geldmittel aber auch eine peeuniäre Unterſtützung der Unternehmungen wider dieſen Staat für Oeſterreich unthunlich ſei. Wenn ſich nun auch Frankreich kaum zu angriffsweiſem Vorgehen gegen Preußen werde bereit finden laſſen, ſo ſei doch deſſen Geldhülfe ſchon zur Bezahlung der Subſidien an Rußland ganz unerläßlich. Allerdings irre Frankreich, wenn es die von ihm bezeichneten Gebiete in den Niederlanden nur als ein Aequivalent für die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla hinſtellen wolle. Dieſelben beſäßen wenigſtens den drei- oder vierfachen Werth jener Herzogthümer; aber der Zuwachs, welcher Oeſterreich außer den Letzteren noch durch die Wiedereroberung von Schleſien und Glatz zu Theil werden ſolle, ſei ſo groß, daß man gefaßt ſein müſſe auf noch weitergehende Zugeſtändniſſe an Frankreich. Ohne ſich zu ſolchen zuerſt anzubieten, ſolle doch Starhemberg auf offene Mittheilung desjenigen dringen, was Frankreich begehre, und wogegen es zu rückhaltsloſer Mitwirkung zur Erreichung des gemeinſamen Zweckes ſich verpflichte. Denn wenn etwa Frankreich die Erklärungen aufrechterhalten ſollte, welche Bernis bei Beſprechung des vierten Punktes der öſterreichiſchen Vorſchläge abgegeben habe, dann wäre es weder thunlich noch rathſam, mit Preußen den Krieg zu beginnen, ja auch nur mit Frankreich eine Vereinbarung über jene Vorſchläge zu Stande zu bringen. Wenn es nur die Wiedereroberung von Schleſien und Glatz, nicht aber eine noch größere Schwächung Preußens geſtatten, und dadurch die Möglichkeit hindern wolle, auch noch andere Staaten zu gemeinſchaftlichem Auftreten gegen Preußen zu vermögen, wenn es an Sachſen, Baiern und andere Höfe nur Subſidien geben wolle, um ſie zur Neutralität zu bewegen, dann ſeien hievon die bedenklichſten Folgen zu beſorgen. Denn gegen Oeſterreich und Rußland allein könne Preußen wohl noch ausreichende Heere in's Feld ſtellen und dadurch den Erfolg zweifelhaft machen oder doch wenigſtens den Krieg auf Jahre hinausziehen. Frankreich vermöge inzwiſchen mit England Frieden zu ſchließen und ſeine Verabredungen mit Oeſterreich fallen zu laſſen, dadurch aber das Letztere in unermeßliche und noch überdieß fruchtlos

gebrachte Opfer zu ſtürzen. Endlich würde Frankreich, ſo lang ſeine Verbündeten nicht in den Krieg verwickelt wären, freie Hand behalten, die öſterreichiſche Unternehmung ganz nach eigener Willkür zu führen, zu erſchweren, zu verzögern oder vielleicht gar zu hintertreiben. Darum ſei auf's eifrigſte zu trachten, Frankreich auch hinſichtlich des vierten Punktes zur Annahme der öſterreichiſchen Vorſchläge zu vermögen [518]).

In dieſem Sinne lautete denn auch die Erklärung, welche dem Grafen Starhemberg zur Einhändigung an Bernis zugeſendet wurde. Auch hier war die Bereitwilligkeit des Kaiſerhofes, ſich zur Beobachtung vollſter Gegenſeitigkeit zu verpflichten, jedoch auch ſein Begehren in den Vordergrund geſtellt, daß die zu treffende Vereinbarung nur für den Fall Gültigkeit beſäße, als Schleſien und Glatz wieder an Oeſterreich gelangt ſeien. Nachdem zu unzweifelhafter Erreichung dieſes Zieles die Armeen Oeſterreichs und Rußlands nicht genügten, ſeien auch noch andere Staaten heranzuziehen zur Kriegführung gegen Preußen. So wünſchenswerth es auch wäre, ſo bald als möglich an die Ausführung des großen Planes zu ſchreiten, ſo müſſe doch zuvor alles in beſtimmteſter Weiſe verabredet ſein. Es könne alſo wohl geſchehen, daß erſt im Frühlinge des nächſten Jahres der Zeitpunkt zum Losſchlagen komme. Inzwiſchen möge man wenigſtens, und das ſobald als möglich, den Defenſiv-Vertrag abſchließen, welcher ebenſowohl zur Bekanntmachung als dazu beſtimmt ſei, die Grundlage der ferneren Unterhandlungen zu bilden. Endlich würde dadurch Oeſterreich der franzöſiſchen Hülfe für den Fall verſichert, daß es der König von Preußen noch vor Zuſtandebringung des geheimen Vertrages mit Frankreich plötzlich angreifen würde.

In einer abgeſonderten Depeſche wurde Starhemberg bedeutet, daß für Rußlands bewaffnete Hülfe wenigſtens eine jährliche Subſidie von fünf Millionen Gulden erforderlich ſei. Die an Sachſen und andere Höfe zu bezahlenden Unterhaltsgelder würden mehr als vier Millionen betragen. Es möge daher an Frankreich das Begehren um einen Vorſchuß von zwölf Millionen Gulden geſtellt werden, wofür Maria Thereſia zur Verſchreibung des Herzogthums Luxemburg bereit ſei. Außerdem wären durch eine nach Weſtphalen abzuſendende franzö-

ſiſche Armee Hannover und ſonſtige proteſtantiſche Länder von einer Hülfeleiſtung an Preußen zurückzuhalten und die öſterreichiſchen Kriegsunternehmungen gegen dasſelbe zu erleichtern. Starhemberg wurde es überlaſſen, ob er mit dieſen Gedanken ſchon jetzt hervortreten oder hiezu einen Zeitpunkt abwarten wolle, in welchem die Verhandlung mit Frankreich weiter vorgeſchritten ſei.

Während man in Wien mit Ungeduld der Antworten harrte, denen man auf dieſe Mittheilungen aus Paris entgegen ſehen durfte, trafen aus St. Petersburg Nachrichten ein, durch welche der Kaiſerhof gar ſehr in ſeinem Vorſatze bekräftigt wurde, unerſchrocken weiter zu ſchreiten auf der eingeſchlagenen Bahn.

Sechzehntes Capitel.

Der Vertrag von Verſailles.

Länger als ein Decennium hindurch hatten zwiſchen Oeſterreich und Rußland die beſten politiſchen Beziehungen beſtanden, nur wenig beeinträchtigt durch einzelne Differenzen, welche ſich insbeſondere wegen verſchiedener Vorfälle in Ungarn und Siebenbürgen ergaben. Das Verhältniß der dortigen Bewohner griechiſcher Religion zu dem ruſſiſchen Staate, und die Art von Einmengung, welche Rußland ſich ihretwegen manchmal in die inneren Angelegenheiten der öſterreichiſchen Monarchie geſtatten zu dürfen glaubte, machte allerdings nicht ſelten eine gewiß berechtigte Empfindlichkeit rege. Aber ſie trat weit in den Hintergrund vor der Gleichartigkeit der politiſchen Intereſſen, welche damals im Ganzen und Großen zwiſchen Rußland und Oeſterreich obwaltete. In vorderſter Reihe ſtand hiebei das Verhältniß beider Staaten zur Pforte, denn bei einem Angriffe von dorther hätte Oeſterreich nur bei Rußland, ſo wie dieſes nur wieder bei Oeſterreich wirkſame Hülfe zu finden vermocht.

Eine zweite kaum weniger wichtige Gemeinſamkeit beſtand in dem Gegenſatze, in welchem ſich beide Monarchien zu Preußen befanden. Die Quelle, aus der er für Oeſterreich entſtammte, war eben ſo bekannt als berechtigt. Für Rußland hingegen ſucht man ſie ſtets nur in perſönlicher Abneigung der Kaiſerin Eliſabeth gegen Friedrich von Preußen.

Digitized by Google

Durch die Klatſchſucht untergeordneter Leute, wie Lakaien und Kammerfrauen, ſoll Eliſabeth von der ſpöttiſchen, ja verächtlichen und wegwerfenden Art unterrichtet worden ſein, in der ſich Friedrich über ſie ſelbſt, über ihren Lebenswandel und ihre Art, die Regierungsgeſchäfte zu führen oder beſſer geſagt zu vernachläſſigen, auszuſprechen pflegte. Eliſabeth wieder, hiedurch gegen ihn aufgebracht, habe ihm außerdem ſeine Anſchauungen in Religionsſachen, und vielleicht mehr noch ſein liebloſes Verfahren gegen ſeine Gemalin in höchſtem Grade übel genommen. Die perſönliche Verſtimmung der beiden Monarchen von Rußland und Preußen ſei daher eine ſehr weitgehende geweſen, und wer ſich vergegenwärtigt, wie ſehr damals in faſt allen europäiſchen Staaten, am meiſten aber wohl in Rußland die Haltung der Regierung faſt einzig und allein abhing von der individuellen Anſchauung des Staatsoberhauptes, der wird nicht beſtreiten, daß hierin wirklich eine Hauptquelle lag der andauernden Spannung zwiſchen Rußland und Preußen.

Dennoch ſcheint es zu viel geſagt, wenn in dieſer perſönlichen Gereiztheit zwiſchen Eliſabeth und Friedrich die einzige Urſache der feindſeligen Haltung Rußlands gegen Preußen geſucht wird. Es iſt ja doch nur natürlich, daß man auch in Rußland, wie es ja überall der Fall geweſen wäre, das raſche Anwachſen eines unmittelbar angrenzenden Staates wie Preußen nur mit mißtrauiſchem Auge betrachten konnte. Und die Urſache zu Beſorgniſſen, welche ſich hieraus für Rußland ergab, war um ſo größer, als eine gegen früher faſt verdoppelte, jetzt wahrhaft furchtbar gewordene Macht in den Händen eines Mannes lag, welcher bewieſen hatte, daß es keine Schranke für ihn gebe, wo es um die Erreichung ſeines Vortheils ſich handelte. Es war alſo wohl doch nicht bloß perſönlicher Haß der Kaiſerin Eliſabeth gegen Friedrich, oder wie auch geſagt wurde [519]), das Reſultat der Bemühungen der Repräſentanten Oeſterreichs und Sachſens in St. Petersburg, wenn ſchon im Mai 1753 in einer Verſammlung des dortigen Senates der Grundſatz feſtgeſtellt wurde, ſich einer ferneren Zunahme der preußiſchen Macht zu widerſetzen und die erſte paſſende Gelegenheit zu ergreifen, um das Haus Brandenburg durch eine überwiegende Kraftanſtrengung zu unterdrücken.

Noch weiter ging man im October 1755, wenige Tage nach Unterzeichnung des Subſidienvertrages mit England. Es wurde beſchloſſen, den König von Preußen dann anzugreifen, wenn dieß von Seite eines der Alliirten Rußlands, worunter wohl nur Oeſterreich verſtanden werden konnte, gleichfalls geſchehen ſollte. Und als endlich die Kaiſerin Eliſabeth nach langer Zögerung die Ratification des Subſidienvertrages mit England vollzog, erklärte ſie ausdrücklich, daß derſelbe nur dann Geltung haben ſolle, wenn der König von Preußen den König von England oder deſſen Bundesgenoſſen angreife; nur gegen Friedrich wolle ſie zur Hülfeleiſtung an England verpflichtet ſein.

Unter dieſen Verhältniſſen konnte denn natürlicher Weiſe, ſo wie es in Wien und Paris der Fall geweſen war, auch in St. Petersburg die Nachricht von dem Abſchluſſe des Bündniſſes zwiſchen England und Preußen nur den übelſten Eindruck hervorbringen. Wäre dieſe Nachricht zwei Tage früher angelangt, behauptet der öſterreichiſche Botſchafter in St. Petersburg, Graf Nikolaus Eſterhazy, ſo würde dadurch ſicher die Ratification des Subſidienvertrages mit England vereitelt worden ſein [520]).

Aber wenn dieß auch der Form nach nicht geſchehen war, ſo ſah man doch bald, daß in der Weſenheit das Gleiche der Fall ſein und jener Tractat in Folge des Bündniſſes zwiſchen England und Preußen wohl niemals zur Ausführung gelangen werde. Denn als der engliſche Botſchafter in Rußland, Sir Charles Hanbury Williams, die Erbitterung gewahr werdend, welche man ſeit Empfang dieſer Nachricht in immer ſteigendem Maße wider England empfand, ſich weigerte, die erſte Rate der Subſidienzahlung an Rußland zu entrichten, da wurde im Namen der Czarin erklärt, daß man das engliſche Geld nicht begehre, ja ſogar deſſen Annahme verweigern werde. Und als endlich der kaiſerliche Botſchafter Graf Eſterhazy der ruſſiſchen Regierung vertrauliche Mittheilung machte von der Anknüpfung und dem Stande der Verhandlungen zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, wurde von der ruſſiſchen Regierung der Beſchluß einſtimmig erneuert, „nachdem des Königs von Preußen dermalige Macht- und Vergröße-„rungsbegierde dem Staatsintereſſe Rußlands und ſeiner künftigen

„Sicherheit widerstreite", sei keine Gelegenheit zu verabsäumen, um ihn je eher desto besser wieder auf seine früheren Landesgrenzen zu beschränken. Dem Repräsentanten der Kaiserin Maria Theresia aber wurde eröffnet, daß Rußland, insofern dieselbe ein Gleiches zu thun entschlossen sei und ihre Beziehungen zu Frankreich es zuließen, noch in dem gegenwärtigen Jahre mit achtzigtausend Mann die Operationen gegen Preußen beginnen und die Waffen nicht eher niederlegen wolle, als bis Maria Theresia ihr Erbherzogthum Schlesien und die Grafschaft Glatz wieder erobert haben werde. Dem mit Frankreich abzuschließenden Neutralitäts- und Defensivtractate aber werde Rußland bereitwilligst beitreten [521]).

„Die vergnüglichsten und alle Hoffnung übertreffenden Nachrichten" nennt Kaunitz in einem Reſcripte an Starhemberg [522]) diese Mittheilungen aus Rußland. Sie würden ihn, wenn es dessen überhaupt noch bedurft hätte, gestärkt und gekräftigt haben in der Verfolgung seines Planes und in Bekämpfung der Hemmnisse, welche ihm bei der Ausführung desselben von verschiedenen Seiten her, am meisten aber von der englischen Regierung bereitet wurden.

Es ist schon früher gezeigt worden, wie die Selbstüberschätzung, welche damals wenigstens ein charakteristisches Merkmal der politischen Anschauungen der britischen Staatsmänner bildete, sich Oesterreich gegenüber in wahrhaft widerwärtiger Weise breit machte. Nichts zu gewähren und immer nur in befehlendem Tone zu verlangen, das Begehren an Oesterreich zu stellen, sich für England und in dessen alleinigem Interesse in einen verderblichen Krieg mit Frankreich zu stürzen, endlich übermüthig zu pochen auf die Unmöglichkeit, daß Oesterreich, durch Englands Rücksichtslosigkeit auf's Aeußerste getrieben, vielleicht doch von dem Bündnisse mit den Seemächten sich abwenden und neue Bahnen einschlagen könnte zur Erreichung der ihm nächstliegenden Zwecke, mit diesen Worten läßt sich das Verfahren Englands gegen Oesterreich in kurzem kennzeichnen.

„Keine Macht der Welt", heißt es in einer gleichzeitigen Denkschrift des Grafen Kaunitz, „sucht irgend ein Bündniß, als um ihre

„eigene Sicherheit zu vermehren und ſich was immer für einen Vor-
„theil zu verſchaffen.“

„Nach dem Plane, welchen das engliſche Miniſterium verfolgen
„zu wollen ſchien, hätten wir nicht nur das eine und das andere Ziel
„verfehlt, ſondern wären gerade in unſer Verderben gerannt, indem
„wir uns Frankreich gegenüber völlig erſchöpft hätten.“

„Niemals wird die Kaiſerin zögern, allen Gefahren ſich aus-
„zuſetzen, welche aus ihren Verpflichtungen gegen irgend einen Ver-
„bündeten hervorgehen können. Aber es iſt nur gerecht, daß er dieſelben
„wenigſtens dann mit ihr theilt, wenn es nur um ſeine eigene Sache
„ſich handelt. Die Maßregeln, welche wir den Engländern vorſchlugen,
„waren nur auf dieſen Grundſatz gebaut, dennoch verſchmähte man es
„in England, ſich zu denſelben herbeizulaſſen.“

Das Räthſel, welches in dieſem Vorgange Englands zu liegen ſchien, konnte nur durch die gleichzeitigen Verhandlungen der britiſchen Regierung mit dem Könige von Preußen erklärt werden. Und gar bald war man nicht mehr im Zweifel darüber, daß während England die größte Gleichgültigkeit für die Intereſſen Oeſterreichs gezeigt, ja durch die Nichtbeantwortung der öſterreichiſchen Vorſchläge eine verletzende Mißachtung an den Tag gelegt hatte, es befliſſen geweſen war, ſich der Freundſchaft Preußens zu verſichern. „Man dachte nicht einmal
„daran,“ ſagt Kaunitz, „daß es Oeſterreich erlaubt ſein könne, für
„ſeine eigene Sicherheit zu ſorgen. Man traute ſich das Recht und die
„Macht zu, deſſen Beſchlüſſe zu leiten, ihm ſeine Handlungen vorzu-
„ſchreiben und über ſein Schickſal zu entſcheiden. Man beſchäftigte ſich
„daher nur mit dem Könige von Preußen, ſchloß endlich mit ihm den
„Vertrag vom 16. Jänner 1756, und beglückwünſchte ſich ohne Zweifel
„insgeheim, das Mittel, um Oeſterreich wider Willen in den Krieg
„zu verwickeln, darin gefunden zu haben, daß man die öſterreichiſchen
„Niederlande ausnahm von dem eben abgeſchloſſenen Vertrage.“

„Dieſes Mittel war in der That ſinnreich zu nennen. Man
„überließ jenen Theil der Staaten der Kaiſerin dem Uebelwollen

„Frankreichs, und zwang ſie dadurch, dieſelben entweder zu verlieren „oder zu vertheidigen. Hätte man ſich zu dem letzteren entſchloſſen, ſo „würde man England einen zweifachen Dienſt erwieſen, deſſen Feind „auf ſich gezogen und gleichzeitig ſeinem lieben Alliirten, dem Könige „von Preußen die ſchönſte Gelegenheit gewährt haben, in Böhmen ein„zufallen und dort neue Eroberungen zu machen. Als treue und zärt„liche Verbündete würden die Engländer die Kaiſerin mit Lobſprüchen „überhäuft, ihr jedoch gleichzeitig, ſie mit zwei ſo furchtbaren Feinden „im Kampfe ſehend, in höchſt chriſtlicher Weiſe gerathen haben, der „Zeit und den Umſtänden zu weichen, und da ſie ſo überlegenen Kräften „nicht zu widerſtehen vermöchte, einem ihrer Feinde neue Opfer zu „bringen, um ſich dem anderen gegenüber vollſtändig zu Grunde richten „zu können.“ [523])

„Welch ein Plan? Und wie konnte das engliſche Miniſterium, „ſo anmaßend als es auch immer ſein mag, doch jemals glauben, daß „der Kaiſerhof mit gekreuzten Armen den Ausſpruch ſeines Verderbens „erwarten werde?“

Die Aeußerungen des Grafen Kaunitz ſind hier abſichtlich wortgetreu wiedergegeben worden, um ein klares Bild ſeiner Anſichten über das Verfahren der engliſchen Regierung gegen Oeſterreich zu liefern. Zu ſpät ſchienen endlich auch die britiſchen Staatsmänner einzuſehen, daß ſie Oeſterreich gegenüber zu weit gegangen ſeien, und daß Schritte geſchehen ſollten zur Wiederherſtellung des früheren Freundſchaftsverhältniſſes zwiſchen den beiden Staaten. Und als Kaunitz dem engliſchen Bevollmächtigten Keith auf die Mittheilung von dem Abſchluſſe des Vertrages mit Preußen im Auftrage der Kaiſerin trocken erwiederte, ſie habe ſich dieſer Nachricht ſchon ſeit längerer Zeit verſehen, danke für dieſelbe und wünſche, daß der neue Tractat den Staaten des Königs von England zum Vortheil gereichen möge [524]), da fühlte man in England ganz die Bitterkeit der Stimmung, von welcher man am Wiener Hofe erfüllt war, und die Nothwendigkeit, ſie wieder zu beſänftigen. Das tiefempfundene Mißtrauen gegen den König von Preußen, von dem man es nicht für unmöglich hielt, er könne, wenn ſein

Vortheil es erheiſche, den neuen Verbündeten zu Gunſten des alten verrathen, trug gleichfalls nicht wenig dazu bei, die engliſche Regierung in dieſer Anſicht zu beſtärken [525]). So wie König Friedrich ſowohl in Paris als dem franzöſiſchen Abgeſandten in Berlin, dem Herzog von Nivernois gegenüber kein Mittel unverſucht ließ, um Frankreich zur Erneuerung des Vertrages vom Jahre 1741 zu bewegen, ſo zog auch jetzt England dem Wiener Hofe gegenüber andere Saiten auf. Keith erhielt den Befehl, den mit Preußen geſchloſſenen Tractat dem Wiener Hofe vollſtändig mitzutheilen und gleichzeitig den Vortheil zu ſchildern, der darin liege, daß Deutſchland ſicher geſtellt und Oeſterreich die Möglichkeit gewährt ſei, einen großen Theil ſeiner Truppen ohne Gefahr vor Preußen nach den Niederlanden zu ſenden. Nun ſei der rechte Augenblick gekommen, um Preußen durch England mit Oeſterreich zu verbünden. In einer Erneuerung und Bekräftigung der Abtretung Schleſiens ſei das beſte Mittel hiezu gelegen. Endlich bat Keith um Auskunft, ob das Gerücht, daß Oeſterreich mit Frankreich geheime Verhandlungen pflege, wahr ſpreche oder nicht [526]).

So wie es ſelbſt ſich bemühte zur Wiederherſtellung beſſerer Beziehungen zu Oeſterreich, ſo wirkte England auch an befreundeten Höfen, wie in St. Petersburg und Madrid, in Turin und Dresden in dem gleichen Sinne. Der ruſſiſche Botſchafter in Wien, Graf Keyſerlingk, weder in die eigentlichen Abſichten ſeiner Regierung, noch in die geheime Verhandlung mit Frankreich eingeweiht, war raſtlos thätig für England und nahm ſogar bei dem Kaiſer und der Kaiſerin Audienz, um zu Gunſten Englands auf ſie zu wirken. Der holländiſche Geſandte Burmania und ſein ſardiniſcher College Graf Canal thaten ein Gleiches, und der Dresdner Hof kündigte an, daß er in derſelben Abſicht den Grafen Flemming nach Wien ſchicken werde.

„Obgleich wir nun," läßt ſich Kaunitz in einem vertraulichen Schreiben an Starhemberg vernehmen [527]), „in unſeren einmal feſt„geſtellten Grundſätzen nicht wanken und alle Höfe mit allgemeinen „abſchlägigen Antworten abfertigen, ſo iſt doch in der That der Sturm, „der von allen Seiten auf mich losbricht, ungemein ſtark und wird

„noch täglich stärker werden, je mehr sich das Gerücht von Ihrer „geheimen Verhandlung verbreitet. Ja man geht schon so weit, daß „man an Mittel denkt, mich zu stürzen. Allein ich lache dazu und „wünsche nur, daß der Defensivtractat bald geschlossen werde, damit „ich einige Gemüther beruhigen könne".

Zur Erreichung dieses Zieles war denn auch Starhemberg nach wie vor angestrengt thätig. Zu seinem lebhaften Bedauern brachte eine Erkrankung des Abbé von Bernis eine für Starhemberg peinliche Verzögerung der Verhandlung hervor. Denn es war nicht förderlich für sie, daß sich nun der Minister Rouillé derselben vornehmlich zu bemächtigen suchte. Auf der Besitzung des Letzteren zu Jouy wurden die Bedingungen des vorerst abzuschließenden Vertrages eingehend erörtert, ohne jedoch so rasch als in Wien es gewünscht wurde, zum Ziele zu führen. Und selbst als Bernis wieder eingriff in die Verhandlung und sich eifrig für ihren baldigen Abschluß verwendete, verzögerte sich derselbe durch die Unentschlossenheit der übrigen Minister. Seit dem Rücktritte des Marschalls von Noailles und des Grafen Saint-Severin, seit der schweren Erkrankung des Generalcontrolors Sechelles und des Marquis von Puysieux war der französische Ministerrath außer Rouillé noch aus den Herren von Machault, d'Argenson und Saint-Florentin zusammengesetzt. Die beiden Letzteren hatte man wenigstens so weit in's Geheimniß gezogen, daß man ihnen die Absicht des Königs mittheilte, ein Bündniß mit Oesterreich zu schließen und künftighin das beste Einvernehmen mit diesem Staate zu unterhalten. D'Argenson, von jeher ein erbitterter Gegner des Kaiserhofes, war schlau genug, sich nicht offen gegen die Durchführung jenes Planes zu erklären, aber insgeheim bemühte er sich eifrigst, denselben scheitern zu machen. Starhemberg zweifelte keinen Augenblick daran, daß er es sei, welcher den preußischen Gesandten Knyphausen und durch ihn König Friedrich selbst von Allem unterrichtete, was ihm über den Gang der geheimen Verhandlung mit Oesterreich bekannt wurde [528]).

D'Argensons steter Widersacher, Machault, befand sich auch hinsichtlich der Frage, um welche es jetzt sich handelte, im entgegengesetzten

Lager. Von ihm zweifelte man nicht, daß er den Abschluß des Vertrages mit Oesterreich lebhaft wünsche. Aber so wie er früher stets den Anregungen des Generalcontrolors Sechelles, dieses eifrigen Förderers der Allianz mit Oesterreich gefolgt war, so schloß er sich seit der Erkrankung desselben mehr an Rouillé an. Der Letztere aber, sichtlich von dem Bestreben durchdrungen, den König von Preußen möglichst zu schonen, und von dem ersten Beamten seines Ministeriums, dem Abbé de la Ville stets von neuem mit Mißtrauen und Bedenklichkeiten erfüllt, vermochte zu keinem rechten Entschlusse zu gelangen. Und es ist in hohem Grade bemerkenswerth, daß von einer directen Einwirkung der Marquise von Pompadour auf die Verhandlungen nirgends die Rede ist. In keinem seiner zahlreichen und höchst vertraulichen Briefe und Berichte an Kaunitz spricht Starhemberg jemals von einer Zusammenkunft oder einem schriftlichen Verkehre mit ihr. Ja sogar ihr Name wird nur selten genannt, und so wenig auch daran zu zweifeln sein wird, daß ihr die Hauptaufgabe zugefallen war, welche darin bestand, den König von Frankreich in einer der Verhandlung günstigen Stimmung zu erhalten, so wenig scheint sie doch an den verschiedenen Phasen derselben wenigstens bisher irgend welchen thätigen Antheil genommen zu haben.

Nicht völlig im Einklange hiemit steht die Angabe eines hervorragenden und verläßlichen französischen Geschichtschreibers [529]), derzufolge Starhemberg am 20. April 1756 ein ausführliches Schreiben an die Marquise von Pompadour richtete, in welchem die Gründe für die Allianz eingehend entwickelt wurden. Da sogar einzelne Absätze aus diesem Schreiben wortgetreu angeführt werden, so ist an der Existenz desselben wohl nicht zu zweifeln. Ob hiedurch die Möglichkeit ausgeschlossen wird, daß das erwähnte Schreiben vielleicht nicht an die Pompadour gerichtet war, oder daß es von Jemand Anderem als von Starhemberg herrührte, darüber soll hier in keiner Weise abgesprochen werden. Nur das ist gewiß, daß Starhemberg in dem geheimen Berichte, welchen er dem Grafen Kaunitz über jene Vorgänge erstattet, und in dem er sich über die Einzelnheiten derselben ziemlich umständlich verbreitet, eines Briefes an die Marquise von Pompadour mit keinem

Worte gedenkt, und von einem ſolchen auch ſonſt keine Spur zu entdecken iſt.

Was nun dieſe Einzelnheiten der Vorgänge am franzöſiſchen Hofe betrifft, ſo war es einen Tag früher als das Datum, welches jenes Schreiben an ſich trägt, am 19. April 1756 [530]), daß zu Verſailles die Berathung gehalten wurde, in welcher Bernis Bericht zu erſtatten hatte über das Ergebniß ſeiner Verhandlung mit Starhemberg. Nachdem Sechelles in Folge ſeines körperlichen Leidens der Verſammlung nicht beiwohnen konnte, hatte der König auf Anregung der Pompadour befohlen, daß deſſen Platz durch den Marquis von Puyſieux eingenommen werde. Sowohl darin, denn Puyſieux war dem Bündniſſe mit Oeſterreich günſtig geſtimmt, als in dem Verhalten des Königs gegen den Marquis d'Argenſon war die günſtigſte Vorbedeutung für das Gelingen des Werkes zu erblicken. Von den übrigen Miniſtern darum gebeten, nahm es der König auf ſich, mit d'Argenſon zu ſprechen und ihm ſeinen entſchiedenen Willen zu erklären, daß die Bahn nicht mehr verlaſſen werde, welche er aus freiem Entſchluſſe eingeſchlagen habe.

Außer dieſen beiden Männern nahmen noch Rouillé, Machault, Saint-Florentin und Bernis an der Zuſammenkunft Theil. Der Letztere begann mit einer ausführlichen Darſtellung desjenigen, was ſeit Anfang der Verhandlung vorgefallen war, jedoch ging er über einige Punkte, insbeſondere über die Art der Anknüpfung derſelben raſcher hinweg. Er ſagte nur, Starhemberg habe ſich unmittelbar an den König mit der Bitte um Geheimhaltung ſeiner Mittheilungen gewendet. Nur um die Sache nicht vor der Zeit ruchbar werden zu laſſen, was unfehlbar hätte geſchehen müſſen, wenn der von allen Seiten beobachtete und mit Beſuchen überhäufte Miniſter Rouillé die Verhandlung mit Starhemberg geführt hätte, ſei Bernis mit derſelben, jedoch unter Rouillé's Leitung beauftragt worden. Auch davon, daß Sechelles und Machault ſchon früher in's Vertrauen gezogen worden, wurde nichts erwähnt.

Was die Sache ſelbſt anging, ſo wurde, nachdem Bernis die Beweggründe zu ſolchem Vorgange umſtändlich dargeſtellt hatte, von

ſämmtlichen Anweſenden, d'Argenſon mit eingeſchloſſen, ihre Zuſtimmung zu demſelben erklärt. Puyſieux knüpfte hieran die Bemerkung, ſo ſehr er auch einverſtanden ſei, ſo ſehr müſſe er doch auch zu höchſter Vorſicht und Klugheit bei der Wahl der Mittel zur Ausführung rathen. Auch d'Argenſon ſtimmte dem bei; die einzige Einwendung, welche er und Puyſieux erhoben, beſtand darin, daß ſtatt Frankreich, wie es bisher ſo lebhaft gewünſcht worden, den Frieden zu verſchaffen, dasſelbe durch die Annahme des öſterreichiſchen Vorſchlages allem Anſcheine nach in einen allgemeinen, ja ſogar in einen Religionskrieg geſtürzt werden würde. Dennoch ſei es unbeſtreitbar, daß wenn die zu ergreifenden Maßregeln gehörig verabredet würden und die Vereinbarung zwiſchen Frankreich und Oeſterreich auf die Grundſätze der Gleichheit und der Gegenſeitigkeit gebaut werde, Frankreichs Intereſſe die Theilnahme fordere. Von höchſter Wichtigkeit aber ſei es, die Dinge nicht halb zu thun und keine Zeit zu verlieren. Man möge daher nicht nur unverzüglich den Defenſivtraetat, ſondern wo möglich auch ſchon die Präliminarien des ungleich bedeutſameren Vertrages abſchließen, der noch bevorſtehe. Binnen acht Tagen möge das Erſtere geſchehen, um ſodann allſogleich an das Zweite ſchreiten und dadurch das ganze große Werk ſeiner Beendigung zuführen zu können [531]).

Am folgenden Tage, dem 20. April, gab Bernis dem Grafen Starhemberg Kunde von dem Reſultate der Berathung. In faſt täglichen Zuſammenkünften zu Paris oder zu Verſailles arbeiteten nun Beide an der Vollendung des Vertrages, deſſen verſchiedene Beſtimmungen ſie einer bis in die kleinſten Umſtände eindringenden Erörterung unterzogen. Auch Rouillé nahm nicht ſelten an den Verhandlungen Theil. In ihre Einzelnheiten einzugehen würde wohl zu weit führen; es ſoll hier nur geſagt werden, daß der urſprünglichen Abſicht zufolge eigentlich zwei Traetate zu Stande kamen, die Neutralitätsacte und der Defenſivvertrag, deren Unterzeichnung durch Starhemberg, Rouillé und Bernis am 1. Mai 1756 zu Jouy, und nicht wie es in den bezüglichen Urkunden heißt, in Verſailles geſchah [532]). Doch wird der Vertrag gewöhnlich nach der letzteren Stadt, der damaligen Reſidenz der franzöſiſchen Könige genannt.

In der Neutralitätsacte wird erklärt, daß nachdem die Streitigkeiten zwiſchen Frankreich und England über die Grenzen ihrer Beſitzungen in Amerika immer bedrohlicher würden für die öffentliche Ruhe, die Kaiſerin weder mittelbar noch unmittelbar Antheil an denſelben nehmen, ſondern während der ganzen Dauer des dadurch hervorgerufenen Krieges völlige Neutralität beobachten werde. Frankreich hingegen verſprach, nachdem es keine andere Macht verwickeln wolle in ſeinen bloß mit England beſtehenden Streit, unter gar keinem Vorwande die Niederlande oder irgend ein anderes Beſitzthum der Kaiſerin-Königin angreifen zu wollen.

In einer zweiten, aus neun Artikeln und zwei Separatartikeln beſtehenden Urkunde ſind die Beſtimmungen des Defenſivtractates niedergelegt. Nachdem die Neutralitätsacte, heißt es im Eingange, abgeſchloſſen wurde, um eine größere Ausdehnung des Krieges zwiſchen England und Frankreich zu hintertreiben und es zu verhüten, daß hieraus Feindſeligkeiten zwiſchen den letzteren Staaten und Oeſterreich entſtünden, hätten beide Monarchen es für zweckmäßig erachtet, der Neutralitätsacte auch noch ein Freundſchafts- und Vertheidigungsbündniß beizufügen. Der weſtphäliſche Friede und alle ſeither zwiſchen den beiden Staaten abgeſchloſſenen Friedens- und Freundſchaftsverträge wurden beſtätigt. Beide Monarchen verſprachen die gegenſeitige Vertheidigung ihrer in Europa gelegenen Staaten. Zu dieſem Ende verpflichteten ſie ſich im Falle eines Angriffes zur Stellung eines Hülfscorps von 24.000 Mann, wovon drei Viertheile Fußvolk und ein Viertheil Reiterei, doch ſei der gegenwärtige Krieg zwiſchen England und Frankreich ausdrücklich und allein ausgenommen. Wenn der angegriffene Theil ſtatt des bewaffneten Beiſtandes lieber Geldhülfe wünſche, ſo ſeien ſtatt tauſend Mann Fußvolk achttauſend, ſtatt tauſend Reitern aber vierundzwanzigtauſend Gulden monatlich zu bezahlen. Die gemeinſchaftlich vorzunehmende Einladung anderer Mächte zu dieſem Vertheidigungsbündniſſe wurde offen gehalten.

Die dritte, gleichfalls von den drei Bevollmächtigten unterzeichnete Urkunde enthält die fünf geheimen Artikel. In dem erſten

derſelben wird feſtgeſetzt, daß obgleich der gegenwärtige Krieg zwiſchen England und Frankreich als alleinige Ausnahme von dem Vertheidigungsbündniſſe hingeſtellt worden ſei, doch für den Fall, als irgend eine franzöſiſche Provinz in Europa von den Streitkräften einer anderen Macht als England, etwa unter der Bezeichnung von Hülfstruppen angegriffen würde, Oeſterreich zur Leiſtung der verabredeten Truppenhülfe bereit ſei. Das Gleiche wurde von Frankreich zu Gunſten Oeſterreichs verſprochen.

Der zweite geheime Artikel zählt diejenigen Monarchen auf, an welche die gemeinſame Einladung zum Beitritte zu dem Vertheidigungsbunde zu richten ſei. Als ſolche werden Kaiſer Franz als Großherzog von Toscana, die Könige von Spanien und Neapel, endlich der Infant Don Philipp von Parma genannt; über andere Mächte werde man ſich ſpäter verſtändigen.

Durch den dritten geheimen Artikel verpflichteten ſich beide Monarchen, zur Beſeitigung jedes Streitpunktes zwiſchen ihnen durch eine beſondere Convention alles dasjenige beizulegen, was etwa noch nicht durch den Aachner Frieden geſchlichtet worden ſei. In dem vierten Artikel verſprachen ſie, ohne gegenſeitige Theilnahme und Zuſtimmung keine neue Verpflichtung gegen eine andere Macht einzugehen oder eine früher beſtandene zu erneuern. Endlich erklärten ſie in dem fünften Artikel, daß auch die vorhergehenden vier geheimen Artikel gleichzeitig mit der Neutralitätsacte und dem Defenſivvertrage ratificirt werden ſollten.

Schon am folgenden Tage, am 2. Mai wurde dieſe Ratification von König Ludwig vollzogen und von Machault contraſignirt. So wie die Bevollmächtigten ſelbſt unmittelbar nach der Unterzeichnung der Verträge die Vollendung ihres Werkes durch ein fröhliches Gaſtmal feierten, zu welchem außer ihnen nur noch der Abbé de la Ville als Vierter zugezogen war, ſo legte auch der König in jeder Weiſe ſeine Zufriedenheit über deſſen Zuſtandekommen an den Tag. Frau von Pompadour aber zeigte ſich hocherfreut über den Abſchluß einer Sache, die ſie als ihr Werk betrachtete, und ſie ließ Starhemberg verſichern,

sie werde sich auf's Aeußerste bemühen, daß in einer so schön begonnenen Angelegenheit nicht auf halbem Wege stehen geblieben werde [533]).

An dem Tage der Unterzeichnung der Verträge erhielt Starhemberg auch die Antwort des Königs von Frankreich auf die letzten Erklärungen der Kaiserin. Sowohl ihr Inhalt als ihre Form lasse nichts zu wünschen übrig, bemerkt Starhemberg, und man sehe wohl, daß sie der Feder eines der vierzig Mitglieder der französischen Akademie entstamme [534]).

Das was man für unmöglich gehalten habe, heißt es darin, auf dem Wege ministerieller Unterhandlung zu Stande zu bringen, sei nun durch die Monarchen selbst glücklich vollzogen worden. Sie hätten es empfunden, wie sehr die Zeiten und die Verhältnisse sich geändert, und wie veraltete Vorurtheile nicht mehr ihre Entschließungen lenken, ihrem Verfahren als Richtschnur dienen dürften. Sie brauchten sich nur gegeneinander auszusprechen, um völlige Uebereinstimmung zu erzielen. Obgleich Europa vorbereitet zu sein scheine auf das große Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich, so dürfe man sich doch nicht täuschen über die Befürchtungen, die Eifersucht und das Mißtrauen, welche hiedurch an verschiedenen Höfen würden rege gemacht werden. Die offenen wie die geheimen Feinde der beiden Staaten würden nicht lange anstehen zu behaupten, daß durch die Vereinigung so beträchtlicher Kräfte das Gleichgewicht Europa's zerstört sei und insbesondere Deutschland zu zittern habe für seine Freiheit. Den hieraus vielleicht entstehenden Uebelständen und Gefahren könnten die beiden Monarchen nur vorbeugen, wenn sie fortführen, jederzeit die gleiche Offenheit gegen einander zu beobachten und überall im vollsten Einverständnisse zu sprechen und zu handeln.

Doch könne das Vertrauen zwischen zwei Mächten nur dann von ewiger Dauer sein, wenn ihre beiderseitigen Interessen in der Gegenwart völlig übereinstimmten, in der Zukunft aber keinem Widerspruche ausgesetzt seien. Darum halte es der König für nöthig, daß beide Höfe sich unverzüglich über Präliminarartikel verständigen, welche dem abzuschließenden geheimen Vertrage zur Grundlage dienen sollten. Denn

der schon zu Stande gekommene Defensivtractat steuere nur den Gefahren der Gegenwart, nun aber handle es sich darum, denen der Zukunft zuvorzukommen. Ehe man sich jedoch zu ferneren Erklärungen über die schon im verflossenen September vorgebrachten österreichischen Vorschläge herbeilasse, müsse man sich ausführlichere Erläuterungen einzelner Punkte erbitten. So wäre es erwünscht, die Höhe der Summen, welche im Falle des Abschlusses des geheimen Vertrages Frankreich bezahlen sollte, und die einzelnen Termine zu kennen, innerhalb deren diese Zahlung zu leisten wäre. Der König müsse wissen, welche Plätze ihm als Sicherstellung für jene Summen, und zu welcher Zeit sie ihm eingeräumt würden. Er bitte um Aufklärung über die Art, wie man den Satz verstehe, Frankreich solle die Seemächte dermaßen beschäftigen, daß sie außer Stande wären, den Absichten der Kaiserin durch Hülfeleistung an ihre Gegner Hindernisse zu bereiten. Endlich müsse man wissen, aus welchen Truppen jene dritte Armee zusammengesetzt sein solle, welche die Kaiserin für nothwendig ansehe zum Gelingen ihrer Unternehmung, welche Mächte diese Truppen zu stellen hätten, und durch welche Mittel man jene Regierungen zu gewinnen denke? Wenn die Kaiserin über alle diese Punkte genügende Auskunft zu geben vermöge, dann werde sich der König durch nichts von dem Abschlusse der Präliminarien des geheimen Vertrages zurückhalten lassen [535]).

Zwei Bemerkungen, mit denen Starhemberg die französische Mittheilung begleitet, verdienen hier besondere Erwähnung. Der einen zufolge war man in Frankreich besorgt, daß die Anforderungen Oesterreichs an den französischen Staatsschatz ungemein hochgespannte sein würden, und laut der anderen trug man sich dort mit dem Gedanken einer Erwerbung der ganzen österreichischen Niederlande. Abgesehen von der Vergrößerung seines Gebietes und der Vermehrung seiner Macht, welche ihm hieraus erwuchs, könne nur, so denke man in Frankreich, durch die völlige Entfernung der österreichischen Herrschaft aus den Niederlanden die Loslösung des Kaiserhauses von dem Bündnisse mit England für alle Zukunft bewerkstelligt werden.

Was Starhemberg hier noch als seine persönliche Anschauung ausspricht, wurde binnen kurzem, wie er es vorhersagen zu dürfen

glaubte, von Frankreich in die Form eines unzweideutigen Begehrens gekleidet. Schon während der Verhandlungen, welche in der Zwischenzeit bis zum Eintreffen der Ratificationen aus Wien sowohl von Starhemberg als von Bernis mit Eifer fortgesetzt wurden, rückte der Letztere mehr und mehr mit der Sprache heraus, und er erklärte endlich offen, seiner Meinung nach würde eine dauernde Vereinigung zwischen Frankreich und Oesterreich nur dann zu Stande kommen können, wenn man sich in Wien zur völligen Abtretung der Niederlande entschließe [536]). Man müsse alles beseitigen, was für die Zukunft Zwiespalt und Mißverständnisse zwischen den beiden Regierungen hervorrufen könnte. Hiezu komme noch, daß die Niederlande nach Abtretung eines beträchtlichen Theiles derselben an den Infanten Don Philipp für Oesterreich ein Besitzthum sein müßten, dessen Erträgniß in gar keinem Verhältniß stehe zu den für dasselbe aufzuwendenden Kosten. Und wenn endlich Oesterreich ein so wichtiges Land wie Schlesien durch Frankreichs Beihülfe wieder erlangen wolle, so müsse dem Letzteren hiefür ein entsprechenderer Preis geboten werden als die bloße Abtretung eines Landstriches an den Herzog von Parma.

Daß die Erwerbung der Niederlande in Frankreichs Absichten liege und das unvermeidliche Entgelt sein würde für dessen Beistand gegen Preußen, daran hatten Kaunitz und Starhemberg schon lang nicht mehr gezweifelt. Darum wies auch der Letztere das französische Begehren, als ihm Bernis dasselbe zum ersten Male kundgab, keineswegs schroff von der Hand. Er beschränkte sich so ziemlich darauf, die Größe des Opfers zu schildern, welches dadurch der Kaiserin auferlegt würde. Von Bernis aber verlangte er, daß ihm das Begehren Frankreichs schriftlich mitgetheilt werde.

Nachdem die Kaiserin, wird in dieser schriftlichen Mittheilung des französischen Unterhändlers gesagt, Schlesien und Glatz an Preußen feierlich abgetreten habe, sei die Wiedererlangung dieser Provinzen für sie als eine neue Erwerbung zu betrachten, welche durch ihre Wichtigkeit und ihre Lage die Niederlande weit übertreffe. Es wäre daher weder gerecht, noch den Grundsätzen der Gegenseitigkeit entsprechend, wenn

Frankreich, indem es dem Bündnisse mit Preußen entsage und durch dasjenige mit Oesterreich diesem Staate so beträchtliche Vortheile zuwende, hieraus nur in Zukunft und in indirecter Weise Gewinn ziehen solle. Jener Grundsatz des Rechtes und der Gegenseitigkeit fordere vielmehr, daß die festen Plätze, welche dem Könige von Frankreich zur Sicherstellung der von ihm vorzuschießenden Summen einzuräumen wären, unter den Seeplätzen Flanderns gewählt würden. Nur dann werde Frankreich aus seinem Bündnisse mit Oesterreich wenigstens einen Theil jenes Gewinnes in Bezug auf seine Stellung gegen England erlangen, welchen es der Kaiserin so bereitwillig gegen die Mächte gewähre, von denen sie am meisten gefährdet sei.

Um allen Streitigkeiten vorzubeugen, welche früher oder später aus einem bloßen Gebietstausche in den Niederlanden hervorgehen und die Einigkeit zwischen Frankreich und Oesterreich stören würden, sei es vielmehr unerläßlich, daß entweder im Wege einer Abtretung oder eines Verkaufes die ganzen österreichischen Niederlande an Frankreich gelangten. Die Kaiserin möge daher so bald als möglich die Summen bezeichnen, welche sie für die Abtretung der Niederlande von Frankreich jährlich beziehen wolle. König Ludwig aber verpflichte sich, im Einvernehmen mit den Höfen von Madrid, Neapel und Parma dem Infanten Don Philipp ein Besitzthum zu verschaffen. Der Werth der drei Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, welche an Oesterreich fallen sollten, wäre von dem Preise für die Abtretung oder den Verkauf der Niederlande an Frankreich in Abzug zu bringen [537]).

Die wichtigste der Bemerkungen, mit welchen Starhemberg diese Erklärung übersandte, bestand in dem Ausdrucke der Besorgniß, daß wenn man sich auch zu vollständiger Befriedigung der Wünsche Frankreichs herbeilasse, man dort trotzdem nicht darauf eingehen werde, die Macht des Königs von Preußen so sehr zu schwächen, daß er für Oesterreich in Zukunft nicht mehr gefährlich werden könne. Fortwährend bildete dieser Punkt eine unausgeglichene Meinungsverschiedenheit zwischen Starhemberg und Bernis. Zur Aufstellung einer dritten Armee gegen Preußen sei es unausweichlich, behauptete Starhemberg, den

hiezu aufzufordernden Staaten, insbesondere Sachsen und der Pfalz Erwerbungen auf preußischem Gebiete zu versprechen. Und ohne dem Könige noch mehr zu entziehen als bloß Schlesien und Glatz, bliebe das große Werk nur zur Hälfte gethan. Denn wie er Oesterreich diese Gebiete schon einmal entriß, so würde er jederzeit im Stande sein, das Gleiche ein zweites Mal zu thun.

Bernis hingegen wies darauf hin, daß man kein Recht dazu habe, den König von Preußen auch jener Länder zu berauben, welche er in rechtmäßiger Weise besitze. Es liege im Interesse der Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich, daß in ganz Europa die Meinung sich verbreite, nicht Hang zur Gewaltthätigkeit oder Rachsucht und Haß seien die Triebfedern der Handlungsweise der beiden verbündeten Mächte. Uebrigens werde der Verlust Schlesiens allein und der Krieg um dessen Besitz die Kräfte Preußens in solchem Maße erschöpfen, daß man von dorther für lange Zeit nichts zu befürchten haben werde. Endlich stelle die Eintracht mit Frankreich als das beste Mittel sich dar, um die Kaiserin über die Gefahren zu beruhigen, welche ihr von Preußen her drohen könnten.

Wie dem aber auch sein mochte, das ist gewiß, daß nun an den Wiener Hof die Nothwendigkeit zu Entschlüssen der ernstesten Art unabweislich herantrat.

Zu der Menge von irrigen Nachrichten, welche über die wichtige Verhandlung mit Frankreich bisher verbreitet waren, gehört auch die, daß noch in dem Augenblicke, in welchem es um die Ratification der Neutralitätsacte sowie des Defensivtractates mit Frankreich, dann um die ferneren Schritte zur Zustandebringung eines noch viel weiter gehenden geheimen Vertrages sich handelte, nur die Kaiserin selbst und Kaunitz für diese Maßregeln eingestanden seien, während Kaiser Franz und alle anderen Minister sich lebhaft dagegen erklärten. Es war dem jedoch durchaus nicht so. Wohl mag es sein, daß innerlich manche der hervorragenden Persönlichkeiten am Kaiserhofe nicht einverstanden war mit dem neuen politischen Systeme, das man anzunehmen im Begriffe stand, und in vertraulichen Gesprächen mögen vielfache Aeußerungen dagegen gefallen

ſein. Aber zu offenem Widerſpruche, und vor Allem in der Conferenz kam es nie; die Ratificationen der Verträge wurden vielmehr ohne allen Anſtand vollzogen, wenigſtens iſt von einem ſolchen nirgends auch nur eine Spur zu entdecken. Am 19. Mai wurden ſie nach Paris abgeſendet; wenige Stunden vorher war eine Sitzung der Conferenz, von welcher behauptet wird, daß ſie ungemein ſtürmiſch geweſen ſei. Die Actenſtücke aber, auf welche man ſich als Beweis dafür beruft, ſtellen wohl eher das Gegentheil außer allen Zweifel. Nach der einzigen Aufzeichnung, welche wir über jene Conferenz beſitzen, führte in derſelben nur Kaunitz das Wort. Nach einer eingehenden Zergliederung der beiden Verträge hob er die Vortheile hervor, welche aus ihnen für Oeſterreich erwüchſen. Und als die Frage geſtellt wurde, ob dieſelben zu genehmigen ſeien, ſprachen ſich ſämmtliche Stimmen dafür aus; über irgend einen Widerſpruch iſt auch nicht die leiſeſte Andeutung vorhanden. Maria Thereſia aber erklärte wiederholt, während ihrer ganzen Regierungszeit habe ſie noch nie einen Vertrag ſo vergnügten Herzens unterſchrieben [538]).

Die gleiche Einſtimmigkeit wie früher in Bezug auf die Ratification der mit Frankreich abgeſchloſſenen Verträge herrſchte nun im öſterreichiſchen Miniſterium auch über den wichtigſten Punkt, über welchen man jetzt Beſchluß faſſen mußte, über die etwaige gänzliche Abtretung der Niederlande an Frankreich. Wie dieß bei ſo bedeutſamen Anläſſen am Kaiſerhofe der Brauch war, ſo wurden auch jetzt wieder die Mitglieder der geheimen Conferenz, und zwar durch den Kaiſer perſönlich aufgefordert [539]), ſchriftlich ihre Meinung hierüber zu eröffnen. Und Alle, nicht nur Kaunitz, ſondern auch Ulfeld, Colloredo, Khevenhüller und Batthyany, ſie Alle ſprachen für die Abtretung ſich aus.

Da es jedoch unmöglich iſt, hier auf die vielen und verſchiedenartigen Erörterungen einzugehen, welche in den ſchriftlichen Gutachten all dieſer Perſonen über den Gegenſtand der Frage enthalten ſind, ſo ſei nur der Anſchauung der wichtigſten aus ihnen, des Grafen Kaunitz etwas ausführlicher gedacht.

„Daß die Niederlande", ſo läßt er ſich vernehmen, „ſowohl in „politiſcher Beziehung als nach ihrem Erträgniſſe ein ſehr edles Kleinod

„des durchlauchtigſten Erzhauſes ſeien, wird von Niemand mißkannt „und in Abrede geſtellt werden. Nichts als ein noch größerer Vortheil „für die Monarchie und der äußerſte Nothſtand können deren freiwillige „Abtretung rechtfertigen. So gewiß und klar nun dieſer Satz an ſich „iſt, ſo gewiß und unwiderſprechlich iſt es andererſeits, daß der König „in Preußen der gefährlichſte Feind des durchlauchtigſten Erzhauſes ſei, „daß ſeine Macht durch die Eroberung Schleſiens verdoppelt worden, „daß eine neue Acquiſition durch Krieg oder andere mögliche Zufälle „ihm das völlige Uebergewicht geben würde, daß die violenten Umſtände, „in welchen die beiden Mächte ſich gegenwärtig befinden, in die Länge „nicht dauern können, daß eine oder die andere Macht die Oberhand „gewinnen müſſe, daß aber die größte und beſtändige Gefahr über „dem durchlauchtigſten Erzhauſe ſchwebe, und daß es daher um nicht „weniger als um die Aufrechthaltung der katholiſchen Religion, der „kaiſerlichen Autorität in Deutſchland, der Reichsverfaſſung, und um „die Wohlfahrt, ja wenn ich es frei ſagen darf, um die künftige Exiſtenz „des durchlauchtigſten Erzhauſes zu thun ſei."

Mit der Abwendung eines ſo großen und nahe bevorſtehenden Uebels könne ſeiner Anſicht nach, fährt Kaunitz fort, gar nichts verglichen werden, und ihm ſcheine, daß der Verluſt der ganzen Niederlande reichlich erſetzt würde, wenn man hiedurch „die völlige Entkräftung „des Königs in Preußen zu erkaufen vermöchte. Wird nun noch dazu," ſo lauten ſeine Worte, „die Wiedereroberung Schleſiens und der Graf„ſchaft Glatz mit in die Wagſchale gelegt, ſo wäre der Verluſt der „Niederlande für den größten Gewinnſt zu rechnen, und dem durch„lauchtigſten Erzhauſe könnte nichts glücklicheres und erwünſchteres „widerfahren." [540])

Von dem allgemeinen Grundſatze, in die Abtretung der ganzen Niederlande zu willigen, ſei jedoch die ſpezielle Frage wohl zu unterſcheiden, ob dieß auch in der Art geſchehen könne, wie es von Frankreich verlangt werde. Bekanntermaßen ſeien die Niederlande der Mittelpunkt des europäiſchen Handels. Ihre Lage ſei hiezu ungemein vortheilhaft, das Volk aber beſitze großen Reichthum und eine beſondere Gabe, Manufacturen, Handel und Schifffahrt zu treiben. Dem Hauſe Oeſter-

reich würde ihr Beſitz zu weit größerem Vortheil gereicht haben, wenn nicht die Seemächte die Hauptzuflüſſe durch den weſtphäliſchen Frieden und den Barrieretractat gehemmt hätten. Sollten aber die Niederlande in die Hände Frankreichs gerathen, ſo würde dieſem Lande hiedurch ein ſolcher Zuwachs an Macht zu Land und zur See zu Theil werden, daß ganz Europa hiedurch eiferſüchtig gemacht würde. Nimmermehr könnten die Seemächte einwilligen, und nicht nur ſie würden eher Alles auf die äußerſte Spitze treiben, ſondern auch Frankreichs gegenwärtige Alliirte auf die Seite Englands und Preußens ſich ſchlagen.

Solches wäre jedoch weniger, ja faſt gar nicht zu beſorgen, wenn zwar die Kaiſerin zur Abtretung der ganzen Niederlande ſich entſchlöſſe, jedoch hievon nur denjenigen Theil, welcher ſchon früher unter Frankreich geſtanden, und etwa noch ein Stück des Hennegau und des Gebietes von Tournay an Frankreich, den Reſt aber an den Infanten Don Philipp gelangen ließe.

Hiedurch erhielte zwar Frankreich einen ſehr koſtbaren, aber doch keinen ſolchen Vortheil, welcher die Eiferſucht der übrigen Mächte im höchſten Grade wachrufen würde. Der beſte Theil der Niederlande befände ſich in den Händen eines ſpaniſchen Prinzen, welcher dereinſt bei den Seemächten, bei Spanien, ja vielleicht bei Oeſterreich ſelbſt eine kräftige Unterſtützung gegen Frankreich zu finden vermöchte. Und obgleich die erſte Generation dem franzöſiſchen Hofe völlig ergeben ſein dürfte, ſo pflegten doch derlei perſönliche Geſinnungen durch das eigene Intereſſe gar bald geändert zu werden, wie dieß die politiſchen Grundſätze des gegenwärtigen Königs von Spanien zur Genüge bewieſen.

Ein ſo entſcheidendes Gewicht lege Kaunitz dieſen Betrachtungen bei, daß er der Kaiſerin die Fortſetzung der geheimen Verhandlung und die Abtretung der Niederlande für den Fall widerrathen müßte, wenn Frankreich auf ſeinem Begehren unabänderlich beſtehen ſollte. Solches ſei jedoch kaum zu vermuthen und man dürfe darauf hoffen, daß Frankreich durch geeignete Vorſtellungen zu vermögen ſein werde, von ſeiner Forderung entweder vollſtändig abzugehen oder dieſelbe doch weſentlich zu ermäßigen.

Was nun die zweite, nicht weniger wichtige Frage, die für Oeſterreich zu verlangenden Gegenbedingungen angehe, ſo ſeien ſie von zweierlei Art. Entweder ſolche, an deren Erfüllung überhaupt die Theilnahme Oeſterreichs an dem Bunde mit Frankreich und den hieraus hervorgehenden Schritten grundſätzlich zu knüpfen ſei. Oder es handle ſich um Bedingungen, deren Verwirklichung allerdings erwünſcht wäre, deren Nichterfüllung aber darum noch kein Scheitern der ganzen Verhandlung nach ſich ziehen ſollte. Zu der erſteren Kategorie gehöre die Erklärung Frankreichs, daß, wenn die Kaiſerin nicht zum wirklichen und durch den künftigen Frieden beſtätigten Beſitze Schleſiens und der Grafſchaft Glatz gelange, ſie dann auch an keine einzige ihrer Gegenverſprechungen gebunden ſein dürfe. Aber nicht allein zur Wiedereroberung von Schleſien und Glatz, ſondern auch zu noch weitergehender Schwächung des Königs von Preußen müſſe Frankreich ſeine Einwilligung erklären. Ferner hätte es an den künftigen Kriegsoperationen gegen Preußen werkthätigen Antheil zu nehmen, und wenn nicht ein ausreichendes Armeecorps als Hülfstruppen zu einem Theile der in den Niederlanden befindlichen öſterreichiſchen Streitkräfte ſtoßen und mit ihnen gegen Preußen vorrücken zu laſſen, ſo doch wenigſtens eine Armee an der Grenze oder erforderlichen Falles in Weſtphalen zu verſammeln und hiedurch Hannover ſo wie andere proteſtantiſche Mächte an jeder Hülfeleiſtung an Preußen zu verhindern. Zur Aufbringung einer dritten Armee hätte Frankreich möglichſt beizutragen und nicht eher an die Operationen zu ſchreiten, bis ein vollſtändiger Plan für dieſelben gemeinſam verabredet und Alles in einer Weiſe eingeleitet ſei, daß „menſchlichem Anſehen nach“ das Unternehmen nicht wohl fehlſchlagen könne.

Eine fernere unerläßliche Bedingung beſtehe nach dem vorher Geſagten darin, daß Don Philipp Flandern und Brabant ſammt demjenigen Theile der Niederlande, welcher nicht an Frankreich gelange, und zwar in der gleichen Weiſe erhalte, wie Maria Thereſia dieſe Länder jetzt beſitze. Er müſſe daher alle Schulden übernehmen und die Privilegien der Stände beſtätigen. Endlich ſei es durchaus unanſtändig und unthunlich, der Abtretung der Niederlande die Geſtalt eines Verkaufes

zu geben. Die Sache müßte in der Art eingeleitet werden, daß Frankreich ſich für die Dauer des Krieges zu einem jährlichen und hinlänglichen Darlehen verſtehe, wofür ihm ein Theil des früher von ihm beſeſſenen Gebietes ſchon vorläufig verpfändet und verſchrieben werden könnte.

Dieſe ſechs Punkte werden von Kaunitz wiederholt als diejenigen bezeichnet, deren Verweigerung den Rücktritt Oeſterreichs von der geheimen Verhandlung und der ganzen Unternehmung unfehlbar zur Folge haben müßte. Als zwar wünſchenswerthe, aber nicht gerade unerläßliche Bedingungen werden von ihm nicht weniger als achtzehn aufgezählt, von denen hier nur die wichtigſten angeführt werden ſollen. Die erſte beſteht darin, daß „bei der künftigen Zergliederung der preußiſchen „Lande" außer Schleſien und Glatz auch noch ein anderer Zuwachs für Oeſterreich ausbedungen werde. Die Lauſitz, wenn man Sachſen hiefür eine reichere Entſchädigung zu geben vermöchte, oder Croſſen, welches ſchon vor dem letzten Kriege nicht mehr zu Schleſien gehört habe, das Sulzbachiſche oder die Oberpfalz, wenn deren gegenwärtigen Beſitzern anderwärts ausreichender Erſatz verſchafft werden könnte, werden hiezu ausdrücklich bezeichnet. Oeſterreich würde eine weſentliche Erleichterung zu Theil werden, wenn Frankreich vermocht werden könnte, außer dem feſtzuſetzenden Darlehen an Oeſterreich auch noch an Rußland, Sachſen und andere Höfe Subſidien zu verabfolgen. Frankreich möge ſich verwenden, daß auch Spanien und Neapel ſich zu Beiträgen an Geld, und der letztere Hof noch überdieß zur Abtretung des Stato degli presidij herbeilaſſe. Verabredungen wegen etwaiger Erlangung der Würde eines Hochmeiſters des deutſchen Ordens für einen Erzherzog, wegen der Wahl des römiſchen Königs, wegen einer allfälligen Vermälung öſterreichiſcher Erzherzoginnen mit neapolitaniſchen Prinzen, endlich wegen einer Entſchädigung des Prinzen Karl von Lothringen für den Verluſt des Gouvernements der Niederlande wurden gleichfalls erwähnt [541]).

Hiedurch war nach der Anſchauung des Grafen Kaunitz die Grundlage geboten, auf welcher die Verhandlung mit Frankreich weiter geführt werden ſollte. Was jedoch die Form betraf, in der dieß zu geſchehen

habe, ſo meinte er, daß bis jetzt und ſo lang Frankreich erſt vorbereitet werden mußte auf die großen Abſichten des Wiener Hofes, der Letztere ſich in ſchriftliche Antworten und Erläuterungen mit der franzöſiſchen Regierung einzulaſſen hatte. Eine Fortſetzung dieſer Methode würde aber den Nachtheil herbeiführen, daß Frankreich die Bedingungen Oeſterreichs vorerſt mit Stillſchweigen übergehen, ſeine eigenen Begehren allein in den Vordergrund ſtellen und dadurch das ganze Werk nur ſtückweiſe verhandelt, hinterher aber jede Forderung Oeſterreichs auf ſchwer zu beſiegende Schwierigkeiten ſtoßen würde. Man möge alſo mit dem franzöſiſchen Hofe keine ſchriftlichen Verhandlungen mehr pflegen, ſondern Alles an Starhemberg verweiſen und dieſen mit gemeſſenen Aufträgen verſehen, wie weit er im äußerſten Falle nachgeben könne.

„Die zu faſſende hieſige Entſchließung iſt groß", hatte Kaunitz ſchon am 29. Mai an Starhemberg geſchrieben, „und obzwar noch keine „Conferenz gehalten worden, ſo ſind mir doch beider kaiſerlichen Maje„ſtäten erleuchtetſte Geſinnungen ſchon inſoweit bekannt, daß Sie bevoll„mächtigt werden dürften, in Anſehung unſerer Bewilligungen Ja und „zugleich Nein zu ſagen. Ja, wenn die conditiones sine qua non „von Frankreich angenommen würden; Nein, wenn dieß nicht erfolgte „und auf dem bisherigen Fuße fernerhin tractirt werden wollte. Billig„keit und Standhaftigkeit ſind die einzigen Mittel, auf die eine oder „andere Art aus der Sache mit Ehren und Nutzen zu kommen."

Die gleichen Geſichtspunkte, wie ſie hier zuſammengefaßt und in dem Gutachten des Grafen Kaunitz ausführlich erörtert wurden, lagen auch der umfaſſenden Inſtruction zu Grunde, welche am 9. Juni 1756 an Starhemberg erging. Der Staatskanzler ergänzte ſie noch mit einigen Andeutungen über die Lage im Allgemeinen, in der man ſich damals befand. Vor Allem hob er die Erbitterung, welche das engliſche Miniſterium gegen den Wiener Hof an den Tag legte, die Haltung des Königs von Preußen und den Gang hervor, welchen man Rußland gegenüber beobachten müſſe.

Was die erſte dieſer Mächte, Großbritannien betraf, ſo hatte man in Wien lange Zeit hindurch gezögert, dem engliſchen Geſandten

Keith auf sein Begehren um Aufklärung über die angeblichen Verhandlungen zwischen Oesterreich und Frankreich eine andere und weniger ausweichende Antwort zu geben, als dieß von Kaunitz vorläufig geschehen war. Auf Andringen Keith's war ihm endlich eine schriftliche, jedoch gleichfalls wieder kurze und nichtssagende Antwort ertheilt worden. Und als Keith sich hierüber beschwerte und bei dem Kaiser und der Kaiserin um persönliche Audienz bat, um dieselben wenigstens zu einer mündlichen Erklärung zu vermögen, daß sie nicht abgeneigt seien, mit England wieder in freundschaftlichere Verbindung zu treten, da fand — am 13. Mai 1756 — zwischen ihm und der Kaiserin jenes denkwürdige Gespräch statt, über welches ein ausführlicher Bericht aus seiner Feder vorhanden ist.

Als Keith der Kaiserin gegenüber bemerkte, die ausweichende Erklärung, welche in ihrem Namen der englischen Regierung ertheilt worden sei, müsse der Letzteren als ein Abbruch der früheren freundschaftlichen Beziehungen zu England erscheinen, da antwortete Maria Theresia, es sei dieß nicht ihre Schuld. „Nicht ich habe," fuhr die Kaiserin mit gewohnter Lebhaftigkeit fort, „das alte System verlassen, „sondern Großbritannien verließ mich und zugleich das System, indem „es den Bund einging mit Preußen. Bei der ersten Nachricht hievon „war ich wie vom Schlage gerührt. Ich und der König von Preußen „sind einmal ganz unvereinbar, und keine Rücksicht der Welt kann mich „jemals bewegen, in irgend ein Vertragsverhältniß zu treten, an welchem „er Theil nimmt." Und als Keith sich bemühte, die angebliche Unschädlichkeit des Tractates zwischen England und Preußen zu beweisen, gleichzeitig aber einige Anspielungen auf die geheimen Verhandlungen mit Frankreich sich erlaubte, da sagte ihm Maria Theresia, es sichtlich vermeidend, auf diesen Gegenstand einzugehen: „Wie könnt Ihr erstaunt „sein, wenn ich, das Beispiel befolgend, welches Ihr mir durch den „Abschluß eines Vertrages mit Preußen gegeben, nun auch meinerseits „einen solchen mit Frankreich schließe?"

Der englische Gesandte gab sich nun den Anschein, daß er nicht glauben könne, Maria Theresia werde sich mit Frankreich, dem alten

Feinde ihrer Person und ihrer Familie verbünden. Nichts werde ihn, sagte Keith, von der Existenz eines solchen Vertrages überzeugen, bis er nicht mit seinen eigenen Augen den Namen „Maria Theresia" geschrieben sehe am Schlusse eines Allianztraetates mit Frankreich. „Ich „bin", erwiderte die Kaiserin, „weit von französischer Gesinnung entfernt, und ich leugne nicht, daß der Hof von Versailles mein bitterster „Feind war. Aber ich kann auch nicht verhehlen, daß die Abtretungen, „zu denen mich England bei den Friedensschlüssen zu Dresden und „Aachen gezwungen, mich völlig machtlos gemacht haben. Ich habe „wenig von Frankreich zu fürchten; ich bin ganz außer Stande mit „Nachdruck zu handeln, und habe gar keine andere Hülfsquelle mehr „als Verabredungen zu treffen, durch welche der Rest mir gesichert „wird, den ich noch besitze". Und als der britische Minister emphatisch ausrief: „Wollen Sie, die Kaiserin und Erzherzogin, sich so weit erniedrigen, sich selbst in die Arme Frankreichs zu werfen"? da erwiederte Maria Theresia rasch: „Nicht in Frankreichs Arme will ich mich werfen, „sondern nur ihm zur Seite stellen." Noch habe sie, und es war dieß damals wirklich der Fall, keine Vereinbarung mit Frankreich unterzeichnet; sollte dieß aber wirklich geschehen, so werde sie nicht gegen England gerichtet sein.

Mit großem Wohlwollen hörte die Kaiserin die Gegenvorstellungen Keith's mit an, aber sie ließ ihn nicht in Zweifel darüber, daß sie durch dieselben in ihren Entschlüssen keineswegs erschüttert worden sei. „Es liegt nicht mehr in meiner Macht", mit diesen Worten beendigte sie das Gespräch, „werkthätigen Antheil an fernliegenden Streitigkeiten „zu nehmen. Darum kann ich für den Schutz der entfernteren Theile „meines Besitzthums nicht mehr so große Anstrengungen machen, und „meine Hauptpflicht besteht darin, meine Erbländer zu sichern. Ich habe „in Wahrheit nur zwei Feinde wirklich zu fürchten, den König von „Preußen und die Pforte. So lang jedoch die Kaiserin von Rußland „und ich in den guten Beziehungen zu einander stehen, welche jetzt „zwischen uns obwalten, werden wir, wie ich hoffe, Europa den Beweis zu liefern im Stande sein, daß wir uns gegen diese beiden, „wenn gleich furchtbaren Gegner, zu vertheidigen vermögen." [542])

Keith kann natürlich ſeine Berichte nicht ſchließen, ohne ſeinem Groll gegen Kaunitz, welchen er den Urheber all dieſes Unheils nennt, die Zügel ſchießen zu laſſen. „So lang dieſe Täuſchung und die Gunſt „der Kaiſerin dauert", fährt der engliſche Geſandte fort, „kann hier „nichts Gutes geſchehen, und es iſt leider die größte Wahrſcheinlichkeit „vorhanden, daß er jenes Vertrauen ſo lange beſitzen wird, bis es nicht „mehr möglich iſt, das zu Grunde Gerichtete wieder herzuſtellen. Die „einzige Hoffnung beſteht darin, daß er durch Stolz und Unverſchämt„heit ſich alle Welt zu Feinden gemacht hat. Denn ich kann mit Wahr„heit ſagen, daß Niemand am Hofe und in der Stadt, weder unter „den Männern noch den Frauen ſein Freund iſt, ſondern daß Alle „ihn ſtürzen möchten." [513])

In dieſen letzteren Worten zeigt es ſich wieder einmal klar, welch gewaltigen Einfluß das eigene Intereſſe ausübt auf das Urtheil der Menſchen. Noch waren nicht drei Jahre verfloſſen, ſeit ein engliſcher Miniſter, Sir Charles Hanbury Williams, ſich in Ausdrücken des Lobes für Kaunitz überbot. Freilich erblickte er damals einen eifrigen Förderer der Allianz mit England in ihm, während jetzt das Gefühl, daß man ſich in Kaunitz getäuſcht habe, nicht wenig dazu beitragen mochte, noch bitterere Worte über ihn in den Mund der engliſchen Staatsmänner zu legen, als ſie ſonſt wohl gebraucht haben würden.

Konnte man in dieſer Beziehung, dem Verhältniſſe Oeſterreichs zu England, den grellen Wechſel der Zeiten recht deutlich empfinden, ſo war nach einer anderen Richtung hin, der Stellung Oeſterreichs zu Preußen, das entſchiedenſte Gegentheil, die größte Stabilität zu beobachten. Schlecht oder oft auch gar nicht verhüllte Feindſeligkeit bildete nach wie vor das einzige charakteriſtiſche Merkmal der Beziehungen beider Staaten zu einander.

Nicht einzig und allein auf dem politiſchen, ſondern auch auf anderen Gebieten hatte dieſe Stimmung Ausdruck gefunden. So ſei, um nur ein Beiſpiel zu erwähnen, der beiderſeits vorgenommenen maßloſen Steigerung der Einfuhrzölle auf die aus dem anderen Lande kommenden Naturproducte und induſtriellen Erzeugniſſe gedacht. Und es

fehlte ſchon damals nicht an einſichtsvollen Perſonen, welche die Anſicht ausſprachen, daß die beiden Monarchen durch dieſe Maßregeln nur ihren eigenen Ländern den empfindlichſten Schaden verurſachten [544]).

Vielleicht noch peinlicher berührte es Maria Thereſia perſönlich, daß ſie von geheimen Umtrieben Kunde erhielt, welche auf Veranlaſſung des Königs von Preußen in Ungarn angeſponnen worden ſein ſollten. Einzelne Mitglieder hervorragender ungariſcher Familien, welche über Zurückſetzung von Seite des Kaiſerhofes ſich beklagen zu dürfen glaubten, und ſich durch die Ernennung verſchiedener Lothringer zu Commandanten ungariſcher Plätze noch mehr verletzt fühlten, warfen ihre Blicke auf denjenigen, bei welchem jede Beſchwerde gegen das Haus Oeſterreich zuvorkommende Aufnahme fand, den König von Preußen. Anzeigen gingen nach Wien von geheimen Zuſammenkünften ungariſcher Unzufriedener, ja ſogar von der Anſammlung bewaffneter Schaaren im nordungariſchen Gebirge. Daß gleichzeitig der König von Preußen ſeine Streitkräfte in Schleſien anſehnlich verſtärkte, konnte den Verdacht nur erhöhen, von welchem man ſtets wider ihn beſeelt war [545]).

Die gegenſeitige Verſtimmung wuchs, als König Friedrich von den geheimen Verhandlungen zwiſchen Oeſterreich und Frankreich Kenntniß erhielt, in Wien aber die Anzeige von den militäriſchen Vorkehrungen einging, welche man in Preußen frühzeitig zu treffen begann [546]). Um ſein Mißtrauen nicht noch mehr zu erregen, hielt man ſich in Oeſterreich vollſtändig ruhig, obgleich ſich in Böhmen nur wenige Regimenter befanden, die Cavallerie aber weit umher in Ungarn zerſtreut lag. Man beſorgte jedoch, daß Rußland nicht mit gleicher Vorſicht zu Werke gehen und dem Könige von Preußen hiedurch den Vorwand liefern könnte, Oeſterreich zuvorzukommen und es mit ſeiner ganzen Macht plötzlich zu überfallen [547]).

Von Rußland war alſo, wie man ſieht, für den Augenblick wenigſtens eher allzugroßer Eifer als zu viel Lauigkeit zu befürchten. Denn ſo ſehr man auch Urſache hatte, zufrieden zu ſein mit Rußlands oft wiederholter Erklärung, wenn man in Wien es wünſche, ſo

bald als möglich den Krieg wider Preußen zu beginnen, ſo geringe Erwartungen hegte man doch von den ruſſiſchen Truppen, deren verwahrloſter Zuſtand von dem öſterreichiſchen Botſchafter in Rußland, dem Grafen Nikolaus Eſterhazy ſo oft ſchon in düſteren Farben geſchildert worden war. Außerdem fei, ſo fügte er jetzt hinzu, kein einziger tüchtiger General vorhanden, welcher die Armee zu commandiren vermöge [548]). Es war alſo ſehr zu beſorgen, daß der König von Preußen ſich eines ruſſiſchen Angriffes mit leichter Mühe und mit Aufgebot eines nur geringen Theiles ſeines vortrefflichen Heeres erwehren, ſeine Hauptmacht aber gegen Oeſterreich wenden und dieſem Staate, der zur Eröffnung der Feindſeligkeiten noch nicht ausreichend gerüſtet war, in raſchem Anpralle unermeßlichen Schaden zufügen werde.

War man ſomit auf der einen Seite bemüht, es nicht allzu frühzeitig zum Kriege kommen zu laſſen und die Eröffnung des Feldzuges lieber auf das künftige Jahr zu verſchieben, ſo mußte man doch auch wieder befürchten, daß es in der Zwiſchenzeit dem engliſchen Gelde noch immer gelingen könnte, einen Umſchwung in den Abſichten der ruſſiſchen Regierung herbeizuführen. Die Einwirkung des Wiener Hofes auf den von St. Petersburg verfolgte alſo das zweifache Ziel: den Letzteren vor der Hand von einem angriffsweiſen Vorgange gegen Preußen abzumahnen, ihn jedoch gleichzeitig gegen jede Verlockung von Seite Englands zu ſtählen und ihn nicht nur feſtzuhalten in dem Bündniſſe gegen den gemeinſamen Feind, ſondern das letztere durch neue Verabredungen noch zu ſtärken und präciſer zu geſtalten.

Auch in dieſer Beziehung kam Rußland dem Wiener Hofe auf halbem Wege entgegen. Es legte demſelben Präliminarartikel vor, denen zufolge beide Mächte ſich verpflichten ſollten, mit nicht weniger als achtzigtauſend Mann, und ſo lang gegen Preußen zu kämpfen, bis die Abſicht des Krieges erreicht wäre. Als ſolche ſei die Wiedereroberung von Schleſien und Glatz für Maria Thereſia, die Wegnahme des Königreiches Preußen aber durch Rußland anzuſehen. Das Letztere werde jedoch dieſe Provinz nicht für ſich behalten, ſondern ſie gegen Curland, Semgallen und eine ſonſtige Gebietsabrundung an Polen

zurückſtellen. Schweden und Sachſen ſeien einzuladen zu der Allianz; dem Erſteren werde hiefür die Erwerbung von Pommern, dem Letzteren diejenige Magdeburgs in Ausſicht geſtellt [549]).

Abſichtlich enthielt man ſich in Wien auf dieſe Vorſchläge irgend welche Antwort zu geben, ehe man nicht mit Frankreich in der Hauptſache völlig in's Reine gelangt war [550]).

Siebzehntes Kapitel.

Der Ausbruch des Krieges.

Als man am Kaiserhofe über die Instructionen Beschluß faßte, welche man dem Grafen Starhemberg zur Beantwortung der letzten französischen Erklärungen zu ertheilen gedachte, gab man sich keiner Täuschung hin über den weitgehenden Unterschied, der zwischen den beiderseitigen Anschauungen und Zielpunkten bestand. Während nach der Meinung der französischen Regierung die Hauptaction gegen England gerichtet sein sollte, dachte man in Wien sie wider Preußen zu kehren. Während man in Frankreich die Erwerbung der ganzen österreichischen Niederlande als Kaufpreis für die gewaffnete Hülfe hinstellen zu dürfen glaubte, wollte man sich in Oesterreich zwar dieser Einbuße fügen, jedoch den größten und werthvollsten Theil des abzutretenden Landes nicht an Frankreich, sondern an den Infanten Don Philipp gelangen lassen. Man werde daher in Frankreich, meinte Kaunitz, nicht eben zufrieden sein mit der Antwort, welche man von Wien aus ertheilen zu müssen glaubte [551]).

Auch Starhemberg mochte dieß vorhersehen, und er war daher in der Zwischenzeit eifrigst bemüht, seine Stellung so viel als möglich zu verstärken, um gewaffnet zu sein gegen die Erschütterungen, die ihr bevorstanden. Als die mächtigste Stütze mußte er nach wie vor Frau von Pompadour ansehen, und schon in einem seiner letzten Berichte hatte er Kaunitz gebeten, einige für sie anerkennende Zeilen, die ihr

gezeigt werden könnten, in ſeine Depeſchen einfließen zu laſſen. Jetzt ſei der Augenblick gekommen, in welchem man ihrer am meiſten bedürfe, und es wäre zweckmäßig, wenn ihr außer perſönlichen Artigkeiten von Seite des Grafen Kaunitz auch noch etwas geſagt würde, was die Dankbarkeit und Achtung des Wiener Hofes und der Regierung für ſie ausdrücke. „Es iſt gewiß," ſagt Starhemberg wörtlich, „daß wir „ihr Alles verdanken, und daß wir auch für die Zukunft Alles von „ihr erwarten dürfen. Sie will, daß man ſie ſchätzt, und ſie verdient „es in der That. Ich werde ſie künftighin öfter und in vertraulicherer „Weiſe ſehen, wenn unſer Bündniß kein Geheimniß mehr ſein wird, „und ich wünſchte ihr dann etwas ſagen zu können, was für ſie per„ſönlich ſchmeichelhaft wäre." [552])

Der Art und Weiſe, in welcher Kaunitz dieſer Aufforderung Starhembergs entſprach, ſoll hier ſchon darum ausführlicher gedacht werden, weil durch das Schreiben, welches er an die Pompadour richtete, offenbar die Veranlaſſung zu der irrigen, darum aber nicht mit geringerer Sicherheit ausgeſprochenen und ſo oft wiederholten Behauptung gegeben wurde, Maria Thereſia ſelbſt ſei in Briefwechſel mit der Pompadour getreten. Derſelbe Courier, welcher Starhemberg neue Inſtructionen überbrachte, war auch der Träger eines Briefes des Grafen Kaunitz an Frau von Pompadour; doch ſtammt der Aufſatz nicht von Kaunitz ſelbſt, ſondern aus der Feder ſeines vertrauten Mitarbeiters Binder.

„Nur Ihrem Eifer und Ihrer Weisheit verdankt man," ſo lautet dieſer Brief, „Alles, was bisher zwiſchen den beiden Höfen geſchah. „Ich fühle dieß, und ich kann mich der Genugthuung nicht berauben, „es Ihnen zu ſagen, und Ihnen zu danken, daß Sie bis jetzt meine „Führerin ſein wollten. Ich darf es Ihnen außerdem nicht verhehlen, „daß Ihre kaiſerlichen Majeſtäten Ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren „laſſen, die Ihnen gebührt, und daß ſie für Sie all die Gefühle hegen, „die Sie nur wünſchen können. Das was geſchehen iſt, ſcheint mir „die Billigung aller Unparteiiſchen und der Nachwelt zu verdienen. „Aber was noch zu thun übrig bleibt, iſt zu groß und Ihrer zu „würdig, als daß Sie es an Ihrer Mitwirkung fehlen laſſen könnten, „um ein Werk nicht unvollendet zu laſſen, welches nicht ermangeln

„kann, Sie Ihrem Vaterlande für immer theuer zu machen. Auch bin „ich überzeugt, daß Sie fortfahren werden, einem ſo wichtigen Gegen„ſtande Ihre Sorgfalt zu widmen. In dieſem Falle ſehe ich den Erfolg „für gewiß an, und ich theile ſchon im voraus den Ruhm und die „Genugthuung, welche Ihnen hieraus erwachſen wird, indem Ihnen „gewiß Niemand mit größerer Aufrichtigkeit und Ehrfurcht anhänglich „ſein kann.“ [553])

Noch ehe dieſes Schreiben in ſeine Hände gelangt war, hatte Starhemberg eine geheime Zuſammenkunft mit Frau von Pompadour, bei welcher er ſie fortwährend von den beſten Intentionen für das Bündniß zwiſchen Oeſterreich und Frankreich beſeelt fand. Auch die franzöſiſchen Miniſter ſprachen ſtets in dieſem Sinne ſich aus, und nur dem Marquis d'Argenſon glaubte man trotz ſeiner lebhaften Verſicherung, ein warmer Anhänger der Allianz mit Oeſterreich zu ſein, nicht recht trauen zu dürfen. Sie Alle, die Pompadour mit eingeſchloſſen, erklärten wiederholt, daß nichts gerechter ſei als die Forderungen des Kaiſerhofes, die Erwerbung Schleſiens als eine Bedingung zu betrachten, ohne deren vorhergegangene Erfüllung man in Wien an keinerlei Zugeſtändniſſe gebunden ſein wolle. Frau von Pompadour fügte noch einige vertrauliche Mittheilungen über den Einfluß hinzu, welcher von den franzöſiſchen Staatsmännern auf das Gelingen des gemeinſamen Werkes geübt werden dürfte. Bernis allein ſei, ſo ließ ſie ſich vernehmen, vollſtändig eingeweiht in die Abſichten des Königs hinſichtlich des Bundes mit Oeſterreich. Rouillé ſei ein ehrlicher Mann und wünſche in Wahrheit nur das Gute, aber er ſei ſchwach und mißtrauiſch und ſtehe faſt zu ſehr unter der Leitung des Abbé de la Ville, welcher den Ehrgeiz hege, die Rolle des Miniſters und Unterhändlers zu ſpielen, während er doch nur ein untergeordneter Beamter ſei. Bedauern müſſe man den Austritt des Marquis von Puyſieux, dieſes ſo würdigen und rechtlichen Mannes, ſo wie die ſchwere Erkrankung des Herrn von Sechelles. Nicht alle Leute in Frankreich ſeien von ſo guter Geſinnung wie dieſe, aber die Gegner vermöchten keinen Schaden zu ſtiften, wenn nur die Verhandlung in gleicher Weiſe fortgeführt werde wie bisher. Endlich machte ſie Starhemberg darauf

aufmerksam, daß der König von Preußen in Wien sehr gewandte Spione zu unterhalten scheine, und daß man allen Grund habe zu der Vermuthung, ein Mitglied der Staatskanzlei selbst sei von ihm zu solchem Dienste gewonnen [554]).

Auch Kaunitz bedauerte lebhaft den Rücktritt des Marquis von Puysieux, der ihm beim Abschluß des Vertrages vom 1. Mai seine warme Sympathie für das neue Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich persönlich ausgesprochen hatte [555]). Denn jede Schwächung der Partei, welche in Frankreichs leitenden Kreisen für das neue System stritt, mußte Kaunitz wie ein schwer zu empfindender Nachtheil erscheinen. Freilich gaben Starhembergs Berichte über die günstige Stimmung am französischen Hofe die willkommenste Aussicht auf befriedigenden Erfolg. Ob man jedoch auf die Ergebnisse dieser Stimmung wirklich mit Zuversicht zählen dürfe, konnte erst nach dem Eintreffen der neuen Instructionen für Starhemberg klar werden. Vier Besprechungen mit Bernis, jede von fünf bis sechs Stunden Dauer, hatten sie vorerst zur Folge, und über einen wichtigen Punkt der Forderungen Oesterreichs, daß seine Zugeständnisse erst dann in Kraft treten sollten, wenn es sich im ruhigen und gesicherten Besitze Schlesiens und der Grafschaft Glatz befinde, erfolgte schon vorläufig eine Erklärung [556]). Ihr zufolge ließ man diesen Grundsatz wohl in Bezug auf die Abtretungen, welche man von Oesterreich verlangte, nicht aber hinsichtlich anderer Vertragsbedingungen gelten. So sei es, wurde erläuternd hinzugefügt, nur gerecht und billig, daß die Abtretung der Niederlande von dem ungestörten Wiederbesitze Schlesiens abhängig gemacht werde. Aber man könne doch nicht auch das Gleiche in Bezug auf die Einräumung einiger fester Plätze in den Niederlanden begehren, welche als Sicherstellung zu gelten habe für die von Frankreich zu erlegenden Summen.

„Gewiß finde ich," sagt Starhemberg wörtlich, „den hiesigen „Hof in günstiger Stimmung für unser großes Project. Er wünscht „dessen Gelingen und ich halte ihn für entschlossen, hiezu werkthätig „mitzuwirken. Die ganze Schwierigkeit besteht darin, daß er nur wenig „Gefahr laufen, gleichzeitig aber viel größere Vortheile erlangen will,

„als wir ihm zugeſtehen können. Er wird Alles thun, wovon er für „unvermeidlich anſieht, daß es von ſeiner Seite geſchehe, aber gewiß „nicht mehr, und zugleich wird er nichts von dem aufgeben wollen, was „zu erlangen er irgendwie für möglich anſieht. Er hält unſeren Plan „für ausführbar, ohne zu directer Theilnahme an dem Kriege gegen „Preußen, deſſen er ſich gern entſchlagen möchte, verpflichtet zu ſein. „Er wünſcht, wenn nicht das Ganze, ſo doch wenigſtens den größten „Theil der Niederlande zu erwerben und wird hievon nichts nachlaſſen „wollen. Man muß ſehen, ob man ſich über dieſe beiden Punkte zu „verſtändigen vermag, und ich kann der Hoffnung hierauf nicht ent„ſagen.“ [557])

Um die Aufgabe, mit welcher er betraut war, ſo vollſtändig als nur immer möglich durchführen zu können, ſah es jedoch Starhemberg als ganz unerläßlich an, daß die Fortführung der Verhandlung von franzöſiſcher Seite nach wie vor in den Händen des Abbé von Bernis gelaſſen und derſelbe deßhalb zurückgehalten werde, ſich auf ſeinen Botſchafterpoſten nach Spanien zu begeben. Würde dieß letztere geſchehen, ſo müßte die Verhandlung vollſtändig in die Hände des Miniſters Rouillé gelangen, und Starhemberg glaubte hievon wohl keinen Meinungswechſel, denn auch Rouillé ſchien dem neuen Syſteme aufrichtig zugethan, jedoch vielfache Zögerung und Hemmniſſe untergeordneter, darum aber nicht weniger beſchwerlicher Art beſorgen zu müſſen. Auch Kaunitz war ganz der gleichen Meinung; nichts fürchte er mehr, hatte er ſchon vor längerer Zeit geſchrieben, als eine kleinliche und kanzleimäßige Behandlung einer großen Sache, welche nur von einem höheren Standpunkte aus richtig aufgefaßt und durchgeführt werden könne. Und in einem ſpäteren Briefe ſprach er rückhaltslos ſeine Hoffnung und ſeinen Wunſch aus, daß Bernis in den oberſten Rath der franzöſiſchen Krone berufen werden möge. „Sowohl Frankreich als deſſen Verbündete bedürfen,“ ſchreibt Kaunitz an Starhemberg, „in den großen Angelegenheiten auch „eines großen Mannes, und Bernis ſcheint mir in der That dieſe „Eigenſchaft zu beſitzen.“ [558])

Wie dieß in ſolchen Fällen gewöhnlich geſchieht, waren es die Miniſter ſelbſt, welche gegen die Berufung Bernis' die eifrigſte Ein-

ſprache erhoben, denn ſie beſorgten, durch einen jüngeren und thätigeren Collegen nach und nach ihres Einfluſſes bei dem Könige verluſtig zu werden. So groß war dieſe Furcht, daß vor derſelben das andere Bedenken, durch ein Widerſtreben gegen Bernis deſſen mächtige Gönnerin, die Marquiſe von Pompadour zu verletzen, den Miniſtern faſt gänzlich entſchwand. Hiedurch war aber auch wieder der Weg angegeben, auf welchem allein Starhemberg für das Verbleiben Bernis' in Paris und für ſeinen Eintritt in das Miniſterium thätig ſein konnte. Da er nicht hoffen durfte, durch die übrigen Rathgeber der Krone dieſen Zweck zu erreichen, blieb Starhemberg nichts übrig, als hierauf durch Frau von Pompadour hinzuwirken, welche überhaupt jetzt ungleich mehr als es früher geſchehen war, bei der ganzen Verhandlung in den Vordergrund trat.

Es iſt wohl ſelbſtverſtändlich, daß die Intriguen, welche von beiden Seiten in dieſer Sache geſpielt wurden, nicht gerade förderlich ſein konnten für die Verhandlung ſelbſt. Endlich wurde das Auskunftsmittel getroffen, daß man Bernis des Poſtens eines Botſchafters in Spanien enthob und ihn für die gleiche Stelle am Kaiſerhofe beſtimmte. Vor Antritt derſelben ſollte er die geheime Verhandlung vollſtändig zu Ende führen.

Was die letztere anging, ſo begegneten die auf Preußen bezüglichen Punkte der von Oeſterreich als unerläßlich hingeſtellten Bedingungen den meiſten Bedenken. Dem Verlangen des Kaiſerhofes, daß auf eine über die Rückeroberung Schleſiens und der Grafſchaft Glatz noch hinausgehende Schwächung Preußens hingearbeitet werde, wollte man durchaus nicht willfahren. Und auf's Beſtimmteſte wurde im Namen des Königs erklärt, zu werkthätiger Theilnahme an einem Angriffskriege gegen Preußen werde er ſich nimmermehr herbeilaſſen. Anders wäre es, wenn etwa der König von Preußen Oeſterreich angreifen und es dadurch in die Lage verſetzen würde, zu ſeiner Vertheidigung bei Frankreich Hülfe zu verlangen. Uebrigens bedürfe auch Oeſterreich zu einem Angriffe auf Preußen keiner franzöſiſchen Truppen. Es möge ſich damit begnügen, von Frankreich ausgiebige Subſidien zu erhalten, wodurch es in den Stand geſetzt würde, ſo viele Hülfstruppen anzuwerben, als es

nur immer verwenden wolle. Endlich ſei es von Oeſterreich nicht klug, auf einer Sache zu beſtehen, welche den Gefühlen des Königs von Frankreich widerſtrebe, und deren Ausführung außerdem unmöglich ſei. Denn mit Nachdruck den Krieg gegen England zu führen, die Küſten ausreichend zu beſetzen, Oeſterreich große Geldſummen zu liefern und über das Alles hinaus noch eine Armee in's Feld zu ſtellen zum Kriege gegen Preußen, überſteige die Kräfte des franzöſiſchen Staates.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß dieſe Erklärungen des Cabinetes von Verſailles in mancher Beziehung nicht unbegründete waren. Auch Starhemberg vermochte ſolches kaum in Abrede zu ſtellen, und wenn er demungeachtet auf jenen Forderungen beſtand, ſo geſchah dieß zunächſt darum, weil er zu einem Abgehen von denſelben keine Ermächtigung beſaß. Ueberdieß hoffte er durch eine im letzten Augenblicke eintretende Nachgiebigkeit weiter gehende Zugeſtändniſſe in Bezug auf die übrigen Bedingungen erlangen zu können [559]).

In Wien wurde dieſe Anſicht Starhembergs in keiner Weiſe getheilt. Derſelbe erhielt vielmehr den erneuerten Auftrag, auf dem Punkte der öſterreichiſchen Vorſchläge, welcher ſich auf Frankreichs active Theilnahme an dem Kriege gegen Preußen bezog, gerade ſo unerſchütterlich wie auf den übrigen Bedingungen zu beſtehen [560]). Vor Allem aber müſſe er, wurde in einem ſpäteren Reſcripte hinzugefügt, an dem Begehren feſthalten, über die Abſichten Frankreichs, welche dieſelben auch immer ſein mögen, klar und unzweideutig unterrichtet zu werden. „Denn Wir ſind gerade ſo darauf gefaßt," ſchreibt noch am 11. Auguſt die Kaiſerin ſelbſt an Starhemberg, „dem großen Vorſchlage gänzlich „zu entſagen, als ihn, wenn Wir die Thunlichkeit ſeiner Durchfüh„rung vor Uns ſehen, mit allem Eifer zu betreiben und in's Werk „zu ſetzen".

Die Standhaftigkeit, welche der Kaiſerhof, und auf deſſen Antrieb ſein Geſandter in Frankreich bei den Unterhandlungen bewieſen, die zur Herbeiführung einer Vereinbarung über alle noch ſtreitigen Punkte fortwährend gepflogen wurden, ſchien wirklich gute Früchte zu tragen. Anfangs verſuchte Bernis durch eine eingehende Denkſchrift, welche ſeiner Feder entſtammte, die

Begehren des Wiener Hofes wenigſtens theilweiſe als unerfüllbar zu bezeichnen. Die Abneigung des Königs von Frankreich gegen jede werkthätige Betheiligung an dem Kriege gegen Preußen und gegen eine ſo weitgehende Schwächung dieſes Staates, wie Oeſterreich ſie wollte, wurde darin neuerdings lebhaft geſchildert. Die Unmöglichkeit für Frankreich, auf ein ſolches Unternehmen ſich einzulaſſen, welches man als ein ungerechtes bezeichnete, und die üble Wirkung, die es auf die übrigen Mächte hervorbringen müſſe, wurden gleichfalls erwähnt. Nothwendig ſei es, ſich abwartend zu verhalten, bis der König von Preußen den erſten Angriff vollführe, in der Zwiſchenzeit aber ſich über das Verfahren zu verſtändigen, das man in dieſem Falle beobachten wolle. Trete er wirklich ein, dann werde Frankreich nicht nur die verabredete Truppenhülfe ſtellen, ſondern auch in die übrigen Begehren des Kaiſerhofes wenigſtens theilweiſe willigen. Beſtehe die Kaiſerin auf den letzteren, ſelbſt ohne angegriffen zu werden, dann wolle ſich zwar Frankreich der Mithülfe gleichfalls nicht entziehen, es müſſe aber für ſich noch viel weitergehende Forderungen ſtellen als bisher [561]).

So lebhafte Bewunderung Starhemberg auch der Klarheit und Eleganz des Styles der franzöſiſchen Denkſchrift zollte [562]), ſo wenig hinderte ihn dieß doch zu erklären, daß er dieſelbe niemals annehmen könnte. Obgleich Bernis ihn verſicherte, daß ſie vom Könige gebilligt worden ſei und deſſen perſönliche Geſinnung enthalte, blieb doch Starhemberg beharrlich in Zurückweiſung derſelben. Statt aller ſchönklingenden Phraſen möge man ihm lieber, wiederholte er oftmals, mit einem trockenen Nein antworten, als ihn mit Hoffnungen hinhalten, die man nicht erfülle, und die den Kaiſerhof zu Schritten verleiten könnten, welche er hinterher vielleicht bereuen müßte. Das Intereſſe beider Regierungen verlange gleichmäßig, in der Sache, um die es ſich handle, ſei es in der einen oder anderen Weiſe zu Ende zu kommen. Er begehre daher nichts als kurze und unzweideutige Antworten auf die einzelnen Vorſchläge, welche von öſterreichiſcher Seite gemacht worden ſeien. Erſt wenn er ſolche empfangen, mögen ſie nun zuſtimmend oder ablehnend lauten, werde er überhaupt wieder nach Wien berichten.

Starhemberg behauptet, die Entſchiedenheit ſeiner Sprache habe um ſo mehr Eindruck gemacht auf Bernis, als es dem Letzteren mit ſeiner Denkſchrift wahrſcheinlich nur darum zu thun geweſen ſei, den Kaiſerhof glauben zu machen, daß man in Frankreich nur geringe Luſt hege, auf deſſen Vorſchläge einzugehen, und daß, wenn ſolches dennoch geſchehe, man Oeſterreich hiedurch ein Opfer bringe, das es verpflichte, ſich zu Allem bereit finden zu laſſen, was Frankreich als Gegendienſt verlange. Auch ſcheine es faſt, daß Bernis durch ſeine Ausarbeitung und den Inhalt derſelben ſich vor den übrigen Miniſtern von dem vielleicht auftauchenden Verdachte habe reinigen wollen, er ſei allzuſehr eingenommen für die Vorſchläge Oeſterreichs.

Umſonſt bemühte ſich Bernis, dem Grafen Starhemberg zu beweiſen, daß in ſeiner Denkſchrift Sätze enthalten ſeien, welche die Abſicht des Cabinetes von Verſailles, ſchließlich dennoch den Anträgen des Wiener Hofes Folge zu geben, deutlich genug durchſchimmern ließen. Wenn gleich widerſtrebend, fügte ſich endlich Bernis der Zurückweiſung ſeiner Denkſchrift, und nachdem er ſeiner Behauptung nach neue Verhaltungsbefehle vom Könige eingeholt hatte, begann nun eine Reihe faſt täglicher Zuſammenkünfte zwiſchen Starhemberg und Bernis [563]), in welchen die bisherige Verhandlung eifrig fortgeführt wurde. Eine Schrift ſetzten ſie auf, in der in drei neben einander ſtehenden Reihen die Forderungen Oeſterreichs, die Antworten Frankreichs und die Beweggründe zu den letzteren neben einander geſtellt wurden. Da die Mittheilungen hierüber nicht immer zufriedenſtellend lauteten, trachtete Starhemberg durch neue Aufklärungen die noch obwaltenden Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. Endlich gelang es ihm, wie wenigſtens er ſelbſt es bezeichnet, ſo viel als man nur immer wünſchen konnte, und mehr zu erreichen, als man ſich jemals verſprechen durfte [564]).

Hinſichtlich des einen Hauptpunktes, einer Schwächung Preußens, welche über den Verluſt Schleſiens und der Grafſchaft Glatz noch beträchtlich hinausging, war dieß freilich, wenn gleich nur anſcheinend, nicht der Fall. Eine förmliche Zuſtimmung Frankreichs zu dieſer Bedingung werde man, meinte Starhemberg, niemals erreichen; man möge daher auf einer ſolchen auch nicht länger beharren. Für Oeſter-

reich ſei ja nichts anderes von Wichtigkeit, als daß jene Schwächung Preußens auch wirklich geſchehe. Hiezu werde man aber am beſten gelangen, wenn man ſich mit einer bloß indirecten und ſtillſchweigenden Einwilligung Frankreichs begnüge. Sie ſei ſchon darin enthalten, daß man ſich von franzöſiſcher Seite an den Maßregeln betheilige, welche der Kaiſerhof zur Erreichung jenes Zweckes in's Werk ſetzen werde. Denn daß die franzöſiſche Regierung grundſätzlich mit einer noch weiter gehenden Schwächung des Königs von Preußen einverſtanden ſei, gehe ſchon aus der Erklärung Bernis' hervor: die Grenzen dieſer Schwächung ſollten erſt dann feſtgeſetzt werden, wenn man ſich mit den Regierungen verſtändigt haben werde, welche berufen ſeien, Theile der von Preußen loszutrennenden Gebiete zu erhalten [565]). Als ſolche Regierungen wurden vom Kaiſerhofe Sachſen, die Pfalz und Schweden, von Frankreich aber noch insbeſondere Dänemark und Holland bezeichnet.

Das Ergebniß der Verabredungen zwiſchen Bernis und Starhemberg wurde in mehrere Schriftſtücke zuſammengefaßt, deren hier der Deutlichkeit wegen mit einiger Umſtändlichkeit Erwähnung geſchehen muß. Das eine enthielt die Punkte, über welche eine vorläufige Vereinbarung zu Stande gebracht worden, und ein zweites diejenigen, hinſichtlich deren dieß nicht geſchehen war. Die erſte der vereinbarten Bedingungen beſtand darin, daß Frankreich während der ganzen Dauer des Krieges England beſchäftigen und es hindern werde, Preußen Hülfstruppen zu ſenden oder zu deſſen Gunſten Diverſionen zu machen. Hierin erblickte Starhemberg Frankreichs Verpflichtung, mit England nicht Frieden zu ſchließen, ehe nicht der Kaiſerhof in den Beſitz der Vortheile gelangt ſei, welche er durch den geheimen Tractat ſich ausbedingen wollte.

Eine zweite Verabredung beſtand in der Erklärung Frankreichs, auf ſeine Koſten ein Hülfscorps von fünfundzwanzig bis dreißigtauſend Mann im deutſchen Reiche zu unterhalten, deſſen ſich Oeſterreich nach Gutdünken bedienen könne. Unter dieſen Streitkräften waren offenbar deutſche, in franzöſiſchem Solde ſtehende Truppen gemeint.

Gegen dieſe Zugeſtändniſſe Frankreichs hatte ſich die Kaiſerin zu verpflichten, gegen Ueberlaſſung von Parma, Piacenza und Guaſtalla

dem Infanten Don Philipp, „um künftighin von ihm beſeſſen zu wer„den," die ganzen Niederlande, jedoch mit Ausnahme eines Theiles abzutreten, der künftighin an Frankreich gelangen ſolle. Durch jene Clauſel dachte Starhemberg Frankreich zu verhindern, ſich etwa hinterher der ganzen Niederlande zu bemächtigen. Und außerdem fügte er noch ausdrücklich die Erklärung bei, daß dieſe Verabredung nur dann gültig ſein ſolle, wenn Frankreich die Forderungen zugeſtehe, über welche man noch nicht einig geworden ſei [566]).

Die letzteren beſtanden zunächſt in dem Begehren der Kaiſerin, daß Frankreich ein beträchtliches Corps ſeiner eigenen Truppen ſtelle, welches je nach dem Verlangen des Wiener Hofes auch wider Preußen offenſiv vorgehen ſolle. Außerdem ſei die Summe von jährlich zwölf Millionen Gulden, welche Frankreich an Oeſterreich bezahlen werde, der gleichen Gefahr auszuſetzen wie die ganze Unternehmung [567]), während Frankreich dieß nur in Bezug auf die Hälfte jener Summe zugeſtehen wollte. Auf die Art der Auszahlung des Geldes und die näheren Beſtimmungen hinſichtlich der Abtretung der Niederlande bezogen ſich die übrigen noch ſtreitigen Punkte.

Was die erſtere der nicht zugeſtandenen Forderungen, die offenſive Kriegführung Frankreichs gegen Preußen betraf, erhielt Starhemberg auch jetzt wieder von Bernis und der Pompadour die einmüthige Verſicherung, nimmermehr werde der König von Frankreich ſich hiezu verſtehen, wenn nicht König Friedrich als der erſte Angreifer auftrete, es möge dieß gegen Oeſterreich oder Frankreich geſchehen. Starhemberg ſolle nicht länger auf einer Forderung beſtehen, hinſichtlich deren Frankreich immer die gleiche ablehnende Sprache geführt habe, und deren Verwirklichung Oeſterreich ſogar zum Nachtheile gereichen würde. Denn es wäre für Frankreich unmöglich, ſowohl England als Preußen mit Nachdruck zu bekriegen und überdieß noch Oeſterreich die verlangten Summen zu bezahlen; jedenfalls müßte eine gleichzeitige Kriegführung Frankreichs gegen England und Preußen eine Schmälerung jener Summen nach ſich ziehen.

Uebrigens gab es noch andere Stimmen, und die gewichtigſte unter ihnen war diejenige des Marſchalls Belleisle, der von ſeinem

früheren Widerſtreben gegen die Abmachungen zwiſchen Oeſterreich und Frankreich völlig zurückgekommen zu ſein ſchien [568]), welche Starhemberg verſicherten, jene Forderung des Kaiſerhofes müſſe auch ohne daß man auf ihr länger beſtehe, von ſelbſt in Erfüllung gehen. Habe der Krieg nur einmal begonnen und ſei Frankreich in denſelben verwickelt, dann werde es noch viel weiter mit fortgeriſſen werden als man jetzt glaube.

Der zweite Streitpunkt bezog ſich auf die zwölf Millionen Gulden oder dreißig Millionen Livres, welche Frankreich als jährliche Kriegsſubſidie bezahlen wollte. Seiner Anſicht nach ſollten ſechs Millionen Gulden ein Halbjahr voraus entrichtet werden. Gelänge die Unternehmung, ſo hätte Frankreich aus dieſer Zahlung keine Geldforderung an Oeſterreich zu ſtellen; mißlänge ſie, ſo wollte Frankreich nur die Hälfte der bezahlten Summen verlieren. Dieß war der Punkt, hinſichtlich deſſen Starhemberg mehr erreicht zu haben ſich ſchmeichelte, als man erwarten durfte. Er war ja ermächtigt, ſich mit acht Millionen Gulden zu begnügen und die Zurückzahlung der ganzen Summe zuzuſagen; dennoch erklärte er jetzt, das Aeußerſte aufbieten zu wollen, um die franzöſiſche Regierung zu bewegen, auch im Falle des Mißlingens der Unternehmung auf jegliche Erſatzforderung zu verzichten.

Der am ſchwerſten zu beſeitigende Zwieſpalt waltete jedoch in Bezug auf die einzelnen Verabredungen ob, welche ſich auf die Abtretung der Niederlande bezogen. Sowohl hinſichtlich der Plätze, welche Frankreich von vorneherein als Sicherſtellung für ſeine Zahlung verlangte, als der Gebietstheile, die es zu erwerben gedachte, und endlich des Zeitpunktes, in welchem der Infant Don Philipp in den Beſitz der Niederlande geſetzt werden ſollte, war dieß der Fall. Dringend bat Starhemberg um genaue Verhaltungsbefehle, ja wo möglich um Ueberſendung eines vollſtändigen Entwurfes des geheimen Vertrages, deſſen baldiger Abſchluß nothwendiger ſei als je.

Wenn man in Wien dieſer letzteren Bemerkung des Grafen Starhemberg unbedingt beiſtimmte, ſo wurde man hiezu vor Allem durch die täglich häufiger und drängender werdenden Nachrichten über die angeſtrengten Rüſtungen Preußens vermocht. König Friedrich beab-

ſichtige, ſo war ſchon vor längerer Zeit gemeldet worden, vier befeſtigte Lager, und zwar bei Schweidnitz, unweit der böhmiſchen Grenze, dann bei Magdeburg, bei Halberſtadt, und endlich bei Cöslin in Pommern zu bilden. Und da man in Wien mit Grund vermuthen mußte, er beſchäftige ſich mit dem Gedanken eines plötzlichen Einbruches in Oeſterreich, ſo hatte man es unmöglich noch länger verſchieben können, Gegenmaßregeln zu treffen. Man bereute faſt, daß man, um nur ja keinen Verdacht in Preußen zu erregen, es in dieſem Jahre unterlaſſen hatte, die Truppen in den gewöhnlichen Uebungslagern in Böhmen und Mähren zu verſammeln. Seitdem aber in Preußen die lebhafteſte kriegeriſche Bewegung herrſchte und ſogar in der nächſten Nähe Böhmens beträchtliche Streitkräfte angehäuft wurden, durfte man die nöthige Vorſicht nicht länger vernachläſſigen. Durch Abſendung von Truppen nach Böhmen und Mähren hoffte man dem Könige binnen kurzem eine Streitmacht von fünfzig, und bis zum September eine ſolche von achtzig- bis neunzigtauſend Mann entgegenſtellen zu können. Würden aber auch, die Beſatzungen ungerechnet, hunderttauſend Mann gegen ihn verwendet werden können, ſo ſei doch nicht außer Acht zu laſſen, heißt es in einem Reſcripte der Kaiſerin an Starhemberg [569]), daß der König von Preußen hundertfünfzig- bis hundertachtzigtauſend Mann der beſten Truppen in's Feld zu ſtellen vermöge. Da er vorausſichtlich den größten Theil dieſer Streitmacht wider Oeſterreich gebrauchen, Rußland aber höchſtens ein Armeecorps von vierzig- bis fünfzigtauſend Mann entgegenſetzen werde, ſo laſſe ſich hieraus leicht ermeſſen, warum der Kaiſerhof darauf beſtehen müſſe, dem Könige von Preußen ſo viele Feinde als nur immer möglich zu erwecken.

Auch in Frankreich hatten die Nachrichten von den gewaltigen Rüſtungen des Königs von Preußen nicht geringen Eindruck hervorgebracht. Anfangs hatte man die Erklärung derſelben in den Worten geſucht, welche um jene Zeit der franzöſiſche Geſandte, Marquis von Valori ſeinem Hofe über Friedrich ſchrieb: „Leute, welche ſich ſelbſt „Treuloſigkeiten und Gewaltthätigkeiten vorzuwerfen haben, ſchöpfen „eben aus Allem Urſache zur Beunruhigung und zum Mißtrauen“ [570]). Als aber die Nachrichten aus Preußen immer bedrohlicher lauteten, da

erklärte Rouillé dem preußiſchen Geſandten Knyphauſen, durch einen Angriff Preußens auf Oeſterreich würde Frankreich gezwungen werden, nicht nur dem Kaiſerhofe die vertragsmäßige Hülfe zu gewähren, ſondern ihm auch darüber hinaus noch mit ſeiner ganzen Macht beizuſtehen [571]). Und als Knyphauſen es verſuchte, die Rüſtungen ſeines Königs in Abrede zu ſtellen und zu behaupten, daß man ihm nur von Wien aus ſolche andichte, da erwiederte Rouillé, nicht vom Kaiſerhofe ſeien die Nachrichten hierüber nach Frankreich gelangt; man hätte vielmehr diejenigen, welche man über die kriegeriſchen Vorkehrungen des Königs von Preußen von den verſchiedenſten Seiten empfing, erſt von Paris aus nach Wien mittheilen müſſen.

In der letzteren Stadt wurde dieſe Erklärung der franzöſiſchen Regierung mit um ſo größerer Befriedigung aufgenommen, als gerade damals, und in dieſem Falle wenigſtens durch Preußens alleiniges Verſchulden Dinge geſchehen waren, welche die ohnehin ſchon beſtehende Erbitterung gegen Friedrich auf's Aeußerſte ſteigern mußten.

Schon ſeit einer Reihe von Jahren war dem ebenſo verwendbaren als verläßlichen öſterreichiſchen Geſandtſchaftsſecretär in Berlin, Leopold von Weingarten zur Erleichterung der Geſchäftsbeſorgung ſein jüngerer Bruder Maximilian beigegeben worden, welcher früher in Brünn gedient hatte und dann nach Berlin verſetzt wurde [572]), ohne jedoch ein eigentlich diplomatiſches Amt zu erhalten. Seit mehr als ſieben Jahren befand er ſich in der preußiſchen Hauptſtadt, als im April des Jahres 1756 der ältere Bruder in eine höhere Anſtellung nach Böhmen verſetzt, ſein bisheriger Poſten aber dem jüngeren Bruder zu Theil werden ſollte, ja ſchon wirklich verliehen wurde [573]). Man ſieht daraus, daß man in Wien, obwohl man ſich nie darüber getäuſcht hatte, daß Maximilian von Weingarten ungleich weniger befähigt ſei als ſein Bruder, doch von jedem Mißtrauen gegen ihn entfernt war. In dem Augenblicke jedoch, in welchem dieſe Maßregel in's Werk geſetzt werden ſollte, wurde entdeckt, daß der jüngere Weingarten ſich im Solde des Königs von Preußen befand, um demſelben die Geheimniſſe zu verrathen, zu deren Kenntniß er in ſeiner dienſtlichen Stellung etwa zu gelangen vermochte.

Obgleich die Berichte des kaiserlichen Gesandten in Berlin, des Grafen de la Puebla über diese Angelegenheit vollständig vorhanden sind, so ist es doch nicht leicht, den eigentlichen Kern der Sache aus ihnen herauszufinden. Gerade in dem Augenblicke, in welchem seine Ernennung zum Gesandtschaftssecretär nach Berlin gelangte, entdeckte Maximilian von Weingarten seinem Vorgesetzten, dem Grafen de la Puebla, daß ihm durch Vermittlung eines Cassiers bei der preußischen Kriegscasse, Namens Rühl, den er bei einer Lustpartie in Charlottenburg getroffen, von Seite des geheimen Cabinetsrathes Eichel ziemlich unverhüllte Anerbietungen gemacht worden seien. Eichel selbst habe ihm gesagt, der König sei ungeduldig, ihm Beweise seiner Großmuth zu geben, wenn er dafür auf einige Gegendienste zählen könne [574]). Weingarten habe jedoch jede derartige Zumuthung entschieden zurückgewiesen und sei zu Puebla geeilt, ihm das Geschehene mitzutheilen.

Es waren erst wenige Jahre vergangen, seit König Friedrich dem holländischen Gesandtschaftssecretär Gebler, demselben, der später in österreichische Dienste trat, und sich dort durch schriftstellerische, so wie durch hervorragende staatsmännische Leistungen und durch seine Verbindung mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit bemerkbar gemacht hat, Aehnliches zumuthete. Puebla nahm daher die Mittheilungen Weingartens als baare Münze auf; er sah in denselben nur einen Beweis mehr für die Vertrauenswürdigkeit dieses Mannes, und um List gegen List zu gebrauchen, schlug er ihm vor, die Anträge des Königs nicht ganz von der Hand zu weisen. Man werde dann am besten sehen, wie weit man von preußischer Seite zu gehen gedenke. Vielleicht ließe dieser Weg sich benützen, um über die wirklichen Absichten des Königs von Preußen Verläßliches in Erfahrung zu bringen.

Aber es zeigte sich bald, daß jede derartige Erwartung eine trügerische war. Von jenem Augenblicke an schien Weingarten völlig umgewandelt zu sein. Eine finstere Melancholie hatte sich seiner bemächtigt, und wenn Puebla ihn nach der Ursache seines Trübsinnes fragte, erhielt er zur Antwort, daß die Erinnerung an jenes Ereigniß

ſeine Stimmung verdüſtere, daß er ſich jeder Art von Verfolgung ausgeſetzt glaube, und daß ihm der Tod willkommener wäre als die Gemüthsbewegung, in welcher er ſich fortwährend befinde. Umſonſt verſuchte Puebla, umſonſt verſuchte Weingartens Bruder ihn zu tröſten. Der Erſtere begriff bald, daß es unmöglich ſein würde, den von Schwermuth Ergriffenen die ihm zugedachte Doppelrolle ſpielen, ja ihn nur länger in Berlin verweilen zu laſſen. Er verſchob es daher, ihn zum Geſandtſchaftsſecretär zu erklären, und wollte den Erfolg der ärztlichen Behandlung abwarten, der ſich Weingarten zu unterziehen begann, als der Letztere plötzlich durch ein Schreiben [575]) an Puebla ſeine Entlaſſung aus dem öſterreichiſchen Staatsdienſte verlangte. Als Beweggrund zu dieſem Schritte gab er an, ſeine Kränklichkeit geſtatte ihm nicht länger, die Pflichten ſeines Amtes zu verſehen, und weniger noch, diejenigen eines neuen zu übernehmen. Einen ähnlichen Brief richtete Maximilian von Weingarten an ſeinen Bruder. Er bat ihn dringend, ſein letztes Lebewohl nicht von der Hand zu weiſen und ſein Verfahren wenigſtens ihrer Mutter und ihrem jüngeren Bruder gegenüber nicht mit allzu ſchwarzen Farben zu ſchildern [576]).

Sowohl dem Grafen de la Puebla als dem älteren Weingarten fiel es nach Empfang dieſes Schreibens wie Schuppen von den Augen; ſie zweifelten nicht mehr, daß Maximilian von Weingarten der Verſuchung erlegen war, welche er zu beſtehen nicht die Kraft hatte. Jedoch nicht ihm, ſondern ſeiner Schwiegermutter, einer Frau Witte, der Witwe des früheren Bürgermeiſters von Charlottenburg, einem ränkeſüchtigen Weibe glaubten ſie die Hauptſchuld beimeſſen zu ſollen. Alles was ſpäter vorging, beſtärkte ſie in dieſer Meinung. Als Leopold von Weingarten zu ſeinem Bruder eilte, um ihm die verderblichen Folgen ſeines Schrittes vor Augen zu führen und ihn zur Zurücknahme ſeines Entlaſſungsgeſuches zu bewegen, wurde ihm von der Schwiegermutter der Zutritt zu ſeinem Bruder verwehrt. Nun ſandte Puebla ſeinen Geſandtſchaftscaplan, der immer in den freundſchaftlichſten Beziehungen zu dem jüngeren Weingarten geſtanden war, zu demſelben. Ihm gelang es zwar, bis zu dem Letzteren vorzudringen, den er in Thränen und Wehklagen fand. Die Antwort aber, die er von ihm erhielt, war keine

andere, als daß ſein Unglück ein unwiderrufliches, nicht mehr gut zu machendes ſei [577]).

Die Erklärung, welche der Graf de la Puebla dieſem Vorfalle gab, beſteht darin, daß der an und für ſich ſchon ziemlich ſchwachſinnige Weingarten von ſeiner Schwiegermutter und ſeiner Gattin verleitet wurde, auf die ihm im Namen des Königs gemachten Anerbietungen einzugehen. Nun ſei er eben ſo ſehr von Reue über dieſen Treubruch, als von der Beſorgniß gepeinigt, ſich und die Seinigen einer Gewaltthätigkeit von Seite des Königs von Preußen auszuſetzen, wenn er es wagen ſollte, ſein Vergehen und den Umfang desſelben offen zu bekennen.

Wer an der Richtigkeit dieſer Vermuthungen, wenigſtens inſofern ſie den Verrath Weingartens betrafen, noch irgendwie zweifeln wollte, wäre durch den weiteren Verlauf der Angelegenheit ſicher eines Beſſeren belehrt worden. Bald berichtete Puebla, daß Weingarten ſchon ſeit ungefähr zwei Jahren mit einer Penſion von zweitauſend Thalern jährlich beſtochen geweſen ſei und ſeine Bezahlung jederzeit von Eichel perſönlich erhalten, auch zwei Mal mit dem Könige geſprochen haben ſolle. Durch Gewiſſensbiſſe beunruhigt, habe er nach Ablegung der öſterlichen Beichte ſeinem Vorgeſetzten jenes theilweiſe Geſtändniß gemacht und den Gedanken gehegt, die ihm von Puebla zugedachte Doppelrolle wirklich zu ſpielen [578]). Sein auffallender Trübſinn habe jedoch ſeine Schwiegermutter veranlaßt, ihn gründlicher auszuforſchen, und da ſie ſeine Reue über das Geſchehene und ſeine Abſicht wahrnahm, zu ſeiner Pflicht zurückzukehren und ſich zu dieſem Ende wieder nach Oeſterreich zu begeben, habe ſie ihn durch Verſprechungen wie durch Schreckbilder aller Art von dieſem Vorſatze abwendig gemacht, und ihn endlich bewogen, Berlin insgeheim zu verlaſſen, ohne daß man mit Beſtimmtheit in Erfahrung zu bringen vermöge, wohin er geflohen ſei.

Es ſoll nicht behauptet werden, daß Puebla jede dieſer Angaben, die er ſelbſtverſtändlich auch nur wieder aus geheimen Berichten zu ſchöpfen vermochte, als unumſtößlich bewieſene Thatſachen hinſtellen konnte. Aber die Hauptſache, Weingartens Verrath und ſeine Flucht aus Berlin, oder wenigſtens ſeine heimliche Entfernung aus ſeiner bis-

herigen Wohnung und die Fruchtlosigkeit jeglicher Nachforschung nach ihm ist nicht zu bestreiten. Als nun die kaiserliche Regierung die Auslieferung Weingartens verlangte, da begann jene unwürdige Comödie, daß König Friedrich das Recht zu diesem Begehren vollständig anerkannte und sich bereit erklärte zur Erfüllung desselben. Aber man möge ihm nur auch den Ort benennen, wohin sich Weingarten begeben haben könne. Und als man nacheinander Stendal und Magdeburg als die Städte bezeichnete, in welchen die Verwandten der Frau Witte ansäßig waren, wo sich also auch Weingarten wahrscheinlich aufhalten werde, da wurden immer wieder amtliche Berichte erstattet und vorgelegt, denen zufolge jede auch noch so sorgfältige Nachforschung erfolglos geblieben sei [579]).

In Wien mußte man um so eher dieses Gaukelspieles müde werden, als man ja von dem Augenblicke an, in welchem man von dem Verschulden Weingartens sich überzeugte, nicht im Ernste daran denken konnte, der König werde in dessen Auslieferung willigen. Daß Weingarten gar nicht im Stande gewesen war, wirkliche Staatsgeheimnisse zu verrathen, indem solche zwischen dem Wiener Hofe und seinem Gesandten in Berlin, der sich in völliger Unkenntniß der geheimen Verhandlung zwischen Oesterreich und Frankreich befand, gar nicht verhandelt wurden [580]), konnte den tiefen und gerechten Unmuth nicht beschwichtigen, den man über dieses ganze Verfahren des Königs von Preußen empfand. Und gerade in diesem Augenblicke geschah von Seite desselben wieder ein Schritt, in welchem man nur eine neue Beleidigung zu erblicken vermochte.

Obgleich König Friedrich seit einiger Zeit schon mit rastlosem Eifer gerüstet, und man in Wien erst spät, vielleicht allzuspät sein Beispiel befolgt hatte, beauftragte er doch seinen Gesandten Klinggräff, bei der Kaiserin Audienz zu begehren und die Anfrage an sie zu richten, ob etwa die Ansammlung von Truppen in Böhmen und Mähren die Bekriegung Preußens bezwecke?

Auf seine vorläufige Anmeldung um Ertheilung einer Audienz wurde dem preußischen Gesandten durch den Grafen Kaunitz bemerkt,

daß die militäriſchen Vorkehrungen Oeſterreichs den König um ſo weniger befremden könnten, als er ſelbſt mit ſolchen den Anfang gemacht habe. „Nachdem aber", ſchreibt Maria Thereſia am 27. Juli an Starhemberg, „der genannte Miniſter ohne Scham und gegen die „ſelbſtredenden Thatſachen behaupten wollte, daß ſein König nur einige „Garniſonen verwechſelt, übrigens aber gar keine Kriegsanſtalten vor„gekehrt habe, ſondern ſolches von uns zuerſt geſchehen ſei, ſo hat man „es für ebenſo überflüſſig als unanſtändig angeſehen, ſich mit ihm in „einen Wortſtreit oder eine Erörterung einzulaſſen. Und aus der näm„lichen Betrachtung iſt es geſchehen, daß wir dem von Klinggräff „ohne Verzug die angeſuchte Audienz ertheilt, ſeinen ganz unverſtänd„lichen Vortrag angehört und ſolchen mit den kurzen Worten erwie„dert haben:"

„Die bedenklichen Umſtände der allgemeinen Angelegenheiten haben „mich die Maßregeln für nothwendig anſehen laſſen, die ich zu meiner „Sicherheit und zur Vertheidigung meiner Verbündeten ergreife, und „welche überdieß nicht bezwecken, irgend Jemand zum Schaden zu ge„reichen. Dieß bitte ich Sie, dem Könige, Ihrem Herrn, zu berichten."

Es iſt ſchwer, ſich über den Beweggrund des Königs von Preußen zu dieſem Schritte ein richtiges Urtheil zu bilden. Wenn Maria Thereſia, wie dieß wirklich der Fall, und dem Könige von Preußen auf's Genaueſte bekannt war, ſeit langer Zeit darauf hinarbeitete, mit mächtigen Staaten wie mit Rußland und Frankreich ein Bündniß zu Stande zu bringen, um mit ihrer Hülfe Schleſien wieder zu erobern, ſo konnte ſie wohl in dem Augenblicke, in welchem dieſer Gedanke ſeiner Verwirklichung nahe trat, durch eine bloße Anfrage des Königs von Preußen nicht zum Aufgeben ihrer eigenen Plane vermocht werden. Eine Antwort, durch welche ihm völlige Sicherſtellung gegen eine Bekriegung von Seite Oeſterreichs gewährt worden wäre, konnte Friedrich daher gewiß nicht erwarten, wenn er ſelbſt auch ſie vielleicht unter ähnlichen Verhältniſſen ertheilt, ihr ſodann aber ohne Zweifel zuwider gehandelt hätte. Andererſeits aber liegt doch eine ziemlich weit gehende Naivetät, welche freilich dem Könige von Preußen nicht zugetraut werden kann, aber ſeinen übereifrigen Lobrednern nicht

fremd ist, in der Annahme, daß er wirklich der Meinung gewesen sein könnte, die Kaiserin werde jetzt plötzlich dem preußischen Gesandten die Endziele jener Verhandlungen entdecken, die so lang und mit einer, wenigstens von ihrer Seite so sorgfältig bewahrten Verschwiegenheit geführt worden waren. Was blieb also der Kaiserin übrig, als die preußische Anfrage in ausweichender Weise zu beantworten? Und daß dieß nicht, wie immer und immer wieder, freilich stets mit gleichem Unrechte behauptet wird, mit hochfahrenden und verletzenden Worten geschah, wird durch die Ausdrücke, deren die Kaiserin selbst sich gegen Klinggräff bediente, am besten bewiesen.

Daß König Friedrich seine Entschlüsse nicht von der Antwort der Kaiserin abhängig machte, geht aus seinen eigenen Schritten am deutlichsten hervor. An demselben Tage, ja vielleicht in der gleichen Stunde, in welcher sein Gesandter am Wiener Hofe die Kaiserin um ihre Absichten gegen Preußen befragte, kündigte Friedrich der englischen Regierung seinen Entschluß an, seinen Feinden zuvorzukommen. Ja er bestimmte schon jetzt den Zeitpunkt genau, zu welchem dieß geschehen solle. Als solcher erscheine die letzte Augustwoche am passendsten, indem es dadurch Frankreich unmöglich gemacht würde, noch in diesem Jahre die preußischen oder hannoverschen Länder mit Krieg zu überziehen. Freilich scheute der König sich nicht, an demselben Tage, an welchem er dem Repräsentanten Englands an seinem Hofe diese Erklärung einhändigen ließ, seinem eigenen Gesandten in Frankreich gegenüber zu behaupten, dem ganzen Gerede des Wiener Hofes über seine angeblichen Vorbereitungen zum Kriege liege nur die Thatsache zu Grunde, daß er vier Regimenter nach Pommern gesendet und seine schlesischen Festungen in Vertheidigungsstand gesetzt habe [581]). Wer solcher Doppelzüngigkeit sich bediente, hatte sich zu hüten, den Vorwurf der Unaufrichtigkeit gegen Andere zu erheben.

War aber Friedrich dazu entschlossen, als Angreifer aufzutreten, so hielt er doch, und darin dürfte wohl der eigentliche Beweggrund zu seiner Anfrage am Kaiserhofe gesucht werden, sehr darauf, in den Augen der Welt nicht als Friedensbrecher, sondern als derjenige zu erscheinen, welcher hiezu wider seinen Willen gezwungen werde. Um

ſein Verfahren in ſolcher Weiſe vor aller Welt beſchönigen zu können, dazu ſollte ihm, wie es ſcheint, der Wiener Hof die Möglichkeit liefern. Denn nachdem dieß durch die Antwort nicht geſchehen war, welche er auf ſeine erſte Anfrage von dort erhielt, beſchloß er ſogleich, eine zweite an die Kaiſerin zu richten. Klinggräff wurde beauftragt, ſie neuerdings um eine Audienz anzugehen und um beſtimmtere Erklärungen zu bitten. Nicht die Staaten der Kaiſerin oder diejenigen ihrer Verbündeten, wohl aber die preußiſchen Länder ſeien mit einem Angriffe bedroht. Mit Beſtimmtheit wiſſe er, daß die Kaiſerin zu Beginn dieſes Jahres mit Rußland ein Offenſivbündniß wider ihn geſchloſſen habe. In demſelben ſei feſtgeſetzt, ihn mit ſehr beträchtlichen Streitkräften plötzlich anzufallen. Wohl ſei die Ausführung des Planes für das nächſte Jahr aufgeſchoben worden, weil es den ruſſiſchen Truppen an Rekruten, ihrer Flotte an Matroſen mangle, und man noch überdieß des Getreides zu ihrer Ernährung entbehre. Aber die Unternehmung ſei nur vertagt, nicht aufgegeben. Und da er von allen Seiten her Nachrichten von Rüſtungen in Böhmen und Mähren empfange, halte er ſich für berechtigt, eine förmliche und unzweideutige Erklärung von der Kaiſerin zu verlangen, daß ſie nicht die Abſicht hege, ihn in dieſem und dem nächſten Jahre anzugreifen.

„Ich muß wiſſen," ſetzte Friedrich hinzu, „ob wir im Kriege „oder Frieden ſind; ich mache die Kaiſerin zur Schiedsrichterin darüber. „Sind ihre Abſichten lauter, ſo iſt jetzt der Augenblick es zu zeigen. „Aber wenn man mir eine Antwort im Orakelſtyle gibt, unbeſtimmt „oder nicht bündig, ſo wird ſich die Kaiſerin ſelbſt alle die Folgen „vorzuwerfen haben, welche die ſtillſchweigende Bekräftigung der ge„fährlichen Plane nach ſich ziehen muß, die ſie mit Rußland gegen „mich entwarf. Ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich unſchul„dig bin an dem Unglücke, das daraus hervorgehen wird" [382]).

Schon einmal hatte Friedrich, und zwar damals mit ungleich geringerem Rechte als jetzt, ſich unſchuldig erklärt an den Folgen, welche ſein gewaffneter Einbruch in benachbartes Land nach ſich ziehen werde [383]). Die Rückerinnerung an das, was er zu jener Zeit an ihr verbrochen, mußte die Kaiſerin nur noch unzugänglicher machen für

seine jetzigen Betheuerungen. Was er übrigens auch vorbringen mochte, daran hielt man fest, ihm gegenüber nichts zu thun, wodurch ihm irgend ein Anlaß zum Friedensbruch geboten würde. Als Klinggräff von seinem Auftrage dem Grafen Kaunitz Kenntniß gab, verlangte dieser eine schriftliche Mittheilung. Klinggräff war nicht hiezu ermächtigt; er schrieb daher neuerdings an den König, und als er dessen Zustimmung erhalten, übergab er am 18. August dem Staatskanzler eine Denkschrift, welche mit jener Depesche des Königs im Wesentlichen gleichlautend war.

Drei Tage später erhielt Klinggräff von Kaunitz die Antwort des Kaiserhofes. Seit einiger Zeit schon, war darin gesagt, sei der König von Preußen mit den umfassendsten und beunruhigendsten Vorbereitungen zum Kriege beschäftigt gewesen, als er es für passend gehalten habe, die Kaiserin um Aufklärung über die militärischen Vorkehrungen anzugehen, welche in ihren Staaten geschähen, und zu denen sie sich erst nach den Maßregeln entschlossen habe, welche von Seite Preußens getroffen wurden. Es seien dieß Thatsachen, welche ganz Europa als solche erkenne. Darum hätte die Kaiserin sich gar wohl enthalten können, Aufklärungen über Dinge zu geben, welche deren gar nicht bedürften; dennoch habe sie solches gethan, und Herrn von Klinggräff in der ihm ertheilten Audienz persönlich geantwortet. Sie sei ohne Zweifel berechtigt, die obwaltenden Zeitverhältnisse und die ihr drohenden Gefahren nach eigenem Gutdünken zu beurtheilen. Uebrigens sei ihre Erklärung so deutlich, daß sie nicht gedacht habe, sie könne anders gefunden werden. Gewohnt, die Rücksichten, welche Souveräne einander schulden, sowohl selbst zu beobachten als von Anderen zu erfahren, habe sie nur mit Erstaunen und der gerechtesten Empfindlichkeit den Inhalt der Denkschrift vernommen. Sowohl ihrem Wesen, als den darin gebrauchten Ausdrücken nach sei sie der Art, daß die Kaiserin sich genöthigt sehen würde, die Grenzen der Mäßigung, die sie sich vorzeichnete, zu überschreiten, wenn sie auf Alles antworten würde, was sie enthalte. Aber sie wolle doch neuerdings erklären lassen, daß die Nachrichten von einem Angriffsbündnisse zwischen ihr und Rußland, so wie die angeblichen Bedingungen dieser Allianz falsch und erdichtet

ſeien, daß ein ſolcher Vertrag gegen Preußen nicht beſtehe und auch früher nicht beſtanden habe. Dieſe Erklärung werde ganz Europa in den Stand ſetzen, die traurigen Ereigniſſe richtig zu beurtheilen, von welchen die Denkſchrift ſpreche, und zu ſehen, daß ſie jedenfalls der Kaiſerin nicht zur Laſt gelegt werden könnten [584]).

Es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß wenigſtens ihrem Wortlaute nach die Antwort der Kaiſerin der Wahrheit völlig entſprach. So übereinſtimmend auch die Abſichten Oeſterreichs und Rußlands wider Preußen ſein mochten, ein förmlicher Vertrag zwiſchen ihnen zu dem angegebenen Zwecke beſtand in der That nicht und hatte auch niemals beſtanden. In dem Augenblicke, in welchem ſie dieß erklärte, hatte Maria Thereſia noch immer nicht die Antwort aus Frankreich empfangen, die ſie für unerläßlich hielt, um zur Vereinbarung eines förmlichen Vertrages mit Rußland zu ſchreiten.

Daß dieß jedoch ihre ernſtliche Abſicht war, läßt ſich gewiß gleichfalls nicht leugnen. So wenig alſo auch die Antwort der Kaiſerin eine Unwahrheit enthielt, ſo richtig waren doch die Vorausſetzungen Friedrichs in Bezug auf das Weſen der Sache, welches in der Abſicht eines Angriffes auf Preußen beſtand. Und die Ueberzeugung hievon war es, welche den König zu raſchem Losſchlagen drängte, nicht aber der Wortlaut der Antwort der Kaiſerin, welche auch jetzt noch eine „ſtolze Abfertigung“ genannt wird, ganz geeignet, und vielleicht ſogar darauf berechnet, den König von Preußen zu erbittern und zu veranlaſſen, in gerechtem Zorne über die ihm zu Theil werdende Demüthigung zum Schwerte zu greifen. Dem war jedoch durchaus nicht ſo; wenigſtens lag es, wie die Kaiſerin an Starhemberg ſchrieb, in ihrer Abſicht, ihre Antwort ſo einzurichten, „daß dem Könige von „Preußen kein ſcheinbarer Vorwand zum Friedensbruch, noch Unſeren „Bundesgenoſſen eine Ausflucht wegen der künftigen Anerkennung des „Casus foederis, und wegen der werkthätigen Hülfeleiſtung übrig „bleibe.“ Gleichzeitig wollte man, fährt Maria Thereſia fort,. den König von Preußen hinſichtlich deſſen, was ihm am meiſten am Herzen lag, nämlich der Frage, ob man ihn jetzt oder im künftigen Jahre mit Krieg zu überziehen gedenke, in Ungewißheit, „folglich in der Verlegen-

„heit erhalten, entweder einen offenbaren Angreifer abzugeben oder die „Sorge wegen der Zukunft auf dem Herzen zu behalten“ [585]).

In derſelben Depeſche, in welcher die Kaiſerin die Abſicht kennzeichnet, die ihrer Antwort an den preußiſchen Geſandten zu Grunde lag, ſpricht ſie ihre innerſten Gedanken aus über einen etwaigen Angriff von Seite des Königs von Preußen. „So wenig Wir nun,“ lautet dieſe Stelle, welche um ihrer Wichtigkeit willen mit den eigenen Worten der Kaiſerin hier einen Platz finden ſoll, „ſo wenig Wir nun „zu einiger Offenſiv-Maßnehmung, ohne eine weit überlegene Macht „und ohne den faſt zuverläſſigen Anſchein eines glücklichen Ausſchlags „zu ſchreiten gedenken, ſo feſt ſind Wir entſchloſſen, bei einem von „preußiſcher Seite erfolgenden Friedensbruch den Muth nicht ſinken „zu laſſen, ſondern der Gefahr ſtandhaft entgegen zu gehen, zumalen „Wir bei dem bemerkten Fall in reife Ueberlegung gezogen haben, daß „es dennoch früh oder ſpät zu einem Krieg mit dem König in Preußen „kommen müſſe, daß er dermalen der unbezweifelte Angreifer ſein würde, „daß bei ſolchen Umſtänden der franzöſiſche und ruſſiſche Hof ſich der „verſprochenen Hülfeleiſtung nicht entſchütten könnten noch würden, daß „es auf Gewinnung der Zeit bis in den Winter, und im ärgſten „Falle auf den Verluſt einer Schlacht und eines großen Theiles des „Königreiches Böhmen, mithin auf faſt unerſchwingliche Koſten und „ſehr empfindlichen Schaden Unſerer getreuen Unterthanen ankommen „würde, daß aber alles dieß nur für einen zeitweiligen Nachtheil anzu„ſehen und bei einem künftigen Frieden, menſchlichem Anſehen nach „kein abermaliger Länderverluſt zu beſorgen, hingegen auch ein glück„licher Ausſchlag Unſerer gerechten Waffen, die Wiedereroberung Schle„ſiens, die Schwächung Unſeres gefährlichſten Feindes und die Befe„ſtigung des Ruheſtandes und der Wohlfahrt Unſeres Erzhauſes mit „vieler Wahrſcheinlichkeit zu hoffen, folglich ein zeitweiliger Schaden „gegen einen immerwährenden und unſchätzbaren Vortheil in die Wag„ſchale zu legen ſei.“

Noch waren dieſe Worte der Kaiſerin nicht an ihre Beſtimmung gelangt, als ſchon die Würfel zu dem entſcheidenden Schritte fielen, durch welchen ein erneuerter, langdauernder und blutiger Kampf zwi-

schen Oesterreich und Preußen, wenn nicht heraufbeschworen, so doch begonnen wurde. Am 25. August empfing Friedrich die Antwort der Kaiserin; schon am folgenden Tage wurde seinen Truppen der Marschbefehl ertheilt. Gleichzeitig erhielt Klinggräff den Auftrag, in Wien zu erklären, der König sei noch jetzt zur Verständigung bereit, wenn ein geeigneter Vorschlag hiezu von Oesterreich geschehe.

Es versteht sich wohl von selbst, daß Maria Theresia sich durch diese directe Aufforderung Friedrichs eben so wenig einschüchtern ließ, als solches durch seine früheren Anfragen geschehen war. Ja, wenn es noch eines Spornes zur Ausdauer und zur Entschlossenheit bedurft hätte, so lag derselbe darin, daß König Friedrich nicht, wie man erwartet hatte, gegen Böhmen, sondern gegen Sachsen angriffsweise vorging.

Achtzehntes Capitel.

Maria Thereſia und Friedrich II.

Wenn in der Darſtellung, welche wenigſtens in großen Umriſſen die Politik des Kaiſerhofes während des Zeitraumes zwiſchen dem Frieden von Aachen und dem Wiederbeginn des Krieges vor Augen führen ſollte, Sachſens kaum gedacht worden iſt, ſo liegt die Urſache hievon nur darin, daß die wechſelſeitigen Beziehungen der Höfe von Dresden und Wien zu einer ſolchen Erwähnung faſt gar keine Gelegenheit geben. Waren jene Beziehungen auch im Allgemeinen freundſchaftliche zu nennen, ſo traten ſie über dieſe Grenze doch niemals hinaus. In Dresden war man ängſtlich beſorgt, Alles zu vermeiden, was dem gefürchteten Nachbar, dem Könige von Preußen, den Anlaß oder den Vorwand bieten konnte zu feindſeligem Verfahren. Darum kam es auch nicht zu dem Beitritte Sachſens zu dem im Jahre 1746 zwiſchen Oeſterreich und Rußland abgeſchloſſenen Vertheidigungsbündniſſe, und die Jahre lang hierüber geführte Verhandlung blieb am Ende erfolglos. Die Grundloſigkeit der Beſchuldigungen, welche man aus dieſem Geſichtspunkte von preußiſcher Seite gegen Sachſen erhob, iſt daher ebenſo erwieſen als die Unwahrheit der Behauptung, Sachſen habe nach dem Abſchluſſe des Aachner Friedens den Vertrag wieder aufleben gemacht, durch welchen man während des verfloſſenen Krieges zu einer Verſtändigung über die zukünftige Theilung der preußiſchen Länder gelangt ſei [586]). Sachſen war allen Verhandlungen zwiſchen Oeſterreich, Rußland und Frankreich zur Herbeiführung eines gemeinſchaftlichen Vorgehens wider Preußen vollſtändig fremd, und

wenn im Laufe derselben mehrmals die Idee aufgetaucht ist, Sachsen durch Antheile an den Eroberungen, durch die man Preußens Ländergebiet beträchtlich zu vermindern hoffte, heranzuziehen zu dem Bündnisse und zu dem Kriege wider Preußen, so läßt sich doch keine Spur dafür auffinden, daß ein solcher Gedanke jemals von Sachsen ausgegangen sei, oder daß es irgend einem hierauf abzielenden Vorschlage Gehör gegeben habe. Alles was von preußischer Seite gegen Sachsen mit einem gewissen Rechte angeführt werden konnte, ist darauf zu beschränken, daß man in Sachsen, und zwar nicht allein in den Kreisen der Regierenden, sondern auch in der Bevölkerung mit tiefempfundener Abneigung gegen Preußen und dessen König erfüllt war. Man hätte ja ganz ohne Gedächtniß sein müssen für die Mißhandlungen, mit welchen König Friedrich in dem kurzen Winterfeldzuge des Jahres 1745 Sachsen heimgesucht hatte, wenn man daselbst anders für ihn gefühlt haben würde. Und was den König August und dessen Familie betraf, so konnte sie nur auf's tiefste verletzt sein durch die Demüthigungen, mit welchen König Friedrich ihnen gegenüber während der ganzen Dauer seiner Regierung nicht sparsam gewesen war. Bringt man noch außerdem die stete Beunruhigung in Anschlag, in welcher Friedrich seine Nachbarn, und insbesondere Sachsen durch die Sorge vor seiner wirklichen oder vermeintlichen Vergrößerungssucht sowie durch gar manche willkürliche Maßregel erhielt, so wird es begreiflich erscheinen, daß in dem vertraulichen Schriftenwechsel des Dresdner Hofes mit seinen Repräsentanten im Auslande nicht selten Ausdrücke vorkamen, welche nicht gerade schmeichelhaft klangen für den König von Preußen. Daß darin auch von dem Wunsche nach Verringerung einer Macht, welche bisher in so hohem Maße zur Schädigung Sachsens gebraucht worden war und dasselbe auch für die Zukunft mit Gefahren bedrohte, manchmal die Rede war, ist gleichfalls weder zu verwundern noch zu verdammen. Und um so weniger Rückhalt mochte des Königs erster Minister, Graf Brühl, in dieser Beziehung sich auferlegen, als er lange Zeit hindurch nicht ahnte, daß durch die Dazwischenkunft eines Verräthers Alles dasjenige, was er im engsten Vertrauen an die Vertreter Sachsens bei den fremden Regierungen schrieb, sobald als nur immer möglich dem Könige von Preußen mitgetheilt wurde.

Freilich empfing Brühl gegen Ende des Jahres 1754 von Wien aus eine Warnung, und der Kaiser selbst, nach ihm aber Maria Theresia waren es, welche dem sächsischen Gesandten Grafen Flemming im Vertrauen eröffneten, daß der König von Preußen aus dem sächsischen Cabinete alle wichtigen Actenstücke, und hauptsächlich die Gesandtschaftsberichte aus St. Petersburg, Wien und London erhalte. Ueber die Art, in welcher dieß geschah, wußte man jedoch in Wien nichts zu sagen und in Dresden nichts zu entdecken [387]). Jetzt ist es Jedermann bekannt, daß der Kanzlist in der sächsischen geheimen Cabinetskanzlei, Friedrich Wilhelm Menzel, schon seit dem Jahre 1752 durch den preußischen Gesandten von Maltzan bestochen war; bis zu dem Tage der Enthüllung seines Verrathes hatte er von demselben ungefähr dreitausend Thaler erhalten. Menzels Schwager, der Goldschmiedgeselle Erfurth, wurde von ihm gebraucht, den preußischen Gesandtschaftssecretären Pleßmann und Benoit die Depeschen und Berichte, um welche es ihnen am meisten zu thun war, in Abschrift, ja manchmal sogar im Original zu überbringen. Das Hauptgewicht wurde auf die Berichte aus St. Petersburg gelegt, und Pleßmann selbst übergab Menzel die Schlüssel, mit deren Hülfe er zu den Schränken gelangte, in denen sie verwahrt waren [388]).

Man sieht also, daß König Friedrich auch in Dresden die Mittel in Anwendung brachte, welche in Berlin dem Secretär Weingarten gegenüber versucht wurden. In Dresden geschah dieß, das läßt sich nicht leugnen, mit größerem Erfolge als in Berlin, denn wenn auch die Mittheilungen Menzels nicht, wie von preußischer Seite unwahr behauptet worden ist, eine Theilnahme Sachsens an den wider Preußen gesponnenen Planen bewiesen, so scheint es doch, als wenn zunächst durch sie dem Könige von Preußen genauere Nachricht über die wider ihn gerichteten Absichten Oesterreichs und Rußlands zugekommen wäre. Denn aus den Berichten des kaiserlichen Gesandten in St. Petersburg, Grafen Esterhazy, geht mit ziemlicher Bestimmtheit hervor, daß der russische Großkanzler Bestuschew dem sächsischen Geschäftsträger Funk das ganze Geheimniß enthüllte [389]), und der Letztere that nur seine Pflicht, wenn er seine Regierung hievon unterrichtete. Funks De-

peſchen aber werden ſich wohl unter denjenigen befunden haben, deren Inhalt durch Menzel dem Könige von Preußen bekannt wurde. Und es mag leicht ſein, daß Friedrich gerade durch dieſe Mittheilungen zuerſt zu ſeinen Rüſtungen, und nachdem dieſelben einmal vollendet waren, zum Angriffe auf Sachſen und Oeſterreich vermocht wurde.

Was nun dieſen letzteren, den entſcheidenden Schritt des Königs von Preußen betrifft, durch welchen er zuerſt den Degen zog zur Eröffnung eines blutigen Krieges, der ſieben Jahre hindurch einen großen Theil ſeiner eigenen ſo wie der benachbarten Länder verheerte, ſo iſt derſelbe ſeither vielfach, und zwar vornehmlich in doppelter Richtung beſprochen worden. Einerſeits wurde über die Frage geſtritten, ob der König durch dasjenige, was über die Anſchläge ſeiner Gegner zu ſeiner Kenntniß gekommen, berechtigt wurde zu einem Angriffe auf ſie, oder ob er auch jetzt wieder einen nicht zu rechtfertigenden Friedensbruch begangen habe, wie er ſich eines ſolchen — und nur parteiiſche Lobredner des Königs werden dieß zu beſtreiten unternehmen — ſchon dreimal, durch ſeinen erſten Einfall in Schleſien, durch den Bruch der Convention von Kleinſchnellendorf und durch denjenigen des Breslauer Friedens ſchuldig gemacht hatte. Und andererſeits wurde behauptet, wenn der König von Preußen nicht den Frieden gebrochen hätte, wäre es niemals zum Kriege gekommen.

Was zunächſt den erſteren Punkt angeht, den man füglich als die Rechtsfrage [590]) bezeichnen könnte, ſo wird zwiſchen dem Verfahren Friedrichs gegen Sachſen und Oeſterreich ſtreng unterſchieden werden müſſen. Keine militäriſche oder politiſche Rückſicht, dieſelbe mochte für den Erfolg ſeiner Unternehmung noch ſo ſchwer in's Gewicht fallen, hätte den König zu dem durchaus rechtswidrigen Vorgange vermögen ſollen, mit gewaffneter Hand einzufallen in ein friedliches Nachbarland, dem er in Wahrheit keinerlei Verſchulden zur Laſt legen konnte, und in welchem man, um ihn nur ja nicht zu reizen, erſt vor kurzem und daher viel zu ſpät mit den dringendſten Vorbereitungen begonnen hatte, ſich gegen einen etwaigen Angriff nothdürftig zur Wehr zu ſetzen. Und vollends war das Verfahren, das er in Sachſen ſich erlaubte, von dem „unſchädlichen Durchmarſche", den er Anfangs verlangt hatte, ſo weit

entfernt und so ganz darauf berechnet, ein ihm nicht gehöriges Land, welches zu solcher Behandlung keinen Anlaß gegeben, sich zinsbar zu machen und es auszubeuten für seine eigenen Kriegszwecke, daß die Handlungsweise des Königs von Preußen gegen Sachsen wohl mit Recht als eine durchaus verwerfliche bezeichnet werden muß.

Ganz anders wird der Urtheilsspruch ausfallen, wenn man mit gleicher Unparteilichkeit den Vorgang des Königs von Preußen gegen Oesterreich erwägt. Da läßt es sich durchaus nicht bestreiten, daß der Kaiserhof seit langer Zeit schon mit Entwürfen sich trug, welche Preußen mit den ernstesten Gefahren bedrohten. Ja diese Plane, abwechselnd fallen gelassen und neuerdings aufgenommen, waren in der letzten Zeit in ein Stadium getreten, welches ihre Verwirklichung als unmittelbar bevorstehend ansehen ließ. War man hieran von österreichischer Seite nicht bereits geschritten, so lag die Ursache davon nicht etwa in dem Wunsche und der Absicht, nicht zuerst den Frieden zu brechen und als Angreifer aufzutreten gegen Preußen, sondern einzig und allein in der Ueberzeugung, solches im nächsten Jahre mit ungleich größerer Aussicht auf Erfolg thun zu können als jetzt. Und nicht allein auf Schlesien und Glatz, welche Provinzen König Friedrich in unrechtmäßiger Weise an sich gebracht hatte, sondern noch auf ganz andere, von dem Könige rechtlich ererbte Theile seines Ländergebietes dehnte der Kaiserhof seine Eroberungsplane aus, wenn er auch nicht für sich, sondern nur für Andere an neue Erwerbungen zum Nachtheile Preußens dabei dachte. Daß König Friedrich, nachdem er die unumstößliche Gewißheit erlangt hatte, daß solche Plane nicht nur beständen, sondern ihrer Ausführung nahe wären, dieselbe nicht stillsitzend abwartete, sondern ihr rasch handelnd zuvorkam, so lang die Dinge für ihn noch günstiger lagen, dafür kann ihn ein berechtigter Tadel unmöglich treffen.

Ganz ähnlich scheint es sich auch mit der zweiten Frage zu verhalten, welche darin besteht, ob der siebenjährige Krieg gar nicht zum Ausbruche gekommen wäre, wenn der König von Preußen nicht zuerst zum Schwerte gegriffen hätte. Merkwürdig ist es gewiß, daß die Behauptung, es wäre dann möglicher Weise der Krieg gar nicht geführt worden, zuerst von jenem Manne ausgesprochen wurde, welcher es seiner

Zeit unternahm, nicht wie es in preußischen Geschichtsbüchern heißt, „mit Treue und Klarheit“ [591]), sondern durch ein listig gesponnenes Gewebe von halber Wahrheit und völliger Erdichtung des Königs Verfahren gegen Sachsen zu rechtfertigen.

Der preußische Minister Hertzberg war es, welcher ein Jahr nach dem Tode des Königs diese Ansicht zum ersten Male kundgab [592]), und sie ist seither von einer Unzahl von Federn eifrig bekämpft worden. Wie uns scheint mit Recht. So weit wir sehen können, war der Ausbruch des Krieges für das bevorstehende Jahr 1757 unvermeidlich geworden. Die einzige Möglichkeit, ihn noch zu hintertreiben, hätte vielleicht darin bestanden, daß es während der Frist, welche den Winter hindurch gegeben war, dem englischen Golde gelang, den jederzeit käuflichen russischen Großkanzler Bestuschew und vielleicht noch manche andere einflußreiche Persönlichkeit am Petersburger Hofe zu bestechen und durch ihre Dazwischenkunft Rußland im letzten Augenblicke abzuhalten von der Betheiligung an dem Kriege wider Preußen. Wäre jedoch Rußland, mit dem eine bindende Verabredung noch immer nicht bestand, zurückgetreten von den Zusagen, die es einstweilen gegeben hatte, so würde auch Maria Theresia für den Augenblick wenigstens verzichtet haben auf den Gedanken eines Angriffes auf Preußen und einer Wiedereroberung Schlesiens. Denn zu oft wiederholten Malen hatte die Kaiserin erklärt, daß sie nur dann eintreten wolle in den Kampf gegen Preußen, wenn ihr durch ein Offensivbündniß mit Rußland und mit Frankreich eine solche Uebermacht gesichert wäre, daß an einem günstigen Ausgange der großen Unternehmung kaum mehr zu zweifeln sei.

So richtig diese letztere Behauptung, so unwahrscheinlich ist doch die Annahme, daß es England möglich gewesen wäre, auf dem Wege der Bestechung eine Betheiligung Rußlands an dem Kriege gegen Preußen zu verhindern. Offen Partei zu nehmen gegen die Absichten seiner Monarchin, war Bestuschew zu feig und wohl auch zu schlau; Elisabeth war aber so aufgebracht gegen den König von Preußen und schon so weit gegangen in ihren Zusagen an Maria Theresia, daß eine Aenderung ihrer Entschlüsse wohl im höchsten Grade unwahrscheinlich erschien. Hielt sie aber fest an denselben und gelang es, Frankreich in

die active Theilnahme an dem Kriege gegen Preußen zu verwickeln, dann hätte Maria Thereſia wohl durch nichts mehr zurückgehalten werden können, den Kampf, wenn es nicht zuerſt von Friedrich geſchehen wäre, endlich auch ihrerſeits zu beginnen.

Daß dieß aber durch den König von Preußen geſchah, wurde vielleicht am Kaiſerhofe eher leiſe gewünſcht, als ängſtlich befürchtet. Denn nun mußte Friedrich doch vor aller Welt, wie er es ſchon mehrmals wirklich geweſen war, neuerdings als der erſte Angreifer erſcheinen, und nun war auch Frankreich vertragsmäßig verpflichtet, Oeſterreich gewaffnete Hülfe gegen den König von Preußen zu leiſten. Hiedurch aber wurde einer der wichtigſten Streitpunkte zwiſchen den Höfen von Wien und Verſailles auf einmal entſchieden. Und ſo ſehr man, und gewiß mit Recht, am Kaiſerhofe über Friedrichs Verfahren gegen Sachſen empört war [593]), ſo wenig wäre man überraſcht worden, wenn er ſeinen Angriff gegen Böhmen oder das öſterreichiſche Schleſien gerichtet hätte. Auf das letztere war man vielmehr, wie die Depeſchen des Kaiſerhofes nach Paris und nach St. Petersburg beweiſen, in Wien ſchon ſeit längerer Zeit vollſtändig gefaßt. Und wenn von einem Manne, der unter der Maske eines öſterreichiſchen Veterans, man möchte faſt ſagen, verrätheriſcher Weiſe [594]) mehr für eine einſeitige, preußiſch gefärbte Darſtellung der damaligen Ereigniſſe gethan hat, als dieß von noch ſo parteiiſchen preußiſchen Federn geſchah, das Gegentheil behauptet wird, ſo mag dieß als ein Beweis gelten, wie wenig Glauben die ſo oft nacherzählten Angaben jenes Schriftſtellers überhaupt verdienen.

Jedoch nicht darum, ſondern um eine ungleich wichtigere Frage handelt es ſich für uns, um die Beurtheilung der Gedanken und Plane, welche für das ganze Verfahren der Kaiſerin gegen den König von Preußen maßgebend waren. Aus dem redlichen Bemühen, die Handlungsweiſe des Letzteren parteilos zu erwägen, wird die Berechtigung hervorgehen, den gleichen Maßſtab auch an diejenige der Erſteren zu legen.

Noch jetzt kann man nicht ſelten der Beſchuldigung begegnen, nur blinder Haß gegen den König von Preußen ſei es geweſen, welcher die

Kaiserin zu dem Plane gebracht habe, auch ihrerseits einmal einen Krieg mit Preußen zu beginnen, um dem verabscheuten Gegner nicht nur Schlesien und Glatz wieder zu entreißen, sondern ihn noch überdieß so sehr zu schwächen, daß er für alle Zukunft als unschädlich anzusehen sei. In wohldienerischer Weise sei dieser leidenschaftlichen Auffassung von dem hervorragendsten ihrer Rathgeber geschmeichelt und sie darin bestärkt worden, während besonnenere und einsichtsvollere Stimmen am Kaiserhofe ungehört verhallten. Hätte man Oesterreichs wahres Interesse in's Auge gefaßt, statt sich von Rachbegier leiten zu lassen, so wäre man in dem Bündnisse mit England verblieben und hätte sich nicht geweigert, durch völlige Lossagung von dem Gedanken einer Wiedereroberung Schlesiens auch mit Preußen in ein besseres Verhältniß zu treten.

Es ist allbekannt und soll auch in keiner Weise geleugnet werden, daß Maria Thersia's ganzes Fühlen und Denken von tiefer Erbitterung durchdrungen war gegen den König von Preußen. Daß sie hiezu vollauf berechtigt gewesen und in ihm den Urheber all des Unheils erblicken mußte, welches seit ihrer Thronbesteigung während eines achtjährigen blutigen Krieges über sie und ihre Länder gekommen war, wird wohl vernünftiger Weise nicht mehr bestritten werden können. Ebenso ist es begreiflich, daß sie nach solchen Vorgängen und nachdem sie von der einzig und allein richtigen Ueberzeugung erfüllt war, König Friedrich habe auch im Jahre 1744 hauptsächlich darum den Breslauer Frieden gebrochen und neuerdings zu den Waffen gegriffen, weil er ansehnliche Gebietstheile Böhmens von Oesterreich losreißen und mit Preußen vereinigen wollte, ihm auch für die Gegenwart und Zukunft noch weitergehende Vergrößerungspläne zutraute. Daß er dieselben vornehmlich auf Oesterreichs Kosten werde verwirklichen wollen, war nach dem Geschehenen gleichfalls ein naheliegender Verdacht. Und die eigenen Aufzeichnungen des Königs haben ja bewiesen, daß ihm die Absicht, sich Böhmens und Mährens zu bemächtigen, um sie dann gegen Sachsen zu vertauschen, dessen Erwerbung für Preußen er als eine Nothwendigkeit ansah, wohl zu keiner Zeit eine fernliegende war[395]). Im Interesse der österreichischen Länder, und dieses hatte das Staatsoberhaupt

derselben wohl zunächst zu wahren, mußte es der Kaiserin also dringend geboten erscheinen, solchen Planen des Königs von Preußen entgegen zu treten und ihm nicht nur durch die Wiedereroberung von Schlesien und Glatz, sondern durch eine darüber noch hinausgehende Schwächung die Verwirklichung derartiger Ideen für alle Zukunft unmöglich zu machen.

Die Wiedereroberung von Schlesien und Glatz war aber auch sonst noch für Oesterreich und dessen regierendes Haus eine Frage von unermeßlicher Wichtigkeit. Für Oesterreich, weil ganz abgesehen von dem reichen Zuwachse an Einkünften und Macht, welcher ihm hiedurch zu Theil geworden wäre, nur durch den Besitz einer so vorwiegend deutschen Provinz wie Schlesien in Oesterreichs bunt zusammengewürfeltem Länderconglomerate das deutsche, und man darf wohl sagen, das civilisatorische Element auch der Zahl nach das überwiegende blieb. Für das Kaiserhaus aber, weil es nicht blind sein durfte für die Verkümmerung seiner Stellung, welche es durch die Einbuße Schlesiens in Deutschland erlitten hatte, während das übermäßige Anwachsen Preußens dem ohnedieß schon so tief gesunkenen Ansehen der Kaisermacht in Deutschland den letzten, tödtlichen Stoß gab. Ohne die Wiedereroberung Schlesiens, oder wenn diese unausführbar sein sollte, ohne die Erwerbung eines Ersatzes für dasselbe auf deutschem Territorium werde, das begannen schon damals einsichtsvolle Politiker zu begreifen, das österreichische Herrscherhaus die deutsche Kaiserwürde nicht zu behaupten vermögen. Und daß sie sich darin nicht täuschten, haben die späteren Ereignisse zur Genüge bewiesen.

Wenn also die Rücksichten auf ihren Staat wie auf ihr Haus die Kaiserin gebieterisch dazu drängten, sich mit dem Gedanken der Wiedereroberung Schlesiens zu beschäftigen, so ist es natürlich, daß sie sich hievon durch die tractatmäßig geschehene Abtretung dieser Provinz an Preußen nicht zurückhalten ließ. Das empörende Unrecht, das sie von dem Könige von Preußen hatte erdulden müssen, erschien ihr nicht darum als Recht, weil es durch einen ihr durch Waffengewalt abgedrungenen Vertrag bekräftigt worden war. Noch immer sah sie in ihrem Inneren als Schlesiens rechtmäßige Herrscherin sich an, und

Niemand würde im Stande gewesen sein, sie zu überzeugen, daß einem Manne gegenüber, welcher nicht nur die von seinem Vater überkommenen, sondern auch die von ihm selbst abgeschlossenen Verträge ihr gegenüber freventlich gebrochen, ihr nunmehr die Pflicht obliege zu gewissenhafter Beobachtung der Tractate.

Es war also nicht bloß das Ergebniß ihrer persönlichen Stimmung, sondern mehr noch die richtige Erkenntniß der wahren Interessen ihres Staates wie ihres Hauses, wenn Maria Theresia dem Gedanken Raum gab, bei einer günstigen Gelegenheit sich Schlesiens wieder zu bemächtigen. Und daß der Zeitpunkt hiezu günstig gewählt war, ja daß der Kaiserin unter den obwaltenden Verhältnissen fast gar nichts übrig blieb als den Weg einzuschlagen, den sie wirklich ging, wird gleichfalls nicht geleugnet werden können. Daß der Ausgang des Kampfes, den sie unternahm, den Erwartungen nicht entsprach, mit welchen sie ihn begann, kann an der Berechtigung derselben wohl nicht das Mindeste ändern.

Als im Sommer des Jahres 1755 die Frage an die Kaiserin herantrat, ob sie an dem Bündnisse mit England festhalten oder statt dessen ein neues anknüpfen solle mit Frankreich, lagen diese beiden Staaten schon miteinander im Kriege. Die Verpflanzung desselben auf das Festland von Europa und die Unmöglichkeit, in den Kampf nicht verwickelt zu werden, war mit Bestimmtheit vorherzusehen. Jedes Staatsoberhaupt, und somit auch dasjenige Oesterreichs mußte neben der Frage, auf welcher Seite das Recht war, sich auch noch diejenige vorlegen, unter welchen Voraussetzungen von der Theilnahme am Kriege und von der Darbringung der mit demselben nothwendig verbundenen Opfer irgend ein erreichbarer Gewinn oder bloß unvermeidlicher Verlust erwartet werden mußte.

Auf die Rechtsfrage, insofern sie bei dem Zwiespalte zwischen England und Frankreich in Betracht kommt, soll jedoch hier keineswegs der Nachdruck gelegt, sondern nur erwähnt werden, daß das Recht in dem obwaltenden Streite gewiß nicht auf der Seite Englands lag. In dieser Beziehung traf aber die Kaiserin ohne Zweifel das Richtige, wenn sie sich gar keinen Urtheilsspruch hierüber anmaßte, sondern

immer und immer wieder hervorhob, daß der in den amerikaniſchen Verhältniſſen wurzelnde Streit ſie durchaus nicht näher berühre. Werde ſie aber, und anfänglich gewiß wider ihren Willen, dennoch in denſelben gezogen, dann ſei ſie verpflichtet, bei der Wahl der Partei, zu der ſie ſich ſchlagen ſolle, hauptſächlich ihr eigenes Intereſſe und dasjenige ihres Staates zu Rathe zu ziehen. Daß dasſelbe aber für den Anſchluß an Frankreich ſprach, wird ein aufmerkſamer Blick auf die damalige Lage der Dinge gar bald herausfinden.

Wenn wir, um ſie zu ſchildern, auf die Denkſchrift zurückgreifen, in welcher Kaunitz die Beweggründe des Verfahrens des Kaiſerhofes darlegt, ſo wird die Berechtigung hiezu in der Ueberzeugung gefunden werden, daß nicht leicht Jemand zu Aufſchlüſſen hierüber in höherem Grade berufen ſein konnte, als der damalige Leiter der öſterreichiſchen Politik.

„Der König von Preußen", läßt Kaunitz ſich vernehmen, „mit „Frankreich verbündet und von England geſucht, ſah das Haus Oeſter„reich ſich ſelbſt überlaſſen, und er erwartete, um es zu vernichten [596]), „nur den Augenblick, in welchem es mit Frankreich oder mit der Pforte „in Streit gerathen würde."

„Frankreich, noch immer in ſeinen alten Vorurtheilen gegen „Oeſterreich verharrend, arbeitete ſyſtemmäßig an deſſen Schwächung. „In dem Bündniſſe Oeſterreichs mit den Seemächten erblickte es „einen ſtets ſich gleich bleibenden Beweggrund zur Rivalität mit Oeſter„reich. Darum glaubte es ihm den König von Preußen entgegenſetzen „zu müſſen, und von dieſem Augenblicke angefangen unterſtützte es „deſſen Unternehmungen. Es unterhielt faſt zwanzigtauſend Mann in „Deutſchland und ſtellte ſie zu ſeiner Verfügung; es verband ſich mit „ihm zur Herabwürdigung des Anſehens des Reichsoberhauptes, es „unterſtützte ſeine Intriguen bei der Pforte ſo wie Alles was ihm in „den Sinn kam, um Oeſterreich zu Grunde zu richten."

„England, einzig und allein mit ſeinen inneren Angelegenheiten „beſchäftigt, hielt ſein Bündniß mit Oeſterreich nur zu dem Zwecke

„aufrecht, ſich desſelben als eines Werkzeuges zu bedienen, das man „nur ſchärft, wenn man deſſen bedarf [597]). Nichts zog England in „Betracht als die Hülfe, welche es von Oeſterreich wider Frankreich „erwarten durfte, und da es nur dieſen einzigen Feind fürchten mußte, „waren ſeine Maßregeln nur darauf gerichtet, denſelben ſtets anderwärts „zu beſchäftigen. Alles was ſich nicht unmittelbar hierauf bezog, wurde „als ein Gegenſtand betrachtet, welcher Englands Nationalintereſſe „fern lag. Unbekümmert um die Gefahren, mit denen das Haus Oeſter„reich durch das raſche Anwachſen des Hauſes Brandenburg bedroht „wurde, dachte England nur daran, ſie zu ſeinem eigenen Vortheile „auszubeuten, indem es ſeit dem Erbfolgekriege die Abſicht verfolgte, „Oeſterreich und Preußen wieder zu verſöhnen, um ſich dereinſt Beider „gegen Frankreich zu bedienen."

„Hierin wurzelten die ſteten Rückſichten und Aufmerkſamkeiten „Englands für den König von Preußen, die Opfer, welche man zu ſeinen „Gunſten von Oeſterreich verlangte, die gleißneriſchen Verſprechungen [598]) „endlich, mit denen man Oeſterreich zu beſchwichtigen verſuchte, wie die„jenigen einer bewaffneten Garantie, der Wahl eines römiſchen Königs und „dergleichen Dinge. Bringen wir mit dieſem politiſchen Syſtem Eng„lands noch die perſönlichen Intriguen und Cabalen der Miniſter in „Verbindung, den Zwieſpalt der Intereſſen zwiſchen dem Miniſterium „zu London und demjenigen zu Hannover, die leidenſchaftliche Förde„rung des Proteſtantismus durch das Letztere [599]) und die Abſicht des „Erſteren, die hannover'ſchen Plane durch den König von Preußen im „Zaume zu halten, ſo werden wir als letztes Ergebniß eben ſo viel „Vorliebe für dieſen König als Gleichgültigkeit gegen das Haus Oeſter„reich finden."

„Die Republik Holland, welche ihren Handel in Abnahme gerathen, „ihre Einkünfte ſich vermindern, ihre Schuldenlaſt aber ſich vermehren „ſah, dachte an nichts mehr als daran, die Trümmer ihrer früheren „Größe zu retten. Sie meinte ihren eigenen Verfall durch die Subſidien „zu verzögern, die ſie aus dem Barrierevertrage zog, und ihren Handel „durch die Unterdrückung desjenigen der öſterreichiſchen Niederlande „wieder aufleben zu machen. Sie gerieth darüber in Streit mit dem

„Hause Oesterreich, und wurde in demselben durch England unterstützt. „Beide Mächte trachteten nur der Vortheile des Barrieretractates „theilhaft zu werden, keine aber kümmerte sich um die Erfüllung seines „Zweckes, Niemand dachte an die Sicherstellung der Niederlande. Man „verlangte nach dem Bündnisse nur, um die ganze Last desselben dem „Kaiserhofe aufzubürden, welch Letzterer jedoch weder für die Allianz „überhaupt noch für sich selbst einen Vortheil darin zu erblicken ver„mochte, von neuem seine Rechte, seine Unterthanen und seine Ein„künfte zu opfern, nur um die Habgier der Holländer zu sättigen."

„Spanien schloß mit dem Hause Oesterreich den Vertrag von „Aranjuez, aber die Vortheile desselben erstreckten sich nur auf Italien „und konnten ihrer Natur nach nur vorübergehende sein. Die Ansprüche „des Infanten Don Philipp auf den Thron beider Sizilien, der Rück„fall seiner Länder an Oesterreich und Sardinien, endlich der Wider„spruch des Königs von Neapel gegen Verfügungen, welche auf Ver„träge sich stützten, an denen er niemals hatte Antheil nehmen wollen, „Alles dieß bedrohte die Ruhe Italiens, und konnte dem Hause Oester„reich dort neue Kriege erwecken."

„Der sardinische Hof, obgleich mit eingeschlossen in den Vertrag „von Aranjuez, war darum doch dem Wiener Hofe nicht freundlicher „gesinnt. Emporgewachsen auf Oesterreichs Kosten, harrte er vielleicht „nur der günstigen Gelegenheit, um ihm den Rest seiner italienischen „Länder zu entreißen."

„Dänemark und Schweden waren durch Subsidien an Frankreich „gekettet; der König von Preußen nahm an diesen Bündnissen Theil „und war deßhalb nur um so furchtbarer zu nennen. Der einzige Hof „von St. Petersburg fand sich durch unwandelbare Interessen [600]) an „Oesterreich gebunden. Aber um ihn in den Stand zu setzen, auch „handelnd aufzutreten, bedurfte er Subsidien, welche wir ihm aus „unseren eigenen Einkünften nicht zu schaffen vermochten."

„Mit solchen Verbündeten hatte sich Oesterreich gegen Preußen, „Frankreich und die Pforte zu vertheidigen. Ein einziger dieser Feinde

„konnte alle seine Streitkräfte beschäftigen, keiner seiner Verbündeten „aber es vom Untergange retten, wenn es von zwei Gegnern gleich„zeitig angegriffen worden wäre."

„Dieß war," fährt Kaunitz fort, „die Lage Europa's, als Eng„land mit Frankreich wegen amerikanischer Handelsinteressen in Streit „gerieth."

„Oesterreich kannte alle Gefahren seiner Lage und wußte, daß es „denselben nur durch die Schwächung des grausamsten und furchtbarsten „seiner Feinde entgehen könne, es sah ihn jedoch von Frankreich unter„stützt und von England gesucht [601]). Man mußte ihm daher die eine „oder die andere dieser beiden Mächte entfremden, sie für Oesterreich „wohlwollend stimmen, ja sich ihrer Hülfe versichern, um einen Nachbar „niederzuwerfen, neben welchem das Haus Oesterreich nicht länger be„stehen konnte." [602])

„Mit England begann man. Man bot ihm jede Hülfe, welche „von Oesterreich nur immer abhängen konnte. Man zeigte ihm die „Möglichkeit, die Niederlande, Holland, Hannover, endlich alle Theil„nehmer an der Allianz zu vertheidigen. Aber man verlangte gleichzeitig „Maßregeln für die Sicherheit der österreichischen Länder, und man „gab dem britischen Ministerium zu verstehen, daß es keine natürlicheren „und wirksameren Vorkehrungen hiezu gebe als Hülfsgelder an Ruß„land, welche das Letztere nur gegen den König von Preußen anwenden „wollte."

„England aber, das seit jener Zeit den Plan verfolgte, den „König von Preußen an sich zu ziehen, um in solcher Weise Oesterreich „sicher zu stellen und es dann je nach Gutdünken gegen Frankreich zu „verwenden, empfing unsere Vorschläge nur, um sie nicht zu beant„worten. Alle unsere Bemühungen blieben vollständig fruchtlos, und „wir vermochten uns am Ende der Ueberzeugung nicht zu verschließen, daß „die Existenz des Hauses Oesterreich für England zum mindesten gleich„gültig sei und es auf alle Fälle Ursache zu haben glaube, es durch „das Haus Brandenburg zu ersetzen."

„Während die Engländer über unsere Vorschläge Stillschweigen „beobachteten und uns der peinlichsten Ungewißheit überließen, wußte „Frankreich, welches daran verzweifelte, der englischen Seemacht Wider„stand leisten zu können, kein besseres Mittel zu ersinnen, um sich aus „der Verlegenheit zu ziehen, als in die Niederlande einzufallen; ja es „hatte sich dazu bereits entschlossen. Wir sahen uns daher auf dem „Punkte, entweder diese Provinzen ohne Schwertstreich zu verlieren, „oder mit Frankreich einen Krieg zu eröffnen und das Herz der Mon„archie dem guten Willen des Königs von Preußen bloßzugeben. Es „hätte dieß geheißen, ihm die von ihm gewünschte Gelegenheit zur Ver„nichtung des Hauses Oesterreich zu bieten. In dieser äußersten Be„drängniß war kein Augenblick zu verlieren, um die Monarchie zu „erretten. Kein anderes Mittel blieb übrig, als ihre Nebenbuhlerin „selbst zu interessiren für ihre Erhaltung."

In die Darstellung der Schritte, welche zu diesem Ende geschahen, können wir Kaunitz nicht folgen, und es bedarf dessen auch nach dem früher Gesagten nicht mehr. Für uns wird es an dem Beweise genug sein, daß in ungleich höherem Maße noch als durch persönliche Abneigung und Gereiztheit gegen Friedrich die Rücksichten auf das Wohl und das Interesse ihres Staates die Kaiserin zu dem Bündnisse mit Frankreich und der Bekriegung Preußens bewogen.

Ein hiefür entscheidender Umstand wird aus der Denkschrift des Grafen Kaunitz vollkommen klar. Er bestand darin, daß die Kaiserin allein, ohne Englands, ohne Hollands ausgiebige Hülfe, und von dem ihr nun durch England zugedachten Verbündeten eher bedroht als unterstützt, die Niederlande nun und nimmermehr gegen Frankreich zu vertheidigen vermochte. Daß aber beide, sowohl England als Preußen, an den Schutz der Niederlande nicht im Entferntesten dachten, haben sie durch den Tractat von Westminster am klarsten bewiesen. Unfehlbar wären die Niederlande binnen kürzester Frist in Frankreichs Hände gerathen und möglicher Weise auch im Frieden in denselben verblieben, denn wessen sich Oesterreich bei Friedensverhandlungen von Seite Englands versehen durfte, hatte sich erst vor wenigen Jahren zu Aachen deutlich gezeigt. Wahrscheinlich hätte also Oesterreich im Kriege gegen Frank-

reich die Niederlande für immer verloren, ganz gewiß aber aus einem ſolchen Kampfe nicht den geringſten Gewinn heimgetragen, der es nur einiger Maßen ſchadlos gehalten hätte für ſeine unvermeidlichen Opfer an Soldaten und an Geld. War es da nicht die unabweisbare Pflicht der Beherrſcherin Oeſterreichs, auf einen Ausweg zu ſinnen, durch welchen, wenn ſchon die Niederlande verloren gehen mußten, als hochwillkommener Erſatz für dieſelben die Erwerbung einer Provinz in Ausſicht geſtellt wurde, deren Beſitz für Oeſterreich ſelbſt und ſein kaiſerliches Haus unendlich viel wichtiger und vortheilhafter als derjenige der Niederlande war?

Hiezu kam noch, daß bei einem Kriege gegen Frankreich die Kaiſerin ſowohl in Italien als an der Grenze gegen die Türkei mit ernſtlichen Gefahren bedroht war. Stand jedoch Frankreich auf Oeſterreichs Seite, dann war das Letztere vor den übrigen bourboniſchen Höfen wie vor Sardinien geſichert, und Frankreichs mächtiger Einfluß bei der Pforte verbürgte die Fortdauer der Ruhe an der ſüdlichen Donau. Und endlich wurden auch in Deutſchland jene kurfürſtlichen Höfe, welche ſo lange Zeit auf Frankreichs Anſtiften die hartnäckigſten Gegner des Kaiſerhauſes geweſen waren, wie Baiern und die Pfalz, und mit ihnen faſt alle katholiſchen Fürſten Deutſchlands von dem Augenblicke angefangen, in welchem den ſteten Intriguen Frankreichs gegen die Kaiſergewalt Einhalt geſchah, feſt an Oeſterreich gekettet. Durch dieß Alles aber wurde die ganze politiſche Lage mit einem Male, und gewiß nur zu Gunſten Oeſterreichs gründlich verändert. Statt nach der unteren Donau, nach dem Po, dem Rheine und den Niederlanden Truppen ſenden zu müſſen und dadurch, wie ſo oft ſchon, ſo auch dießmal wieder ihre Streitkräfte zu zerſplittern und auf jedem einzelnen Kriegsſchauplatze allzuſehr zu ſchwächen, konnte Maria Thereſia ſie auf einem einzigen Angriffspunkte vereinigen zur Bekämpfung des gefährlichſten Feindes, deſſen Beſiegung nicht nur in ihrem eigenen Intereſſe und dem ihres Hauſes, ſondern auch in demjenigen ihres Staates dringend zu wünſchen war.

So wenig als in Bezug auf den Zweck, welchen die Kaiſerin verfolgte, wird ſie auch hinſichtlich der Mittel, die ſie zur Erreichung

derselben in Anwendung brachte, ein berechtigter Tadel treffen. Nicht ihre Schuld war es, sondern diejenige des Königs von Frankreich, und man darf wohl sagen, der ganzen damaligen Einrichtung des französischen Staatswesens, daß man in Frankreich nur mit Hülfe der Maitressen des Königs, wie dereinst die Herzogin von Chateauroux und jetzt die Marquise von Pompadour es waren, politische Zwecke zu erreichen vermochte. So gut wie im Herbste des Jahres 1743 der König von Preußen des Einflusses der Ersteren, so konnte, ja mußte jetzt Maria Theresia der Letzteren sich bedienen, und man würde es in jener Zeit überall, am meisten aber in Frankreich als köstliche Naivetät belacht haben, wenn etwa Kaunitz und Starhemberg aus Gewissensscrupeln es hätten vermeiden wollen, den einzigen Weg einzuschlagen, der am französischen Hofe überhaupt zum Ziele zu führen vermochte. Und daß die Kaiserin selbst weder durch das Mittel der Bestechung, das von ihrem Gegner mit solcher Vorliebe gebraucht wurde, noch durch eine zu weitgehende Herablassung einer Pompadour gegenüber sich persönlich etwas vergab, hat die Darstellung jener Verhandlungen, in welcher nichts beschönigt und nichts verschwiegen wurde, unzweifelhaft dargethan.

Ein Rückblick auf sie liefert jedoch auch den Beweis, wie gern König Friedrich, welchem nichts weniger in den Sinn kam als jene stolze und ablehnende Haltung gegen die Pompadour anzunehmen, welche man ihm jetzt noch andichten möchte, den gleichen Weg betreten und sich ihrer Vermittlung bedient hätte, wenn dieß nur mit einiger Aussicht auf Erfolg möglich gewesen wäre. In einer eigenhändigen Depesche, welche er schon im Februar 1756 seinem Gesandten Knyphausen schrieb, wies er ihn an, der Pompadour durch Schmeicheleien Staatsgeheimnisse zu entlocken; vielleicht wäre es auch möglich, deutet er an, durch ihre Dazwischenkunft eine Wiederversöhnung mit dem Hofe von Versailles zu Stande zu bringen [603]).

Ein zweiter Vorwurf wird nicht selten gegen Maria Theresia aus dem Grunde erhoben, weil sie durch ihre Abmachungen mit Frankreich die Veranlassung bot, daß neuerdings französische Truppen den Boden Deutschlands betraten, und an dem Kampfe Deutscher gegen

Deutsche sich betheiligten. Gewiß müßte diese Anklage jederzeit, und am meisten in unseren Tagen und mit unseren Anschauungen eine schwerwiegende sein. Damals aber that Maria Theresia nichts anderes, als was lang vor ihr durch den König von Preußen geschehen war. In dem Vertrage vom 5. Juni 1741 hatte er die Absendung französischer Hülfsvölker nach Deutschland erwirkt, und um dieselbe Zeit war das Gleiche auch von dem Kurfürsten von Baiern vollführt worden. Kann man es Maria Theresia verdenken, daß sie jetzt dasselbe Mittel zu ihren eigenen Gunsten in Anwendung zu bringen suchte, welches seiner Zeit gegen sie mit so vielem Erfolge gebraucht worden war?

Man sieht also, daß die Handlungsweise Maria Theresia's vom österreichischen Standpunkte aus, und dieser allein mußte wohl für die Beherrscherin der österreichischen Länder der maßgebende sein, nur die vollste Billigung verdient. Wenn dagegen auch bereitwillig zugegeben wird, daß Friedrichs Verfahren insofern nicht getadelt werden könnte, wenn er, des bevorstehenden Angriffes von österreichischer Seite gewiß, auch gegen Oesterreich allein zuerst das Schwert gezogen hätte, so wird ein vorurtheilsloser Beurtheiler darin keinen Widerspruch finden. Es waren eben die Interessen der beiden Monarchen und ihrer Staaten einander so schroff entgegengesetzt, daß Jeder von ihnen nur seine Pflicht that, wenn er zu deren Verfechtung kühn in die Schranken trat.

Anmerkungen.

[1]) Ich habe sie in den früher in der Privatbibliothek Sr. Majestät des Kaisers aufbewahrten, auf Allerhöchsten Befehl dem Staatsarchive zugewiesenen Papieren gefunden und werde sie sobald als möglich mit anderen Schriften Maria Theresia's veröffentlichen. Sie sind undatirt, rühren aber theilweise aus dem Jahre 1751 und theilweise von 1756 her. Sie wurden von mir dem verstorbenen Freiherrn v. Hock mitgetheilt, der sie in dem ersten Hefte seiner unvollendet gebliebenen Geschichte des österreichischen Staatsrathes benützte.

[2]) Hienach wäre meine eigene Auffassung der Haltung des Grafen Philipp Kinsky den Forderungen Friedrich's gegenüber zu berichtigen. Ich kannte damals die Aufzeichnungen Maria Theresia's noch nicht, welche ich erst im Jahre 1866 auffand; ich folgte daher der Darstellung des Grafen Podewils in dessen Berichten an Friedrich vom Jahre 1747 (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften, V, 516), welcher von Kinsky ausdrücklich sagt: „il opina toujours dans les con„férences qu'il ne fallait céder un pouce de terre à V. M.," und dem Eindrucke, welchen die im Kinsky'schen Archive zu Prag befindlichen, bei Folkmann abgedruckten Briefe der Kaiserin an Kinsky auf mich hervorbrachten.

[3]) Unter welchem Ausdrucke die Kaiserin jederzeit auch Ungarn und dessen Nebenländer, nicht aber auch die Niederlande und die Lombardie verstand.

[4]) Maria Theresia, ihr Staat und ihr Hof im Jahre 1755. Aus den Papieren des Großkanzlers von Fürst. Ranke's historisch-politische Zeitschrift II. 690.

[5]) Fürst 691.

[6]) Auch auf die Beitragsleistung Ungarns zu dieser Summe wurde gehofft. Da man jedoch gerechte Besorgniß hegte, Ungarn hiezu nicht bewegen zu können, wurde die Anforderung an die übrigen Provinzen etwas höher gespannt. So kam in runden Ziffern auf Böhmen 5.270.000, auf Niederösterreich 2.008.000, auf Mähren 1.856.000, auf Steiermark 1.182.000, auf Oberösterreich 906.000, auf Kärnten 637.000, auf Krain 363.000, auf das Temesvarer Banat 355.000, auf Schlesien 245.000, auf Croatien und Tirol je 100.000, auf Görz und Gradiska 41.000 und auf die Militärgrenze 30.000 Gulden. Der Beitrag Ungarns war

mit 2.447.000 und der Siebenbürgens mit 721.000 Gulden veranſchlagt. Hätte Ungarn ſeinen Antheil bezahlt, ſo würde das Erträgniß der geſammten Contribution den Betrag von ſechzehn Millionen überſtiegen haben.

[7]) Darum ſchreibt auch ſchon am 26. April 1749 der venetianiſche Botſchafter Diedo von Haugwitz: „Questa figura, quanto è aborrita da ogni ordine „di mondo soggetto a questa Regnante, altretanto è sostenuta e protetta „dalla Regnante istessa."

[8]) Vgl. Harrach's Charakteriſtik in Maria Thereſia's erſte Regierungsjahre; III. 132—135.

[9]) Conferenzprotokoll vom 20. Jänner 1748.

[10]) Auch Diedo berichtet am 24. Auguſt 1748: „Tutti li Ministri prin„cipali condannano il progetto, ma l'Imperatrice lo ha voluto e lo sostiene."

[11]) Archiv des Miniſteriums des Innern.

[12]) Podewils an Friedrich. 29. Juli 1747. S. 542.

[13]) Die Grafen Karl Harrach und Auerſperg, die Prälaten von den Schotten und von St. Dorothea, die Herren v. Moſer und v. Lindeck, dann der Syndicus v. Kriegler führten die Verhandlungen im Namen der niederöſterreichiſchen Stände.

[14]) Reſolution auf den Vortrag vom 27. Juni 1749. Archiv des Miniſteriums des Innern.

[15]) Im Sinne der „Herrin" genommen.

[16]) Offenbar ſollte Harrach auf den Poſten eines bevollmächtigten Miniſters in den Niederlanden zurückkehren, den er ſchon einmal eingenommen hatte.

[17]) Ganz eigenhändig. Doch iſt der Brief von den Worten angefangen: „das was er von der Nachwelt ſagt" bis zu Ende durchſtrichen und von der Kaiſerin eigenhändig beigefügt: „à peu près habe alſo geantwort, nur was un„terzeichnet ausgelaſſen."

[18]) Diedo ſchreibt hierüber am 10. Mai 1749: „Riescono sempre sensi„bili a' Stati li cambiamenti nella forma del loro reggimento. Le mutazioni „infatti eseguiti da questa Sovrana, da me significate, hanno prodotto una „generale interna mestizia che apparve per altro anche manifestamente all' „incontro del congedo preso dal conte Federigo d'Arrach nella Cancellaria „da esso sostenuta e che viene di essere abolita. Attribnisce ognuno la fer„mezza dell'Imperatrice al mal talento del Co. Hancovitz, che seppe si bene „insinnare nel di lui animo deliherazioni di tanto rimarco. La verità però „è che costante la Maestà Sua nel voler rendersi vera Sovrana, e nel voler „levare gli abusi che recavano troppo gravoso peso al suo Erario col som„mamente esteso nnmero di uffizij, non cessa dalle più indefesse applicazioni, „e lasciando clementemente a tntti, vita loro durante, li stipendj che in „avanti godevano, prepara a se ed al figlio primogenito una più doviziosa „costituzione."

[19]) Harrach ſtarb am 4. Juni 1749, wenige Tage vor Vollendung ſeines dreiundfünfzigſten Lebensjahres. Diedo berichtet hierüber am 7. Juni: „Attaccato

„dal male del vajuolo il Sig. Co. di Harrach, ministro di Conferenza di „Stato e della nuova intima appresso l'Imperatrice concernente gli affari in„terni, morì nel terzo giorno del male in età di cinquanta tre anni. E com„pianto da ogni ordine di persone per le sue rare qualità, delle quali era „veramente adornato. Il mondo, che vuole sempre attribuire qualche motivo „alle morti immature, suppone che la abolizione della Cancellaria di Bohemia, „di cui era Gran-Cancelliere, e le altre novità, sopra le quali dichiarò sempre „contrario il di lui voto alla Maestà Sua, gli habbiano afflitto l'animo, con„taminato il sangue e causata la mancanza."

[20]) Dieſes ganz eigenhändige Schreiben der Kaiſerin befindet ſich im Archive der Familie Harrach, aus welchem es mir gefälligſt mitgetheilt wurde.

[21]) Er war damals noch nicht achtundvierzig Jahre olt.

[22]) „Wegen Manipulation deren Creushaubtlenthe iſt die Inſtruction recht, „nur ſolle beygeſetzt werden, dos welche die Inſtruction nicht pflichtmäſſig halten „werden oder ſoumſelig, mir ſelbe directe zu berichten und zu benennen, ſelbe nicht „ollein die ungnod, ſondern auch die Caſſation zu gewärtigen haben." Vortrag der böhmiſchen Hofkanzlei vom 20. Mai 1748. Archiv des Miniſteriums des Innern.

[23]) Handbillet vom 2. Mai 1749. Abgedruckt in dem Aufſatze: Die Juſtizreſarmen in Oeſterreich von Dr. A. v. Domin. Oeſterr. Revue. 1864. IV. 76.

[24]) Der venetioniſche Botſchafter Contarini ſagt in ſeiner Finalrelation vam Jahre 1746 von dem Grafen Seilern: „ministro di molta età, avvezzo all' „antico modo tedesco, di elatezza nelle proposizioni e tardanza nel risolvere, „cosicchè se li Refferendarj non lo eccitassero a quella sollecitudine che „oggidì vuole la Regina in tutte le cose, pochi sarebbero li negozj che si „vedessero per lui consumati." Arneth. Die Relationen der Botſchafter Venedigs Fontes rerum austriacarum. XXII. 307.

[25]) Die Hofräthe von Saffran, Doblhoff, Kannegießer, Cetta, Stuppan, Kranichſtätten und Neumayr bildeten zuerſt das Gremium des neuen Directoriums. Auf den Antrag des Grafen Haugwitz, auch den Hofrath von Buol zur Beſorgung der tiroliſchen Angelegenheiten dorthin zu verſetzen, ſchrieb Maria Thereſia eigenhändig: „diſes kan nicht ſeyn und habe ſeiner höchſt nöthig in justitialibus; alles „gutte kon nicht von ſelber ſtelle genohmen werden." Vortrag des Grafen Haugwitz vom 4. Mai 1749. Archiv des Miniſteriums des Innern. Er ſelbſt erhielt 30.000 Gulden Gehalt; bei Doblhoff und Kannegießer wurde derſelbe mit 7000, bei Saffran und Cetto mit 6000, bei Stuppan und Kranichſtötten mit 5000, bei Neumayr, welcher nur proviſoriſch angeſtellt war, mit 4000 Gulden bemeſſen. Bei der Oberſten Juſtizſtelle bezog der Präſident Graf Seilern 14.000, der Vicepräſident Graf Oed außer einer Penſion von 5000 noch 8000, der Vicepräſident Graf Korzensky 12.000 Gulden, während die Hofräthe Buol, Lierwald, Hilttner, Turba, Kommergansky und Rumerskirch jeder 6000, Hofrath Mühlersdorf 5000, drei Hofräthe 4000 und die drei Jüngſten 3000 Gulden bezagen.

[26]) Geſchichte der Codification des öſterreichiſchen Civilrechtes, von Dr. Philipp Harras von Harraſowsky. Wien 1868. S. 34.

[27]) Harraſowsky. 39.

[28]) Der venetianiſche Botſchafter Corer berichtet am 2. Februar 1754 über Hormayr: „Prova molto spiacere d'aver in questa rigida stagione a passare „in Moravia, essendo tale l'ordine avuto da S. M., che con impacienza desi„dera veder l'incomineiamento dell'indicata regolazione de' codici."

[29]) Harraſowsky. S. 44.

[30]) Eigenhändige Reſolution über die Sitzungsprotokolle vom 3. Mai und 9. Juni 1753. Bei Harraſowsky S. 48.

[31]) Eigentlich war dieß ſchon durch die Einrichtungen des Jahres 1748 der Fall, und ſelbſt Maria Thereſia räumt ſolches ein, indem ſie auf das Verlangen der mähriſchen Stände wegen unveränderten Fortbeſtehens der Landtage eigenhändig ſchreibt: „finde keinen anſtand pro formalitate die landtäge beizubehalten, jedoch „mit der bedingnus, das was jetzund feſtgeſetzt, nicht einmahl mehr in queſtion „zu zihen wäre." Archiv des Miniſteriums des Innern.

[32]) Die erſten Kreishauptleute in Niederöſterreich waren Graf Joſeph Herberſtein zu Krems, Ignaz von Hagen zu St. Pölten, Joſeph von Sondersleben in Gaunersdorf und Freiherr Anton Pilati in Traiskirchen. Vortrag des Grafen Haugwitz vom 23. Juni 1753.

[33]) Vortrag des Grafen Kinsky an Maria Thereſia vom 17. Dezbr. 1744. Archiv des Miniſteriums des Innern.

[34]) „und keiner von ſelben in einen Erbland von uns ſich niederlaſſen dürfte." Archiv des Miniſteriums des Innern. Als dieſer Theil des vorliegenden Werkes ſchon geſchrieben war, erſchien von G. Wolf: Die Vertreibung der Juden aus Böhmen im Jahre 1744, welche Schrift noch nähere Angaben über den Verlauf dieſer Angelegenheit enthält.

[35]) Reſcript an die ungar. Statthalterei vom 1. Jänner 1745. Archiv der ungar. Hofkanzlei.

Ex pluribus iisque ponderosissimis rationibus eliminationem omnium Judaeorum in Regno nostro Bohoemiae, et Marchionatu Moraviae commorantium aut vitam degentium sub finem Mensis Junij currentis anni etiam manu militari, si ea opus esset, exequendam clementissime resolvimus: eo expresso addito mandato, ne eorum aliquis ultimo die praedicti Mensis in ambabus memoratis Provincijs ulterius inveniatur et tolleretur, aut in alijs Regnis et Provincijs Nostris Haereditarijs profigenda ibidem sede et habitatione recipiatur et admittatur.

Quam benignam resolutionem et dispositionem Nostram Fidelitatis Vestrae ad statum notitiae ac eum etiam in finem perscribendum et intimandum esse duximus, quatenus sensum ac mentem suam qualiternam dictos Judaeos e Bohemia et Moravia previo modo eliminandos ab adventu in Hungariam ac ibidem figenda sede et habitatione realiter arcendos esse censeant . .

[36]) Archiv des Miniſteriums des Innern.

[37]) Erizzo's Bericht vom 5. Juni 1745.

[38]) Archiv des Miniſteriums des Innern.

[39]) Reſcript vom 20. Juni 1746. Archiv des Miniſteriums des Innern.

[40]) Vom 28. Juli 1746. Archiv des Miniſteriums des Innern.

[41]) Bericht vom 5. Auguſt 1746. Archiv des Miniſteriums des Innern.

[42]) Reſcript an die böhmiſche Statthalterei vom 4. Auguſt 1746. Archiv des Miniſteriums des Innern.

[43]) „Bleibet bey meiner Reſolution, daß keiner in Ollmütz noch Brünn „hineinzulaſſen, auch ſogar in denen Vorſtädten nicht zu wohnen geſtatten. Was „mein Aerarium verliehret, habe darüber ſchon meine Reſolution genohmen. Wan „ſie aber ihre praestanda nicht richtig abführeten, ſo wären ſelbte nur eine Laſt „vor das Land, alſo gleich auszuarbeithen, wie angefangen werden kunte, ſelbte aus „dem Land gleich zu bringen.“ Eigenhändige Bemerkung der Kaiſerin auf ein Referat der böhmiſchen Hofkanzlei vom Dezember 1745. Archiv des Miniſteriums des Innern.

[44]) Diedo. 13. April 1748. „E siu ora poi costantamente risoluta l'Im- „peratrice che restino seacciati del tutto da quel Regno gl'Ebrei, ma ne è „imbarazzata nell' eseeuzione dell' idea, eontrastata eom' è nella massima da „tutti quei sudditi ehe sostengono per necessaria la permanenza di quella „nazione.“

[45]) Diedo. 3. Dezember 1746. „Essa Imperatrice è bensi fornita di „egregie prerogative, ma sueeeduta una volta in lei una prevenzione sinistra, „non vi è più sperauza di renderla disimpressa.“

[46]) Engliſche Geſandtſchaftsberichte bei Raumer. Beiträge II. 237.

[47]) Sir Charles Hanbury Williams an den Herzog von Newcaſtle. Dresden, 15. Juli 1753. Statepaper office. London. „I am also sorry to say that „the spirit of perseeution still reigns at Vienna, whieh is push'd on and encou- „raged by the Empress Queens Confessor, for it is known at Vienna that in „a eouncil held upon the affairs of protestants in Upper Austria, the Empe- „rors Confessor declared that He knew of no lawful methods for bringing „the lost sheep baek to the Floek but argument and persuasion. On the other „hand her Imperial Majesty's Confessor declared loudly for the Legality of „violent Measures, and compelling them to eome in by force, and this Advice „prevail'd.“

[48]) Fürſt 718.

[49]) Die Darſtellung dieſer Audienz iſt einer im Staatsarchive befindlichen, aus dem Nachlaſſe des Feldmarſchalls Grafen Seckendorff herrührenden handſchriftlichen Mittheilung eines der Mitglieder der Deputation entnommen.

[50]) K. A. Menzel. Geſchichte der Deutſchen. XI. 20.

[51]) Bericht des venetianiſchen Botſchafters Erizza. 23. April 1746.

[52]) Piera Carer. 15. Dezember 1753.

[53]) Carer. 22. Dezember 1753.

[54]) Maria Thereſia hatte gewünſcht, daß den in großer Entfernung von der Kirche wohnenden Landleuten an ſolchen Tagen der Beſuch des Gottesdienſtes nachgeſehen werde. Auf dieſes Begehren ging jedoch der Papſt nicht ein. Bartenſtein's Referat vom 3. Auguſt 1751.

[55]) Carer. Schönbrunn. 4. Mai 1754. „Avendo penetrato Sua Maestà „che alcuni religiosi nel publicare l'editto della regolazione delle feste avevano „aggiunto varie espressioni tendenti pintosto ad allontanar il popolo che a „disporlo ad obbedire all'Imperial commando, perciò fece che questi tali reli„giosi fossero condotti in arresto a Greiffenstein, castello distante due leghe „da qui, e dove si pongono li Religiosi di mala condotta o li rei d'inqui„sizione."

[56]) Carer. 4. Mai 1756.

[57]) Sir Charles Hanbury Williams an den Herzog von Newcaſtle. 15. Juli 1753. „After I have told your Grace that Her Imperial Majesty is daily „showering down riches and favours upon the whole priesthood, you will be „surprised to hear that in general the priests are not her friends. They talk „loudly and openly against her government, and the Pulpits are filled with „Persons who daily instill sedition into the people, and this is done in so „bare faced a manner as would not be tolerated in the most free government „in Europe."

[58]) Menzel. XI. 99.

[59]) Erizzo. 8. Jänner 1746. „Promove gli universali clamori. . ."

[60]) Padewils an Friedrich. 18. Jänner 1747. Sitzungsberichte. V. 488.

[61]) Der venetianiſche Botſchafter Andrea Tron. 13. Februar 1751.

[62]) Tron. 14. und 28. Februar 1750.

[63]) Ranke's hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift. II. 675.

[64]) Sie betrugen unter Karl VI. 570.000, im Jahre 1747 aber 488.000 Gulden.

[65]) Ausweis im Archiv des Finanzminiſteriums.

[66]) So bezog nach der Behauptung des Großkanzlers Fürſt Graf Kaunitz als Staatskanzler 78.000, Graf Ulfeld als Oberſthofmeiſter 68.000 Gulden. In einem amtlichen Ausweiſe vom Jahre 1756 figurirt jedoch Graf Kaunitz nur mit 30.000 Gulden.

[67]) Ulfeld's Eingaben an die Kaiſerin vom 12. und 13. Dezember 1751.

[68]) Walf. Aus dem Hofleben Maria Thereſia's. S. 27.

[69]) Wolf. S. 80.

[70]) S. 675.

[71]) S. 676.

[72]) Arneth. Finalrelationen der venetianiſchen Botſchafter. S. 300.

[73]) Fürſt. 708.

[74]) Vgl. auch Plenker. Die Entwicklung der indirecten Abgaben in Oeſterreich. Oeſterr. Revue. Jahrg. 1863. II. S. 97.

[75]) Fürſt. 707.

[76]) Codex Austriacus. V. 249.

[77]) Handbillet der Kaiſerin an den Grafen Philipp Kinsky. Archiv des Miniſteriums des Innern.

[78]) Diedo berichtet über ihn am 5. Juli 1749: „Per dedurre il genio „di questa nuova figura è sufficiente il sapere che, Boemo di origine, fù „egli uno dei più avversi a questa Corte e deditissimo al fù Carlo VII. Seppe „egli cambiar partito, giustificarsi con questi Sovrani, venire al partito dell' „Imperatrice, conciliarsi favore col mezzo del Principe Carlo, e dopo un „breve esilio dalla Corte riuscire di essere scielto a trattare le più importanti interne negoziazioni, di essere spedito in Baviera per ministro a quell' „Elettore, e finalmente di conseguire il posto principale che fù sempre occupato dalli più meritevoli soggetti austriaci."

[79]) Fürſt. 709.

[80]) Das an Chotek erlaſſene Handbillet iſt abgedruckt bei Wolf. Aus dem Hofleben Maria Thereſia's. S. 65.

[81]) Bartenſtein's Referat vom 29. Jänner 1751. „Allein iſt unter einſten „auch erinnerlich, daß der ehemalige groſſe ſchaden des aerarij, ſo die abänderung „verurſachet hat, nicht von der freyen einfuhr deſſen, was die Bottſchafter zu eygenem „gebrauch nöthig hatten, ſondern von dem darmit theils mittel- und theils ohn- „mittelbahr getriebenem gewerb entſprungen, wie dann bekendt iſt, daß der nun- „mehrige Cardinal Paſſionei ſich als ehemaliger Nuntius anmit eine jährliche ein- „nahme von zehntauſend Gulden zu verſchaffen gewuſt hat."

[82]) Eigenhändige Reſolution Maria Thereſia's auf obiges Referat. „wegen „der bottſchafftern aprobire es das die 500 Dugaten auffgehoben werden und ſie die „Freyheit genieſſen können, doch das alles viſitirt und ſpecificirt werde; wegen der „anderten miniſtren haben ſelbe es niemahls gehabt und nur nach wohlgefallen oder „abusu ſelbe bekommen. Die regul iſt einmahl jetzund ſchon feſtgeſetzt, alſo was man „thut eine erleichterung und gnad vor ſelbe iſt, alſo glaubte das ſelb: was mit ihrer „erſten bagage kombt, frey wie jetzund die Bottſchaffter genieſſen kunten, nachgehends „aber alles wie jetzund bezahlen. Wer aber in diser claſſe diser miniſtre ſolle verſtanden ſein, beſonders wegen dem reich, iſt zu überlegen und mir specifice zu „übergeben."

[83]) Nicht Brolé, wie Fürſt irriger Weiſe ſchreibt und ihm ſeither immer nacherzählt wurde.

[84]) Corer. 17. Februar 1756.

[85]) Fürſt. 700.

[86]) Diedo. 5. Juli 1749. „La fabbrica delle porcellane, che era in „intiera decadenza, comincia a fiorire, perchè diminuiti ad un tratto i prezzi „per più della metà, s'invogliano le persone a valersene."

[87]) Maria Thereſia an Karl von Lothringen. 12. Auguſt 1749. Die Verhandlungen mit Porter ſeien dadurch unterbrochen worden, „daß er den Bogen „immer höher und endlichen ſo hoch geſpannt, daß Engelland allein vom hieſigen „in- und ausländiſchen commercio meiſter geweſen wäre, und von dem nuzen „nicht nur alle ausländer, ſondern auch inwohner ausgeſchloſſen haben würde."

[88]) Wolf. S. 68.

[89]) Tron. 27. Dezember 1749. „Ma gli Ungari sono assai negligenti „nel coltivare li proprj terreni, parte per l'indole assai infingardo della nazione, „ma sopra tutto, quando li prodotti sono nati, non sanno poi a chi venderli."

[90]) Tron. 27. Dezember 1749.

[91]) Vom October 1746. Archiv des Finanzminiſteriums.

[92]) October 1746. Archiv des Finanzminiſteriums.

[93]) Bericht vom 19. Auguſt 1747. S. 526.

[94]) Handſchreiben vom 29. November 1749. Löwenthal. Geſchichte von Trieſt. I. 181.

[95]) Corer. 17. März 1753.

[96]) Corer. 6. Juli 1754.

[97]) Corer. 26. October 1754.

[98]) Corer. 30. November 1754.

[99]) Voriger Bericht.

[100]) Tron. 15. November 1749. „Si pretende dalli pratici delle cose „militari che il motivo per il quale le armate di questa Imperatrice non hanno „molte volte riuscito negl'incontri, e particolarmente da Prussiano siano state „sempre battute, nasca da un solo principio, cioè dalla mancanza di disci„plina nei soldati, e di celerità nel fare l'esercizio a fuoco vivo, cosa che, „quando viene ben eseguita da' soldati, è considerata utilissima, anzi decisiva „nelle battaglie."

[101]) Tron. 27. Jänner 1753. „Tutte queste novità, che sopra ogni „punto del militare, sia sù la maniera di armare li soldati, sia sù l'esercizio, „sia sù la disciplina, sia sù quasi ogni altro articolo di tal professione che si „fanno in ora quasi appresso ogni nazione dell'Europa, sono tutte fatte ad „imitazione di quello che pratica il Rè di Prussia, pretendendosi da chi ha „cognizione di tali cose, che le truppe prussiane siano le meglio regolate e „le meglio disciplinate dell'Europa."

[102]) Podewils an König Friedrich. 19. Auguſt 1747. S. 523.

[103]) Wolf. Aus dem Hofleben Maria Thereſia's. S. 63.

[104]) Corr. 4. October 1755. „Essendo il conte di Harrach, Presi„dente di guerra, per l'età e le sue indisposizioni ridotto in grado di non „poter uscire dalla propria abitazione, ed incapace di agire, e ricercando „l'impiego suo ogni maggior attività, particolarmente nelle circostanze presenti, „perciò la Maestà dell' Imperatrice ha creduto indispensabile di destinare altro „soggetto di capacità e cognizione che faccia le veci sue, senza però levar „la carica nè lo stipendio al Harrach, e ciò in riguardo alle sue benemerenze, „ma molto più per le potenti sue aderenze. Pertanto dichiarò Vicepresidente „di guerra il Maresciallo Neipperg con la paga effettiva di Maresciallo, con„sistente in 12.000 fiorini, poichè prima non godeva che del solo titolo. Egli „fù dichiarato al corpo militare con una circostanza per esso molto decorosa, „ciò che ogni ordine sottoscritto da esso solo abbia ad essere immancabil„mente eseguito, quando per l'avanti li Vicepresidenti segnavano col nome „del Presidente con subordinazione ad esso. Il sunominato Maresciallo non „ritrovandosi persuaso dal celebre referendario di guerra Weber, fece giun„gere alla Maestà, che per il vero suo servizio desiderarebbe che questo „Ministro fosse levato dall' impiego e costituito in suo luoco il referendario „Greller. Si dice che il tutto sia prodotto da antica inimicizia che il Neip„perg ha contro di lui. Per animare maggiormente il Neipperg a meglio „servirla, S. M. prontamente secondò questo suo desiderio, facendo il Weber „Tenente Maresciallo e destinandolo nel consiglio militare diretto dal Marescial „Cordua, nuovamente instituito per esaminare e decidere tutte le questioni „gindiziarie militari, sostituendo in referendario di guerra il Greller, deside„rato dal Neipperg. Questo però è considerato dall' universale di poca abilità „e non paragonabile al dimesso."

[105]) Tron. 2. Mai 1750.

[106]) Erlaß vom 25. Februar 1751. „Um dem Militari neue Kennzeichen „Unſerer für Selbes habenden beſonderen Neigung und Gnade zu geben, haben „Wir gnädigſt bewilligt, daß die Officiers, welche in Unſeren Kriegsdienſten ſtehen, „in ihrer uniformen Soldaten-Kleidung an Unſerem Hof erſcheinen mögen, um „ihre gute intenta zu erlangen." Regiſtratur des Kriegsminiſteriums.

[107]) An derſelben erhielten die Zöglinge außer der Frühſtücksſuppe fünf Speiſen zu Mittag und vier des Abends; an der Tafel zweiter Kategorie eine Speiſe zu Mittag mehr, an der Tafel dritter Kategorie ſieben Speiſen zu Mittag und fünf des Abends. Ein Maß Wein wurde für jeden Zögling verabfolgt. Man ſieht wohl, für ihre leiblichen Bedürfniſſe war mehr als ausreichend vorgeſorgt.

[108]) Archiv des Miniſteriums des Innern.

[109]) Erlaß vom 20. September 1755. Archiv des Miniſteriums des Innern.

[110]) Es wog ſammt dem Bayonnet acht Pfund elf Loth.

[111]) Erlaß vom 26. April 1749. Regiſtratur des Kriegsminiſteriums.

[112]) Hietzinger. Statiſtik der Militärgrenze. II. 2. S. 34.

[113]) Protokoll vom 24. Februar 1750. Regiſtratur des Kriegsminiſteriums.

[114]) Vortrag des Hofkriegsrathes vom 16. September 1750. Regiſtratur des Kriegsminiſteriums.

[115]) Erlaß vom 1. März 1755.

[116]) Der Erlaß des Hofkriegsrathes über die Verwendung invalider Soldaten als Offiziersdiener iſt vom 29. März 1755. Regiſtr. des Kriegsminiſteriums.

[117]) Duell- und Ausforderungs-Pönal-Mandat. 20. Juni 1752.

[118]) Erlaß vom 21. October 1752. Regiſtratur des Kriegsminiſteriums.

[119]) Vom 21. Dezember 1754. Regiſtratur des Kriegsminiſteriums.

[120]) Podewils. 18. Jänner 1747.

[121]) Archiv des Miniſteriums des Innern.

[122]) Kriegsarchiv.

[123]) „Raptus et stuprum violentum.“

[124]) Ulfeld an Maria Thereſia. 19. Dezember 1746.

[125]) Erlaß des Hofkriegsrathes an den Commandirenden in Mähren, Grafen Saint-Ignon. 2. September 1748.

[126]) Dudik. Die letzten Tage des Panduren-Oberſten Franz Freiherrn von der Trenck. Oeſterr. Blätter für Literatur. Jahrg. 1845. S. 13.

[127]) Archiv für Geſchichte u. ſ. w. 1824. S. 103.

[128]) Helfert. Die Gründung der öſterreichiſchen Volksſchule durch Maria Thereſia. S. 18. 29.

[129]) Eigenhändige Reſolutionen der Kaiſerin vom 4. und 21. Auguſt 1750. Archiv des Miniſteriums des Innern. „placet, ſolle aber alle Monat der Dopelhoff „über das Waiſenhaus particulariter nachſehen; dem Marxer wäre auch alles diſes „vorzuleſen und meine groſſe Gnad erkennen zu geben, umb ihme nicht zu proſti- „tuirn es nicht offentlich kund mache, wie er es wohl verdient hätte . . . er ſolle „benent ſein zu der commiſſion und öfters dazu beruffen werden, doch nicht obligirt „allemahl zu erſcheinen, er ſolle dem ſitz haben, der ihm gebührt als weichbiſchoff, „in das intrinſecum deren häuſer und ſtifftungen aber nicht zu miſchen alſ in „der commiſſion.“

[130]) Helfert. 43.

[131]) Wolf. Aus dem Hofleben Maria Thereſia's. 195.

[132]) Friedrich Nicolai. Beſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz. III. 231.

[133]) Erlaß vom 25. Juni 1752. Archiv des Unterrichtsminiſteriums.

[134]) Helfert. 107. 108.

[135]) Auch im Wege der Preſſe geſchah dieß, jedoch gleichfalls nicht mit günſtigem Erfolge. So enthielt der in Frankfurt erſcheinende Avant-coureur vom 9. Jänner 1745 einen Artikel aus Wien vom 30. Dezember, welcher lautet: La

Cour vient de recevoir la triste nouvelle de la mort de S. A. S. Madame l'Archiduchesse Gouvernante des Pays-Bas Autrichiens. L'affliction à cette occasion est d'autant plus grande, qu'on s'étoit toujours flatté que par l'assistance de Monsieur d'Engel, Conseiller et premier médecin de S. M. notre Reine, qui a été envoyé au mois de Novembre à Brusselles, cette digne Princesse pourroit recouvrer la santé, et qu'on a vu par les relations envoyées de jour en jour à Vienne, que cette mort n'a été qu'une suite du mauvais traitement et de la méthode irrégulière des médecins là-bas, que le dit Monsieur Engel, à ce qu'on assure, avoit toujours désaprouvé, et au détaut d'un changement en avoit prédit l'événement, mais que les susdits médecins et principalement un d'entre eux, appellé de Hollande, n'ayant jamais voulu démordre de leur système, avoient à l'approche de la mort imprévue pâli et pleuré amèrement auprès du lit de feue S. A. leurs fautes qui se sont encore plus manifestées à l'ouverture du corps. La Cour et un chacun ici est tres méconteut de cette affaire et on attend de jour en jour le retour de Monsieur d'Engel, pour en être au fait de toutes les circonstances. Unter dem Arzte aus Holland war natürlich der aus Leyden herbeigerufene van Swieten gemeint.

136) Abgedruckt bei Arneth. Maria Thereſia's erſte Regierungsjahre, II. 565.

137) Van Swieten an Maria Thereſia. 17. Jänner 1749. Abgedruckt bei Kink. Geſchichte der kaiſ. Univerſität zu Wien. II. Beil. 88. S. 254.

138) Kink. I. 443.

139) Reſalution auf van Swieten's Bericht vom 25. Juli 1752 . . . . . „keiner auffzunehmen iſt in kein ſpittahl ohne das er vorſuite preſentirt und er „ihme apradirt und ich ihme ratificirt habe, der geharsamb kaſt vill hier." Archiv des Miniſteriums des Innern.

140) „Die Studia hier ſeynd gewis nicht vill nutz und valler Gebrechen. „Der Pater de biel iſt jetzt der vorgeſetzte, der nembliche, der mit Dapelhoffen und „mir das Collegium Thereſianum errichtet. Ich halte vill auf disen man und „das werk iſt von der gröſten wichtigkeit, wäre alſo mit Dapelhoff zu reden, er „wolle in mein Namen mit de biel reden und kunte eine commiſſion von ihme „Dapelhoffen, de biel und dem Superintendent von der Univerſität nebſt noch eini„gen andern, die nöthig oder nützlich wären, zu halten bei ihme, umb der ſache „abzuhelffen, die ſache aber ehender recht prepariren laſſen." Eigenhändiges Schreiben der Kaiſerin im Beſitze des Freiherrn Anton von Dahlhaff.

141) Erlaß vom 25. Juni 1752. Archiv des Unterrichtsminiſteriums.

142) Wahlberg. Die Reform der Rechtslehre an der Wiener Hochſchule. Wien, 1865. S. 10.

143) Für Sundermaler wurden 4000, für Riegger 3500, für Banniza 3000, für Schmidt und O'Lynch 2000 Gulden Gehalt beſtimmt. Kink. I. 469. 470.

144) Kink. I. 476—486.

145) Eigenhändige Reſalution der Kaiſerin auf einen Vortrag des Grafen Haugwitz vom 12. November 1752. „Wegen der univerſität wäre mir ein haus

„zu ſuchen, dem erzbiſchoff die commiſſion zu geben, mit Vanſuite ſich zu ver„ſtehen.“ Archiv des Miniſteriums des Innern.

146) Eigenhöndige Reſolution der Koiſerin auf den Vortrog des Grafen Haugwitz vom 15. Mörz 1753. „olles dem erzbiſchoff zu übergeben; er ſolle „olles mochen wie er es om beſten und würthſchofftlichſten findet; jeder wie er will „zu gebrouchen.“ Archiv des Miniſteriums des Innern.

147) Eigenhändige Reſolution der Kaiſerin vom 2. Moi 1753. „placet „und dos gebäude und zurichtung völlig dem erzbiſchoffen zu überloſſen; 200.000 „von denen 500.000 fl. dorzu deſtinire.“ Archiv des Miniſteriums des Innern.

148) Reſolution der Koiſerin ouf dos Commiſſionsprotokoll vom 13. Auguſt 1755. Archiv des Miniſteriums des Innern.

149) Reſolution ouf den Vortrog des Grofen Haugwitz vom 24. Auguſt 1755. Archiv des Miniſteriums des Innern.

150) Patent der Koiſerin vom 30. Dezember 1749. „Thun kund Jeder„männiglich, welchergeſtolten Wir bey Uns erwogen, doß zum Wohlſtond Unſerer „Länder und zu Beförderung Unſeres Allerhöchſten Dienſtes nichts vorträglicher „ſeye, ols wonn Wir dem zohlreichen Adel, ſo in Unſeren Erblanden ſich befindet, „die Gelegenheit eröffnen und die Mittel erleichtern, ihre Söhne in guten Sitten „und ollen onſtändigen Wiſſenſchoften dergeſtolten unterweiſen zu loſſen, domit ſie „Uns, Unſeren Nochfolgern und dem gemeinſomen Weſen erſprieſsliche Dienſte zu „leiſten in den Stond geſetzet werden.“

151) Weiß von Storkenfels. Die koiſ. kön. orientaliſche Akademie zu Wien. 1839. S. 5.

152) Mellini on Kounitz. 20. Februar 1754. „Il detto Abbate, del quale „si serve per scrivere le cose sue confidenziali.“

153) Reſolution der Koiſerin auf den Vortrag des Grafen Kounitz vom 9. März 1754.

154) Fronz von Scheyb on Gottſched. Wien 1. Februar 1749. Löſchenkohl an Gottſched. Wien, 22. Nov., 13. Dez., 27. Dez. 1749, 7. Jänner 1750. Danzel. Gottſched und ſeine Zeit.

155) Näheres hierüber in der intereſſonten Arbeit des zu früh verſtorbenen Feil: Verſuche zur Gründung einer Akodemie der Wiſſenſchoften unter Maria Thereſia. Johrbuch für vaterländiſche Geſchichte. Wien 1861. S. 321—407.

156) Scheyb on Gottſched. 27. Dezember 1749.

157) Allerunterthänigſte Noto. 18. November 1753. „Die Original-Pro„tocolla, ſo währender longwürigen, von dem Weſtphäliſchen Frieden vorhergegan„genen Hondlung von dortiger Kayſerlicher Botſchoft geführet worden, ſeynd hier „ouf dem Tondelmorck verkouffet und ſodonn vom alten Grafen von Wackerborth „noch Dresden verſendet worden, allda ober vor etlich und zwanzig Jahren ver„brunnen.“

158) Protocollum directorij in publicis et cameralibus sessionis extraordinariae pomeridianae de dato 14. Aug. 1749. Erlaß an Rosenthal vom 13. September 1749. Archiv des Miniſteriums des Innern.

159) Bartenſtein. Allerunterthänigſte Nota. 18. November 1753. Die Correſpondenz Leopold's I. mit ſeinem Geſandten in Spanien, Grafen Pötting, wurde im Jahre 1753 einem Buchhalter bei der Miniſterial-Bancodeputation Namens Stracka abgekauft, der ſie bei dem Prager Buchhandler Rüdiger gefunden und an ſich gebracht hatte. Vortrag des Grafen Haugwitz vom 17. April 1753. Archiv des Miniſteriums des Innern.

160) Eigenhändige Reſolution der Kaiſerin auf den Vortrag des Grafen Haugwitz vom 15. Februar 1751. „Es kan nicht ſein, dann ſchoun davon disponirt, „gedenckte aber in der Reichscanzley quelber zu finden." Archiv des Miniſteriums des Innern.

161) Eigenhändige Reſolution der Kaiſerin auf den Vortrag des Grafen Haugwitz vom 8. November 1753. „placet, und mögte Bartenſtein die Direction „darüber übernehmen und Roſenthall an ihme zu weiſen; die Arbeit zu beſchleu-„nigen." Archiv des Miniſteriums des Innern. Das kaiſ. Decret an Bartenſtein iſt vom 21. November 1753.

162) Roſenthal bezog 4000, Freyßleben 2000, der Adjunct Sperges 1000, der Expeditor Hops 800, der Kanzliſt Strahl 725, der Kanzliſt Rauffer 300, die Acceſſiſten Benzl und Wieſtl, dann der Heizer Bücher je 200 Gulden. Die Geſammtausgabe betrug daher 9425 Gulden.

163) Allerunterthänigſte Nota vom 18. November 1753.

164) Inſtruction für Roſenthal vom 19. Dezember 1753. „Ferners wird „Er die Zuſammentragung deſſen, was zum Grund einer diplomatiſchen, ſowohl „Böhmiſchen als Oeſterreichiſchen Hiſtorie zu dienen hat, wie bereits ein guter und „lobwürdiger Anfang von Ihme gemacht worden, fortzuſezen haben."

165) Sir Charles Hanbury Williams an den Herzog von Newcaſtle. 15. Juli 1753. „Statepaper office. London. „Her person was made to „wear a crown and her mind to give lustre to it. Her countenance is filled „with sense, spirit and sweetness, and all her motions accompanied with „grace and dignity."

166) Fürſt. S. 672.

167) Bericht vom 18. Jänner 1747. S. 486.

168) „That Emperor took all the pains imagiuable to procure her the „succession of great kingdoms and provinces, and at the same time did all „that in him lay to render her incapable to govern them."

169) Diedo. 21. September 1748. „Verso la notte del Martedi Sua „Maestà diede alla luce un Arciduchessa, che è morta pocche minute dopo „del parto, battesimata però da una dama colà assistente. Fù sorpresa „S. M. dai dolori, mentre passeggiava nel giardino, et in brevissimo spazio

„sorti dal sempre pericoloso momento. Era stata la sera antecedente all' „opera in città, valendosi già di carrozza e lasciando tenere l'uso solito di „un rapido corso. Vien attribuito la mancanza della bambina principessa „alla niuna risserva di S. M. nel riguardo della sua preservazione, essa però, „benchè insinuata ad haversi riflesso, è disprezzante affatto di tutto quello che „potrebbe dirsi anche necessaria precauzione."

170) Wolf. A. a. O. 91. 92.

171) Wolf. S. 111.

172) Wolf. S. 116.

173) Im Besitze des Freiherrn von Doblhoff. Ertag ist Dinstag.

174) Arneth. Maria Theresia und der Hofrath von Greiner. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften. XXX. 307.

175) Wolf. 175—179.

176) Wolf. 220.

177) Coxe. History of Austria. II. 484.

178) Bergmann. Pflege der Numismatik in Oesterreich. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften. XIX. 47.

179) Der Oberstlieutenant Chevalier de Baillou, von Karl Blochlinger von Bannholz. Milit. Zeitschrift. 1864. S. 273.

180) Diedo.. 10. Mai 1749. „L'Imperatore dal canto suo si esercita „nel piacere della caccia, non lascia quasi mai di attrovarsi ai spettacoli, „e apparisce unitameute applicato nel governo de' Stati proprj."

181) Fürst. 677.

182) Fürst. 677.

183) Sie war schon im Jahre 1705 geboren, zählte also im Jahre 1748 bereits 43 Jahre.

184) Geboren im Jahre 1707.

185) Geboren im Jahre 1719.

186) Podewils. 508.

187) Wolf. A. a. O. 147.

188) Corer. 13. Juli 1754. „Una tal separazione riesce molto sensi- „bile alla Maestà dell' Imperatore, che ama infinitamente la sorella, ed ha „seco lei la più cordial confidenza."

189) Lettres of the right honourable Lady Mary Worthley Montague. S. 29. 30.

190) Podewils. 502.

191) Tron. 26. Dezember 1750.

192) Eigenhändiges Billet der Kaiserin; im Besitze des Freiherrn Anton von Doblhoff.

193) Corer's Berichte vom 6. September 1755 und vom 9. April 1757.

[194]) Vom 3. November 1780. Arneth. Maria Thereſia und Maria Antoinette. 2. Aufl. S. 348.

[195]) Arneth. Die Relationen der Botſchafter Venedig's über Oeſterreich im achtzehnten Jahrhundert. Fontes rerum austriacarum XXII. 306. Contarini's Relation iſt vom Jahre 1746, alſo um ein Jahr älter als die Berichte des Grafen Podewils an König Friedrich.

[196]) Podewils. 493. 504.

[197]) Undatirter Aufſatz der Kaiſerin, welcher mit den Worten beginnt: „Les Ayas à qui j'ai confié mes enfans . . . .“

[198]) Diedo. Wien, 14. Dezember 1748. „E seguita Mercordi la com„parsa nelle forme del Reggimento dell' Arciduca Giuseppe. Vi comparve „egli alla testa sempre assistito del suo Governator Maresciallo Badiani, ami„rato esso Prencipe da numerosissimo concorso, o sia per la bellezza della „sua struttura e dell'aspetto, o sia por la franchezza nell'esercizio della „propria ispezione. Fù assai osservabile chè in un Clima come questo, in „cui il sole si vede appena alcun momento in un intiero inverno, e in cui „sempre si soffrono ò il vento ò la neve, siasi goduto in quel giorno un cielo „totalmente sereno senza vento e senza freddo come una giornata di dolce „primavera. Vi sono state di già presenti Loro Maestà servite da tutta la „Corte in somma gala . . . Nella sera d' hieri essendovi stato appartamento „per altra gala, attesò l'essere giorno di nascità del Prencipe Carlo, et inter„venutovi pur io secondo il solito, S. M. l' Imperatrice Regina mi si accostò „con la sua naturale bontà e cominciò dal spiegarmi il suo aggradimento „perchè ero stato a vedere la comparsa dell'Arciduca suo figlio . . .“

[199]) Instruction pour les chambellans de S. A. S. Mgr. l'Archiduc Joseph . . . „Il faudra blamer le vice et le mal en général, en témoigner „de l'horreur, mais ne parler avec aigreur de personne, pas même des na„tions ennemies, changer ou interrompre des discours pareils, si quelqu'un „en entamait, et faire comprendre dans les discours et entretiens familiers à „l'archiduc que ceux qui méprisent ou critiquent d'autres princes, le font „pour le tenter ou flatter, et que l'un et l'autre ne doit pas être écouté „d'un bon chrétien et d'un bon coeur.“

[200]) Méthode qu'on a suivie dans l'éducation de S. A. R. Mgr. l'Archiduc Joseph.

[201]) Im Juli 1751 zu Preßburg.

[202]) Sie fand am 13. October 1751 ſtatt.

[203]) Reſolution des Kaiſers auf Bartenſtein's Vortrag vom 13. Oct. 1751. „Dieſe Modalität für die Studio und Hiſtorie habe beſonders gut befunden und „approbire es in Allem. Ich will, daß man dieſen Methodum folgen und mir „alſobald ein Subjectum vorſchlagen ſolle, ſo noch dieſer Idee dem Sohn die „Hiſtorie tradiren könne und ſich ganz allein hierzu widmen thätte, und aus „denen ſchon bekandten Hiſtoriſchen Büchern dasjenige herauszunehmen, was er

„dem Sahne tradiren ſalle, auch die vorfallende Geſchichte allezeit dahin applicire, „daß zugleich nebſt der Hiſtarie dem Sahn ſawahl die Fehler deren varkammenden „Regenten, als was ſie Gutes gethan, beygebracht werde, umb das eine zu evitiren „und das andere zu imitiren, und ſich der Sahn aus ſalchen wichtigen Anmer„kungen nach und nach gute Principia mache, die Fehler in denen Regierungen „kennen lehren und ſalche zu ſeiner Zeit zu meiden wiſſe; das thut eine gute wür„kung, wann man ſich hiervan bey Zeit eine Gewahnheit macht. Wegen der „Aemulation finde ich beſandere gut, daß zwey aber drey junge Leute herbeygezagen „werden, umb mit dem Sahn zu ſtudiren, man ſalle mir auch hierzu einige pra„paniren. Es iſt aber wahl zu ſuchen, daß ſelbe van einem lebhaffien Tempera„ment ſeyen, umb den Sahn aus ſeiner Schläffrigkeit aber Indalence herauszu„ziehen und er ſehen könne, wie derley Subjecta arbeiten; dieſes wird nicht ſchwer „zu finden ſeyn. Uebrigens bin ich ſawahl als die Kayſerin, welche auch dieſe „Arbeit geſehen hat, völlig darmit zufrieden, und verlangen nur, daß man das „hierzu nöthige Subjectum, und zwar wo es möglich aus Unſeren Erbländern „ſuchen ſalle; es dörffte mit der Zeit vannöthen ſeyn, ihm viele Sachen zu cam„municiren, die einem Frembden nicht allezeit anzuvertrauen wären; die Examina „alle Manate ſeind nicht allein gut, ſandern unentbehrlich nöthig darbey feſt zu „halten." „Franz."

[204]) „Petits entêtemens."

[205]) Die van Batthyany ausgefertigte Inſtructian für La Mine iſt vam 24. October 1751 datirt.

[206]) Règlement des heures de Son Altesse Sérénissime Monseigneur l'Archiduc Joseph pendant tonte la journée:

1mo

Monseigneur se lève à 3 qnarts à 7 heures et prie tout de suite.

Il s'habille jusqu'à $7\frac{1}{2}$ à peu près.

Il prend son déjeûné à 3 quarts à 8 heures.

Il est de retour à 8 heures.

2do

Il apprend le latin jusqu'à neuf heures et demie.

Il jouit d'un quart d'heure de relâche.

Il fait l'histoire jusqu'à dix et demie avec le Père Weickhard, y compris un quart d'heure de lecture allemande.

Il jouit d'un peu de relâche.

Il s'exerce à écrire avec son maître Steiner jusqu'à 11 et demie.

Il jouit de relâche jusqu'à midi.

Il dîne et reste en entretien jusqu'à 2 heures.

3tio

Il prend leçon de géographie jusqu'à 3 heures.

Il sera avec le Père Höller jusqu'à 4 heures les lundi et mercredi, de même avec Brequin les mardi, jeudi et samedi.

Il apprend son latin et son histoire de 4 heures jusqu'à 5 heures, ou s'il a joui du relâche avant cette leçon, jusqu'à $5\frac{1}{2}$.

4to

Il prie con chapelet à 6 heures.

A 6½ Reutter donnera sa leçon en musique les lundi et mercredi; mardi, jeudi et samedi cette heure est destinée pour la danse.

Il finit par quelques amusemens jusqu'à 8 heures.

Il soupe jusqu'à 8 heures et demie.

Il joue au billiard jusqu'à 9 et un quart.

Il se retire pour les prières du soir.

Il se déshabille et se couche à 3 quarts à dix heures.

Le manège sera fréquenté les lundi, mercredi et samedi, à l'heure du maitre à écrire; Son Altesse Sérénissime pouvant s'exercer seul de cette leçon dans un quart d'heure perdue.

Les Dimanches et les Fêtes le Père Höller a déjà ses heures avant midi, et M. Brequin viendra ces jours là de 2 jusqu'à 3½

Quant aux lectures nécessaires pour faciliter les études, acquérir des connoissances utiles et amuser l'esprit, on pourroit les prendre sur le vuide qui reste dans la journée, surtout les fêtes et dimanches.

[207]) Walf. 89.

[208]) Nach Feßler's Angabe, Geſchichte der Ungarn, X. 154, ſoll Bajtay's Ausarbeitung über die ungariſche Geſchichte im Staatsarchive aufbewahrt ſein. Ich vermochte dort keine Spur davon aufzufinden.

[209]) Bartenſtein's Vortrag vom 20. Juni 1753.

[210]) Bartenſtein an Maria Thereſia. 24. Jänner 1754. „Habe mich aus „beſter Meynung, und weilen ſeit vierzig Jahren in internis viele Erfahrung habe, „auch zehen Jahre von einem ſchon dreißig Jahre vorhero darinnen gebrauchten „groſſen Miniſtro vieles von noch älteren Zeiten erlehrnet, anerbathen, die quoad „universum beſitzende Kenntnuſſen zuſammen zu tragen. Nachdeme es aber nicht „für thunlich ermeſſen wird, ſo bin ganz wohl zufrieden, mich darein nicht im „mindeſten zu miſchen."

[211]) Eigenhändige Reſolution der Kaiſerin. „Tout ce qui touche à faire „à Bartenstein, il doit le faire et y mettre la main sans plus de retard et „choisir les deux personnes dont il a besoin." Pöck erhielt eine Zulage von tauſend, der Kanzliſt Pirkhert aber als Copiſt eine ſolche von vierhundert Gulden.

[212]) Nach dem vorliegenden Drucke, den Band zu dreißig Bogen berechnet.

[213]) Hormayr. Oeſterreichiſcher Plutarch. Band XI.

[214]) „L'histoire naturelle trouva aussi place parmi les amusemens."

[215]) Bartenſtein an Maria Thereſia. 16. Juli 1757. „Mit dem Hofrath „von Beck habe wegen des Fortgangs derer Studien Sr. kön. Hoh. des Erzherzogs „Joſeph geſprochen. Er hat mir jenes beſtättiget, was ungern vernahmen."

[216]) Welche der ſlaviſchen Sprachen Joſeph gelehrt wurde, iſt nicht ausdrücklich geſagt. „On lui a donné," heißt es im Rechenſchaftsberichte, „depuis peu „un maitre de langue esclavone qu'il a accepté avec plaisir."

217) „L'étroite et entière amitié qui règne entre Elle et S. M. Rus„sienne seroit un assez puissant éguillon pour l'exciter à s'y appliquer."

218) Instruction pour M. Wynants.

219) Die Inſtruction für die Gräfin Lerchenfeld, Aja der Erzherzoginnen, iſt veröffentlicht von Firnhaber in dem Aufſatze: „Maria Thereſia als Mutter."

220) Maria Thereſia ſelbſt ſagt in ihrer ſchon mehrfach citirten, wahrſcheinlich aus dem Jahre 1751 herrührenden Aufzeichnung: „Mit dem Königreich Hun„garn allein habe keine Aenderung vorzunehmen für dienlich erachtet, weilen außer „einem Landtag nach denen Geſätzen des Landes etwas ſolches zu tentiren nicht „rathſam wäre, nicht minder bey Hungarn beſondere Umſtände, ſo in Anſehung „derer Folgen ſehr häcklich ſind, in Conſideration fallen."

221) Diedo. 29. Juni 1748. „La sola Ungheria è esente da qualunque „alterazione. Si fecero cadere delle insinuazioni ad alcuni più accreditati „soggetti del Regno, ma la risposta loro fù corta: Nos habemus nostrum „benignissimum regulamentum."

222) Diedo. 31. Mai 1749. „Si aveva incaminato da Sua Maestá „alcun passo respettivo all'Ungaria, ma il Co. Palfi, palatino ottuagenario, „gli scrisse che la supplicava col più sommesso ma ferveroso cuore a pen„sare altrimenti et a non dargli la mortificazione di veder una universal „mozione di tutto il Regno."

223) Tron. 13. Februar 1751. „Si scutono poi certe voci sparse uni„versalmente che il Regno di Ungheria poco o nulla contribuisce alli pesi „del Principato, o che tutto cade sull'Austria, snlla Boemia, sulla Moravia „e sugli altri stati ereditarj. Quelli che hanno zelo o almeno danno ad in„tendere di averne, mostrano calcoli aritmetici o politici, dalli quali desumano „che la Imperatrice potrebbe cavar più di sei millioni di fiorini da quel „Regno, dove in ora essa appena ne cava due, quando si potesse metter „la mano nel medesimo con franchezza, come si è fatto negli altri Stati „ereditarj."

224) Tron. 22. Mai 1751. „In questa dieta si vuole indurli a contri„buire volontariamente una non leggiera contribuzione, e a poco a poco accus„tomarli a questo vocabolo di gravezza insolito da soffrire da quella nazione, „in un altra dieta poi, che si ha dissegno di tenere qualche altro anno, „indurli a qualche cosa di più, e sopra tutto tenendo con frequenza di queste „diete, il che non facevano gli altri Imperatori, mossi da gelosia o da altri „motivi, indurli poco a poco a cambiare il sistema del governo del loro „paese, il quale è la maggior parte fondato sù principj barbari ed ostrogoti, „e lontano intieramente da quelli usi, da quelle leggi è da quelle regole „che si accostumano appresso le altre nazioni dell'Enropa, e che fanno prosperare le medesime."

225) Tron. 13. Februar 1751. „con molta riserva e prudenza, essendo „li Ungari per una parte assai potenti e per l'altra gelosissimi della loro „libertà, immunità e privileggi."

226) Andrea Tron. 27. März 1757. „Si vorrebbe far cambiare alla gra„vezza di nome e di sostanza e trasportarla dalle persone alle terre, cioè paghe„ranno in progresso le terre, non più le persone, e chi possiederà un tal „bene, sarà obligato a pagare un tal aggravio, nobile o non nobile . . . La „proposizione è fondata senza dubbio sù un principio di giustizia e di equità, „che chi ha, quantunque nobile, deve pagare, e chi non ha, quantunque „non nobile, non è giusto che paghi. Si crede che la Corte incontrerà per „altro molte opposizioni nel voler rimediare ad un male già da lungo tempo „radicato in quella nazione e che è contrastato da infiniti privati interessi. „Non ostante, come molte delle principali famiglie dell'Ungheria s'impegne„ranno con molto fervore perchè una tale deliberazione sia presa, e come „essa è infatti inticramente uniforme alli riguardi della giustizia, così si pre„tende che alla fine giungerà questa Corte al proprio intento, e si aumente„ranno per consequenza notabilmente le di lui rendite in quel Regno."

227) Bartenstein's Referat. Ohne Datum. April 1751.

228) Auch im Diarium Diætale, welches sich in dem Archive der königl. ungarischen Hofkanzlei befindet und bei der vorliegenden Ausarbeitung vielfach benützt wurde, ist die zwei Zeilen umfassende Antwort des Erzherzogs Karl buchstäblich angeführt, während dieß bei den übrigen Antworten nicht der Fall ist. „Cum summo", heißt es darin vom Erzherzog Karl, „omnium solatio et admira„tione articulate et cum accentu prorsus hungarico istis fere verbis respondit:

„Szépen köszönöm a N. Statusoknak, hogy rulam emlékeztek es azzal „megh bötsültek, bogy mágok Deputatusit hozzám is küldövik örülni fogok „ha mentül elöb Posonhan a Nemes Statusokat láthotom."

229) Bartenstein tadelte an dem Entwurfe der Proposition, daß Alles darin angeführt sei, was Ungarn für Maria Theresia, nicht aber auch dasjenige, was die Kaiserin für Ungarn gethan habe. „Hiernächst ist zwar", sagt er in seinem Referate vom 10. April 1751, „die demuth eine grosse tugend, und erinnere „mich gantz wohl, daß in einer gewißen vorfallenheit der Kayserin Maj. groß„müthigst bezeuget haben, sich nie selbsten loben zu wollen. Allein auch die demuth „hat, wie alles übrige, ihre schrancken, und in weltlachen ist jezuweylen unentbehr„lich, daßjenige, was man gutes gethan hat, nicht zu verschweygen."

230) Auch Tron sagt von der Ständetafel, „che compone il nerbo, la „forza e l'autorità della nazione ungara." Preßburg, 5. Juni 1751.

231) Tron. 5. Juni 1751.

232) In den Diätalakten wird er auch Szülö oder Szölö geschrieben.

233) Wie heftig die an der unteren Tafel als Vertreter der Regierung befindlichen Beamten angegriffen wurden, zeigt folgendes am 10. Juni ausgegebene „Epigramma in Personalem et Protonotarios."

„Fekete veste niger cognomen Fekete prodit
Latino nigrum perbene, nam niger es.
Nigra quidem vestis, sed certe nigrior est mens,
Namque duobus equis vendere justa soles.

Pechy cum Brunsvik tua jam figmenta secundant
Hisce duo pariter forte dabuntur equi,
Frustra tegis nigros albis in fronte capillos
Nam tu non pilos, sed tua falsa tegis,
Pelle sub agnina fugito tu hos Hungare lupos,
Ne verbis blandis alliciare precor."

[234]) Tron. 23. Mai 1751. „Egli è cosa prima di tutta esenzialissima „di far conoscere a tutti gli Principi dell'Europa, che gli Ungari, altre volte „ribelli e quasi nemici della casa d'Austria, in ora deposte le antiche ani„mosità, si sono sinceramente riconciliati con la medesima, e con esempio „da quello dicesi nuovo nelle storie del regno di Ungheria, impongono a „se stessi volontarj aggravj per il bene e vantaggio del suo Principe. Ciò „fà conoscere a chiunque vorrà attaccar questa Casa in progresso che po„tendo poco a poco disponere la Corte delle forze del Regno di Ungheria, „potrà essa tirare da que' popoli e da quella poteute nazione quei soccorsi „che si renderanno necessarj; ben differente da quello era al tempo delli „passati Imperatori, che quando avevano essi la guerra contro li Principi „dell'Europa, erano quasi obligati di tenere un armata di osservazione per „presidiarsi dalle rivoluzioni e dalle insurrezioni degli Ungari."

[235]) Tron. „E finalmente si allega . . . . le maggiori ricchezze che „sono entrate nel Regno d'Ungheria nelle guerre decorse, nelle quali li „Ungari carichi delle spoglie dell' altre nazioni hanno radunato fortune con„siderabili ed hanno per consequenza sparso molto dinaro e molte ricchezze „per quel Regno".

[236]) „Sacratissima Cæsareo-regia Majestas" lautete immer die Anrede der Stände, weder cæsarea et regia noch regia allein.

[237]) „Hac occasione Comes Palatinus declarabat, qualiter et occa„sioni exhibitæ Suæ Majestati Statuum representationis et alias conatus „fuerit, Suæ Majestati excutere sinistras de Statibus opiniones, et Suam „Majestatem ab eo etiam amoverit, quod 500.000 fl. (cum jam definiverat ut „600.000 fl. finaliter postulentur) contentetur".

[238]) „Secundet et benedicat in his oneribus Dominus Deus miseros „contribuentes, ut tantæ auctioni et prioris quanti exsolutioni par esse pos„sit, quod omnium precibus et votis optandum est".

[239]) „Melius fecissent Status si, antequam impossibilitatem plus con„tribuendi allegassent, circumstantiis accuratius expensis fecissent istiusmodi „auctionem, quam ut hoc modo contra factum proprium agere denique „debuerint".

[240]) Am 13. Juli hatte Bartenſtein an die Kaiſerin geſchrieben: „Ob „man gleich billig ein mehreres vom hieſigen Landtag ſich verſprechen ſollen, ſo „iſt doch gut daß die geſtrige einwilligung erfolget. Wozu alſo in getreüeſter ehr„furcht glück wünſche, umb ſo mehr als dieſe begebenheit die nothwendigkeit be-

„ſtärket, erweckung der ſorcht und beyſorge mit liebreichen Bezeugungen zu unter-
„miſchen". Maria Thereſia antwortete darauf eigenhändig: „Vor denen leuten
„und darauſſen mus man die ſache ſehr gelten machen, das wie es auch wahr
„iſt, viil vor die hungarn iſt, innerlich aber weis was davon zu halten habe".

[241]) So ſchreibt ſie z. B. am 14. Juli an Bartenſtein: „was ſagt ihr von
„diſer ſaubern Zeittung; Biſchoff von Erlau hat es mir communicirt".

[242]) Eigenhändige Bemerkung auf Bartenſteins Referat vom 14. Juli.

[243]) „duummodo Domini Status et Ordines desideratissimum istum
„finem nullo modo seu directe seu indirecte retardent aut difficiliorem red-
„dant".

[244]) „haud ignari, allici externos ad id cogi non posse".

[245]) Wie Bartenſtein hierüber dachte, ergibt ſich aus ſeinem Referate vom 21. Juli. „Je mehr die Ungarn", heißt es darin, „was außer Ungarn iſt, kennen
„lernen werden, je mehr kan von dem Königreich nutzen angehofft werden, wo-
„hingegen diejenige, welche mit Ungarn allein eingenohmen ſeind, und außer deme
„gar nichts wiſſen, ihrem eygenen Vatterland durch die eygnen mittel, wodurch
„ſie ſich bey demſelben verdienſtlich und der nation beliebt zu machen glauben,
„unendlich ſchaden. Allein wiederhole zugleich nochmahlen, daß hierunter alsdann
„nur ohnmöglich rath zu ſchaffen ſeye, wann man nicht in billigen dingen ihnen
„Ungarn den groſſen Nutzen, den ſie von der mutuellen Verbrüderung mit denen
„Erblanden ziehen können, mit händen greifen zu machen vermag. Worzu die ein-
„leitung des commercij ad extra mir daß füglichſte, ja faſt eintzige mittel zu ſein
„ſcheinet".

[246]) „Status utique perplexi diffluxerunt".

[247]) Tron. Preßburg, 10. Juli 1751 . . . „Si aggiunge poi a ciò un
„terzo punto egualmente, anzi più importante delli soprallegati, cioè che si dimi-
„nuisca considerabilmente l'aggravio di molti generi che dall' Ungheria en-
„trano nell' Austria e negli altri Stati dell' Imperatrice, acciò che potendo
„in tal modo gli Ungari con maggior facilità vendere li loro prodotti, possano
„per conseguenza soffrire e pagare li vecchj e li nuovi aggravj. Questo ultimo
„articolo si giudica dalli prattici e dalli intelligenti di questa materia il più
„difficile da essere accordato, perche quello che si accordarebbe agli Ungari,
„si levarebbe agli Austriaci, li quali non potrebbero più vendere li loro pro-
„dotti a quel prezzo, al quale essi li vendono presentemente, quando fosse
„facilitato l'ingresso alli prodotti dell' Ungheria, e per conseguenza si rende-
„rebbero essi in minore facoltà e potere di subire quegli aggravj e que' pesi
„che soffrono presentemente e contro di quali già abbastanza gridano e de-
„clamano. Questi nuovi ostacoli sopragiunti con molto fervore per la parte
„della Camera bassa, cominciano già a stancare la pacienza della Corte."

[248]) Tron. Preßburg, 31. Juli. Er nennt die Kroaten „nemici capitali
„degli Ungari per genio e per inclinazione".

[249]) Extrablatt zum Wiener Diarium vom 1. September 1751.

250) „Perlectis itaque omnibus clementissimae resolutionis punctis, „Status ne in uno aliquod fundamentum inarticulationis invenerunt".

251) „Status autem, ne Sua Majestas Sacratissima ulterius disgustetur, „absolute se in aliquos condendos regno præjudiciosos articulos immittere „noluerunt, ita quidem ut propter aliquem terminum inter S. Dominum Pau„lum Nagy Protonotarium et Dominum Czuzy, Comitatus Veszprimiensis „Ablegatum, vix non ad personalia deventum est".

252) Seine Parteinahme für die Regierung trug ihm folgendes Epigramm ein:

Quam subito Pronyay pronus fis perditor orbis
Et facile tendes, socius esse mali
Ut Judas voles, miseram tu vendere terram
Pro vili nihilo, gratia namque nihil est;
Cave tibi dico, quia si tu manseris iste
Cum Jeszenak exul semper in orbe fores.

253) Er erscheint als Vertreter des Fürsten Anton Esterhazy in der Series Dominorum Ablegatorum Dominorum absentium Magnatum, qui non in propria sua persona sed per suos Ablegatos comparuerunt et sessiones habent inter Status. Auch er galt als ein eifriger Anhänger der Regierung und wurde deßhalb mit einem Pasquill nicht verschont. Es lautet:

Putrida pars patriæ Jeszenak quid dicere tentas?
Quid miseram plebem cupidus exugere tantum
Solvere plus possit, terra hoc jam onere pressa
Ingenti exclamas, et fundum sine ruina,
Gentis esse agis, sed ubi? quis nescio certe
Tu quoque si nescis, quid opus est facere nobis
Dicam, audi me, mox suppodito fundum
Ex quo permultum solvet, nec so ruinabit
Regnum, si tu marsupiumque tuum fundus orit.

In einer langen Spottschrift auf den ganzen Landtag heißt es von Jeszenak und Pronay: Dilexistis iniquitatem et odistis justitiam, propterea exaltatum est nomen vestrum, sicut cera a facie ignis, ita mendacia fluunt a facie vestra, revelavit Dominus omnibus gentibus iniquitates vestras.

Okolicsanyi wird darin mit folgenden Worten erwähnt: Non est conturbatum cor ejus, quamvis alicui a justitia insurrexerunt adversus eum, et non proposuerunt Deum ante conspectum suum, non relinquet Dominus virgam peccatorum super justos.

Und zu Czuzy wird gesagt: Benedicat tibi Dominus ut videas filios filiorum tuorum, pacem super patria, Dominus custodiat te ab ira indignationis æmulorum tuorum.

254) „Una civitas unum collectivum nobilem faciens".

255) Er war eine besondere Vertrauensperson der Kaiserin. Zehn Jahre später, am 12. Mai 1761, schrieb Maria Theresia, als sie Barloczy zum Primas

von Ungarn ernannte, dem damaligen ungariſchen Hofkanzler Grafen Palffy: „benene zum primate den biſchoff von Erlau Bargozi; dieſen ſolle er morgen zu „Schönbrunn publiciren. Andurch hoffe der religion und dem clero alſ auch dem „ſtaat und mein haus eine gutte auswahl gemacht zu haben und auch ſeinen „treuen vorſtellungen gehör gegeben."

[256]) In his ergo cum magno clamore constituti utennque longo tempore Status, supervenit ex abrupto tam solennis ex parte Procerum deputatio, qualis stante diæta adhuc non fuerat, quæ Dominis Statibus significavit, quod stante hac vespertina sessione Sua Majestas Sacratissima propria manu unum Billet scriptum submiserit, in quo expressit indignationem suam regiam, eo quod in gratiam harum quatuor civitatum viginti quatuor horis adhuc hic manserit, ubi præter omnem expectationem percipere debuit, quod in vivis adhuc existente Majestate nomen suum Maria Theresia per Status ita contemnatur et privilegia sua eribrentur . . . .

[257]) Nach dem Diarium diætale lauteten die Worte der Königin: „Ma„jorem profecto sperassemus in secundandis negotiis nostris promptitudinem „a gente ungara, cui et plura et nova præ reliqnis nostræ benevolentiæ „dedimus argumenta. Satagite, quæ conclusa sunt, in effectum mittere, sepo„nite in regem et matrem vestram diffidentiam, ut gratiam et clementiam, „quam amisistis, procurare possitis".

[258]) „Quantus moeror, quantus timor, quantaque trepidatio J. Sta„tuum et Ordinum Regni corda occupaverit, pallidæ eorundem facies re„monstrabant".

[259]) „Ita Diæta ista, quæ confuse incepit, in summa confusione defi„nita fuit". Die Schlußworte des Diariums aber ſind ſo charakteriſtiſch, daß ſie hier wohl eine Stelle finden dürften. Sie lauten: „Benevole lector! Quæ pu„blice acta sunt, diario huic inserta reperies, particularia autem et cujusvis „acta, ob quæ indignatio regia in Status incitata est, silentiosus calamus „retinuit. Cogita, sapienter disquire, et fer judicium de actis hujus diætæ, „et vale".

[260]) Cuſani. Storia di Milano. Milano. 1865. III, 59.

[261]) Cuſani. III. 63

[262]) Die Depeſche iſt abgedruckt bei Cuſani, III. 63. 64.

[263]) Pallavicini's Schreiben vom 21. October 1746 an den Präſidenten des italieniſchen Rathes, Marcheſe von Villafor, iſt abgedruckt bei Cuſani, III. 143 - 149.

[264]) An Pallavicini. 12. Septbr. 1746. „se da esso dipendesse il mio „vivere, sarei perita di pura indigenza". Cuſani, III. 166.

[265]) Erlaß der Kaiſerin an Harrach vom 30. Auguſt 1749. Cuſani, III. 181.

[266]) Erlaß an Harrach vom 19. Nov. 1749. Cuſani, III. 190.

[267]) Ulfeld an Criſtiani. 31. Mai 1747. „Circa il Rainoldi ho avuto „sino adesso sempre buona opinione del suo proceedere. Adesso comincio un „poco a vacillare. Vi sono un pajo di casi che quasi non lasciarebbero du„bitare che ci è qualche cosa fra lui e gli Spagnuoli".

[268]) Cuſani, III. 66. 67.

[269]) Ulfeld an Criſtiani. 28. Juni 1747. „Vi sarebbe un altro mezzo „che saviamente suggerisce il Sig. Koch, di assicurarsi in una volta del „fatto, che sarebbe di far disvaliggiare la posta che va a Lugano o a Zurich „per gente mascherata se fossero ladri, facendo poi le perquisizioni pro for„ma. Certo è che se Rainoldi copii le nostre lettere per mandarle al ne„mico, si troverà il corpo del delitto nel piego per Lugano o in quello per „Zurich".

[270]) Ulfeld an Criſtiani. 12. April 1749. „Io trovo troppo gravato per „potere continuare a servirsi d'un huomo che ci può burlare quando vuole. „La promozione la più naturale ut amoveatur è di mandarlo a Roma come „controlor della posta".

[271]) Ulfeld an Criſtiani. 5. November 1751 . . . „temevo che supprimesse „il Rainoldi gli dispacci di Spagna . . . come per sperienza del passato mi „ricordo essere succesſo altre volte, ma avendo consultato con il Sig. „Koch, abbiamo conchiuso che il meglio sarebbe dissimulare il tutto".

[272]) Bellati. Serie dei governatori di Milano. Milano, 1776. S. 26.

[273]) Cuſani. III. 205. 206.

[274]) Aufzeichnungen Verri's. Bei Cuſani. III. 206.

[275]) Ferdinand Harrach war im Jahre 1708 geboren. Seine erſte Gemahlin war die Gräfin Erneſtine Gallas, Tochter des ehemaligen Vicekönigs von Neapel, Grafen Wenzel Gallas. Im Jänner 1718 geboren, war ſie, noch nicht ſechzehn Jahre alt, im Oktober 1733 dem Grafen Ferdinand Harrach vermält worden und ſtarb ſchon im Jänner 1734. Er ſelbſt ſtarb im Jahre 1778, und ſeine Witwe, die Gräfin Roſa, im Jahre 1785.

[276]) „lasciando cara memoria di sè". Cuſani. III. 206.

[277]) Tron. 20. Dezember 1747. „uomo pieno di eloquenza, di progetti „e di ragioni per appoggiarli, perfettamente istrutto e chi ha credito consi„derabile con la Corte e con molti Ministri".

[278]) Tron. 4. April 1750. „Tra questi suoi progetti è quello di man„tenere dieci reggimenti d'infanteria e trè di cavalleria, il che forma un „corpo di circa 30.000 uomini colle sole forze d'Italia, progetto che per dire „il vero sembra assai difficile da eseguirsi, ma pure ciò fù da esso pro„posto e qui accettato".

[279]) Schon am 27. April 1748 ſagt Diedo von Pallavicini: „tutte le „mire sue tendono al conseguimento del governo dello Stato di Milano „dopo quello del presente Conte d'Arach".

[280]) Cuſani. III. 227.

[281]) Bellati. 28.

[282]) Aufzeichnungen Verri's bei Cuſani. III. 216.

[283]) Graf Kaunitz, damals kaiſerlicher Geſandter in Turin, iſt der Erſte, aus deſſen Munde wir Criſtiani's Lob vernehmen. Schon am 23. November 1743 berichtet er, daß Criſtiani, „ein ſehr tüchtiges und in Italien rar zu findendes „ſubjectum, welches nicht nur viel Activität, geſchwinde Einſicht, Gelehrſamkeit „und Erfahrung in Landes- Regierungs- Rechnungs- oekonomiſchen und Juſtitz- „ſachen beſitzet, ſondern auch meines Wiſſens von Niemanden wegen der gewöhnli- „chen Eigennutzigkeit beſchuldiget wird".

[284]) . . „amano infinitamente il Conte Cristiani." Tron. 27. April 1751.

[285]) Tron. 27. April 1751 . . . „alla fine lo faranno morire di fatica, „come succede a quegli uomini che abbracciano più di quello che la costi- „tuzione della salute loro permette".

[286]) Kaunitz an Koch. 21. Febr. 1752. „Depuis l'année 1743, tems „auquel je crus . . . devoir prendre la liberté de le proposer à S. M. pour „Chancelier de Milan, je connois tout ce qu'il vaut de coeur et d'esprit".

[287]) Williams an den Herzog von Newcaſtle. 15. Juli 1753.

[288]) Cuſani. III. 250. Kaunitz ſchrieb, als im Jahre 1758 Papſt Bene- dict XIV. ſtarb, am 11. Mai an Criſtiani: „E un colpo della Provldenza che „il Papa defonto abbia vissuto assai per darci tempo a terminare le impor- „tanti nostre trattazioni colla Santa Sede, e questo felice complemento è „dovuto massimamente all' instancabile zelo ed alla attività superiore dell' „E. V."

[289]) In einer Inſtruction an den kaiſerlichen Geſandten in England, Grafen Richecourt, vom Jahre 1749 heißt es von Groſſateſta, er ſei „un grand „intrigant et un homme aussi dangereux que son maître est altier, et même „altier infiniment plus qu'il ne convient à un duc de Modène".

[290]) Daß Maria Thereſia wirklich der Anſicht war, durch dieſen Vertrag werde die Ruhe in Italien geſichert, beweiſen die eigenhändigen Worte, welche ſie auf Bartenſteins Bericht vom 26. Juli 1752 ſchrieb. Sie lauten: „der auffatz „iſt ſo ſchönn verfaſt, daß es alſo je eheuder noch beſſer könne zu ſtande gebracht „werden zum beſten dieſes haus und der algemeinen ruhe".

[291]) Quem in finem non alius Princeps idoneus Eidem magis visus est, quam unus ex postgenitis serenissimis Austriæ Archiducibus, utpote qui et Ipsi ex Estensi Domo, quæ in Germania floret, oriundi sunt.

[292]) In dem Vertrage wird ſie immer nur Maria Richarda genannt. Sie hieß aber mit ihrem dritten Namen Beatrix, und mit dieſem wurde ſie nicht allein in ihrer Familie, ſondern auch ſonſt allgemein bezeichnet.

[293]) Leopold war am 5. Mai 1747 geboren, alſo damals ſechs, die Prin- zeſſin Beatrix, am 7. April 1750 geboren, erſt drei Jahre alt.

[294]) Corer. 14. Dezember 1754. „Fra pochi giorni partirà il Pallavi-„cini, sommamente discontento per non aver potuto ottenere che la carica „di Castellano che gode, si conservi immune dalla dipendenza del plenipo-„tenziario Cristiani, avendo voluto S. M. che d'ora innanzi anche tal carica „abbia ad esser dipendente da lui, quando il Duca non vi si ritrovi".

[295]) Corer. 21. Dezember 1754.

[296]) Cusani. III. 289.

[297]) Verri. Scritti inediti. Bei Cusani. III. 305.

[298]) Schon am 13. Juli 1750 schreibt Ulfeld an Botta von der „antipa-„thie qui règne entre Tarouca et Kaunitz" . . . „Tarouca ne pent pas gagner „sur lui de diriger une chose au bien, laquelle vient de la part de Kaunitz".

[299]) Corer. 2. April 1757. Er meldet die Abreise Cristiani's von Wien und fährt dann fort: „Qualche giorno prima è passato tra lui ed il Conte Tarocca „qualche non indifferente questione. Tarocca, soggeto molto favorito da „questa Sovrana, ha rassegnato a S. M. la carica di presidente d'ambedue li „consigli d'Italia e delle Fiandre, ed essa l'ha immediate accettata. In se-„guito giovedì S. M. ha fatto tenere alli due Viceprecidenti delli detti Consigli „un suo decreto, con il quale li abolisce, rimettendo quei affari alla Cancelleria „di Stato, ma ad ogn'uno però di quei soggetti li riconfermò il loro onorario „e le permette la continuazione del godimento del loro titolo. Si dice che „il detto Conte sia stato consigliato a così fare, poichè la Sovrana aveva „ragione di non esser contenta della di lui direzione tanto rispetto all' Italia „che li Paesi Bassi Austriaci."

[300]) Corer. 2. November 1754. „E . . il Cristiani nella maggior auge „di stima e di predilezione appresso questa Sovrana. Non c'è affare nel „quale essa non lo consulti, cosicchè questi principali ministri cominciano a „concepir gelosia ed a riguardarlo con invidia e con molta agitazione, og-„nuno dubitando di sua sorte."

[301]) Corer. 10. November 1733. „Cristiani è si distinto e riguardato „con particolar premura dall' Imperatrice, ch' essa me ne tenne proposito „sopra il suo male, dolendosi che non voglia cambiar sistema di vivere, du-„bitando che senza regolarsi non possi durar lungo tempo, soggiungendo „che la sua mancanza sarebbe per essa una vera perdita."

[302]) Noch drei Tage nach Cristiani's Tode, am 6. Juli richtete Kaunitz, der die Todesnachricht noch nicht empfangen hatte, folgende Worte an Cristiani: „Grazie a Dio abbiamo finalmente motivo di fondata speranza che l' E. V. „sia per ristabilirsi da vero, e per cavarsi dall' evidentissimo periglio nel „quale si trovava sin adesso, essendo stata per così dire bersegliata continua-„mente tra la vita e la morte" . . .

[303]) Henne et Wauters. Histoire de la ville de Bruxelles. II. 276.

[304]) Diedo. 16. November 1748. „La di lui infermità è di già ad un „tratto svanita."

[305]) Tiedo. 31. Mai 1749. „Botta, infermo di salute com' era in „avanti, è del tutto in ora ristabilito et impiega tutto lo spirito nelle appli„cazioni al buon sistema di quei Stati. Si riflette dall' universale che trè „forastieri sono alla vera direzione intrinseca de' Stati principali di questa „Sovrana, il Co. Haugwitz della Bohemia, della Moravia, dell' Austria e „degli altri Stati d'Allemagna, il Co. Pallavicini de' Stati d'Italia et il „General Botta delle Fiandre."

[306]) Referat vom 26. Juli 1750.

[307]) Denkschrift vom 19. Dezember 1748. . . . . „les sujets de S. M. „l'Impératrice Reine, après avoir payé aux Hollandais en temps de paix plus „de trente trois millions, ont été sacrifiés à un ennemi qui n'a négligé nul „moyen de les épuiser pour longues années."

[308]) Instruction pour la réponse à former par la jointe des Pays Bas sur les deux mémoires que le Résident des Etats-Généraux des Provinces-Unies, de Kinschot, lui a présenté sous la date du 18 mars 1749. (Von Kaunitz entworfen.)

[309]) Tron. 6. Dezember 1719. . . „uno dei primi e principali soggetti „di quella republica, quale solo è partecipe dei più secreti consigli del „Principe Statolder."

[310]) Tron. 16. Mai 1750. „Essendo essi diffesi dal mare e dalle „proprie flotte, non hanno in un certo modo bisogno di altra barriera che „li diffenda contro della Francia."

[311]) Tron. 12. August 1752. „Questa Corte non cessa e non cesserà „di sostenere li sudditi suoi sugli affari del commercio."

[312]) Tron. Voriger Bericht. „Gli Ollandesi, prima di parlar di rimet„ter le fortificazioni, ricercano che si accomodino le differenze sul commercio, „e vorrebbero che li Fiamenghi si riducessero a quella servitù e povertà di „traffico nella quale con dure leggi e con pesanti tariffe il trattato della „barriera dell' anno 1716 li aveva messi, ed in contrario li Fiamenghi pro„tetti in ora da questa Corte pretendono di promovere anche essi gli vantaggi „del loro traffico e di sviucolarsi da quelle catene."

[313]) „l'énormité du procédé," Schreiben der Kaiserin an den Prinzen von Oranien. 3. Mai 1751.

[314]) Sir Charles Hanbury Williams an den Herzog von Newcastle. Dresden, 15. Juli 1753. „This Her Imperial Majesty seemed also to take very „ill, and insisted loudly, so loudly that the people and the next room heard „Her, that She was the Sovereign of the Low Countries, and that is was „Her duty to protect Her subjects who had been so long oppressed by the „barrier treaty, and deprived of the natural privileges which all other nations „enjoy."

[315]) Kervyn de Lettenhove. Histoire de Flandre. VI, 510.

316) Kaunitz an Cobenzl. 21. Februar 1754. „Le Gouvernement ne „veut pas perdre de son authorité . . . au contraire il se croit fondé à „revendiquer celle qu'ils (les Etats) ont usurpée, et tont cela, parce que le „bon ordre, le service de S. M. et le vrai bien du pays l'exigent ainsi."

317) Juste. Histoire des Etats-Généraux des Pays-Bas. II.

318) Eigenhändige Reſolution der Kaiſerin auf den Vortrag vom 7. März 1749. „weillen . . . ſehe, das einige glaubeten das nach kein systeme ergriffen „warden, und doch höchſt nöthig das aus einen principio und maas regeln zu „werk gegangen werde, ſo ſolle ein jeder conferenz minister ſeine meinung zu pa„pier ſetzen und in vierzehn tagen mir zuſchicken, was nach nunmehr geſchloſſenen „frieden, anſcheinenden Unruhen in Norden gegen Engeland, Franckreich und dem „Reich vor ein systeme zu ergreiffen wäre."

319) Ulfeld an Kaunitz. 15. Jänner 1748. „Le comte Kinsky vous a „fait place à la conférence, et cela ne souffrira point de difficulté que vous „veniez l'occuper; j'ai dit ce matin à Leurs Majestés que nous gagnerons „considérablement au troque."

320) Ueber Harrach vergl. Maria Thereſia's erſte Regierungsjahre. II. 353. III. 132—134

321) Podewils an König Friedrich. 24. Mai 1747. Sitzungsberichte. V. 509.

322) Sir Charles Hanbury Williams an den Herzog von Newcaſtle. 15. Juli 1753. „I am sorry to say that Count Colloredo does not love busi„ness, and is too much in the hands of his commis."

323) Williams . . . „some few amours in which he has been engaged, „offended the Empress' religion and added to her dislike of his person."

324) Podewils. 515. Vergl. auch Fürſt, 679. Dieß beſtätigt auch Williams. „Count Colloredo loves play, at which he spends a great deal of time and „at which he loses a great deal of money."

325) Williams . . „had he a capacity or application answerable to „them."

326) Podewils. 517. Fürſt. 684.

327) Bartenſtein. General-Anmerkungen. 21. Jänner 1748.

328) Eigenhändige Reſolution Maria Thereſia's auf Bartenſtein's Vortrag vom 20. April 1749. „der gantze unterſtrichene eingang auszulaſſen und des „harachs votum wie die andern zu extrahirn, ohne von ſeinen particular anfüh„rungen und beklagungen was zu melden. ich verlange diſes sacrifice und werde „es erkennen vor nicht einen kleinen dienſt, indeme ohnedem was nach erhalten „warden, allein der gutten und fleiſſigen obſarg beeden, die das werk geführt, zu „dancken habe, und gar wohl mir bekant, was offt die beſten ſachen ecbouirn „gemacht."

Digitized by Google

329) Van der ganzen, hundert und sechs und zwanzig Folioblätter umfassenden Denkschrift des Grafen Kaunitz, welche vom 24. März 1749 datirt ist, möge hier nur die Stelle Platz finden, in welcher er selbst seine Vorschläge übersichtlich zusammenfaßt:

„Um aber das Wesentliche des oft erwehnten Vorschlags kurtz zusammen zu „fassen, und in wiederhahlte Vorstellung zu bringen, so beruhet solcher hauptsächlichen auf folgenden Grund-Sätzen:

„Daß weilen der König in Preußen vor den argsten und gefahrlichsten „Feind zu halten, und der Verlust van Schlesien unverschmerzlich falle, also auch „die beständige und gröste Sorgfalt dahin gerichtet werden müste, den ernannten „König zu schwächen und zumahlen Schlesien wieder herbeyzubringen."

„Daß deßfalls an der Mitwürckung der See-Mächten sehr zu zweifeln, und „wenn auch der gute Willen vorhanden wäre, dennoch die Kräften und die Mittel „der Ausführung ermangleten: daß folglichen zu Erreichung des großen Endzweckes „kein anderer Weeg als die frantzösische Einverständniß übrig bleibe: daß solche „niemahlen anzuhoffen, noch der ernannten Cron zu trauen seye, außer sie würde „durch einen zureichenden und wesentlichen Vortheil in die dießseitige Absichten „eingezogen: daß dahera einem großen Uebel großmüthige Entschlüßungen entgegen „zu setzen und Franckreich durch Sacrificirung einer Provinz in Italien oder in „den Niederlanden zu gewinnen: daß dieser Verlust für einen ungemein wichtigen „Gewinnst zu rechnen, und daß zwar der Ausschlag ungewieß und zu zweifflen „seye, ab auch die ernannte Cron durch dergleichen Vortheil vermöget werden „könne, sich der wegen vieler Staats-Ursachen sehr nützlichen Freundschafft des „Königs in Preußen zu entschlagen: daß aber bei einem solchen Zweiffel die Wahlfahrt und Erhaltung des Durchlauchtigsten Ertzhauses unumbgänglich zu erfordern „scheine, nichts ohnversucht, und keine solche gelegenheit aus handen zu laßen, so „die eintzige und sicherste ist, durch welche die Erste und größeste Absicht ausgeführet, und zur Vollkommenheit gebracht werden kan: daß hierbey die dermahlige „Beschaffenheit und Denckens-Art der frantzösischen Hofs nicht außer Augen zu „setzen, sondern alle dienliche Beweg-Ursachen und verschiedenerley Hülffs-Mittel „gelten zu machen und anzuwenden: daß zwar nach den dießseitigen innerlichen „und äußerlichen Umständen keine weit außsehende und gefährliche Offensiv-Unternehmungen, wohl aber solche anzurathen, welche, wenn alle Requisita, die hiebey „als nothwendig supponirt werden, eintreffen, menschlichem Ansehen nach nicht „wohl fehlschlagen und daß Durchlauchtigste Ertzhauß auf einmahl wieder in das „varige Systema, Flar und Ansehen bringen können: daß weilen die jetzige Umstände in Rußland und Franckreich favorables, aber vielen Veränderungen unterworffen, die Ausführung des Plans nicht auf künfftige Zeiten hinauszuverschieben, sondern je eher je besser Hand an das Werck zu legen seye, daß solches „in keinem Stück gegen der See-Mächte wahres Interesse aber gegen das alte „Systema streite: daß vielmehr alle wohldenckende und um die gemeinsame Wohlfahrt „beeyfferte Mächten alle Ursach hätten, die dießseitige Absichten zu unterstützen und „zu befördern: daß zwar das gantze Project vor sehr schwer, bedencklich, mithin in „gewießer Maß ideal und chimerisch, aber dennoch nicht var ohnmöglich zu halten, „da fast alles auf der frantzösischen Einstimmung beruhet, und wenn solche sup-

„ponirt wird, die meiſte dubia von ſelbſten hinwegfallen: daß es folglich nicht auf „bloße Erwegung der Difficultäten, ſondern hauptſächlich auf die Frage ankomme, „ob ein Verſuch zu wagen, und wie ſodann die Anſtände am beſten zu heben ſeyn? „daß je wichtiger das Werck an ſich iſt, umb ſo mehrere Vorſicht hiebey zu ge„brauchen, Und daß endlichen die Meinung keineswegs dahin gehe, dem Bourbo„niſchen Hauß ſchlechthin und ohne genügſame Vorbereitung eine oder die andere „Provinz gegen Schleſien anzubiethen, ſich vor der Zeith bloß und Gelegenheit zu „Mißbrauch zu geben, oder auch die Idee allzuviel oder zu lang betriben und ſich „mit vergeblicher Hoffnung abſpeißen, andurch aber auf Irrweege verführen zu „laſſen."

330) Keith an den Herzog von Newcaſtle. Bei Coxe. II. 364. Er nennt dieſen Plan ausdrücklich „the bait constantly held out by Bartenstein."

331) „Doch iſt der von Graff Kaunitz aufgeſetzte Plan, umb Franckreich „von Preußen zu detachiren und Schleſien wieder zu überkommen, mit aller er„ſinnlichen Vorſichtigkeit eines ſo würdigen und in Welt-Geſchäfften tief einſehenden „Staats-Mann ausgearbeitet, weßentwegen Er auch den Beyfall des gantzen „Miniſterij inſoweit überkommen zu haben ſcheinet, daß den Vorſchlag auszuführen „nicht unterlaſſen werden ſolle." Gutachten Batthyany's vom 18. Juni 1749.

332) Keith an den Herzog von Newcaſtle. Bei Coxe. II. 364.

333) Wolf. 367.

334) Mémoire pour servir d'instruction au comte de Richecourt, nommé ministre plénipotentiaire de S. M. l'Impératrice Reine auprès du Roy de la Grande-Bretagne. 17. Juni 1749.

335) . . . „de ne contracter à l'avenir aucun engagement qui pourrait „conduire directement ou indirectement à une nouvelle rupture, de ne don„ner ombrage à personne, et de convaincre la Maison de Bourbon de ces „sentiments pacifiques, d'une manière cependant qui ne ressente ni crainte „ni bassesse."

336) . . . „d'éviter avec un soin très-scrupuleux tout ce qui pourrait „déplaire à la nation, sans s'enfoncer trop dans les factions qui la partagent."

337) . . . „d'être très-attentif et empressé à persuader la France par „tous les moyens combinables avec la bonne foi dûe aux alliés et la propre „dignité, qu'on ne garde aucune rancune pour le passé, mais qu'on est et „sera toujours prêt de se reconcilier et unir le plus sincèrement avec elle, „pourvu que de son côté on donnât des preuves réelles d'y être disposé de „même selon les règles de l'équité, de la justice et de la bonne foi."

338) . . . „d'envisager le Roy de Prusse comme l'ennemy le plus „dangereux, le plus redoutable, le plus irréconciliable de la Maison d'An„triche, toujours prêt à éclater contre elle, lorsque l'occasion luy semblera „aussi favorable qu'en 1744."

339) . . . „convaincu intérieurement du tort qu'il a fait à l'Impéra„trice Reine" . . .

[340]) . . . „il n'y a aucun fonds à faire sur tel traité qu'on pourrait „conclure avec lui“ . . .

[341]) Er iſt aus Herrenhauſen vom 11. Juli 1750 datirt.

[342]) Maria Thereſia's erſte Regierungsjahre. III 333

[343]) So z. B. das Reſcript der Kaiſerin an ihren Geſchäftsträger von Zohrern in London vom 5. April 1749, worin es heißt, „daß in dem Tractat „mit Rußland die allermindeſte offenſive Verbindlichkeit nicht einkäme und Wir die „geheime, ohnedaß in deinen Händen befindliche artielen mitzutheiten kein bedencken „hätten.“

[344]) Mémoire instructif pour le comte de Richecourt du 17 mai 1750 . . . „Elle en connaît tout l'avantage en cas que le dessein pourra „réussir, sans avilir la dignité Impériale et sans que cette dignité coûte un „nouveau sacrifice à son auguste maison.“

[345]) Erklärung des engliſchen Geſandten Keith vom 18. Juni 1750.

[346]) Vorſter's Bericht aus Hannover vom 1. Auguſt 1750. „Zumahlen „es nichts geringes ſeye, das Churhaus Bayern, deme Chur Cölln und Chur „Pfaltz nothwendig folgeten, von Franckreich ab und auf die gnthe ſeite zu ziehen.“ Haßlang aber ſagte, „daß man durch eine ſo geringe abgab nicht allein die Baye„riſche und Cöllniſche, ſondern auch die Pfältziſche ſtimme . . . ohnfehlbar gewinne.“

[347]) Am 26. Mai 1750, vier Tage nach der Unterzeichnung des Uebereinkommens mit Baiern.

[348]) Vorſter's Bericht vom 29. Dezember 1750. „Es iſt nicht zu leugnen, „daß gedachter von Wreden ein beſonders geſchickter Mann ſeye, indem derſelbe „die Reichsverfaſſung in ihrem gantzen zuſammenhang, ſo zu ſagen, an den Fingeren „hat: nebſtdem beſitzet er die Gabe, ſeine Gedancken auf eine annehmliche Art vor„zutragen, . . . Seine gröſte Kunſt beſtehet aber darin, daß er allzeit das Gegen„theil von dem redet, was er gedencket. Seine Verſtellung gehet ſo weit, daß er „einem jeden, ſo mit ihm ſpricht, gleich in allem Recht giebet, ja er löſet die Ein„würff, ſo man ihme etwa machen könnte, von ſelbſten auf und begleitet alles mit „ſo vieler Wahrſcheinlichkeit und verſtelltem Vertrauen, daß auch die geſchickteſten „Leuthe von ihm hintergangen werden können.“

[349]) Voriger Bericht.

[350]) Richecourt's und Vorſter's Bericht vom 10. Oktober 1750. Die Declaration des Kurfürſten iſt datirt aus Mergentheim den 29. Septembr 1750.

[351]) So heißt es in einer Depeſche der Kaiſerin an ihren Geſandten in Madrid, den Grafen Nicolaus Eſterhazy, vom 10. April 1751 von Franlreich: „Dieſer Cron Miniſtri beſchäfftigen ſich an denen teutſchen Höffen und zu Regens„purg mit gleichem eyffer, als mitten im Krieg, allem Vorſchub zu geben, was „Uns nur immer unangenehm und nachtheilig ſeyn kan.“

[352]) Vom 22. Oktober 1750.

353) Reſcript an Vorſter vom 13. November 1750.

354) Vitzthum. Geheimniſſe des ſächſiſchen Cabinetes. I. 217. 218.

355) Reſcript an Vorſter vom 13. November 1750.

356) Maria Thereſia an Friedrich II. 29. September 1746.

357) Weingartens Berichte vom 20. September und 1. October 1746.

358) Bericht des Grafen Bernes vom 26. November 1746.

359) Bericht des Grafen Bernes vom 3. Jänner 1747.

360) Preußiſche Denkſchrift, von Podewils und Finckenſtein unterzeichnet. 6. Jänner 1750.

361) Oeſterreichiſche Denkſchrift. Beilage zu dem Reſcripte an Pueblo vom 22. Februar 1750.

362) Preußiſche Erklärung vom 20. Mai 1750.

363) Oeſterreichiſche Erklärung vom 6. October 1750.

364) Mémoire instructif pour le marquis de la Puebla du 6 octobre 1750. . . „On apprend par des avis qui parroissent assez fondés, que le „Roy de Prusse s'y prêtera parcillement, pourvu qu'il obtienne en même „temps la garantie de l'Empire, une pareille élection ne luy paroissant pas „contraire à son système et à ses vues dans les circonstances où l'Empire „se trouve présentement. Mais comme il importe beaucoup tant à la dignité „qu'aux intérêts de l'Impératrice Reine, qu'Elle ne paroisse aucunement „faire dépendre l'accomplissement de sa promesse de la voix électorale de „Brandenbourg, le marquis de la Puebla doit être très-attentif à ne jamais „laisser confondre ces deux objets, mais déclarer au contraire qu'indépen- „damment de la dite voix l'Impératrice Reine était prête d'avancer autant „qu'il dépendoit d'Elle l'affaire de la garantie, et qu'Elle ne requeroit le „concours de S. M. Prussienne à l'Élection du Sérénissime Archiduc aîné, „que comme une marque d'amitié et de complaisance de sa part."

365) Preußiſche Erklärung vom 23. October 1750.

366) Preußiſche Erklärung. Beilage zu dem Berichte Pueblo's vom 30. October 1750. Die hiebei gebrauchten Worte ſind etwas dunkel gehalten. Sie lauten: . . . „rien ne semble annoncer le besoin d'une élection semblable, ni „les motifs allégués pour cela dans la capitulation même de l'Empereur „d'anjourd'hui, motifs dont l'examen, auquel l'Empire est d'ailleurs intéressé „selon l'article VIII de la paix de Westphalie, doit précéder nécessairement „cette élection et en constater la légalité."

367) An Pueblo. 28. November 1750.

368) Koch's Berichte vom 21., 22., 29. und 31. Dezember 1750.

369) Koch's Bericht vom 16. Februar 1751.

[370]) Ulfeld an die Kaiſerin: „deß Klinggräv ſchreiben an König enthalten „nicht ſo viel erfindungen und unwahrheiten, wie vor Zeiten des Podewils ſeine."

[371]) Klinggräff an den König. Wien, 9. Jänner 1751. . . . „quoique „l'Impératrice sache jouer son rôle en perfection pour persuader, elle n'a „cependant pas réussi avec moi; elle s'est trop pressée à vouloir me donner „bonne idée de la sincérité de ses sentimens pour V. M., ce qui a même „fait un effet contraire. Je m'en méfierai plus que jamais; ses yeux la tra„hissent malgré son éloquence."

[372]) Friedrich an Klinggräff. Berlin, 19. Jänner 1751. . . . „je suis bien „aise de remarquer dans la vôtre, que vous êtes sur vos gardes contre les „insinuations emmiellées de l'Impératrice-Reine, et que ses artifices ne vous „en ont point imposé; aussi ferez-vous bien de vous tenir toujours en garde „contre ses cajoleries et de les apprécier. Au fond je sais à quoi m'en „tenir à l'égard de ses sentimens sur mon chapitre, et elle me jureroit sur „l'autel de vouloir être mon amie, que je ne le croirois qu'autant qu'elle ne „trouvera pas d'occasion et de moment favorable pour me nuire."

[373]) Am 7. November 1750.

[374]) Preußiſche Erklärung. Beilage zu Puebla's Bericht vom 28. Jänner 1751. „Que l'Impératrice satisfasse l'Electeur Palatin, et que, si Elle trouve ses „prétentions trop fortes ou pas assez fondées, qu'Elle s'en remette à la „manière dont le Roy et le Roy de France les arrangeront avec le con„sentement de ce Prince."

[375]) Mémoire instructif pour le comte de Richecourt du 16 février 1751. „S. M. ne s'est point pressée et ne se pressera pas de répondre à „un écrit aussi indécent. Elle croit au contraire qu'en cette occurrence „nulle réponse vaut mieux que bien des réponses les mieux fondées, et que „le mépris qu'Elle en marquera au Roi de Prusse, le déconcertera bien „plus que tout ce qu'Elle pourroit y répliquer."

[376]) Puebla's Berichte vom 6. und 7. März 1751.

[377]) Ulfeld an Puebla. Preßburg, 14. Mai 1751.

[378]) Puebla's Bericht vom 30. März 1751.

[379]) Puebla. 22. Mai 1751.

[380]) Tron. 20. Jänner 1753. „Il Sig. de Vitz, Ministro del Rè di „Prussia, giovane di anni 36, assalito dal vajuolo, male assai pericoloso in „questo clima, dopo quattro soli giorni di malattia finì di vivere, compianto „universalmente da tutti questi esteri Ministri, ed anche dalla stessa Corte, „colla quale ad onta delle note animosità che sussistono trà il Rè di Prussia „e questo Governo, aveva saputo egli diriggersi in modo che riusciva molto „grato anche a questi Ministri."

[381]) Puebla. 28. Jänner 1753. „C'est d'ailleurs un homme de beau„coup de droiture, de bon sens et naturellement porté au bien, de sorte

„que m'ayant beaucoup fréquenté, je me flatte qu'on s'en pourrait promettre „beaucoup de succès dans sa commission, à moins les ordres qu'il recevra, „ne l'empêchent de suivre ses propres bonnes inclinations."

382) Vorster. April 1752.

383) Oesterreichische Erklärung vom 5. August 1752.

384) Oesterreichische Erklärung vom 19. September 1752.

385) Vorster's Bericht vom 30. September 1752.

386) Vorster's Bericht vom 10. October 1752. „wie man denn klar sehe, „daß der Aufstand, welchen Pfaltz anjezo mache, lediglich von Preußen herkomme."

387) Sir Charles Hanbury Williams an den Herzog von Newcastle. Dresden, 15. Juli 1753. „if ever the crown goes into another family, the „grass will soon grow in the streets of Vienna."

388) Voriger Bericht. . . „she was the only person left in Europe, „who was not of opinion that the signing those preliminaries had been the „salvation of the house of Austria."

389) Ueber Roches Sendung vergl. Maria Theresia's erste Regierungsjahre. I. 329—338.

390) Citate aus Blondels Berichten bei Schlosser. II. 203. 204.

391) Referat vom 23. November 1749.

392) Ulfeld an Kaunitz. 9. November 1748. „Après les preuvres que „vous venés de donner de vos talents et habileté dont vous scavés que j'ai „été toujours garant auprès de LL. MM., il est bien naturel que vous „ne vous imaginerés pas qu'on voudra vous laisser désoeuvré, ainsi il fau„dra faire compte que l'occupation ne manquera pas et qu'il s'agira seule„ment de la station à laquelle vous pourrés vous résoudre le plus aisé„ment. Vasner a fini, faute de forces et de santé, pour repasser la mer, „et comme la France devra naturellement envoyer une ambassade icy, „de nostre costé il faudra en user de meme. Si je scavois pour lequel „des deux vous inclineriés de plus, cela me serviroit de règle et de „direction pour quand il est question d'en parler icy. J'opine pour Paris „parce que vous aprehenderés probablement l'air et le charbon d'Angleterre, „outre les autres agréments d'une commission aussi brillante".

393) Kaunitz an Ulfeld. Aachen, 27. November 1748 . . . . . „Pour „ce qui me regarde, j'avoue à V. E. que l'idée de me voir retenir dans „ces Pays-ci, après que tous mes Collégues ayant obtenu la permission „d'aller se mettre aux pieds de leurs Souverains, seroient partis, et de „devoir tout de suite me charger d'une nouvelle commission, telle que „celle de Paris et d'Angleterre, m'a fait d'autant plus de peine qu'elle „me vient de V. E. et que je m'étois toujours flatté qu'Elle avoit un peu „de bonté pour moi. Pour ce qui est de celle d'Angleterre, il ne peut

„pas en être question pour moi, parce que ma santé ne me permettroit „pas d'habiter un climat semblable; et ainsi ce n'est que celle de Paris „dont il pourroit l'être. Elle sait mieux que personne ce que c'est qu'une „Ambassade, et ce qu'il faut pour en soutenir les dépenses inévitables, „quelque arrangé que l'on soit. Si jamais il a été du service de S. M. „de ne point avilir ce caractère de représentation, c'est à présent. Je „sais me borner autant que qui ce soit, quand il n'est question que de „ma personne, mais dans les occasions qui intéressent le decorum et „le service de S. M., je ne pourrois jamais résister au chagrin de ne pou„voir faire ce qu'exigent les circonstances.

Tout le monde sait on est à portée de savoir l'état de mes „affaires, et j'ai eu l'honneur de mander à V. E. il y a déjà quelque „tems, que je n'aurais pas pu continuer à fournir aux dépenses que j'ai „faites ici, pour peu que cette Assemblée eût durée; ce que j'avance à „cet egard, je puis le prouver démonstrativement. Depuis que je suis „ici, je n'ai pas pu tirer une obole de mes terres de Moravie, et quand „même je réformerois entièrement le pen de bâtiments que je fais à Au„sterlitz, et qui est la seule chose que je ne me refuse pas dans ce monde, „je ne pourrois jamais en tirer au-delà de 2 à 3 mille florins par an; „moyennant quoi n'ayant eu que les seuls revenus de ma Comté de „Rittberg, qui n'ont pas suffi à beaucoup près, j'ai été obligé de con„tracter de dettes au-delà. Les intérêts à payer diminuent le fond, et „le crédit a ses bornes, personne n'ignorant que je ne possède que des biens „fideicommissaires, de sorte que, quand même je voudrois me ruiner totale„ment, je ne le pourrois pas. D'ailleurs j'ai, grâce à Dieu, une famille nom„breuse, et mes intérêts domestiques que j'ai abandonné entièrement depuis „sept ans que j'ai l'honneur de servir S. M. dans les pays étrangers, exigent „un meilleur arrangement et ma présence, sans parler de l'état de ma santé, „sur laquelle je ne puis jamais compter un instant. Au moyen de toutes „ces circonstances vraies et exactes j'en appelle au propre jugement de „V. E., s'il est possible, quand même je renoncerois entièrement à moi„même, que je puisse me charger de l'Ambassade en question, à moins que „la Cour n'en fit la dépense, car ce que je puis ajouter du mien est peu „de chose. Je ne mériterois pas d'être chargé des affaires de S. M., si j'étois „capable d'oublier assez les miennes pour m'embarquer légèrement dans „choses que je ne pourrois pas soutenir et qui entraineroient ma ruine totale. „S. M. est trop bonne et trop juste pour l'exiger d'un de ses fidèles vassaux. „J'en suis persuadé et c'est pour cela que je prends la liberté de me re„mettre à Ses pieds aujourd'hui et de La supplier encore une fois de m'ac„corder la permission de retourner à Vienne . . . . V. E. est trop équitable „pour ne pas sentir Elle-même ce que devroit penser le public, si, après „avoir terminé une commission aussi importante, je n'obtenois pas seulement „la grâce de pouvoir me montrer à mon Souverain et reparaître à Sa Cour. „Cela auroit l'air d'un honnête exil, et d'ailleurs le service exige même que „j'aille rendre compte de bouche de mes actions à S. M. et à mes Supérieurs

„sur bien des choses dont il n'est pas possible de pouvoir expliquer les „raisons par écrit. Moyennant quoi je me flatte que V. E. aura la bonté „d'appuyer ma priére . . .“

394) Tron. 29. Auguſt 1750.

395) Das Citat aus Blondels Bericht bei Schloſſer. II. 203.

396) Ulfeld an die Kaiſerin. 29. März 1748.

397) Vom 20. März 1750.

398) Das Billet exiſtirt in einer von Kaunitz ſelbſt verfertigten Abſchrift: „J'ai lu“, ſo lauten die Worte der Kaiſerin, „la pièce de Kaunitz, „et en étois occupé une journée entière, ayant eu ce jour la fièvre et un „grand mal de tête, et je peux dire qu'à sa fin j'en étais guéri par la satis„faction qu'il m'a donnée d'avoir un homme pareil et seule ressource pour „mon ministère. Plus je l'estime, plus je tremble pour lui et sa conservation, „et plus je sens combien il me manquera ici. J'ai fait plus, je l'ai envoyé „au prince Charles qui l'a lu hier en se levant à cinq heures pour l'achever „avant les cérémonies, qui l'a infiniment admiré et en est d'accord, mais „ne veut en paraître; il m'a dit même de plus, mais que je ne dirai qu'à „Kaunitz“.

399) Citate aus Hauteforts Berichten bei Schloſſer. II. 263.

400) Mareſchal an Ulfeld. 28. Auguſt 1749 . . . „wobey von Nie„manden nur mit einem Wort angeredet worden bin, noch Jemanden nach „des Introducteur Vorſchrift habe anreden dürfen“.

401) Mareſchal an Ulfeld. 13. October 1749.

402) Sie iſt vom 18. September 1750 datirt.

403) Doch ſind ſie leider nicht vollſtändig vorhanden.

404) Die Antworten Kochs an Kaunitz ſind ebenfalls nicht mehr vorhanden oder wenigſtens noch nicht aufgefunden worden.

405) Kaunitz an Koch. Fontainebleau, 7. November 1750. „Quant à „M. Puyzieulx, j'ai rencontré en lui ce que je comptais y trouver, une „belle âme, beaucoup de noblesse, de douceur et de vérité dans le caractère“.

406) „Je n'ai pas oublié non plus d'avoir des attentions pour Ma„dame de Pompadour; je sais que le Roi m'en a su gré, et qu'elle y „a été sensible“.

407) „Voyons ce que fait cette Cour. Elle se conduit selon son „intérêt et son système momentané; elle n'a d'autres alliez qu'elle ne soit „pas dans le cas de devoir payer que le Roi de Prusse. Elle sent toute „sa force et sa grandeur, elle ne peut pas consentir, ni vis-à-vis de toute „l'Europe ni vis-à-vis de ses créatures et de ses alliez en particulier à jouer „le rôle de quelqu'un, à l'exclusion duq el on fait tout ce que l'on veut“.

[408]) Schreiben on Koch vom 20. Navember 1750.

[409]) 4. Dezember 1750 . . . „il faut qu'il arrive encore bien de „changemens dans le système universel pour que l'on puisse se flatter de „rompre on au moins de diminuer cette union".

[410]) „Le Rol de Prusse est son allié et nous ne le sommes pas. „Et quel allié encore? Un allié sans la puissance et considération duquel „la France ne joueroit pas aujourd'hui dans le monde le beau rôle „qu'elle y jone. Il est tout simple par conséquent qu'elle ait plus d'égard „et plus de confiance pour lui que pour nons".

[411]) 4. Dezember 1750 . . . „qu'il faut aspirer au parfait, mais „savoir en même tems se contenter du bon".

[412]) „Toute la différence que nous devions mettre entre notre con„duite et la leur, c'est que nous devons surpasser en bonne foi les pro„cédés de cette Cour et de toutes celles de l'Europe; ce sera tonjours la „meillenre politique de la maison d'Autriche".

[413]) Kounitz an die Kaiserin. Poris, 3. Moi 1751.

„E. K. K. M. konn ich sorderſamſt nicht verholten, wie ich bey näherer „Erwegung derer seith meiner Kronkheit ſich ergebenen Staotsvorfallenheiten mit „billiger Betrübnuß nur allzu überzeugenb wahrgenommen, doß eines Theils „der hieſige Haf noch beſtändig noch ſeinem dem Durchlauchtigſten Ertzhaus ent„gegenſtehenden Stootsſyſtemote zu Werke gehe, und doß onderntheils der König „in Preußen neue erwünſchte Gelegenheiten überkommen hobe, ſeinen Uebermuth „unb gehäßige obſichten völlig und ahne alle Scheu an Tog zu legen; wie dann „der ollſchon vor richtig erkannte Grundſatz, daß dieſer König vor den ärgſten „und gefährlichſten Feind der koyſ. Authoritet und des Durchlouchtigſten Ertz„hauſes onzuſehen, immer mehreres bekräfftiget und außer allem Zweifel ge„ſtellet wird."

„Bey dieſer nur ollzu wohren Betrochtung muß mir nun noch meinem „Treueſten Dienſteifer um ſo ſchmerzlicher ſollen, daß derjenige Haf, an welchem „ich mich befinde, mit dem Preußiſchen onnach ſo eng verknüpfet iſt unb des „Letzteren eintzige ſtütze dermohlen obgiebet" . . . .

„Sa ſehr nun zu wünſchen ſtehet, den hieſigen Hof van dem Preußiſchen „zu trennen und allenſolls nur zu einem gleichgültigen Betrog zu vermögen, ſa „wenig will onnoch hierzu gegründete Haffnung anſcheinen" . . .

[414]) „ab das gantze Vorhaben als vergeblich, ollzugefährlich und E. K. „K. M. dermahligen Allerhöchſten Stootsobſichten zuwieder louffend, der Ver„geſſenheit zu widmen und ſollen zu laſſen ſeye".

[415]) Dos Concept des Berichtes, mit welchem Kounitz dieſe Denkſchrift der Koiſerin überſandte, iſt ſchan vam 12. April 1751, der ousgefertigte Bericht ober erſt vom 3. Moi dotirt. Erſt om Abende des 14. Juni 1751 ſandte ihn jedach Kaunitz, obwahl er in der Zwiſchenzeit wiederholt Couriere obgefertigt hatte, durch den Courier Sola nach Wien, wa er om 24. Juni

eintraf. Er ſtellte es der Kaiſerin, an welche er den Bericht unmittelbar adreſſirte, anheim, ob ſie von deſſen Inhalt ſämmtliche Mitglieder der Conferenz, oder bloß Ulfeld und Bartenſtein allein in Kenntniß ſetzen wolle. Maria Thereſia ſandte den Bericht mit folgenden Worten an Bartenſtein: „Ihr ſehet aus „diſen depechen was Kaunitz verlangt. Ulfeld hat ſelbe noch nicht geſehen, und „obwohlen er auch durch Koch melden laſſen, das ihr übermorgen erſt komen „ſoltet, ſo könt ihr doch morgen neun uhr mit diſen zu mir komen, nichts „ehender gegen Ulfeld dergleichen zu thun. Kaiſer hat es geſtern ganzen tag „gehabt, mir nichts gemeldet ob er es geleſen hat oder nicht". Und Ulfeld ſchrieb, nach dem er Einſicht von dem Berichte und ſeiner Beilage erhalten, an Bartenſtein: „Ueber deß grafen von Kaunitz Bericht habe mich begnüget, „J. M. zwey wort zu melden, daß ich nicht glaube daß ſolcher eine ſchleu„nige Reſolution erfordere".

[416]) Worin es beſtand, iſt nicht zu ergründen. Kaunitz ſchreibt darüber am 3. Auguſt 1751 an Koch: „J'ai senti, comme je le dois, tout le prix de la „nouvelle marque de la précieuse confiance de S. M., dont je fais tout mon „bonheur."

[417]) Kaunitz an Koch. 22. September 1751. „Quant à moi, je suis „dans la résignation la plus parfaite sur ce qu'il lui plaira de décider au „sujet de mon séjour dans ce pays-ci. Il me suffira d'en être informé à „tems, et ce sera mon devoir alors d'imaginer les moyens d'exécuter ses „volontés de la façon la plus convenable. Mais ce dont je ne puis m'em„pêcher de vous prévenir d'avance, c'est qu'il faut compter que je ne serai „que très-peu en état de soulager S. M. dans son travail. Je sens depuis „ma grande maladie . . . que mes forces ne me permettent plus d'entre„prendre nulle sorte d'ouvrage un peu considérable."

[418]) Joſeph's Erzieher Weger, welcher zu jener Zeit in Preßburg ſtarb.

[419]) Kaunitz an Koch. 5. Dezember 1751. „La façon dont S. M. a „daigné s'expliquer sur ma relation secrette du 14 du mois de juin, m'est „d'une très-grande consolation. Je me flatte que j'ai le bonheur de connaître „la belle âme de cette grande Princesse, la gloire de son siècle, et je me „croirois le plus heureux des hommes, si je pouvois être l'instrument de ses „généreux dessins. Mais je vous avone que j'ai vu avec douleur que S. M. „ait cru voir dans la relation en question, que j'avais eu l'idée de lui con„seiller de s'unir véritablement avec le roi de Prusse; je ne l'ai jamais „pensé, ni penserai, et dans tout ce que j'ai dit, je n'ai voulu que mettre „bien au clair les argumens dont on pourroit se servir utilement vis-à-vis „de cette Cour."

[420]) „Si Mad. de Pompadour se mêlait des affaires étrangéres, j'ai „lieu de croire qu'elle ne nous rendrait pas des mauvais offices; elle a „beaucoup de bonté et quelque confiance en moi. A Compiègne j'ai eu „occasion par l'état de ma maison, que j'y ai tenu, de faire des politesses „aux principaux Courtisans, qui sont de ses amis, et de la coterie du Roi.

„Je sais que ce Prince y a été sensible, et que plusieurs de ces Messieurs „sont fort de mes amis; on m'a même fait entendre, mais que cela reste „entre nons, je vons prie, que, s'il étoit possible, de mettre nn Ambassadeur „de la cotterie dn Roy, j'en serois, mais cela ne se peut pas. Bref, je ne „sais pas comment cela s'est fait, mais il est vrai que le Roi et Mad. de „Pompadonr, et cenx qui l'environnent, ont beaucoup de bonté pour moi. „Tont cela ne fait rien assurément au fond des affaires, mais ces sortes „d'affections personnelles ne gâtent rien cependant, et penvent être de grande „conséquence dans les occasions."

[421]) Kaunitz an Koch. 12. Februar 1752. „Vons ne sauriez croire „combien il est difficile et désagréable de traiter d'affaires avec ce bon homme. „Il a la conception dure, parle peu, il est lent et irrésolu, n'a point de crédit „vis-à-vis du Roi et a toujours penr de se commettre et de faire quelque faux pas."

[422]) Inſtruction für den Grafen Nikolaus Eſterhazy. 25. October 1750. „Es hat nemblichen bald nach dem zu Aachen geſchloßenen frieden der Cardinal Porto- „carrero, Spaniſcher Miniſter zu Rom, ein gut denckender und von wegen ſeiner groi- „ſen redlich- und frommigkeit bey dem König von Spanien vielvermögender mann, „gegen den dortigen Kayſerlichen Auditor Rotae Grafen Migazzi wegen einer künf- „tigen daurhaften einverſtändnus und engen vereinigung zwiſchen Uns und Spanien „mehrmahlen ſich geauſſert und von freyen ſtucken anzuerkennen bezeuget, daß er ſeinem „Hoff Unſere bündnus vor allen anderen die anſtändigſte zu ſeyn ermeſſe."

[423]) Vorige Inſtruction.

[424]) Er traf erſt am 9. April 1751 in Madrid ein.

[425]) Bericht des Grafen Eſterhazy vom 28. April 1751. „Die ſämtlichen „Regierungsgeſchäfte werden von dem Könige, der Königinn, dem Caravajal, dem „Enſenada und Farinello alleinig beſtritten; mit dem Unterſchied, was leztern betrifft, „daß ſelbiger vor ſich in die Geſchäften zu miſchen nicht verlanget, ſondern bloß durch „die große Liebe, Neigung und gantz beſonders Vertrauen, welches der König und die „Königinn auf gleiche Art zu Ihme tragen, zu allem gezogen, und in all- und jedes, „was nur vorgenommen wird, einen Einfluß hat, wie man denn in der That von „Ihme ſagen kann, daß er mehr zu thnn und ſich zu bearbeiten hat, um alle die Gna- „denbezeugungen, mit welchen man ihme täglich zu überhäuffen ſuchet, nicht annehmen „zu dürfen, als einem Andern, dergleichen nur zum Theil zu erwerben, Mühe koſten „würde. Einer von ſeinen gröſten Meriten iſt, daß Er ſich ſeines glückes nicht über- „nihmt und einen recht guten Charakter beſitzet. Er hat kaum meine Ankunft erfahren, „ſo iſt er gleich zu mir gekommen und hat mich als einen alten Bekandten mit vielen „Freuden empfangen. Da ich Ihme bey Gelegenheit der erſten Viſite die von dem „Mahler Liotard verfertigte kleine Portraiter von E. M., J. M. dem Kayſer, Ihrer „letztverſtorbenen Kayſ. Majeſtät und der verſtorbenen durchl. Ertzherzogin Maria „Anna, nebſt Ihro Königl. Hoheit des Printz Cärls weiſete, ſo hat Er mir ſolche gleich „weggenommen und iſt darmit zur Königinn geloffen. . . .

[426]) Eſterhazy an Ulfeld. 28. April 1751. „Je ne crois pas de trop „avancer, en assurant que les dispositions de cette Conr soient telles que

„nous puissions souhaiter pour contracter des engagements d'amitié et pure„ment défensives avec notre cour, et à se prêter à tout ce qui peut con„tribuer à faire fleurir le commerce entre les deux états respectifs, que la „Reine qui certainement a un pouvoir infini sur l'esprit du Roi, y soit ex„trêmement portée, tant par reconnaissance d'un intérêt et des convenances „réciproques qui en résulteroient nécessairement, que par une espèce de „prédilection très-marquée qu'elle a pour l'Impératrice et l'Auguste maison „d'Autriche, et si de notre côté l'on ne tarde pas à suggérer des idées et „la manière d'arranger un traité tant d'amitié que de commerce, on pourra „bientôt le porter à sa perfection" . . . .

[427]) An Eſterhazy. 7. März 1751. „Da Wir nun ſo wie vorausſtehet, geden„cken, ſo kanſt du unſchwer ermeſſen, daß uns der Vorſchlag an ſich nichts weniger als „zuwider iſt, ſondern allein obiges bedencken ungewiſſer inzwiſchen ſich ergeben mögen„der Zufällen Uns zurückhaltet, derzeit tiefer in die Angelegenheit einzugehen, worzu „Wir hingegen bey mehrere reiffem Alter dererjenigen Perſohnen, umb deren Vereini„gung es zu thun iſt, zu ſelber zeit alle atlention tragen werden." *

[428]) Oftmals, und zuletzt noch von Schloſſer, II. 147, wurde die Behauptung ausgeſprochen, Maria Thereſia habe, um das Bündniß mit Spanien zu Stande zu bringen, eigenhändig an Farinelli geſchrieben. In den Akten findet ſich von einem ſolchen Briefe auch nicht die leiſeſte Spur.

[429]) Eſterhazy. Madrid, 17. Mai 1751.

[430]) Reſcript an Eſterhazy. 19. April 1751.

[431]) An Koch. 21. September 1752. „Cela étoit au point, qu'entre les „propos les plus aimables que la populace m'adressoit à moi-même dans „mon carrosse, plusieurs d'entre eux ont crié: „Vive Monsieur l'ambassadeur", „et on a vu dans cent endroits différents le moment que les acclamations „alloient devenir générales, si le peuple avoit osé. Enfin nous n'avons eu „que des éloges et pas une critique."

[432]) So ſchreibt Kaunitz am 23. Juni 1752 an Koch: „J'ai eu occasion de „causer aussi fort longtemps dans la même matinée avec Mad. la marquise „de Pompadour, et je lui ai dit beaucoup de choses que je suis bien-aise „qu'elle redise au Roi."

[433]) Kaunitz an den Kaiſer. Paris, 15. Auguſt 1752.

[434]) Ilwof. Maria Thereſia vom Aachner Frieden bis zum Schluſſe des ſieben jährigen Krieges. Wien, 1865. S. 82. 83.

[435]) Ulfelds Denkſchrift vom 23. October 1752.

[436]) Kaunitz an Koch. Paris, Ende Dezember 1751.

[437]) Williams an den Herzog von Newcaſtle. 15. Juli 1753.

[438]) So ſchreibt Kaunitz am 20. März 1752 an Koch: „Je suis, il est vrai, „autant que qui que ce puisse être, dans le principe qu'il faut employer „tous les moyens raisonnables et imaginables pour détacher, s'il se peut, le

„Roi de France du Roi de Prusse, et pour nous sonstraire à la tutelle des „puissances maritimes“ . . Und einige Zeilen später sagt er: „Nous voulons, je „crois, la même chose, M. de Bartenstein et moi.“ . . .

[439]) 19. Mai 1750.

[440]) An Koch. Paris, Ende Dezember 1751.

[441]) Paris, 17. Dezember 1752.

[442]) Doch geschah dieß im August 1755, als es sich um die Aufhebung des Bündnisses mit den Seemächten und die Annäherung an Frankreich handelte. Maria Theresia forderte Bartenstein auf, ihr seine Gedanken „über den gegenwärtigen Zustand von Europa“ mitzutheilen, ein Auftrag, welchem er mit Bericht vom 19. August entsprach.

[443]) „ . . is not afraid of his parts.“

[444]) „ . . extravagant upon the necessity of the strictest alliance „between the house of Austria“ . . .

[445]) Kaunitz an Marechal. 18. September 1753. „Faites savoir aussi à „Mad. la marquise de Pompadour celles (les assurances) de mon inviolable „attachement.“

[446]) Instruction für Andeterre bei Schlosser. II. 264.

[447]) Am Schlusse der Starhemberg'schen Instruction ist von dem Marschall Noailles, Puysieux, Saint-Severin, Saint-Contest, von Belleisle, Richelieu und deren politischen Anschauungen die Rede. Hinsichtlich der ersteren vier Personen erhält Starhemberg Andeutungen, wie er sich gegen sie zu benehmen habe; die Marquise von Pompadour wird hiebei gar nicht erwähnt.

[448]) Starhemberg an die Kaiserin und an Kaunitz. Paris, 25. und 31. Jänner 1754.

[449]) Vom 29. November 1753.

[450]) Exposition succincte du procès intenté à Mad. la comtesse de Marsan au Conseil souverain de Brabant par le procureur général de l'Impératrice Reine de Hongrie et de Bohème. Beilage zu einem Reskripte des Grafen Kaunitz an Marechal vom 26. September 1753.

[451]) Réflexions sur le mémoire de la comtesse de Marsan. Beilage zu obigem Berichte.

[452]) Starhemberg an Kaunitz. 17. Februar 1754.

[453]) Starhembergs Berichte vom 28. und 31. Juli 1754.

[454]) Starhemberg an Kaunitz. 7. August 1754.

[455]) Voriger Bericht.

[456]) Depesche an Starhemberg vom 2. September 1754.

[457]) Starhembergs Bericht vom 17. April 1755.

[458]) Kaunitz an Starhemberg. 10. April 1755. „Mais je doute que Ma-

„dame de Marsan y donne les mains, surtout si elle pouvoit compter sur „une invasion des Pays-Bas, puisqu'alors elle trouveroit peut-être moyen „de se faire adjuger ses terres par le même juge qu'elle pourroit redouter „aujourd'hui."

459) Vom 23. Juli 1754.

460) Bericht Collaredo's vom 14. Februar 1755.

461) Kaunitz an Collareda. 4. März 1755.

462) Die Kaiserin an Collaredo. 3. April 1755.

463) . . „de contenir le Roi de Prusse" . . Depesche vom 4. März 1755.

464) Am 24. April 1755.

465) Vortrag des Grafen Kaunitz an die Kaiserin. 4. April 1755. „Nachdem „auch E. M. gantz zuverlässig bekant seye, daß der besagte König nichts weniger als „sich mit der ansehnlichen Acquisition von Schlesien begnügen, noch die eingegangene „Friedensbedingnusse zu erfüllen gedencke, sondern nur auf eine vortheilhafte gelegen„heit warte, um die Erblande neuerdingen friedbrüchig zu überfallen und zu Grund zu „richten, ja mußte der gegenwärtige status violentus und das zwischen zweyen angrän„tzenden Mächten glimmende Feuer ohnedem über kurz oder lang in helle Flammen „ausbrechen, wabey sonder Zweifel vor das fatalste und gefährlichste zu halten wäre, „daß ein solcher Erfolg jetzt zur Unzeit vorzusehen und zu erwarten stünde."

466) Khevenhüller an Münchhausen. Wien, 3. April 1755. „L'Impéra„trice ne fait pas de difficulté de déclarer qu'elle ne cherche sa conserva„tion que dans celle de ses Alliés . . . qu'ainsi elle fera dans le cas présent „tout ce qui pourra humainement dépendre d'elle pour aider vigoureusement „ses Alliés. Mais le choix, la qualité et le nombre des moyens de défense, „ce sont des objets qui ne peuvent s'arranger ni se trouver même que par „un concert auquel S. M. s'offre, et qu'un danger et un intérêt commun „doivent rendre aussi prompt que cordial entre elle et ses Alliés."

467) Vortrag des Grafen Kaunitz vom 17. Juni 1755.

468) . . „Vous y trouverez des traits extrêmement forts; il a fallu „y venir pour que je sache une bonne fois, comment je suis avec les Anglais."

469) . . . „attaquer le Roi de Prusse dès qu'il marcheroit contre les „Etats d'Hanovre."

470) „En un mot l'Impératrice sent bien et ce n'est pas d'aujourd'hui „que l'Angleterre par une politique, que sans doute elle croit bonne, ne veut „point entrer dans le vrai de sa situation. Mais S. M. a aussi assez de „fermeté et de résolution pour être, comme elle le doit, en garde contre „les effets de cette politique, et pour ne pas s'exposer à les éprouver."

471) „Mais quoiqu'il en arrive, la Cour de Vienne ne donnera jamais „les mains qu'à ce qui sera combinable avec sa conservation, sa gloire et „le vrai bien de l'alliance."

[472]) Vom 27. Juni 1755.

[473]) Vom 12. Juli 1755.

[474]) In der geheimen Correſpondenz, welche der Cabinetsſecretär Koch im Auftrage der Kaiſerin mit dem Grafen Criſtiani führte, findet ſich ein chiffrirter Brief vom 7. Juli 1755, in welchem es nach ausführlicher Darſtellung der Sachlage heißt: „Ecco in poche parole la vera situazione di quosta spinosa negoziazione. „E ridotta ormai la cosa ad un termine, che vedremo fra poco, se si ren„dono alla ragione gl'Inglesi, essendo giustissimo quello, che da loro esigge „S. M. Temo però che verrà una rispostà poco amena, e nel caso di continuare „ad insistere colla stessa impetuosità sulla marcia chiesta, senza soddis„fare a quanto da loro esigge S. M., ci troveremo nel punto critico, se con„vien cedere alla loro impetuosità, o se continuando a star fermi nella riso„luzione presa, conviene esporsi alle conseguenze che portar facilmente seco „potrebbe la loro stravaganza, capace a dare, secondo il loro costume, in ogni „sorte di eccesso, fino a buttarsi forse nello mani della Prussia. Se all'in„contro cede la Padrona al loro capriccio, perdiamo una occasione, quale „mai più forso avremo di metterli sulla vera strada a trattare S. M. come „merita di essere trattata, e di consolidare il sistema per l'avvenire, con „farli entrare nelle misure più che necessarie alla sicurezza commune dell' „Alleanza, ed allarmaressimo con una marcia precipitata la Francia, obligan„dola in conseguenza a passar per tutte le condizioni che vorrà la Prussia per „metterla intieramente dalla sua parte“ . . .

[475]) Referat über die Sitzung vom 16. Auguſt 1755, bei welcher der Kaiſer und die Kaiſerin, dann ſämmtliche Mitglieder der Conferenz anweſend waren. „Hie„rauf folgete endlichen“, heißt es darin, „J. K. M. entſcheidender Ausſpruch, daß „da bey der gegenwärtigen Beſchaffenheit deren allgemeinen Weltgeſchäfften dem „Durchlauchtigſten Ertzhauß keine andere Auswahl übrig bleibe, als eine nachtheilige „parti in anſehung des denen Niederlanden und Hannover bevorſtehenden Unheyls zu „ergreiffen, die Vorſicht allemahl erfordere, das geringere Uebel dem größeren vorzu„ziehen, und dahero weit rathſamer wäre, bey dem nicht mehr zu vermeidenden Krieg „auf dem feſten Land völlig ſtill zu ſitzen und die Niederlanden dem Schickſal lediglich „zu überlaſſen, als durch hilfreiche Theilnehmung und Schwächung ſeiner dermahligen „Kräfften ſich in die Gefahr des gäntzlichen Untergangs zu ſtürzen.“ Auch Koch ſchreibt am 18. Auguſt 1755 an Criſtiani: „Mi pare che nulla di meglio si possa consi„gliare alla Padrona, che di stare intieramente nell'inazione, di veder dove an„deranno a finire le cose, e di mettersi frattanto in uno Stato di valida diffesa „contro chiunque volesse attaccarla, ed ardirei dire che sarebbe per dar l'istesso „consiglio Vostra Eccellenza, che tanto ama il bene della Monarchia, se fossi „qui presente, giacchè situazione plu infelice esser non potrebbe che quella di „esporla per l'interesse d'altra via a tutt' i rischj che produr potrebbe una „guerra di tal sorte, senza aver da sperar altro profitto che un'enervazione „totale della Monarchia in uomini e denari, incapace poi per molti e molti „anni a far testa ai nemici suoi più pericolosi e fatali.“

[476]) Koch ſchreibt über ſie am 18. Auguſt 1755 an Criſtiani: „Operan„come ignoranti o come gente alla qnale la paura fà voltar il cervello.“

[477]) Starhembergs Bericht vom 2., in Wien eingetroffen am 11. Auguſt 1755.

[478]) In einer ſpäteren Denkſchrift des Grafen Kaunitz — vom Mai 1756 über die ganze Verhandlung heißt es über dieſen Punkt: „Mais dans l'incertitude où „nous étions, si le Prince (Conti) étoit bien ou mal avec la marquise de Pompa„dour, et si la faveur de l'une ne traverseroit peut-être le erédit qu'on supposoit „à l'autre, on donna au comte de Starhemberg le choix de s'adrosser au Prince „ou à la marquise. Il se détermina pour la favorite, et l'événement justifia son „choix.“

[479]) Es geſchah dieß mit dem einzigen Worte: Placet, welches von der Hand des Kaiſers herrührt. Er ſowohl als die Kaiſerin fügten dann eigenhändig ihre Namen hinzu.

[480]) Der Vortrag des Grafen Kaunitz, in welchem, um „der Nachkommen„ſchaft die vollſtändige Nachricht zu hinterlaſſen, auf welche Gründe die dermahlige „Allerhöchſte Entſchließungen gebaut worden“, eine vollſtändige Darlegung ſeines Planes enthalten iſt, trägt das Datum des 28. Auguſt 1755.

[481]) Je promets, foi d'Impératrice et de Reine, que de tout ce qui sera proposé de ma part au Roi Très Chrétien par le Comte de Starhemberg, il ne sera jamais rien divulgué, et que le plus profond secret sera gardé à cet égard pour toujours, soit que la négociation réussisse ou ne réussisse point, bien-entendu néantmoins, que le Roi Très Chrétien me donnera une déclaration et promesse pareille à celle-ci. Fait à Vienne ce 21 août 1755.

[482]) Madame, J'ai souvent désiré pouvoir me rappeler à votre souvenir; il s'en présente aujourd'hui une occasion qui par les sentimens que je vous connois, ne sauroit vous être désagréable. M. le Comte de Starhemberg a des choses de la dernière importance à proposer au Roi, et elles sont d'espèce à ne pouvoir être traitées que par le canal de quelqu'un que S. M. T. C. honore de son entière confiance et qu'Elle assigneroit au Comte de Starhemberg. Nos propositions, je pense, ne vous donneront pas lieu de regretter la peine que vous aurez prise, Madame, de demander au Roi quelqu'un pour traiter avec nous, et je me flatte au contraire, que vous pourrez me savoir quelque gré de vous avoir donné par là une nouvelle marque de l'attachement et du respect avec lequel j'ai l'honneur d'être . . .

Daß Kaunitz nicht ſchon ſeit Jahren mit der Marquiſe von Pompadour in fortwährendem Briefwechſel geſtanden, dürfte wohl auch ſeine Bemerkung gegen Starhemberg beweiſen: „Die rechte adreſſe an die Madame Pompadour weiß ich „nicht, ſie wäre alſo erforderlichen falls auf das ſchreiben ſetzen zu laſſen“.

[483]) „Mais on demandera en échange que la France rénonce à son „alliance avec le Roi de Prusse, lequel aussi est bien prêt à la sacrifier à „ses vues et à la ligue qu'il médite de former entre les Puissances pro„testantes“.

484) „Persuader à une grande Puissance, que le sistème, sur lequel „Elle a monté tous ses ressorts politiques, est contraire à ses intérêts; „Lui démontrer, que le moyen qu'Elle croit unique pour se tirer d'embarras „vis-à-vis de l'Angleterre, ne vaut rien; La convaincre, qu'Elle prend de „fausses mesures en soutenant le Roi de Prusse, qu'elle regarde cependant „comme l'arc-boutant de ses Alliances; en un mot, vouloir déraciner son „ancienne Rivalité contre la Maison d'Autriche, vouloir enfin refondre le „caractère national de tout un Ministère: voilà une Entreprise que la Pro- „vidence seule pouvoit inspirer, conduire et faire réussir, et ce fut aussi „sous ses auspices qu'on commença l'ouvrage".

485) „worzu sich währendem meinem Aufenthalt in Paris gar keine „Gelegenheit äußeren wollen" . . .

486) Starhemberg; 1. September 1755. „Gestern aber habe den ersten „Anwurff, jedennoch mit gehöriger Vorsicht, bei der Marquise von Pompadour „gemacht und ist selbiger sehr wohl aufgenommen worden".

487) Dieselben sind überhaupt nur unvollständig vorhanden. Erst vom Jänner 1756 angefangen besitzt das Staatsarchiv die vertraulichen Berichte Starhembergs an Kaunitz. Uebrigens läßt sich das Fehlende aus den Vorträgen des Letzteren an die Kaiserin wenigstens einiger Maßen ergänzen.

488) Maria Theresia an Starhemberg. 29. September 1755 . . . . „mißbilligen Wir keineswegs, daß du hiezu die Pompadour, so das gröste „Vertrauen des Königs besitzet, und wan man Sie gäntzlich vorbey gegangen „hätte, am meisten geschadet haben dörffte, vorzüglich erwehlt hast".

489) Dieß geschah am 9. September. Die neunzehn Punkte sind von Starhembergs eigener Hand niedergeschrieben.

490) „Vielmehr hat solches unsere Hoffnung bestärket, daß Frankreich „nichts gegen Hannover unternehmen werde, wan es in unsern Plan eingehet." Reskript an Starhemberg vom 21. August 1755.

491) Vortrag des Grafen Kaunitz an den Kaiser vom 23. September 1755.

492) An Starhemberg. 27. September 1755. „So hast Du gegen den „Bernis . . zu wiederholen, daß Unser ganzer Vorschlag, nicht nur was den „König in Preußen betrifft, sondern auch alle übrige darauf gegründete Beding- „nüsse und Anerbieten gänzlichen und von selbsten hinwegfielen."

493) Réponse que M. l'abbé de Bernis m'a rendue de la part du Roi Très-Chrétien le 11 d'octobre 1755. Auch hier fehlt wieder Starhembergs eigenhändiger Bericht vom 22. October.

494) An Starhemberg. 5. November 1755.

495) Referat des Grafen Kaunitz an den Kaiser. 26. November 1755.

496) „S. M. Très-Chrétienne a pris la ferme résolution de se venger „du Roi et de la nation britannique par tous les moyens possibles". Es

ist nur die französische Erklärung vorhanden, während der Bericht fehlt, mit welchem Starhemberg dieselbe dem Kaiser vorlegte.

[497]) . . . „contradictoire, parce que ce seroit un fait diamétrale„ment opposé aux loix d'une neutralité malhonnête et même ridicule, parce „que ce seroit s'engager à favoriser les ennemis de nos alliés". An Starhemberg, 27. Jänner 1756.

[498]) Die Worte des Grafen Kaunitz sind hier etwas unklar. Sie lauten: . . ce qui m'a coûté le plus de soin et de peine, a été la conviction nécessaire à la délicatesse de LL. MM. quod liceat."

[499]) „Le reste a été tout de suite. J'entrevois la plus belle per„spective du monde pour les deux Cours, et il n'est rien que je n'ose espérer, „pourvu qu'où vous êtes, on y aille d'aussi bon jeu qu'on ira ici".

[500]) Dieser Brief der Pompadour an Kaunitz ist nicht vorhanden.

[501]) „J'ai été extrêmement flatté de quelques expressions de la „petite lettre de Madame la Marquise de Pompadour, que vous m'avez en„voyée en dernier lieu. Je vous prie de l'en assurer, ainsi que du respect „et de l'attachement qu'elle me connaît pour elle. Je me flatte qu'elle „ne m'accusera pas de lui avoir manqué de parole, mais je serois bien„aise en même temps qu'elle voulût se rappeler aussi de son côté la „promesse de certain portrait de la plus aimable dame du monde, que „j'attends avec beaucoup d'impatience depuis trois ans" . . . .

[502]) Eigenhändiger und vertraulicher Brief Starhembergs an Kaunitz vom 8. Jänner 1756: „Il a couru ces jours passés un bruit qu'il y avoit un traité de „conclu entre l'Angleterre et le Roi de Prusse. J'en ai parlé à M. Rouillé qui „me dit d'abord que ce bruit lui étoit déjà revenu, mais qu'il n'y ajoutoit „aucune foi, et qu'il ne voyoit pas l'avantage qui pourroit revenir au Roy de „Prusse d'un traité avec l'Angleterre, de quelque nature qu'il pût être. Il „ajonta que ce Prince avoit fait donner en dernier lieu par son ministre le baron „de Knyphausen de nouvelles assurances de son amitié et attachement aux „intérêts de la France, et avoit fait déclarer que cette démarche étoit occasionnée „par l'avis qui lui étoit parvenu que l'on cherchoit à inspirer à cette Cour de „la méfiance contre lui."

[503]) Starhemberg an Kaunitz. 7. Februar 1756.

[504]) Voriger Bericht.

[505]) Starhemberg an Kaunitz. 16. Februar 1756.

[506]) „Mais S. M. Très-Chrétienne déclare en même tems qu'Elle établit „pour principe fondamental du traité projeté l'égalité et la réciprocité la plus „parfaite des conditions."

[507]) . . „un événement définitif pour le bonheur de la maison d'Au„triche."

508) „Si l'idée du danger immense pour la France dans l'éxécution de „la ligue entre l'Angleterre, les Cours de Vienne et de Pétersbourg, le Roi de „Prusse, les Etats-Généraux et plusieurs autres Puissances, pour laquelle la „Cour de Londres se donne actuellement des mouvemens, et qu'elle poussera „avec son impétuosité accoutumée, n'ouvre pas les yeux à la Cour où vous êtes, „et ne lui fait pas sentir que pour faire échouer ce projet, il n'y a pas de tems à „perdre, il semble qu'il faudra renoncer à l'espoir de lui voir prendre jamais „un parti conforme à son intérêt d'Etat et à la gloire d'une aussi grande monar„chie. On ne devrait pas lui supposer cet excès d'aveuglement, cependant „vestigia terrent."

509) Starhemberg an Kaunitz. 27. Februar 1756. „Avant toutes choses „l'abbé de Bernis a exigé de moi . . . que je lui donnasse une déclaration posi„tive au sujet de ce qu'il lui a plu de nommer le point fondamental de notre „négociation, à savoir l'observation d'une parfaite réciprocité dans nos conven„tions, réciprocité qui consisteroit en ce que la Cour de Vienne en useroit avec „l'Angleterre tout de même qu'elle demandoit que l'on en agît ici à l'égard du „Roi de Prusse, et il ajonta qu'il ne seroit pas possible d'entrer en matière, si „je ne lui donnois au préalable des assurances précises sur ce point préliminaire."

510) „J'ai déclaré à M. le comte de Starhemberg, qu'au cas que Leurs „Majestés Impériales n'adoptassent point ce que le Roi dans la réponse du 16 „du présent mois regarde comme le principe fondamental de la négociation, „tout ce qui pourroit être dit entre M. le comte de Starhemberg et moi au sujet „des propositions faites par l'Impératrice au mois de septembre dernier, seroit „regardé comme nul et de nul effet. Je lui ai fait lecture de la présente décla„ration, laquelle s'est trouvée conforme à l'original fait à Versailles ce 23 fé„vrier 1756." „L'abbé comte de Bernis."

511) Starhemberg an Kaunitz. 27. Februar 1756. „Quant à la substance „il est certain que l'on entre non seulement au moins en partie dans nos vues „contre le Roi de Prusse; que l'on consent à ce que nous lui reprenions avec „le secours de la Russie les Etats qu'il nous a enlevés, mais que même on ne „fera pas difficulté de concourir efficacement à l'exécution de ces vues en nous „fournissant des secours en argent, dont nous pourrons avoir besoin."

512) . . . „que l'on aimeroit mieux lui déclarer ouvertement la guerre, „que de se prêter sous main à sa destruction totale."

513) . . . „que quand même l'on auroit pu y consentir, ce n'auroit „jamais été qu'à condition que nous eussions aussi consenti de notre côté au „dépouillement total du Roi d'Angleterre."

514) 11. März 1756.

515) Reſcript an Starhemberg. 6. März 1756.

516) Reſcript an Starhemberg. 27. März 1756.

[517]) Voriges Reſcript.

[518]) Kurze Anmerkungen über des Herrn Grafen von Starhemberg Berichtſchreiben vom 27. Februar 1756 und die darinnen enthaltene Aeußerungen des frantzöſiſchen Hofs in Anſehung der dieſſeitigen geheimen Vorſchlags-Beilage zu dem Reſcripte an Starhemberg vom 27. März 1756.

[519]) Herrmann. Geſchichte des ruſſiſchen Staates. V. 130.

[520]) Bericht vom 17. Februar 1756.

[521]) Eſterhazy's Berichte vom 5. und 6. April 1756.

[522]) Vom 19. April 1756.

[523]) „Si l'Impératrice avoit pris le dernier de ces deux partis, Elle „auroit rendu, en se ruinant, un double service à l'Angleterre; Elle auroit „occupé l'ennemi des Anglois, la France, et Elle auroit fourni à leur cher „allié le Roi de Prusse la plus belle occasion du monde à tomber sur la „Bohême et à faire des nouvelles conquêtes. Les Anglais en alliés fidèles et „tendres Lui auroient prodigué des louanges, mais la voyant aux prises „avec deux Ennemis si redoutables, ils Luy auroient conseillé fort chrétienne„ment de céder aux tems et aux circonstances, et ne pouvant pas résister „à des forces si supérieures, de faire de nouveaux sacrifices à l'un de ses „ennemis, pour pouvoir achever de se ruiner avec l'autre.“

[524]) Reſcript an Starhemberg. 14. Februar 1756.

[525]) Corer. 17. April 1756. „Resasi osservabile la direzione del Rè „di Prussia alla nazione Inglese, la quale concepì gagliarda suspizione, che „la sua alleanza non fosse per esser sicura, ma che egli continui ad essere „attaccato alla Francia, accrescendole il sospetto le replicate attenzioni che „quel Rè pratticò al Duca di Nivernois, ed ora anco al Valori. Ciò produsse „in Loudra un numeroso partito che sosteneva che ad ogni costo si avesse a „replicare li più pressanti offizj a questa Corte, invitandola a prendere parte „ne' correnti affari, e ad adempire al convenuto ne' trattati, affine di assi„curarsi una riguardevole potenza, che valesse a far resistenza ad ogni colpo „improviso che il Re di Prussia potesse machinare e forse eseguire a danno „dell' Inghilterra ad onta del firmato trattato, o interpretandolo a piacere o „sostenendo che a tanto non si estende il suo impegno.“

[526]) Reſcript an Starhemberg. 10. April 1756.

[527]) Vom 3. April 1756.

[528]) Starhemberg an Kaunitz. 17. April 1756.

[529]) Flaſſan. Histoire de la diplomatie française. VI. 48.

[530]) Am Oſtermontage.

[531]) Starhemberg an Kaunitz. 2. Mai 1756.

[532]) Voriger Bericht. „La signature s'est faite à Jouy chez M. Rouillé, „quoique la date soit de Versailles.“

533) „Madame de Pompadour est enchantée de la conclusion de ce „qu'elle regarde comme son ouvrage, et m'a fait assurer qu'elle feroit de „son mieux pour que nous ne restions pas en si beau chemin."

534) Es kann hiebei ebenſawahl Bernis als der Abbé de la Ville gemeint ſein. Sie gehörten Beide den vierzig Unſterblichen an.

535) „Si S. M. l'Impératrice, comme on n'en doute pas, donne sur „tous ces articles des lumières satisfaisantes, rien n'empêchera S. M. Très-„Chrétienne d'arrêter incontinent les préliminaires du traité secret."

536) Starhemberg, 13. Mai 1756. „Il me déclara en conséquence, que „son sentiment étoit que nous ne ferions jamais rien de bien solide, si l'on „ne convenoit de la cession totale des Pays-Bas, qu'il faudroit à la fin tou-„jours en venir là, et qu'il valoit mieux par conséquent trancher le mot dès „le moment présent."

537) „Ajouté à la dernière réponse du Roi Très-Chrétien. Fait à Ver-„sailles le 11 mai 1756. Beilage zu Starhembergs Bericht vom 13. Mai 1756.

538) Auszug aus dem Protokolle der Conferenz vom 19. Mai 1756. Abgedruckt in „Einige neue Aktenſtücke über die Veranlaſſung des ſiebenjährigen Krieges." S. 25.

539) Dieß geſchah am 23. Mai 1756.

540) Geharſamſtes Taſilrhalten Mein Haſſ- und Staats-Kantzlern ilber die von des Kayßers Majeſtät den 23. Maii 1756 allergnädigſt vargelegte und hier beyliegende zwey fragen. Ganz von des Grafen Kaunitz eigener Hand.

541) Sämmtliche Bedingungen ſawahl der erſten als der zweiten Kategarie ſind ſummariſch erwähnt in dem Auszuge des Sitzungspratokolles vom 2. Juni 1756, welches in „Einige neue Aktenſtücke", Seite 27—29, abgedruckt iſt. Doch befindet ſich dort ein ſinnſtörender Fehler, indem es in dieſem wie in dem varhergehenden Pratokalle ſtatt concludit offensive offenbar affirmative heißen ſall.

542) Keith's Bericht vom 16. Mai 1756 bei Coxe. History of the house of Austria. II. 387. 388. Raumer. Beiträge. II. 329—333.

543) Raumer. Beiträge. II. 333. Kaunitz ſchreibt dagegen an Starhemberg am 23. Juni 1756: „da nun auch beede kaiſ. Majeſtäten und das Miniſte-„rium eine aufrichtige und reine Freude darilber empfinden, ſa muß die Sache „an ſich gut ſeyn, weil beide Theile ſalche mit Vergnügen anſehen. Der gröſte „Theil des hieſigen Publici frohlacket darilber, und iſt nicht zu verwundern, daß „es nach einige Engliſche Partiſaner hier giebet, welche ſich van den alten Varur-„theilen leiten laſſen, jedach in der Weeſenheit keine andere Ausſtellung varzu-„bringen wiſſen, als daß die Cran Franckreich einen unverſöhnlichen Haß gegen „Uns im Herzen führe".

544) Carer. 21. September 1754. „Persone di tutta capacità m'assi-„curano che questi due Sovrani, coutinuando in tal modo, desoleranno reci-„procamente quei paesi".

545) Corer. 18. Jänner 1755. „E qualche tempo che alcuni grandi „dell' Ungheria, mal sofferendo di vedersi esclusi dal maneggio ed impieghi „della Corte di Vienna, e posposti anco a Lorenesi nel governo d'alcune „città e castelli delle loro provincie, fecero intendere le proprie doglianze, „e nell' occasione che la Regina tratta di far dichiarare il Primogenito figlio „in Rè de' Romani, ripresero motivo di reclamare, esponendo che impegnati „a sostenere i voleri della Sovrana, potrebbe avvenire qualche incursione „ne' loro paesi per mezzo di chi potesse opporsi all' assunzione di simile „titolo. Con tali preteste li Malcontenti suscitano le turbolenze in quel „Regno, e malgrado la diligenza del Primate Co. Badiani si odono conferenze „e mozioni militari nelle montagne di Cassovia, ultima parte dell' Ungheria, „e nelle vicine di Presburgo. Il Rè di Prussia, cui non aggrada la dignità „di Rè de' Romani in casa d'Austria, e che per le sue idee ed altre inten„zioni sopra il restante della Slesia tiene allestita e pronta ad unirsi un „armata di 30000 uomini, oltrè altre disperse milizie, dà fomento a' malcon„tenti sudetti. Da questi torbidi nascono le grandi gelosie della Corte di „Vienna" . . . .

546) Schon am 24. Jänner 1756 meldet Corer die Kriegsrüstungen Preußens. „In somma", fügt er hinzu, „quel Monarca va disponendo quanto „più per difendersi o per forse assalire".

547) Kaunitz an Starhemberg. 12. Juni 1756.

548) Esterhazy, St. Petersburg, 22. April 1756.

549) Voriger Bericht.

550) Kaunitz an Esterhazy. 26. Juni 1756 . . . „ist solche zu geben noch „nicht möglich gewesen und wird auch nicht ehender möglich seyn, bis Wir nicht „etwas zuverlässiges aus Paris erhalten".

551) Kaunitz an Starhemberg. 18. Juni 1756.

552) Starhemberg an Kaunitz. 13. Mai 1756. „Je crois qu'il seroit „très-à-propos que V. E. voulût bien dans la première lettre qu'elle me fera „l'honneur de m'écrire, insérer quelques lignes ostensibles à Madame de „Pompadour. C'est à présent le moment où nous avons plus que jamais „besoin d'elle, et je serois fort aise qu'outre les complimens personnels de „V. E. il y eût aussi quelque chose qui marquât la reconnaissance et la „considération de la Cour et du ministère pour elle. Il est certain que „c'est à elle que nous devons tout, et que c'est d'elle que nous devons „tout attendre pour l'avenir. Elle veut qu'on l'estime et elle le mérite „en effet. Je la verrai plus souvent et plus particulièrement lors que „notre alliance ne sera plus un mistère, et je voudrois avoir pour ce tems„là des choses à lui dire qui la flattassent personnellement".

553) Kaunitz an Frau von Pompadour. 9. Juni 1756. „L'on doit „absolument à votre zèle et à votre sagesse, Madame, tout ce qui a été „fait jusques ici entre les deux Cours. Je le sens, et ne saurois me re-

„fuser à la satisfaction de vous le dire, et de vous remercier d'avoir bien „voulu être mon guide jusqn'à cette heure. Je ne dois pas même vous „laisser ignorer, qne Leurs Majestés Impériales vous rendent toute la justice „qui vous est dûe, et ont pour vous tous les sentimens que vous pouvez „désirer. Ce qni est fait, doit mériter, ce me semble, l'approbation du „public impartial et de la postérité. Mais ce qui reste à faire est trop „grand et trop digne de vous, pour que vous puissiez vous dispenser de „tâcher de contribuer à ne point laisser imparfait un ouvrage, qui ne pourra „que vous rendre chère à jamais à votre patrie. Aussi suis-je persuadé que „vous continuerez vos soins à un objet aussi important. En ce cas je re- „garde le succès comme certain, et je partage déjà d'avance la gloire et „la satisfaction qui doit vous en revenir, personne assurément ne pouvant „vous être ni plus sincèrement ni plus respectueusement attaché qne votre „très-humble et très-obéissant serviteur le comte de Kaunitz-Rietberg."

554) Starhemberg an Kaunitz. 18. Juni 1756.

555) Kaunitz an Puysieux. 30. Juni 1756. „Une marque de souvenir „de la part de V. E. m'auroit été assurément très-agréable dans tous les „tems; Elle peut imaginer moyennant cela, combien doit me l'avoir été „celle qu'Elle vient de me donner à l'occasion du grand événement du „traité signé entre nos deux Cours".

556) Am 29. Juni 1756. Abgedruckt in „Neue Aktenstücke" S. 31.

557) An Kaunitz. 3. Juli 1756.

558) Kaunitz an Starhemberg. 19. Mai 1756. „Je désire sincèrement „et beaucoup apprendre bientôt que le Roi ait honoré M. le comte de „Bernis d'une place dans son conseil. Il faut à la France et à ses alliés „un grand homme dans les grandes affaires, et M. de Bernis me paraît „avoir cette qualité. Empêchez, pour Dieu, si vous le pouvez, qu'on ne „s'occupe de minuties; ce seroit le vrai moyen de tout gâter dans ce mo- „ment-ci, et en attendant recevez, mon cher comte, mes complimens des „plus sincères sur votre conduite, que nous approuvons en tout et partout; „je souhaite bientôt vous en faire des ultérieurs".

559) Starhemberg an Kaunitz. Compiegne, 18. Juli 1756.

560) Maria Thereſia an Starhemberg. 27. Juli 1757. „Ob nun zwar der „franzöſiſche Hof annoch auf dem Vorſatz, an dem Krieg gegen den ernanten König „keinen ohnmittelbahren Antheil zu nehmen, unbeweglich beſtehet, ſo wirſt Du Dich „doch andurch keineswegs irre machen laſſen, ſondern ſo veſt auf der zweyten als auf „allen den übrigen conditionibus sine qua non beharren."

561) Nachdem Starhemberg die Denkſchrift Bernis' nicht annahm, befindet ſie ſich auch nicht bei den Akten über die Verhandlung. Ich mußte daher bei der Skizzirung ihres Inhaltes dem Berichte Starhembergs an Kaunitz vom 20. Auguſt 1756 folgen.

562) Voriger Bericht. . . „avec autant de stile que d'étendue et de clarté."

563) Zu Compiegne.

564) Voriger Bericht. . . „Je procédai à un travail ultérieur, au moyen „duquel je suis parvenu à éclaircir tous les points douteux, à faire s'ex„pliquer la Cour d'ici sur le fond de ses intentions, et à la mener aussi „loin que nous pouvions le désirer, et plus que nous n'avions osé nous le „promettre."

565) „On a déclaré que les bornes au dépouillement projeté ne „seroient fixées qu'après la discussion qui doit être faite à cet égard avec „les différentes Cours qui doivent prendre part au dit dépouillement."

566) Der vereinbarten Bedingungen sind zehn, von welchen jedoch hier nur die drei ersten und wichtigsten aufgezählt werden.

567) . . . „soit sujette aux mêmes risques que toute l'entreprise."

568) In seinem Berichte vom 20. August 1756 sagt Starhemberg von Belleisle: „Je ne puis assez me louer du zèle qu'il marque pour la prompte et „bonne réussite de notre affaire, et je tâche d'en tirer bon parti. Il semit „à désirer que M. Rouillé lui ressemblât, mais sa malheureuse jalousie cause „actuellement plus d'embarras et plus de confusion que jamais . . . . Bien „intentionné dans le fond, ne désirant que l'avantage de son maître, et „porté tout-à-fait pour le nouveau système, il agit néanmoins presque tou„jours comme s'il étoit dans des dispositions tout-à-fait contraires. Il n'a ni „les talens ni les connoissances nécessaires pour un poste tel que le sien. „Il ne sait pas se former un système ni un plan de conduite général, et „n'agit que d'après des impressions momentanées, qui la plupart le mènent „en erreur, parce que la jalousie et l'intrigue s'en mêlent. Tantôt il me „marque une confiance excessive, tantôt il est avec moi de la plus grande „réserve."

569) Vom 24. Juli 1756.

570) „Des gens qui ont des infidélités et des procédés violens à se „reprocher, prennent alarme et ombrage de tout." Mittheilungen Rouillé's an Starhemberg. Bericht des Letzteren vom 3. Juli 1756.

571) . . . „que si le Roi de Prusse venoit à nous attaquer, on étoit „décidé de nous donner non seulement les secours stipulés, mais de nous „assister en outre de toutes ses forces." Mittheilung Rouillé's an Starhemberg. Bericht des Letzteren vom 18. Juli 1756.

572) Mit Bericht vom 7. September 1749 dankt Leopold von Weingarten für die unvermuthete Ankunft seines Bruders, welchen er mit dem Tribunalprotokolle in Brünn beschäftigt glaubte.

573) Rescript an Leopold von Weingarten. 17. April 1756.

574) . . „le Roi mon maître est impatient de vous témoigner ses „générosités, mais il faut aussi que vous ayez quelque complaisance „pour lui."

[575]) Berlin, 24. Mai 1756.

[576]) 24. Mai 1756. „Je vous prie . . . d'agréer le dernier adieu que „je vous donno, do même qu'à Madame ot à tous vos onfants. L'unique „prière que je dois encore vous faire par celle-ci, est de ne mo pas noircir „dans l'esprit de notre chère mère et de notro frère cadet. Si vous no „voulez pas consentir à ma prière, faites-le au moins pour l'amour de celle „qui nous a portés dans le même sein, et en considération de son grand âge."

[577]) Puebla an Kaunitz. Berlin, 25. Mai 1756. „La Femme l'introduit „chez son mari, qui (qu'il) trouva au lit tout en larmes et en chomisemeuts „(gémissemens); l'ayant tranquilisé en bon prêtre, s'acquitta avec force et „fermeté de ma commision. La réponse qu'il m'a apporté consiste que son „malheur (ainsi lo reconnoissant) n'est plus à changer, qu'il est pris, que „tout commorce lui est defendu, memme de sortir do chez sa belle-mere, qu'il „est gardé et observé comme dans une prison, qu'il reconnaît son aveugle „chute, mais qu'olle n'est plus à réparer. Tout ceci fait bien voire la pauvreté „do son esprit! Il suivo à diro à mon chapellain qu'on l'accable de menaces, „que, s'il tentoit de s'évador, on le suivra partout, memmo au centre de „Vienne, qu'on n'épargnera ni femme, ni onfants, ni parents; tant on l'a „intimidé quo l'homme n'est plus à lui." . . .

[578]) Puebla an Kaunitz. 12. Juni 1756. „On me rapporte que le Roi, „impatient d'éclairer mes démarches et de pénétrer les sentiments de ma „Cour, avoit tout mis en oeuvre ponr me débaucher le cadet Weingarten, „qui depuis deux ans environ doit avoir donné dans le panneau, moyennant „uno pension de 2000 écus, commo on m'a dit. On m'a assuré même que „lo conseiller de cabinet Eichel lui avoit toujours romis de propres mains „cet argent, et que lo Roi en personno s'étoit entretenu deux fois avec cet „malheureux, qui par son aveu volontaire, qu'il me fit, m'atteudri, le voyant „vonir de faire ses Pâques, et résolu, par son zèlo marqué, do faire, pour „un tems, le double personnago, si la Cour y consentoit."

[579]) Mittheilungen der preußiſchen Regierung an Puebla vom 19. und 24. Juni, dann vom 30. Juli 1756. Die in den Mémoires du marquis de Valori II. 79 enthaltenen Mittheilungen über dieſen Vorfall ſind der Wahrheit vollkommen entſprechend.

[580]) Puebla ſelbſt beſtätigt dieß, indem er am 12. Juni 1756 an Kaunitz ſchreibt: „il n'a rien pu lui relever d'important, car depuis deux ans et au-„delà jo n'ai eu aucune affaire de conséquonco à traiter."

[581]) König Friedrich an Knyphauſen. 26. Juli 1756. Bei Schäfer: Der ſiebenjährige Krieg. I. 631. Der engliſche Geſandte Mitchell in Berlin behauptet, daß ſeine Rathſchläge den König zu der Anfrage in Wien vermocht hätten. Schmidts Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft. I. 146.

[582]) Friedrich an Klinggräff. 2. Auguſt 1756. Bei Schäfer. I. 631. 632.

583) König Friedrich an Franz von Lothringen. 12. Jänner 1741. Maria Thereſia's erſte Regierungsjahre. I. 380.

584) Klinggräff's Denkſchrift und die Antwort des Kaiſerhofes ſind abgedruckt in Valori's Memoiren. II. 162—166.

585) Maria Thereſia an Starhemberg. 22. Auguſt 1756.

586) Mémoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe in Hertzberg's Recueil des déductions . . IIde éd. p. 7. . . „a fait revivre „le traité de partage fait contre le Roi“ . . .

587) Die hierauf bezügliche Correſpondenz zwiſchen Wien und Dresden iſt abgedruckt in den „Neuen Aktenſtücken“ S. 9—14.

588) Ein Auszug aus dem mit Menzel aufgenommenen Protokolle iſt enthalten in den „Neuen Aktenſtücken“ S. 5. Die ausführlichſte Erzählung des ganzen Herganges findet ſich in Bülau's „Geheimen Geſchichten“. 2. Auflage. 2. Band. S. 286—293.

589) Eſterhazy an Kaunitz. St. Petersburg, 8. Juni 1756. „Anfonſten habe „gegründete urſach zu glauben, daß der Großcanzler ſich meiner Estaffette von 5. April „bedient und durch den Funk dem Sächſiſchen Hof von unſerer großen Antiegenheit „nachricht geben laßen.“ Und am 25. Juni ſchreibt Eſterhazy: „Die Ruſſiſche Kayſerin „hat letzthin in dem Conſeil mit deutlichen worten den verdächtigen argwohn auf den „Großcanzler geworffen, daß er von dem großen Vorhaben gegen Preußen dem Säch„ſiſchen Hof durch den von Funck die geheimen nachrichten geben laßen, ſofort mit „bedrohlichen worten das secretum äuſſerſt und auf das ſchärffeſte ſammtlichen Glie„dern des Conſeils eingebunden“ . . .

590) Dieſelbe iſt ſchon von einer großen Anzahl von Schriftſtellern im verſchiedenſten Sinne erörtert worden. Aus ihnen mögen hier neben dem alten Dohm, IV. 210—220, noch Graf Schulenburg, Herausgeber der Neuen Aktenſtücke, S. 18, K. A. Menzel, Neuere Geſchichte der Deutſchen, XI. 225—228, Stuhr, Forſchungen, I. 58, Aſter, Beleuchtung der Kriegswirren, 60—74, Huſchberg-Buttke, die drei Kriegsjahre 1756—1758 in Deutſchland, XXX, dann 41—44, Stenzel, Geſchichte Preußens, IV. 401, Bernhardt, Friedrich II. und der Beginn des ſiebenjährigen Krieges, Sybel's hiſtoriſche Zeitſchrift, 1864, III. 22—69, Vitzthum, Geheimniſſe des Sächſiſchen Cabinets, I. 334—374, Klopp, Friedrich II. und ſeine Politik, 2. Auflage 240—265, endlich Schäfer, der ſiebenjährige Krieg, I. 189—203, erwähnt werden.

591) Preuß. Friedrich der Große. II. 7.

592) Nouveaux mémoires de l'académie royale. Année 1785. Berlin, 1787. p. 333. 334.

593) Kaunitz an Starhemberg. 2. September 1756. „Obwohlen wir uns „jederzeit, und zwar nach denen unverantwortlichen Beyſpielen des letzteren Kriegs „verſehen hatten, daß die gegenwärtige Preußiſche entſchließungen auf etwas auſſer„ordentliches und gewaltſahmes gerichtet ſein würden, ſo bekenne doch gerne, daß wir „uns ſolche ohnerhörte feindſeeligkeiten, wie jene ſeind, ſo vom Könige in Preuſſen an

„des Königs in Pohlen Churlande mitten im Frieden würklich ausgeübt werden, nie „und niemahlen hätten beygehen laſſen“ . .

[594]) Cogniazo. Geſtändniſſe eines öſterreichiſchen Veterans. Breslau, 1788. 4 Thle. Der Verfaſſer kennzeichnet ſich und ſeine Denkungsart zur Genüge, indem er Friedrich Wilhelm II., „den gleich großen und erhabenen Nachfolger Friedrich's“, „den „Titus ſeines Volkes“ nennt. Und dieſes jämmerliche Buch wird noch heut zu Tage von preußiſchen Schriftſtellern als eine vertrauenswürdige Quelle zur Beurtheilung öſterreichiſcher Anſchauungen und Zuſtände citirt.

[595]) . . „S'il s'agit des vues politiques d'acquisition qui conviennent „à cette monarchie, les Etats de la Saxe sont sans contredit ceux qui lui „conviendraient le mieux, en l'arrondissant et lui formant une barrière par „les montagnes qui séparent la Saxe et la Bohême, et qu'il faudrait fortifier. „Il est difficile de prévoir comment cette acquisition pourrait se faire. La „manière la plus sûre serait de conquérir la Bohême et la Moravie et de „les troquer avec la Saxe, soit enfin que cela pût s'opérer par d'autres trocs „on des possessions du Rhin, en y ajoutant Juliers et Berg, ou de quelque „façon que cela se fasse. Cette acquisition est d'une nécessité indispensable „pour donner à cet Etat la consistance dont il manque.“ Oeuvres. IX. 187.

[596]) . . . „pour l'écraser.“

[597]) . . . „pour s'en servir comme d'un outil qu'on n'aiguise que lors „qu'on en a besoin“ . . .

[598]) . . . „promesses frivoles“ . .

[599]) . . . „l'acharnement du dernier pour la religion protestante.“

[600]) . . . „par des raisons invariables d'intérêts“ . . .

[601]) . . „La maison d'Autriche connaissant tous les dangers de sa „position, ne pouvoit en sortir que par l'affaiblissement du plus cruel et du „plus redoutable de ses ennemis, mais Elle le voyoit soutenu par la France „et recherché par l'Angleterre.“

[602]) . . . „pour abattre un voisin, à côté duquel la maison d'Autriche „ne pouvoit plus se soutenir.“

[603]) Tâchez de flatter la P. pour voir si peut-être elle se fâchera et „dira par emportement ce que les ministres cachent par sagesse; peut-être „sera-ce elle qui réconciliera les choses.“ Bei Schäfer. I. 619.

Alphabetiſches Namen-Regiſter.

Adelffy, Abgeordneter, 215.
Aguilar, Don Diego d', 142.
Albani, Aleſſandro, Cardinal, 55.
Althan, Michael Graf, Biſchof von Waitzen, 193.
Amalie, Erzherzogin, 141.
Andler, Franz Graf, 20.
Archinto, Cardinal, 238.
— Julie Gräfin, 228.
Arenberg, Herzog von, 248.
Argenſon, d', franzöſiſcher Miniſter, 362, 363, 404, 439, 441, 442, 464.
Aſſeburg, Freiherr von, 297.
Aubeterre, Marquis d', franzöſiſcher Geſandter, 353—355.
Auersperg, Hanns Adam, Fürſt, 149, Ernſt Graf, 508.
— Wilhelmine, Fürſtin, 149.
Azzoni, Joſeph, Profeſſor, 31, 32.

Baeskady Paul, 198, 203, 215.
Baiern, 279, 293, 294, 298, 410, 425, 429, 502, 537.
Maximilian Joſeph, Kurfürſt von, 293, 295, 504.
Baillou, Johann von, 146, 175.
Bajtay, Anton, 170, 523.
Balaſſa, Paul Graf, 215.
Banniza, Peter, Regierungsrath, 121, 517.
Barkoczy, Franz Graf, Erzbiſchof von Erlau, 184, 198, 206, 212, 218, 527—529.
Bartenſtein, Johann Chriſtoph, Hofrath, 7—9, 18, 30, 67, 68, 81, 82, 106, 107, 133—135, 138, 165—176, 206, 249—251, 266, 270, 271, 280, 285, 317, 327, 328, 334, 345—350, 354, 385, 519, 523, 525, 536, 544, 547.
Batthyany, Karl Graf, Feldmarſchall, 138, 143, 144, 158—163, 165—168, 178, 179, 186, 188, 282, 283, 376, 401, 450, 521.
— Ludwig Graf, Palatin, 186, 187, 193, 195, 203, 206, 208, 219, 526, 556.
Beck, Oberſtlieutenant, 97.
Belcredi, Marcheſe, 225.
Belleisle, Marſchall, 319, 362, 363, 404, 472, 558.
Benedikt XIV., Papſt, 54—56, 128, 129, 238, 512, 531.
Benoit, preuß. Geſandtſchaftsſekretär, 489.
Bentinck, Graf, 255, 256.
Berczeviczy, Alexander, 53.
Bernes, Joſeph Graf, General der Cavallerie, 300—302.
— Gräfin, 157.
Bernis, Abbé von, 397, 398, 402, 404, 416—418, 421—425, 427, 429, 430, 439, 441—444, 445, 447—449, 464—472, 553, 555, 557.

Bestuschew, russischer Großkanzler, 270, 367, 368, 489, 492, 560.
Biancani, Julius Anton Graf, 226, 227.
— Gräfin, 227.
Binder, Friedrich von, Hofrath, 354, 392, 463.
Biro, Martin, Bischof von Veszprim, 54.
Blondel, französischer Geschäftsträger, 318—322, 324, 354.
Blümegen, Freiherr von, 19, 32.
Bocris, Johann Heinrich, Professor, 121.
Böhmen, 16, 18, 20, 25, 28, 29, 31, 32, 41—49, 65, 70, 73, 74, 111, 485, 486, 493, 494, 507, 510, 561.
Bogino, sardinischer Minister, 238.
Bohusch, Johann, 203.
Bolognini, Anton Graf, 225, 226.
Bonvisi, Cardinal, 106.
Borromeo, Renato Graf, 224, 225, 227, 228, 529.
— Clelia Gräfin, 223—225, 227—229.
Botta d'Adorno, Marchese, Feldzeugmeister, 248, 249, 260, 532, 533.
Bouquoy, Franz Leopold Graf, 44, 144.
Bourguignon, Johann Franz von, Hofrath, 120, 121, 170.
Brasseur, Johann, 179.
Breda, Graf, 44.
Brequin, Johann Baptist, Oberstlieutenant, 163, 164, 176, 522, 523.
Breuner, Graf, 20.
Browne de Camus, Ulysses Maximilian Graf, Feldzeugmeister, 231.
Brühl Graf, sächsischer Minister, 488, 489.
Brunszvik, Anton, Protonotar, 190, 203, 215, 526.
Buol, Hofrath von, 509.
Burmania, holländischer Gesandter, 53, 438.
Burmeister, von, 32.

Camporeale, Fürst, neapolitanischer Botschafter, 337.
Canal, Graf, sardinischer Gesandter, 438.
— Marianne Gräfin, 149.
Carvajal, José Don, 336—339, 545.
Caroline, Erzherzogin, 140, 152, 519, 520.
Carvalho Melho, Sebastian Joseph, 55, 56.
Cataldi, Octavio, 70.
Cetto, Hofrath, 509.
Chotek, Johann Graf, 122, 302.
— Rudolph Graf, 20, 67, 72—75, 78, 81—84, 85, 144, 513.
Cobenzl, Karl Philipp, Graf, 260.
Cocceji, preußischer Großkanzler, 313.
Colloredo, Karl Graf, Gesandter, 368, 371—373, 385, 386.
— Rudolph Graf, Reichsvicekanzler, 17, 149, 240, 264, 265, 280—282, 376, 387, 401, 450, 534.
— Marie Gabriele Gräfin, 149.
Contarini, Marco, venetianischer Botschafter, 154.
Conti, Prinz von, 355, 362, 390—392, 394, 395, 397, 422, 550.
Cordua, Caspar Graf, Feldmarschall, 88, 515.
Corer, Piero, venetianischer Botschafter, 83, 84.
Cristiani, Beltrame Graf, Großkanzler, 235—246, 321, 531, 532.
Croatien, 211, 212, 507, 527.
Csaky, Nikolaus Graf, Erzbischof von Kalocsa, 185, 211, 220.
Czernin, Graf, 144.
Czuzy, Caspar, 194, 197, 198, 206, 215, 528.

Damiani, Johann, 194.
Dänemark, 45, 369, 471, 499.
Darvas, Joseph, 197.
Daun, Leopold Graf, Feldmarschall, 68, 88, 91, 93, 149.
— Josepha Gräfin, 148.
Debiel, Pater Ludwig, 119, 125, 517.

Desalleurs, französischer Botschafter, 355.
Dewitz, von, 311, 313, 539.
Dier, geheimer Zahlmeister, 68.
Dietrichstein, Maria Anna Josepha Fürstin, 149.
Doblhoff, Karl von, Hofrath, 73, 112, 116, 143, 153, 509, 516, 517.
Dorn, Johann Jacob von, Hofrath, 392.
Duval, Valentin, 141, 146.

Eichel, preußischer Cabinetsrath, 476, 478, 559.
Elisabeth, Kaiserin, 151, 152, 545.
— Erzherzogin, 141.
Engel, Leibarzt, 117, 517.
England, 45, 77—79, 252—259, 265—267, 269—276, 281, 283—298, 305, 311, 313—317, 319, 325, 327, 330—333, 339, 343, 350—353, 356, 364—390, 393—414, 416—423, 425—427, 429, 434—438, 443, 444, 446, 448, 452, 455—458, 460, 462, 468, 471, 472, 481, 492, 494, 496—501, 514, 534, 535, 549—554.
— Georg II. König von, 240, 272, 275, 288—290, 293—296, 298, 303, 306, 314—316, 330, 359, 366, 375, 385, 386, 399, 405, 406, 413, 425, 434, 437.
Ensenada, Marquis, 336, 337, 545.
Erdödy, Georg Graf, Judex Curiae, 185—187, 193, 206.
Erfurth, Goldschmiedgeselle, 489.
Esterhazy, Fürst Anton, 143, 528.
— Franz Graf, Tavernicus, 187, 193, 215, 218.
— Franz Graf, 112.
— Nicolaus Graf, bevollmächtigter Minister, 187, 337—339, 434, 435, 460, 489.

Farinelli, Sänger, 337, 545—547.
Fekete von Galantha Georg, Personal, 73, 186, 187, 193, 197—199, 203, 204, 206, 211, 214, 215, 525.
Ferdinand, Erzherzog, 242.
Festetics, Paul, Vicegespan, 197.
Fetzer Karl, Prälat des Schottenstiftes, 508.
Firmian, Karl Graf, 246.
Fixlmillner, Alexander, Prälat von Kremsmünster, 20.
Flemming, Graf, 438, 489.
Fleury, Cardinal, 273, 274.
Forray, Andreas, 203.
France, Joseph de, 146.
Frankenberg, Graf, Vicepräsident der obersten Justizstelle, 32.
Frankreich, 247, 252—255, 266—270, 273—287, 292, 296, 298, 301, 302, 311, 313, 318—336, 340—344, 348, 350—377, 381—431, 434, 457, 459, 461—474, 481, 485, 487, 492, 493, 496—504, 533—537, 540, 543—558.
— Ludwig XV., König von, 273, 274, 277, 319, 323, 324, 326, 335, 340—342, 355—357, 361, 362, 390—392, 397—399, 405, 418, 422, 425, 439—441, 443—446, 448, 464, 467—472, 503, 539, 545, 546, 550—552.
— Königin von, 324.
— Dauphin von, 277.
Franz I., Kaiser, 10, 13, 51, 68, 87, 105, 106, 113, 124, 139, 142—156, 167—169, 177, 180, 184, 187, 204, 212—214, 236, 237, 240, 264—269, 280, 281, 283, 290, 307, 310, 311, 322, 323, 326, 341—343, 350, 351, 353, 376, 387, 391, 393—395, 401, 405, 407, 413—415, 418, 438, 444, 449, 450, 456, 463, 489, 520—522, 534, 538, 544, 545.
Franz, Pater Joseph, 119, 126, 127, 175.
Freyßleben, Ferdinand, Archivar, 135, 170, 519.

Friedrich II., von Preußen, 14, 15, 36, 54, 57, 58, 87, 88, 94, 156, 267, 268, 270, 274—276, 279, 280, 282—285, 287—290, 292, 297—316, 319, 323—325, 327—333, 338, 353—355, 357, 358, 363, 373, 377, 380, 381, 384, 387—403, 408, 410, 412, 416—426, 432—440, 448, 449, 451, 453, 455—460, 465, 467—469, 471—476, 478—504, 507, 514, 535, 536, 538, 539, 542, 547, 548, 550, 552—561.
Fuchs, Marie Caroline Gräfin, 148.
Funk, sächsischer Geschäftsträger, 489, 560.
Fürst, preußischer Großkanzler, 65, 67—69, 71, 73, 137, 313.

Gaisruck, Anton Graf, 20.
Galgoczy, Abgeordneter, 215.
Gallas, Graf, 144.
Gamsenfeld, von, 44.
Gebler, Tobias Philipp, Hofsecretär, 476.
Giampedi, Giovanni Domenico, 128, 518.
Gloß, Abgeordneter, 215.
Goeß, Rudolph Graf, 162.
Gottsched, Johann Christoph, 129, 130.
Götzel, 50.
Graffigny, Frau von, 141.
Grassalkovics, Anton Graf, 187, 206, 211, 213, 214, 218.
Greiner, Hofrath, 143.
Gröller, Dionys Ferdinand von, Hofrath, 90, 515.
Grossatesta, Antonio, Abbate, 240, 531.
Grumbkow, von, Oberst, 312.
Guasco, Graf, 147.
Guicciardi, General, 96.
Guszteny, Johann, 194.

Haen, Anton de, Professor 119.
Hagen, Ignaz von, Kreishauptmann, 510.
Hager, Freiherr von, Generaladjutant, 68.
— Maria Anna, Freifrau von, 68.
Hamilton, Nicolaus Graf, 83.
Harrach, Ernst Guido Graf, 162.
— Ferdinand Graf, Landmarschall, 15, 20, 23, 228, 231—234, 530.
— Friedrich Graf, oberster Kanzler von Böhmen, 8, 15—18, 20, 22—26, 232, 233, 263, 270, 271, 280, 281, 508, 509, 534.
— Joseph Graf, Präsident des Hofkriegsrathes, 24, 88, 90, 100, 515.
— Karl Graf, 508.
— Marie Eleonore, Gräfin, 15, 24, 233.
— Rosa Gräfin, 232, 233, 530.
Haßlang, Joseph Graf, 293, 537.
Haugwitz, Friedrich Wilhelm Graf, 9—14, 16, 18, 20, 25, 26, 30, 48, 49, 65, 68, 73, 74, 99, 122, 124, 130, 249, 508, 509, 533.
— Heinrich Wilhelm, Freiherr von, 69, 70, 82.
Hautefort, Marquis von, 322—325, 340, 354.
Hayek von Waldstetten, Heinrich, Tribunalskanzler, 32.
Heißler, Graf, Oberstlandrichter, 19.
Hennet, Appellationsrath, 41.
Herberstein, Graf Ferdinand Leopold, Conferenzminister, 7—9, 262.
— Joseph Graf, Kreishauptmann, 510.
Hertzberg, Graf, preußischer Minister, 491, 492.
Herzelles, Marquis d', 248.
Hochstättern Elias von, Archivar, 392.
Hohenegg, Freiherr von, 20.
Hohenfeld, Graf, 20.
Holderneſſe, Graf, englischer Minister, 375.
Holger, Joseph, Regierungsrath, 31, 32.
Holland, 45, 252—259, 266, 267, 269, 270, 272—274, 276, 283—288, 293—298, 304, 319, 325, 332, 333, 364, 366, 369, 371—390, 393, 409, 412, 420, 427, 435, 446, 452, 471, 497—500, 533—535.
Höller, Ignaz, Pater, 158, 163, 522, 523.

Hormayr von, 32, 510.
Hueber, Mathias, 194.
Hüttner, Hofrath, 509.
Hyndford, Lord, 314, 315, 316.

Illeshazy, Joseph Graf, 215.
Italien, 267, 269, 277, 278, 287, 301, 338—340, 363, 390, 399, 412, 420, 422, 429, 448, 471, 499, 502, 530—532, 535.
Jacquin, 119.
Jenisch, Bernhard von, 127.
Jeßenak, Johann, 215, 528.
Johanna, Erzherzogin, 153.
Joseph, Erzherzog, 124, 135, 141—143, 154—179, 184, 185, 189, 201, 290—298, 306—308, 311, 327, 328, 337, 350, 354, 358, 521—523, 538.
Josepha, Erzherzogin, 153.
Jungblut, Franz, 179.

Kampmüller, Ignaz, Pater, 51, 511.
Kannegießer, Hermann Lorenz von, Hofrath, 73, 74, 81, 112, 509.
Karl, Erzherzog, 141, 142, 178, 179, 184, 185, 521, 525.
Kärnten, 20, 21, 28, 51, 74, 507.
Kaunitz, Wenzel Graf, Staatskanzler, 67, 143, 144, 237, 244, 245, 263, 271—285, 317, 318, 320—335, 340—368, 372—374, 376, 378—398, 400—406, 415, 417, 419, 420, 427, 435—440, 447, 449—456, 458, 462—466, 479, 480, 483, 494, 497—501, 503, 512, 531, 532, 535, 536, 540—544, 546, 547, 550.
Keith, Robert, englischer Gesandter, 240, 315, 316, 350, 378, 385, 386, 437, 438, 456—458.
Keyserlingk, Graf, russischer Botschafter, 438.
Khevenhüller, Joseph Graf, Oberstkämmerer, 17, 68, 125, 131, 141, 143, 144, 263, 265, 280, 285, 376, 401, 450.
Kinschot, van, holländischer Resident, 533.
Kinsky, Philipp Graf, Kanzler von Böhmen, 7, 8, 15, 17, 18, 25, 26, 41—44, 73, 263, 507, 534.
Kirchstätter, ständischer Sekretär, 20.
Kleefeld, Oberst, 96.
Kleinholt, Freiherr von, Generalmajor, 93.
Klinggräff, Joachim Wilhelm von, 309, 310, 479, 480—483, 485, 486, 539.
Klobusiczky Franz, Bischof von Agram, 187, 211, 215.
Knyphausen, Freiherr von, preußischer Gesandter, 439, 475, 481, 503, 552.
Koch, Ignaz von, Freiherr, Cabinetssekretär, 9, 12, 25, 217—219, 229, 322, 326—330, 334, 342, 344, 348, 349, 530, 544.
— Joseph von, Hofkammerrath, 308, 309.
Kommergansky, Hofrath, 509.
Köln, Clemens August, Kurfürst von, 293, 295—297.
Kolowrat, Philipp Graf, 44.
Königsegg-Erps, Karl Ferdinand Graf, 69, 82.
— Joseph Lothar Graf, Feldmarschall, 17, 263, 280, 344.
Korzensky, Graf, 509.
Kovacs, Ladislaus, Canonicus, 216.
Krain, 20, 28, 51, 65, 507.
Kranichstätten, Hofrath, 509.
Kraufeneck, von, 44.
Kriegler, von, Syndicus, 508.
Künigl, Philipp Graf, 179.

Lamberg, Fürst, 141.
— Gräfin, 141.
Laugier, Professor, 119.
Launay, Cornel Ludwig de, 318.
Leber, Ferdinand Joseph von, Professor, 119.
Leopold, Erzherzog, 141, 179, 184, 185, 241, 531.
Leporini, Joseph Alois, 168, 170.

Liechtenstein, Wenzel Fürst, Feldmarschall, 88, 94, 212, 322.
Lierwald, Hofrath, 509.
Lilien, Freiherr von, 71.
Lindeck, von, Landstand, 508.
Lombardie, 221—246, 507.
Lopresti, Michael Baron, 77.
Losy, Adam Philipp Graf, 149.
— Erneſtine Antonie Gräfin, 149.
Lothringen, Karl Prinz von, 74, 87, 88, 105—107, 212, 248—250, 375, 378, 454, 513, 533, 542, 545.
Lothringen, Charlotte Prinzeſſin von, 150, 151, 341, 342, 520.
O'Lynch, Michael, Profeſſor, 121, 517.
Lynden, Graf, Feldzeugmeiſter, 242.

Machault, franzöſiſcher Miniſter, 362, 404, 439—441, 444.
Mähren, 18—20, 28, 31, 32, 48, 49, 65, 70, 74, 78, 494, 507, 510, 511, 561.
Maltzan, von, preußiſcher Geſandter, 489.
Marck, Johann Ferdinand von der, 88, 89.
Marcy, Abbé, 146.
Mareſchal, Johann Karl von, Legationsſekretär, 318, 320, 322, 326, 353.
Marie Antonie, Erzherzogin, 124, 179, 402.
Marianne, Erzherzogin, 124, 142, 153, 184.
Marie Caroline, Erzherzogin, 242.
— Chriſtine, Erzherzogin, 124, 141, 142, 153, 154, 184.
Marſan, Gräfin, 359—361, 364, 547, 548.
Martinez, Joſeph, 176.
Martini, Karl Anton von, Profeſſor, 121.
Marxer, Franz Anton, Weihbiſchof, 111, 112, 516.
März, Angelius, Pater, 111.
Maximilian, Erzherzog, 152.
Mellini, Mario, Cardinal, 56, 128.
Melzi, Franz Xaver Fürſt, 223, 225, 227, 229.
— Gaspare, Fürſt, 229.
Menzel, Friedrich Wilhelm, 489, 490, 560.
Mercy-Argenteau, Graf, 341.
Migazzi, Chriſtoph, Graf, 56, 336, 339, 340, 545.
Militärgrenze, 95—98, 507.
La Mine, Philipp, 168, 169, 178, 522.
Mirepoix, Herzog von, 356.
Mitchell, engliſcher Geſandter, 481.
Modena, Franz III., Herzog von, 233, 237—242, 355, 531, 532.
— Hercules, Prinz von, 239, 240, 242.
— Maria Beatrix, Prinzeſſin von, 239, 241, 531.
— Maria Thereſia Cibo, Prinzeſſin von, 239, 240, 242.
Montecuccoli, Anton Graf, 240.
Moſer, von, Landſtand, 508.
Müllersdorf, Hofrath, 509.
Münchhauſen, von, 293, 294.

Nadasdy, Leopold Graf, ungariſcher Hofkanzler, 52, 185.
Nagy, Paul, Protonotar, 190, 194, 198, 215, 528.
Naiſics, Anton, 215.
Neapel, Karl III. König von, 337, 340, 444, 499.
— Ferdinand Prinz von, 242, 337.
— Prinzeſſin von, 337.
Nefzern, Jacob Benedict von, Hofrath, 75.
Neipperg, Wilhelm Reinhard, Graf, Feldmarſchall, 90, 97, 149, 515.
Neumayr, Hofrath, 509.
Newcaſtle, Herzog von, 259, 289, 290, 293, 316, 317, 350, 356.
Niederlande, 247—261, 338, 339, 350, 364—367, 369, 371—381, 386—390, 399, 410, 411, 422, 428—430, 436, 438, 443, 446—448, 450—454, 462, 465, 466, 472, 473, 499—502, 507, 533, 535, 555.
Niederöſterreich, 20, 22, 28, 29, 31, 32, 39, 65, 74, 78, 507.
Nivernois, Herzog von, 417, 438, 554.

Noailles, Herzog von, 362, 439.
Noſtitz, Johann Anton Graf, 148.

Oberöſterreich, 20, 28, 29, 31, 32, 39, 51, 65, 74, 78, 110, 507.
Odescalchi, Marianne, 224, 225.
Oed, Graf, 509.
Ogara, Graf, 147.
Okolicſanyi, Johann, Vicegeſpan, 193, 194, 197, 198, 204, 206, 215, 528.
Oppizoni, 225.
Oranien, Wilhelm, Prinz von, 255, 257, 258.
Orry de Morveau, Claudius Joſeph 179.

Paar, Graf, Wenzel Johann Joſeph, 341.
Pallaviciui, Johann Lucas, Graf, Feldzeugmeiſter, 227, 228, 233—235, 242, 249, 530, 532, 533.
Paolucci, Cardinal, 55.
Parhamer, Pater Ignaz, 112, 113.
Parma, Philipp, Herzog von, 221, 226, 229, 267, 277, 278, 340, 390, 395, 399, 422, 444, 447, 448, 452, 453, 462, 472, 473, 499.
Pasquier, Claudius du, 76.
Paſſionei, Cardinal, Nuntius, 74, 513,
Patin, Graf, 248.
Pecſy, Gabriel, Protonotar, 185, 190, 206, 214, 215, 217, 526.
Penz, Johann Adam von, Regierungsrath, 115, 119, 123, 124.
Perger, Dr. Advokat, 107.
Petazzi, General, 96.
Petraſch, Joſeph Freiherr von, 130, 131.
Pfalz, Kurfürſt von, 293—296, 311, 314—316, 328, 539.
Pfütſchner, Freiherr von, 146.
Pilati, Anton Freiherr von, Kreishauptmann, 510.
Pingitzer, Fabriksbeſitzer, 70.
Pitterman, Pater, Ignaz 51, 511.
Pleßmann, preußiſcher Geſandtſchaftsſecretär, 489.
Poal, Emanuel Marquis von, 162, 169.
Pöck, Johann Jordan von, Profeſſor, 170, 171, 176, 522.
Podewils, Graf, preußiſcher Geſandter, 53, 68, 82, 100, 101, 137, 139, 153—157, 309, 507.
Podewils, Graf, Conferenzminiſter, 312.
Podmaniczky, Alexander, 52.
Polen, 289, 355, 390, 392, 422, 460.
Pompadour, Marquiſe von, 274, 323, 324, 326, 334, 335, 341, 342, 353, 359—363, 392, 394, 397, 398, 415, 417, 440, 441, 444, 445, 462—464, 467, 472, 503, 542, 544—547, 550—552, 555—557, 561.
Popowitſch, Johann Sigmund, Profeſſor, 122.
Porter, engliſcher Botſchafter, 77, 78, 514.
Portocarrero, Cardinal, 336, 545.
Portugal, Marianne, Königin von, 55, 148, 337.
Praudau, Anton Hilleprand, Freiherr von, Vicepräſident der Hofkammer, 82.
Preußen, 253, 268, 272—285, 287—292, 296—319, 325, 327—334, 356—358, 365—369, 373—377, 380, 381, 384, 486—413, 416—440, 447—449, 452—460, 462, 465—504, 514, 535, 536, 538—540, 542—544, 548—554, 556—561.
Proli, Banquier, 74, 75.
Pronay, Gabriel, 52, 54, 188, 194, 215, 528.
Puebla, de la, Graf, 302, 304, 306, 312, 313, 476—479, 538.
Puyſieux, Marquis von, 274, 279, 324, 326, 328, 335, 341, 361, 362, 439, 441, 442, 464, 465, 542.

Quier, Ferdinand Theodor von, Hofrath, 74.

Rabstein, Ludwig Ferdinand Prokop von, 115.
Radan, Gedeon, 52.
Rainoldi, 225, 226, 229, 230, 530.
Rebentisch, Oberstlieutenant, 312.
Reutter, Musiklehrer, 523.
Revay, Lorenz Freiherr, 215.
— Paul Freiherr, 186.
Rezzonico della Torre, Giuseppe Antonio, Graf, 225, 227, 229.
Richecourt, Graf, Gesandter in England, 285—291, 368.
Riegger, Paul Joseph, Hofrath, 121, 517.
Roiseco, Nicola, 128.
Rom, 55, 56, 61, 238.
Rosenthal, Theodor Anton von, Hausarchivar, 134, 170, 519.
Rosières, Oberst, 147.
Rosner, Joseph, Prälat von St. Dorothea, 508.
Rothenburg, Graf, 302.
Rouillé, französischer Minister, 361, 362, 364, 404, 416, 417, 427, 439—444, 464, 466, 475, 552, 554, 558.
Rühl, preußischer Kassier, 476.
Runnerskirch, Hofrath, 509.
Russig, Johann Karl von, 70.
Rußland, 266, 268, 272, 278, 279, 284, 286, 288—290, 293, 297, 327, 355, 356, 365—372, 389—390, 395, 399, 406—410, 412—414, 420, 422, 424, 425, 428—435, 438, 454, 455, 457, 459, 460, 474, 480, 482—485, 487, 489, 492, 499, 500, 535, 537, 553.
— Elisabeth, Kaiserin von, 177, 270, 367, 368, 432—434, 457, 492, 524, 560.

Sachsen, 268, 272, 279, 286, 287, 293, 297, 298, 390, 391, 410, 425, 429, 430, 433, 438, 449, 454, 461, 471, 486—494, 560, 561.
— König August III., Kurfürst von 297, 298, 422, 488.
Sachsen, Marschall von, 247.
— -Hildburghausen, Joseph Prinz von, 95, 147, 212.
Saffran, Hofrath von, 509.
Saghy, Michael, 198.
Saint-Contest, Marquis, französischer Minister, 335, 341, 359, 361, 363, 545.
— -Florentin, französischer Minister, 439, 441.
— -Séverin, französischer Minister, 319, 361, 362, 439.
Sala, Courier, 543.
Salburg, Franz Ludwig Graf, General der Kavallerie, 88.
Salm, Anton Graf, 162, 169.
Salomoni, Giovanni Domenico, 128.
San Marzano, Marquis, 339.
Sardinien, Karl Emanuel, König von, 237, 238, 267, 275, 277, 278, 283, 287, 332, 339, 340.
Sauboin, Jacob, 179.
Saurau, Karl Graf, 162.
— Katharina Gräfin, 157.
Savoyen, 277, 278, 283.
Sazenhofen, Freiherr von, 315.
Scamp, Kaufmann, 84.
Schaffgotsch, Graf, Bischof von Breslau, 54.
Schlesien, 28, 32, 49, 57, 58, 70, 74, 269, 275—277, 279, 280, 282—285, 288, 289, 296, 298, 301, 303—309, 311, 323, 330—333, 348, 350, 357, 359, 362, 367, 369, 374, 382, 383, 388, 413, 425, 426, 428—430, 435, 438, 447, 449, 451, 453, 454, 459, 460, 464, 465, 467, 480, 485, 491, 493—496, 502, 507, 535, 536.
Schmettau, Graf, Feldmarschall, 302.
Schmerzing, von, Feldmarschallieutenant, 312.
Schmidt, Benedict, Regierungsrath, 121, 517.
Schokaert, Kanzler von Brabant, 248.
Schönaich, Freiherr von, Oberst, 312.

Schröder, Jacob von, Kriegszahlmeister, 82.
Schulenburg, Graf, Feldzeugmeister, 88.
Schwandner, Hofrath, 73.
Schweden, 369, 390, 391, 425, 461, 471, 499.
Sechelles, Generalcontrolor, 247, 362, 404, 417, 439—441, 464.
Seilern, Graf, Präsident der Obersten Justizstelle, 30, 509.
Serbelloni, Erzbischof, 56.
Siebenbürgen, 51, 52, 432, 508.
Sinzendorff, Philipp Ludwig Graf, oberster Hofkanzler, 6.
Sandersleben, Joseph von, Kreishauptmann, 510.
Soubise, Prinz von, 363, 364.
Spanien, 269, 278, 335—340, 366, 385, 390, 395, 399—401, 409, 412, 422, 438, 448, 452, 454, 499, 530.
— Ferdinand VI., König von, 337, 422, 444, 452, 545, 546.
— Marie Königin von, 337, 338, 545, 546.
Sperges, Joseph von, 135, 519.
Stadion, Graf, 316.
Starhemberg, Georg, Graf, Gesandter, 341, 352—364, 391—398, 400—405, 409—431, 435, 438—449, 455, 462—474, 480, 484, 503, 550, 553.
— Georg Graf, 162.
Steenhault, Oberpräsident, 248.
Steiermark, 20, 28, 32, 51, 74, 78, 507.
Steiner, Schreiblehrer, 522.
Stockel, Kammerheizer, 68.
Stuppan, Hofrath, 509.
Svetics, Abgeordneter 215.
Swieten, Gerhard van, 116—119, 122, 146, 157, 245, 517, 518.
Sundermaler, Jacob Ernst, Hofrath, 121, 517.
Szechenyi, Graf, Erzbischof, 98.
Szirmay, Stephan, 52.
Szüllö, Sigismund, Vicegespan, 193, 197, 525.

Tarouca, Graf, 9, 10, 67, 68, 231, 244, 245, 532.
— Johanna Gräfin, 149.
Textor, Kammerrath, 44.
Thinnfeld, von, Regierungsrath, 32.
Thoren, Hofkriegssecretär, 88.
Thugut, Franz Maria 127.
Thun, Joseph Maria Graf, Bischof, 55, 61.
Thürheim, Ludwig Graf, Feldzeugmeister, 92.
Tirol, 28, 32, 74, 111, 507.
Török, Alexander, 203.
Toussaint, Franz Joseph Freiherr von, Zahlmeister, 147, 217, 218.
Trautson, Johann Joseph Graf, Erzbischof von Wien, 55, 57, 60, 61, 119—124, 518.
— Johann Wilhelm Fürst, Oberstthofmeister, 130, 143.
— Fürstin von, 130.
Trenck, Franz von der, 105—108.
Triest, 79—85, 338, 339.
Trivulzi, Fürstin, 225.
Troyer, Cardinal, Bischof von Olmütz, 57, 58.
Trsztyanszky Johann, Vicepalatin, 216.
Turba, Hofrath, 509.
Türkei, 45, 266, 268, 273, 275, 288, 289, 331, 355, 369, 370, 408, 412, 413, 432, 457, 499, 502.

Ulfeld, Graf, Hofkanzler, 17, 24, 67, 105, 106, 125, 225, 230, 231, 240, 266, 271, 280, 317, 321, 324, 328, 334, 343, 344, 346, 350, 376, 401, 450, 512, 540—542, 544.
Ungarn, 3, 44, 52—54, 64, 74, 78, 79, 180—220, 432, 459, 507, 508, 514, 524—529, 556.

Valenti, Cardinal, 56.
Valori, Marquis von, französischer Gesandter, 474, 551.

Voy, Abrahom, 52.
Venedig, 56, 79, 83, 84, 237.
Verri, Gobriel Grof, 231.
Villofor, Marquis von, Grof von Montefanto, 231.
Ville, Abbé de lo, 404, 440, 444, 445, 464, 555.
Volvire, Marquis de, 301.
Vorfter, Johonn Werner von, 291, 292.

Wales, Prinz von, 272.
Wollis, Wenzel Grof, Feldzeugmeifter, 46, 88.
Wosner, Ignoz von, Gefondter in Englond, 284, 285, 540.
Weger, Fronz Jofeph, 158, 159, 163—165, 334, 544.
Weikard, Poter Ignoz, 163, 166, 168, 522.
Weingorten, Leopold von, Gefandtfchoftsfekretär, 300, 476—477, 558, 559.
Weingorten, Moximilion von, 475—479, 489, 558, 559.
Wiefenhütter, Franz Freiherr v., 81—83.
Willioms, Sir Chorles Hanbury, 136, 138, 149, 258, 259, 316, 317, 350—352, 434, 458.
Winkelmonn, Generolmojor, 312.
Winter, de, Koufmonn, 84.
Winterfeldt, preußifcher Generol, 312.
Witte, Frou, 477—479.
Wöber, Augnftin Thomos von, Hofkriegsrath, 88—91, 515.
Woronzow, Grof, 156.
Wrbna, Eugen Grof, 77.
Wrede, von, 294, 295, 316, 537.
Wrtby, Graf, 144.
Wynonts, 178.

Zoy, Emmerich, Freiherr, 186.
Zunti, 227.

Druck von Adolf Holzhaufen in Wien
k. k. Univerfitäts-Buchdruckerei.

28 DIC 1870

Historische Werke

aus dem Verlage von

Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler in **Wien**.

Klinkowström, Clemens von, Concipist im k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archiv. **Aus der alten Registratur der Staatskanzlei.** Briefe politischen Inhalts von und an **Friedrich von Gentz** aus den Jahren 1799—1827., mit geschichtlichen Anmerkungen. gr. 8. 1870.
2 fl. — 1 Thlr. 10 Ngr.

Künzel, Heinrich. Das Leben und der Briefwechsel des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, des Eroberers und Vertheidigers von Gibraltar. Ein Beitrag zur Geschichte des spanischen Successionskrieges, zur Memoirenliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts und zur hessischen Landesgeschichte. Mit dem Porträt des Landgrafen und der Admiralitäts-Karte von Gibraltar. Neue Ausgabe. gr. 8. 1869. 4 fl. — 2 Thlr. 20 Ngr.

Lorenz, Ottokar, Professor an der k. k. Universität in Wien. **Josef II. und die belgische Revolution.** Nach den Papieren des General-Gouverneurs Grafen Murray. (1787.) gr. 8. 1862. 60 kr. — 12 Ngr.

— — **Deutsche Geschichte im XIII. und XIV. Jahrhundert.** 2 Bände in 3 Abtheilungen. gr. 8. 1864. 1867. 10 fl. 25 kr. — 6 Thlr. 25 Ngr.

Prokesch, A., Oberlieutenant im k. k. österr. Generalstabe. **Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg.** Neue Ausgabe. Mit einem einleitenden Vorworte des Verfassers, des jetzigen k. k. Feldmarschall-Lieutenants und Internuntius Anton Freiherrn von Prokesch-Osten. Mit Porträt. gr. 8. 1861.
2 fl. — 1 Thlr. 10 Ngr.

Radics, P. von. Herbard VIII. Freiherr zu Auersperg. (1528—1575), ein krainischer Held und Staatsmann. Mit einer Einleitung: Die Auersperge in Krain, einem Porträt und der facsimilirten Handschrift Herbard's. gr. 8. 1862. 4 fl. — 2 Thlr. 20 Ngr.

Supan, A. Georg. Die vier letzten Lebensjahre des Grafen Ulrich II. von Cilli, mit besonderer Berücksichtigung der Stände-Revolution in Oesterreich in den Jahren 1451 und 1452. Nach den Quellen bearbeitet. gr. 8. 1868. 1 fl. — 20 Ngr.

Vivenot, Dr. Alfred Edler von, k. k. Hauptmann. **Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen** als Reichs-Feldmarschall. Ein Beitrag zur Geschichte des Reichsverfalles und des Baseler Friedens. Nach Original-Quellen bearbeitet. Mit 2 Porträts und einer Karte. Zwei Bände in 3 Abtheilungen. gr. 8. 1864. 1865. 18 fl. — 12 Thlr.

— — **Thugut, Clerfayt und Wurmser.** Original-Documente aus dem Haus-, Hof- und Staats-Archiv und dem k. k. Kriegs-Archiv in Wien vom Juli 1794 bis Februar 1797. Mit einer historischen Einleitung. gr. 8. 1869. 6 fl. 50 kr. — 4 Thlr. 10 Ngr.

Wolf, Adam. Fürst Wenzel Lobkowitz, erster geheimer Rath Kaiser Leopold's I. Sein Leben und Wirken. Mit Porträt. gr. 8. 1869. 6 fl. — 4 Thlr.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdrucker.